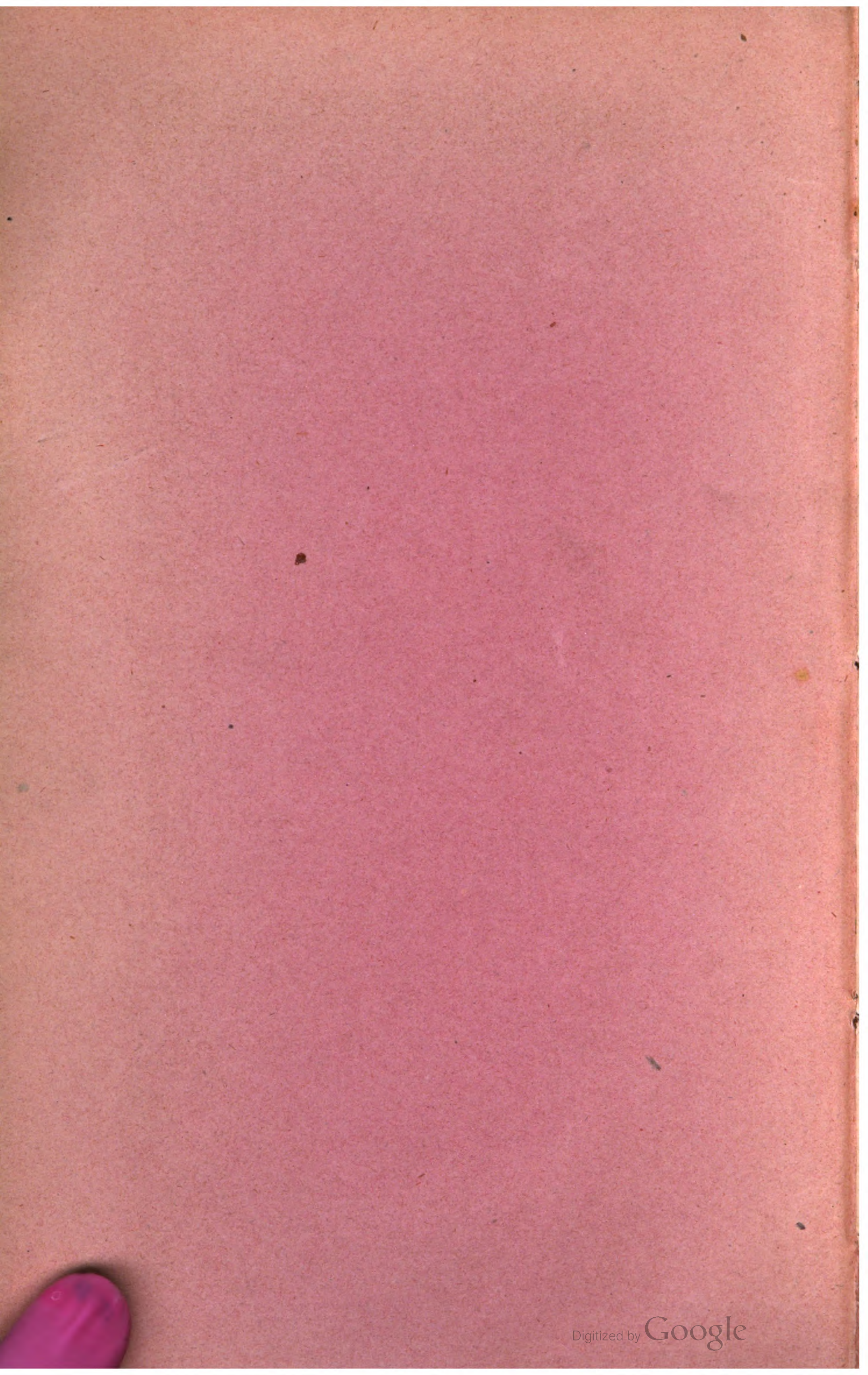


Frauenbilder

aus

Goethe's Jugendzeit.

Studien zum Leben des Dichters.

Von

H. Düntzer.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Der altehrwürdigen

deutschen Kaiserstadt,

der durch Wissenschaft, Kunst und Bürgersinn geadelten

freien Stadt

Frankfurt am Main,

der Mutter und ersten Pflegerin

des

deutschen Dichterfürsten,

seien diese Blätter

ehrerbietigst geweiht.

Vorwort.

Bildet das Gefühlsleben das eigentliche Element, welches des Dichters schwungvolle Seele allgewaltig trägt und mit feuriger Triebkraft emporhebt, so muß der eigentlich belebende Mittelpunkt seines ganzen Wesens in der Liebe beruhen, ohne die all sein Schaffen eitel und leer; denn die Liebe ist es, welche des vollen Herzens reiche Schätze erschließt, welche die reinsten und menschenwürdigsten Gefühle aus tiefster Brust erquellen läßt, welche in ihrer Flammenglut alle Schlacken der Selbstsucht ausscheidet, um das lautere Gold edelster Menschlichkeit zu Tage zu fördern. Nirgendwo aber zeigt sich die Wunderkraft der Liebe in so strahlender Glorie, wie in der sich ganz hingebenden seligen Neigung zwischen beiden Geschlechtern, wo Seele in Seele wurzelt, Herz in Herz aufgeht, Gemüth mit Gemüth sich vermählt. Der Mann wird sich seines vollen Seelenlebens erst im Zusammenklingen mit einem gleichgestimmten weiblichen Wesen bewußt, das wie heimische Lüfte ihn anmuthet, wie höhere, ahnungsvolle Stimmen ihn umweht, wie Gottes Odem frisches Frühlingsleben in ihm wach ruft. Aber mannigfaltig sind die Stufen der Neigung

und Leidenschaft, welche den Mann zu weiblichen Seelen hinziehen; je reicher und tiefer seine eigene Seele geschaffen ist, um so vielfältiger und inniger werden sich auch diese Verhältnisse, wenn das Glück ihm nicht abhold ist, in seinem Leben gestalten, es in verschiedenartigstem bunten Farbenspiele durchziehen, von der ersten wohlwollend zärtlichen Neigung an durch alle Grade wonnigen Glückes bis zur glühendsten Sehnsucht einheitlichen Ineinanderlebens und zu frommgläubiger Verehrung edelster Frauenwürde.

Kaum aber dürfte irgend ein Dichter einer gleich reichen Schule im Umgange mit edlen Frauen sich zu erfreuen gehabt haben, als unser Goethe, der gerade hierdurch zum Priester der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust geweiht wurde. In frühester Jugend rankte sich seine Seele an herzlich begeisterter Mutter- und treuester, innig reinster Schwesterliebe empor, die ihn ahnungsvoll ergriffen, ihn freundlich auf seinen blühenden Knaben- und Jünglingspfaden begleiteten, die wie holde Schutzgeister ihn hegten, wie liebliche Engelsblicke in sein Herz strahlten. Mußte er auch den Verlust der Schwester sehr frühe beklagen, so verließ sie ihn doch nicht, ehe er festen Schrittes das Leben erprobt hatte, und die Liebe der Mutter stand wärmend und belebend bis in sein sechzigstes Jahr über des Dichters ruhmgekränztem Haupte. Und wie strahlt Goethe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stolberg, Maximiliane von la Roche, Frau von Stein,

Korona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heitern Herzogin Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Luise, in so vielen anderen zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichterglut in sich sog! Aber gerade die Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse und den raschen Wechsel der Liebe hat man allgemein dem Dichter verargt, und als Beweis, daß seine Liebe nicht auf ächt gesundem Grunde ruhe, gegen ihn in Anwendung bringen wollen. Der Reiz wahrer Weiblichkeit zog unsern Goethe unwiderstehlich an, wie „sein hoher Gang, sein' edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt und seiner Rede Zauberfluß" alle Frauen mächtig hinrissen. Aber zu seiner eigenen Erhaltung bedurfte er einer besondern Entsagungs- und Wiederherstellungskraft, welche ihm die gütige Natur verliehen, damit er sich nicht selbst aufreibe, sondern immer neu gesundet aus den gewaltigsten Seelenkämpfen hervorgehe. Freilich müssen wir ihm jene Treue völlig absprechen, welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt, dessen Verlust sie nicht ertragen kann, jene Beharrlichkeit, welche sich an eine Liebe fest anklammert, und verblutet, wenn der Gegenstand derselben ihr entrissen wird: aber daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühen Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen. Dafür blieb dem

Dichter aber auch das höchste Glück, der dauernde Besitz des mit allen Kräften und Sinnen erstrebten Gegenstandes seiner Liebe, auf immer versagt, so daß er an wahrem Liebesglücke das einbüßte, was er im wechselnden Kampfe der Liebesleidenschaft als Dichter gewann. Nur hüte man sich, ihn darum in seinen Liebesverhältnissen einer kalten Berechnung zu beschuldigen, welche nach bloßer Laune solche anknüpfte und abbrach, vielmehr lag hierin eine gewisse dämonische Gewalt, welche ihn unwillkürlich umhertrieb und ihn oft gewaltsam fortschleuderte, wo seine Besonnenheit ihr Widerstand leisten wollte: denn sich selbst zu beherrschen war seit frühen trüben Erfahrungen sein beständiges Augenmerk, und wie sehr ihm dies später, schon gegen Ende der siebziger Jahre, gelang, zeigt die genauere Kenntniß seiner Lebensverhältnisse.

Je tiefer die leidenschaftlichen Stürme von Goethe's Herzen in sein ganzes dichterisches Leben und Schaffen hineingriffen, um so wichtiger muß es erscheinen, besonders bei der vielfachen Entstellung, die sich rasch urtheilende Leichtfertigkeit und blinder Haß erlaubt haben, sie in ihrer reinen Wirklichkeit dargestellt und gewürdigt zu finden, abgesehen davon, daß die meisten hier in Betracht kommenden Frauen auch selbständig für sich hohen Antheil zu erregen verdienen dürften. Die bedeutendern hierher gehörigen Frauen aus Goethe's Jugendzeit bis zur Abreise nach Weimar, mit Ausschluß Lottens, deren Bild ich in meinen „Studien zu Goethe's Werken" S. 92 ff. zu entwerfen versucht habe, nebst seiner Mutter

und Schwester, welche so mächtigen Einfluß auf seine Entwicklung gewonnen, bilden den Gegenstand vorliegender Schrift. Von Goethe's Mutter wird uns freilich bisher noch vieles vorenthalten, wie besonders der größte Theil ihres Briefwechsels mit dem Sohne, wovon einzelne Goldkörner sich bei Riemer finden, ein Brief auch als Beilage zu einem Schreiben an Zelter erhalten ist, aber die vielfachen, von mehreren Seiten her gemachten Veröffentlichungen setzen uns in den Stand, schon jetzt ein treues Bild der vortrefflichen Frau zu entwerfen, über die jemand, als er einen Brief der zweiundsiebzig Jahre alten Matrone gelesen hatte, sich der begeisterten Bemerkung nicht enthalten konnte: „So hätte Gott alle Menschen erschaffen sollen!“ Zu einer solchen Darstellung lag um so größere Veranlassung vor, als manches außerhalb des Zusammenhanges falsch beurtheilt werden mußte, und die einzige bisher versuchte Zusammenstellung über Goethe's Mutter, welche vor Jahren in einem historischen Taschenbuch gegeben wurde, manche besonders durch neuere Mittheilungen und Forschungen mögliche Erweiterungen, Ausführungen und Berichtigungen forderte.

Die auf den ersten Blick auffallend scheinende Aufeinanderfolge der fünf hier gegebenen Aufsätze wurde durch besondere, im Gange der Untersuchung liegende Gründe bedingt; denn der dritte Aufsatz erforderte die vorgängige Darlegung von Gesellschaftsverhältnissen, welche nur im zweiten ihre eigentliche Stelle fand, und bei dem Bilde von Goethe's Mutter

mußte manches als bekannt vorausgesetzt und nur kurz berührt werden, was in den vorhergehenden Aufsätzen näher zu entwickeln war. Ueber Friederike und Lili habe ich bereits früher in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1848 Nro. 92 ff. 1849 Nro. 237 ff.) ausführlich gehandelt, und es hat nicht an Aufforderungen gefehlt, diese Aufsätze durch besondern Abdruck zugänglicher zu machen; die hier an erster und vierter Stelle gegebenen Darstellungen dürfen aber als ganz neue, weiter geführte und vielfach berichtigte Arbeiten gelten. Allseitige Begründung meiner Angaben schien mir bei allen diesen Aufsätzen, die den Charakter von Untersuchungen nicht verläugnen konnten, zur Sicherstellung für die Zukunft unumgänglich nöthig, weshalb ich auch nicht umhin konnte, entgegenstehender Behauptungen zu gedenken und sie als unbegründet zurückzuweisen, womit freilich manchen zu viel Ehre geschehen sein dürfte; nicht leere Krittelei, sondern die Sache selbst nöthigte zu solchen Widersprüchen, deren ich gern überhoben gewesen wäre.

Die mannigfachen neuen Nachrichten über Goethe's Leben, die ich hier geben konnte, verdanke ich größtentheils der unermüdeten freundlichen Vermittlung der hochverehrten Frau Maria Belli, geborene Gontard, in Frankfurt, die durch ihr verdienstvolles, mir so manche Belehrung bietendes Werk „Leben in Frankfurt am Main" (1850) nicht allein auf den Dank ihrer Vaterstadt vollwichtigen Anspruch hat. Meine mancherlei Fragen beantwortete dieselbe mit stets sich gleich

bleibender Bereitwilligkeit, auf ihre eigene bedeutende Kenntniß, wie auf die besten noch lebenden Quellen gestützt, welche sie für mich zu befragen die Güte hatte. Möge dieser öffentliche Ausdruck meines Dankes den Antheil bezeichnen, welchen die hochverehrte Frau an der glücklichen Vollendung der vorliegenden Untersuchungen hat, die ich ohne ihre bereite Hülfe nicht in dieser Weise hätte geben können. Der Kreis derjenigen, welchen über Goethe's Frankfurter Verhältnisse theils aus eigener Anschauung, theils aus den Erzählungen wohl eingeweihter Personen genaueres bewußt ist, wird immer kleiner — im laufenden Jahr entriß der Tod J. Fr. H. Schlosser und Fräulein Stock, die älteste Tochter einer der Frau Rath Goethe innigst befreundeten Familie —; es war die höchste Zeit, daß die noch vorhandenen Ueberlieferungen schriftlich festgestellt wurden. Auch Herrn Oberschulrath und Archivdirektor Dr. Friedemann in Idstein, Herrn Professor Dr. A. Nicolovius in Bonn, dem Lebensbeschreiber seines würdigen Vaters, seines Großvaters J. G. Schlosser und des edlen, glaubensstarken Fr. L. Stolberg, Herrn Hofrath Oberbibliothekar Dr. Preller in Weimar, Herrn Dekan Sehringer in Emmendingen, Herrn von Stramberg in Koblenz, dem geschichtskundigen Verfasser des „Rheinischen Antiquarius", und Herrn Dr. Weismann in Frankfurt, der sich den Freunden Goethe's und der mitteldeutschen Dichtung rühmlichst bekannt gemacht hat, bin ich zu anerkennendem Dank verpflichtet.

Möge auch dieser Versuch, den ich gern zu einer

glücklichern Zeit den Freunden und Kennern des Dichters vorgelegt hätte, manche Wolken, in welche man sein Bild gehüllt hat, auf immer zerstreuen, und als Beitrag zur richtigern Würdigung und Erkenntniß des großen Meisters gelten dürfen, der wohl von sich sagen konnte:

Nicht so vieles Federlesen!
Laßt mich immer nur herein;
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchschaue diese Brust!
Sieh der Lebenswunden Tücke!
Sieh der Liebeswunden Lust!

Köln, am Vorabend von Goethe's Geburtstag 1851.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 6 Note Zeile 6 lese man Lichtenberg,
„ 45 Zeile 13 „ „ träumerischen
„ 71 Note letzte Zeile „ „ † (statt *)
„ 86 Zeile 9 „ „ habe.
„ 112 Zeile 17 „ „ emporsteigern.
„ 115 Note letzte Zeile „ „ S. 107 Note 2 (statt S. 11 Note)
„ 186 Zeile 17 „ „ in dem (statt in den)
„ 213 Zeile 16 „ „ Kollegiatstifte
„ 232 Note letzte Zeile „ „ zwei Schöffen oder Rathsherren
„ 259 Zeile 7 gehört von Zeile 6 vor la Roche.
„ 288 Note Zeile 5 lese man Boie's Brief
„ 293 Note Zeile 2 streiche man er
„ 317 Zeile 3 lese man welche
„ 318 Zeile 20 „ „ hatte sich
„ 351 Note Zeile 13 gehört das Zeichen) vor herab.
„ 390 Zeile 2 lese man zweite (statt dritte)
„ 433 Zeile 16 „ „ Märchensessel
„ 442 Note Zeile 3 lese man sich aussprechen.
„ 452 Zeile 3 lese man diesen
„ 473 Zeile 2 v. u. streiche man zu
„ 528 Zeile 17 lese man Der Tod
„ 533 Zeile 15 „ „ war, (statt ward,)
„ 547 Zeile 6 „ „ Angriffe (statt Angriffen)

I.

Friederike Brion.

Als Goethe an seinem zwanzigsten Geburtstage, an Leib und Seele krank, sein heiteres Leipzig, die Stadt seiner ersten herzlichen Neigung, verlassen mußte, hatte er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, einst zum Besitze seines geliebten Käthchens zu gelangen, deren Liebe er durch seine unausstehlich eifersüchtigen Launen eingebüßt hatte, die aber sein Herz noch immer als „die Einzige von ihrem ganzen Geschlechte" verehrte. Freilich wurde diese Hoffnung Anfangs Mai 1769 durch die Nachricht von Käthchens Verlobung mit dem Dr. Kanne, den Goethe selbst bei ihr eingeführt hatte, fast ganz vernichtet, aber noch wollte er dem letzten Hoffnungsschimmer nicht ganz entsagen, sondern hielt sich an der Möglichkeit, jenes Verhältniß gelöst zu sehn, als am einzigen Rettungsanker seines liebekranken Herzens, träumerisch fest. Als er ihr am 23. Januar 1770 meldet, daß er Ende März nach Straßburg und von dort nach Paris gehn werde, wo er vielleicht eine gute Zeit zu bleiben hoffe, fügt er hinzu: „Und hernach — das weiß Gott, ob daraus was wird! Nun auf Ostern wird dann hoffentlich Ihre Verbindung vor sich gehn. Eh num, wenn es Ostern nicht ist, so ist's Michael, und wenn es ja Michael nicht wäre, so häng' ich mich gewiß nicht. — Wenn ich Ihnen den Fächer und das Halstuch (die er ihr nach der Rückkehr aus Frankreich verspricht) selbst

brächte, und noch sagen könnte Mlle. S(chönkopf) oder Käthchen S(chönkopf), wie sich's nun weisen würde! Eh nun, da wär' ich auch Doktor, und zwar ein französischer Doktor. Und am Ende wäre doch Fr. Dr. C. und Fr. Dr. G. ein herzlich kleiner Unterschied." Er scherzt darauf über die tolle Liebe seines Freundes Horn zu Constantia Breitkopf, welche für diesen eine gar nicht zu hoffende Partie sei, woran sich die humoristische, auf seine eigene Liebe wieder zurücklaufende Bemerkung anschließt: „Es könnte wohl noch gar am Ende eine Ehe geben, und das wär' ein Spektakel, aber ich wüßte doch noch eine Ehe, die ihm noch ein größerer Spektakel wäre. Und doch ist sie nicht unmöglich, nur unwahrscheinlich." Er rühmt dann seine elterliche Wohnung, in welche er eine Frau einführen müsse, die sich mit ihm dieser schönen Räume freue, wie er einst von Käthchen gehofft habe. „Nun, Käthchen, es sieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten, freien Sie mir eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichsten ist: denn was soll das Herumfahren! in zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach! Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrst du? Eine Frau!" Die Nachricht von Käthchens am 7. März 1770 vollzogener Vermählung, welche Goethe nicht vor Ostern (15. April) erwartet hatte, muß diesen tief bewegt, und nicht weniger als die unangenehme Stellung zu seinem strengen und starren Vater die Abreise nach Straßburg beschleunigt haben, die vor Ende März erfolgte. Schon am 2. April kam er in Straßburg an, wie Freund Horn, der ihn bis Mainz begleitet hatte, an Käthchen meldet, mit der Bemerkung: „Er wird Ihnen wohl bald einmal schreiben," was freilich nicht geschehn zu sein scheint.

In Straßburg überließ sich der junge Dichter, der eben den ersten Liebesschmerz ganz überwunden hatte, einem heitern, frohen Leben im Kreise lebenslustiger Freunde, die sich mit ihm am schönen, genußreichen Elsaß erfreuten, und in vollster Jugendkraft frei umherschwärmten. Auch zogen ihn die schönen Elsasserinnen freundlichst an, ohne aber ein leidenschaftliches Gefühl in ihm

aufzuregen, wogegen ihn der Nachklang seiner ersten, unglücklichen Liebe schützte. Die wunderliche Leidenschaft der reizenden Tanzmeisterstochter, die sich durch einen schrecklichen Verwünschungskuß an allen ihren glücklicheren Nachfolgerinnen in der Liebe des von der Natur herrlich begabten jungen Mannes zu rächen gedachte, mußte ihn noch mehr von jedem irgend leidenschaftlichen Verhältniß zurückhalten. „Ich habe niemals so lebhaft erfahren," schreibt er in Bezug auf das erste in Straßburg verlebte Halbjahr an eine Freundin, „was das sey, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte, muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zu empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist."

Aber gerade als Goethe jene Worte schrieb, hatten sich bereits die ersten Fäden eines Verhältnisses angesponnen, welches den jungen Dichter der reinen Liebe Freuden und Schmerzen in gesteigertem Maße durchempfinden ließ. Die eben angeführte Stelle ist einem in Goethe's Entwurf erhaltenen Briefe vom 14. Oktober 1770 entnommen, welcher die Ueberschrift führt: „An Mamsell F." Auf demselben Blatte befindet sich ein anderer, aus Saarbrück vom 27. Juni (1771) datirter Brief ohne Ueberschrift, welcher nach Adolph Schöll's nicht unwahrscheinlicher Vermuthung an dieselbe Freundin gerichtet ist.[1] Otto Jahn hat als die Freundin, an welche beide Briefe geschrieben seien, Oeser's Tochter Friederike bezeichnen zu dürfen geglaubt,[2] eine Annahme, welche uns aus vielen Gründen durchaus unhaltbar däucht; ja gerade jene beiden Hauptgründe, welche Jahn für dieselbe vorbringt, scheinen uns entschieden dagegen zu sprechen. Im zweiten jener Briefe heißt es

[1] Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe S. 49 f. 55 f.

[2] Jahn Goethe's Briefe an Leipziger Freunde S. 166 f.

nämlich: „In dieser Einsamkeit finde ich nichts Reizenders, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verläugnen wird, daß sie gegen meine Briefe seyn wird, was sie gegen mich war, und daß sie — genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie." Jahn will diese Aeußerung auf das Leipziger Käthchen, auf die vor sieben Monaten vermählte Anna Katharina Schönkopf, beziehen. Aber wie hätte Goethe auf solche Weise von dieser reden, wie hätte er sie der Unempfindlichkeit beschuldigen können, da er nur sich allein die Schuld des gestörten Verhältnisses zuschreiben mußte, wie er es auch in den an diese gerichteten Briefen wirklich thut! Auch zeigt der ganze Zusammenhang, daß eine solche Erwähnung der Leipziger Geliebten hier so unpassend, als möglich, wäre. Eben so irrig ist es, wenn Jahn bei den Worten: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel geliebt, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden sein, wenn man liebt," an die in einem Briefe an Käthchen (S. 75) genannte Franziska denkt. Aber das dort gemeinte Mädchen wird an jener Stelle nur mit bestimmt hervorgehobener Beziehung auf die Aufführung der „Minna von Barnhelm" Franziska genannt, ohne daß dieser Name als Spitzname dargestellt würde. Und Goethe sollte fast drei Jahre später dieses Mädchen noch mit dem Namen Fränzchen, nicht, wie jedenfalls zu erwarten stände, Franziska, ohne weitere Andeutung bezeichnet haben? Dazu kommt, daß sich für Fränzchen hier eine so entschieden zärtliche Neigung ausspricht, wie sie in der Leipziger Zeit neben Käthchen kaum aufgekommen sein dürfte. Wären jene beiden Briefe nach Leipzig gerichtet, so würde weder eine Beziehung auf Leipzig, dessen Vorzüge Goethe in den Briefen aus Frankfurt so lebhaft ausspricht, noch eine kurze Hindeutung auf den Wechsel seines Wohnortes fehlen können. Auch muß Jahn eine engere Verbindung zwischen Friederike Oeser und dem Schönkopfischen Kreise annehmen, wozu wir durch nichts berechtigt sind.

Dagegen erklären sich die Briefe ganz einfach, wenn wir sie mit Schöll an eine Frankfurter Freundin gerichtet denken, die wir freilich nicht ganz unzweifelhaft sicher, aber doch mit höchster Wahrscheinlichkeit nachweisen können. Bei Fränzchen dürfte man an Franziska Jakobea Crespel, geboren am 11. August 1752, spätere Frau Jacquet, denken, und unter Käthchen deren Schwester Maria Katharina verstehn, die neun Tage älter als Goethe war, und im Jahre 1801 unvermählt starb, wenn man nicht lieber Katharina Gerock hier vermuthen will. Schöll's Einfall, das in dem einen Briefe erwähnte Fränzchen sei gerade das angeredete Mädchen selbst, dünkt uns höchst unwahrscheinlich, wie wir denn in dem als Namensanfang bezeichneten F nur eine Abkürzung des Zunamens, nicht des Vornamens erkennen können. Im Sommer 1767 war Fräulein Katharina Fabricius in Frankfurt gewesen und mit Goethe's Schwester während der Abwesenheit des Bruders bekannt geworden. Eine jüngere Schwester derselben hatte Goethe im Jahre 1769 zu Frankfurt kennen lernen (Jahn Briefe an Leipziger Freunde S. 279), und an diese, die auch durch seine Schwester mit der Familie Crespel bekannt geworden sein dürfte, scheint der Brief gerichtet.

In jenem nach Frankfurt geschriebenen Briefe finden wir nun eine bestimmte Erwähnung des ersten Besuches Goethe's in Sesenheim; denn es heißt dort nach jener früher angeführten Stelle: „Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze, und an Sie schreibe." Die hier bezeichnete Familie ist die des Pfarrers Johann Jakob Brion zu Sesenheim, einem eine Stunde von Drusenheim, ein wenig links von der von da nach Lauterburg führenden Landstraße, gelegenen Dorfe. Seine tüchtig verständige, in ihrem häuslichen

Kreise heiter wirkende Gattin Maria Magdalena, geborene Schöll,[1] aus Straßburg, hatte ihm vier Töchter, von denen eine frühe gestorben war, und einen Sohn gebracht. Die älteste der noch lebenden Töchter Maria Salome war, wenn auch wohlgebaut, nicht so schön und von so leichter, unendlicher Anmuth beseelt, als ihre jüngere, fünfzehn Jahre alte Schwester Friederike, mit ihren heiteren blauen Augen und dem „artigen Stumpfnäschen, das frei in die Luft schaute, als könne es in der Welt keine Sorgen geben". Die jüngste Schwester Sophie war damals noch ein Kind von sechs bis sieben Jahren, und der einzige Bruder nur wenige Jahre älter. Hier, im alten, einem Neubau entgegenharrenden Pfarrhause,[2] das äußerlich sich von einem gewöhnlichen Bauernhause nicht unterscheiden ließ, sollte unserm Dichter in der jugendlich reizenden Friederike ein glänzender Stern aufgehn, der alle schlafenden Gefühle innigster Liebe und holdester Sehnsucht in seinem Herzen entzündete, so daß er nicht umhin konnte, sein neues Glück, das ahnungsvoll, wie ein reicher Himmel unendlicher Seligkeiten vor

[1] Ihr Bruder, Justizamtmann in Harskirch, einem Städtchen des damaligen Fürstenthums Saarbrück, später Regierungsrath in Saarbrück, hatte die älteste Tochter des Leibarztes der Gemahlin des Hessendarmstädtischen Erbprinzen, nachherigen Landgrafen Ludwig IX., Hofrath Weyland in Buchsweiler, der Hauptstadt der zu Hessendarmstadt gehörenden Grafschaft Hanau-Lichtenburg, geheiratet. Aus dieser Ehe entsproß der am 8. Mai 1766 geborene als Buchhändler, Schriftsteller und Diplomat bekannte Oberregierungsrath Maximilian Samson Friedrich Schöll. Diesen letztern meint Niebuhr, wenn er (Briefw. II, 466) von Rom aus schreibt: „Von dem Leg.-R. Sch., der Hdb. (den Staatskanzler Hardenberg) begleitet, habe ich erfahren, daß der Pfarrer zu Sesenheim sein Oheim war und vier Töchter hatte. Die unglückliche, allgemein verehrte Friederike sei vor wenigen Jahren gestorben. Auch der Bruder, ein respektabler Pfarrer, sei todt. Friederike habe die Entstehung von Goethe's Leben noch erlebt; ob sie es gelesen, wisse er nicht."

[2] Die Umrisse der Pfarrwohnung gibt Näke zu seinem Aufsatze „Wallfahrt nach Sesenheim" S. 38, eine genauere Abbildung August Stöber im Titelbilde zu der Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" (mit der Erklärung S. VIII).

ihm lag, seiner entfernten Freundin zu verkünden. Ganz auf dieselbe Weise sehen wir unsern Dichter später, als ihn die flammende Liebe zu Lili ergriffen hatte, seine Gefühle in den Busen seiner nie gesehenen Auguste Stolberg ausströmen, wie sein Werther, als er vor einem schweren Wetter sich in die Stube einer geringen Bauernherberge geflüchtet, wo Schnee und Schlossen wider sein Fensterchen wütheten, Lotten sein Verhältniß zu Fräulein von B... eröffnet.[1] So bedurfte er stets einer zärtlich fühlenden Seele, welcher er das neuerblühende Glück seiner Liebeswonne anvertrauen konnte, und so mußte die Erinnerung an eine solche sich in diesem Augenblick unwillkürlich seiner bemächtigen, ohne daß es anderer Berührungspunkte bedürfte. Schäfer, der mit Jahn annimmt, Goethe habe den Brief an Friederike Oeser geschrieben (Goethe's Leben I. 109 ff.), meint, der Name der Geliebten und die ländliche Heiterkeit hätten den jungen Dichter an jene Freundin wohl erinnert. Aber wie hätte dieser es wagen können, jener kaltverständigen Freundin, die ihm mit Spott und einer Art Superiorität entgegentrat, weshalb er bald jeden brieflichen Verkehr mit ihr aufgegeben zu haben scheint, das süßeste Gefühl seines Herzens anzuvertrauen! Bezeichnend ist in dieser Beziehung der Schluß des Briefes: „Und daraus können Sie sehen, inwiefern man seiner Freunde vergessen kann, wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unserer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergessen werde."

Der Brief ist an einem Sonntage geschrieben, am 14. Oktober, wahrscheinlich noch am Abend nach der Rückkehr; denn wenn

[1] Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 142.

Goethe's Reisegefährte, wie wir gleich hören werden, so sehr auf die Rückkehr drang, weil er seine Vorlesungen nicht versäumen wollte, so müssen wir wohl denken, daß er am Anfange der Woche in Straßburg zurücksein, und deshalb die Rückreise nicht über den Sonntag hinaus verschieben wollte. Mehrere Tage können zwischen dem Briefe und der Rückkehr von Sesenheim unmöglich angenommen werden, und weshalb Goethe's Freund auf die Rückkehr am Ende der Woche, noch vor dem Sonntag, gedrungen haben sollte, läßt sich schwer absehn. Als Goethe nach der Rückkehr sich einsam auf seinem Zimmer fühlte, da überkam ihn mit Allgewalt die Erinnerung an die geliebte Freundin in Frankfurt, welcher er sogleich sein von ungeahnter Wonne erfülltes Herz erschließen mußte.

Als er am andern Tage in das gewohnte Straßburger Leben zurücktrat, erschien dieses ihm todt und leer, so daß er sich in Gedanken zu der neuen Geliebten seines Herzens zurückflüchten mußte, an welche er noch an dem Abende desselben Tages folgenden von Schöll mitgetheilten Brief richtete.

„Liebe neue Freundin!

„Str(aßburg), am 15. Oktober (1770).

„Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug' im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bißchen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin!

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes. So viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem

lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehn konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Discurs weder weitläufig, noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen. Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.[1]

Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen; entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsere Freude gewesen, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wiederzusehn.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung wiederzusehn. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn

[1] Ohne Zweifel Anspielung auf ein vielleicht von Goethe in Sesenheim erzähltes Märchen, wie Zauberprinzessinnen ihre in höchster Gefahr schwebenden Ritter auf wunderbare Weise gerettet. Die beiden Freunde liefen Gefahr, wenn der Regen früher einfiel, in den Morästen, zwischen die sie sich verirrt hatten, umzukommen. Des in der sesenheimer Laube erzählten Märchens von der neuen Melusine gedenkt Goethe (B. 21, 286 f. 22, 1 f.) gleich beim ersten Besuche.

uns ein bißchen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzenei da, und sagen: „Liebes Herzchen, sei ruhig! du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst! Sei ruhig, liebes Herzchen!" Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still, wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenige Herzwehe behalten, und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester hundert —[1] was ich Ihnen gern wiedergäbe."

Dieser Brief, in welchem die herzigste Liebe, bald heftiger hervorbrechend, bald zur Ruhe sich mäßigend, pulsirt, bietet uns die gleichsam urkundlichen Züge des ersten sesenheimer Besuches, den uns der Dichter selbst am Schlusse des zehnten Buches von „Wahrheit und Dichtung" so wunderherrlich beschrieben hat; doch ergeben sich aus unserm Briefe einige Abweichungen von jener Erzählung. Nach letzterer macht Goethe nebst seinem Freunde Weyland, der ihn bei der verwandten Familie Brion einführt, die Reise zu Pferde, während, nach der Rückreise, wie sie im Briefe beschrieben wird, zu urtheilen, die Reisenden zu Fuße gegangen zu sein scheinen, und wahrscheinlich kam Goethe nicht von Straßburg, sondern von

[1] Das Wort Küsse vermeidet der verliebte junge Dichter, und ersetzt es schalkhaft durch eine Umschreibung, in welcher sich die Lust, die Geliebte einmal recht küssen und herzen zu dürfen, sehnsüchtig ausspricht.

Buchsweiler, wo er den Freund besucht, nach Sesenheim. Demnach würde auch Goethe, als er in aller Eile nach Drusenheim zurückwollte, zu Fuße gegangen sein, um sich im dortigen Gast- und Posthofe (vgl. Näke S. 27) ein Pferd nach Straßburg zu leihen. Der Besuch in Sesenheim beschränkte sich nach Goethe's Erzählung auf zwei Tage, so daß sie den Abend des zweiten Tages Sesenheim verließen, um die Nacht in Drusenheim zuzubringen, und am folgenden Tage zeitig in Straßburg zu sein. Dagegen spricht der Brief vom 14. Oktober von einigen Tagen, worunter wir wenigstens drei zu verstehn haben, und die Reisenden müssen am frühen Nachmittag von Sesenheim abgegangen sein, da sie schon vor dem Einbruche des Dunkels, welches in dieser Jahreszeit sehr früh erfolgt, in der Wanzenau sich befanden. Ein Uebernachten in Drusenheim ist schon an sich unwahrscheinlich, da dieses nur eine Stunde von Sesenheim entfernt liegt. Die Rolle, welche Goethe nach dem Briefe in der Hand trug, und die ihm durch die lebendige Erinnerung an Sesenheim, als ein rechter Talisman, alle Beschwerlichkeiten der Reise verscheuchte, war wohl der Entwurf zum Grundrisse des neuen Pfarrhauses, welchen er mit nach Straßburg nahm, um dort den Grundriß selbst mit mehr Bequemlichkeit auszuführen. Freilich versetzt Goethe die Anfertigung dieses Entwurfs in die Zeit des zweiten Besuches, aber ein Irrthum dieser Art ist, bei der späten Abfassung von „Wahrheit und Dichtung“ und den sonstigen Verschiebungen der Zeitfolge, nicht auffallend; auch dürfte es an sich für wahrscheinlich gelten, daß unser junger Dichter schon beim ersten, mehrtägigen Besuche sich dem alten Pfarrer, der ihn gleich nach der ersten Begrüßung vom Neubau des Pfarrhauses unterhalten hatte (B. 21, 268), dadurch freundlich zu erweisen suchte, daß er auf das Lieblingsthema desselben einging und seine Wünsche durch Entwerfung eines Grundrisses zu fördern suchte. Schwerlich dürfte an eine Rolle zu denken sein, die Friederike zur Bestellung nach Straßburg mitgegeben.

Einige Ungenauigkeiten in Betreff der Oertlichkeiten beim ersten Besuch hat Näke (S. 11 f. 20 ff.) bemerkt. Der Fußsteig, den

Goethe mit dem Kuchen wanderte, muß über die Wiese und durch den Wald gehn, die auf dem Wege nach Sesenheim liegen, und von denen der erstere ein Stück vor dem Dorfe aufhört, aber früher bis an's Dorf gereicht haben muß. Goethe erwähnt aber in seiner Darstellung keines Waldes, sondern nur anmuthiger Wiesen, durch welche ein Bach gelaufen, der zwei Fußpfade ziemlich auseinander gehalten, obgleich von letzterm gar keine Spur zu finden ist. Das Wäldchen, in welchem sich Friederikens Ruheplatz befand, setzt Goethe hinter den Garten der Pfarrerswohnung, während es in der Wirklichkeit auf der entgegengesetzten Seite der Straße gelegen haben muß. Jetzt ist es ausgehauen, wie die Laube, in welcher Goethe das Märchen von der neuen Melusine erzählte, eine Jasminlaube, der Hausthüre gegenüber, gerade am Eingang des Gartens, verschwunden, und an ihre Stelle ein Weinlaubengang getreten ist, während der Jasmin in eine Hecke gleich hinter dem Hause verpflanzt wurde. Das alte, nach Brion's Tod hergestellte Pfarrhaus ist vor nicht gar langer Zeit abgerissen und an seiner Stelle ein größeres, stattliches Gebäude aufgerichtet worden.

Wenige Tage nach dem Briefe an Friederike, gegen den 20. Oktober, begann Herder's Augenoperation, bei welcher nicht weniger, als bei dem folgenden, leider unglücklichen Verlauf der Heilung Goethe dem werthen Manne, der ihn freilich herbe und schonungslos behandelte, manchen freundlichen Dienst erweisen durfte. Indessen konnte die Krankenstube Herder's und die Gesellschaft der Freunde Goethe's Liebessehnsucht nicht zurückhalten; das Wiedersehen, das er sich und der Freundin versprochen hatte, vermochte er unmöglich sich lange zu versagen, und er fand sich zu einem wiederholten Besuche um so eher veranlaßt, als er den Grundriß zum Neubau dem alten Pfarrer zu überbringen hatte. Bei diesem zweiten Besuche, den wir, obgleich jede bestimmte Andeutung fehlt, in den November setzen dürfen, schlossen sich die liebenden Herzen noch traulicher auf, und verschlangen sich noch seelenhafter ineinander. Die Verbindung zwischen Sesenheim und Straßburg wurde

bald immer lebhafter, und der glückliche Liebestraum durch Sendungen von Büchern, Briefen und kleinen Geschenken ahnungsvoll fortgesponnen. Ein beredtes Zeugniß der damaligen Stimmung des Dichters würde uns ein leider in Goethe's Nachlaß verschlossener Brief des Dichters an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt, vom Dezember 1770, bieten, von welchem Eckermann berichtet: „Es zeigten sich schon Spuren vom Werther. Das Verhältniß zu Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen, und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift war ruhig, rein und zierlich.“ [1]

Die Ankündigung eines dritten Besuches, etwa gegen Weihnachten, enthalten die aus Friederikens Nachlaß mitgetheilten Verse: [2]

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder;
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben, wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränze winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen wie die Kinder sein. [3]

[1] Eckermann II, 136 f. Wir bemerken hierzu aus guter Quelle, daß die Briefe Goethe's an Horn sich im Besitze von Goethe's Jugendfreund, dem Kastenschreiber Riese, befanden, der vor seinem Tode (am 21. September 1827) sie dem Geheimerath Willemer mit der ausdrücklichen Bedingung übergab, sie an den Dichter zurückgelangen zu lassen, was dieser mit herzlichem Dank anerkannte.

[2] Zuerst im Musenalmanach von Chamisso und Schwab 1838, dann im Morgenblatt 1840 Nro. 216, jetzt auch in den Werken (B. 6, 64).

[3] Im Morgenblatt und in den Werken steht: „Wir wollen kleine Kinder sein.“ Uebrigens deutet die letzte Strophe auf das Spiel des Straußwindens.

Auf der Rückreise von diesem dritten Besuche scheint Goethe einen von der Familie Brion ihm gegebenen Auftrag ausgeführt zu haben, worauf die gleichfalls aus Friederikens Nachlaß erhaltenen Verse hindeuten:

Jetzt sitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langsam fort,
Und seine Seele nicht geschwinder.

Da sitz' ich nun vergnügt bei Tisch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar gesottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fisch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düster,
Mein Falke [1] stolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg so gut, als ihn der Küster
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

In „Wahrheit und Dichtung" erwähnt Goethe nach dem ersten Besuche zu Sesenheim zunächst desjenigen, zu welchem ihn die Aufforderung des ältern Professor Dr. Ehrmann an seine Zuhörer, in den bevorstehenden kurzen Ferien das schöne Land zu Fuß und zu Pferde zu durchwandern, veranlaßt habe. Aber das Klinikum, in welchem Ehrmann diese Aufforderung gethan, dürfte Goethe nicht vor dem dritten Semester besucht haben, wie er erst im zweiten Chemie und Anatomie hörte, [2] und die Reise, welche er jener Aufforderung gemäß antrat, war die nach Saarbrück, in den Johanniferien 1771. Auch hätte ja Ehrmann unmöglich während eines Wintersemesters seinen Zuhörern eine solche Zumuthung machen können, und von einem eigentlichen Semesterschluß scheint nicht die Rede zu sein. Wollte man aber auch den Schluß des Wintersemesters verstehn, so könnte doch dieser Besuch unmöglich als der

[1] In den Werken steht: „Mein Falber".
[2] Vgl. B. 21, 181. 197.

zweite gelten, da wir einen zweiten Besuch während des Winters bereits nachgewiesen haben, und der glühende Liebhaber seine Sehnsucht nach der Geliebten nicht fünf Monate lang unbefriedigt lassen konnte. Was Goethe von diesem zweiten Besuch erzählt, scheint von späteren Besuchen hergenommen zu sein, wenn wir auch nicht in Abrede stellen, es vielmehr äußerst wahrscheinlich finden, daß der verliebte Dichter im Februar und März die Geliebte in Sesenheim aufgesucht. Auch scheint die Beschreibung in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 5—12) auf eine so frühe Jahreszeit gar nicht zu passen. [1]

Dagegen finden wir den folgenden Besuch (B. 22, 12—24) in den Briefen Goethe's an den Aktuar Johann Daniel Salzmann, diesen damals fast fünfzigjährigen [2] freundlichen Leiter und Berather eines frischen, frohmuthigen Kreises aufgeweckter Jünglinge, vollkommen bestätigt, [3] nur daß er eine längere, ununterbrochene Zeit einnahm, als man nach Goethe's Darstellung anzunehmen geneigt wäre. Der erste der Briefe, den Goethe noch vor Pfingsten an Salzmann schickte, ist vier Wochen nach seiner Abreise von Straßburg geschrieben, [4] und erst einige Zeit nach Pfingsten kehrte er von Sesenheim zurück. In „Wahrheit und Dichtung" gibt Goethe als Veranlassung zu diesem Besuche eine Einladung Friederikens zu einem Feste an, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; sie habe ihn zugleich gebeten, sich auf längere Zeit einzurichten, weßhalb er einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence gepackt habe. Da Pfingsten im Jahre 1771 auf den 19. Mai fiel, so haben wir die Ankunft in Sesenheim jedenfalls vor den

[1] Eben so wenig können wir Viehoff's Annahme (I, 342) billigen, es sei hier an einen Besuch zwischen dem ersten (bis zum 14. Oktober) und Weihnachten zu denken; denn auch diese Jahreszeit widerspricht Goethe's Erzählung.

[2] Goethe bezeichnet ihn B. 21, 178 irrig als einen Sechzigjährigen.

[3] Mitgetheilt von Moritz Engelhardt im Morgenblatt 1838 Nro. 25 ff.

[4] Demnach durfte Viehoff (Goethe's Leben I, 346) diesen Aufenthalt nicht auf die Pfingstferien beschränken.

21. April zu setzen, etwa auf den 13. April, vierzehn Tage nach Ostern. Daß er erst damals den Grundriß zum Neubau des Pfarrhauses dem alten Brion gebracht, wie es in Goethe's Erzählung (B. 22, 15 f.) dargestellt wird, ist in jeder Beziehung unwahrscheinlich, da der verliebte Dichter jede Gelegenheit ergreifen mußte, sich die Zuneigung des Alten zu erwerben, wie wir denn bereits oben durch eine bestimmte Spur zu der Annahme geleitet wurden, der Entwurf zu dem Grundriß sei schon beim ersten Besuch gemacht worden; dagegen ist es wohl möglich, daß damals wie Goethe erzählt, einer der Gäste durch seine mit harten Bleistiftstrichen gezogenen Verbesserungsvorschläge den saubern Grundriß verdarb, zum höchsten Verdrusse des guten Alten, der kein höheres Vergnügen kannte, als sich von seinem Neubau, besonders angesichts eines so reinlich ausgeführten Plans, zu unterhalten.

Seine damalige Ankunft bezeichnet Goethe kurz mit den Worten: „In wenig Stunden befand ich mich in ihrer (Friederikens) Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft.“ Hier vermissen wir zunächst die Erwähnung von Freund Weyland, welcher ihn in das idyllische Pfarrershaus eingeführt hatte, und der auch bei diesem bedeutenden Feste, als ein gern gesehener Verwandter des Hauses, nicht fehlen konnte, wenn er auch freilich, als fleißiger Student, nicht, wie Goethe, mehrere Wochen sich aufhielt, sondern gelegentlich seine Besuche wiederholte, wie denn Goethe selbst im Verlaufe der Erzählung (B. 22, 17) eines solchen Besuches Weyland's gedenkt. Ein so bedeutendes Fest, wie dasjenige, welches die Familie Brion allen ihren näheren Bekannten gab, konnte kaum anders als an einem Sonntage gefeiert werden, und Goethe wird nicht versäumt haben, bei dem weitern Wege, den er zurückzulegen hatte, schon am Vorabend einzutreffen. Hiernach dürfen wir wohl dasjenige, was in „Wahrheit und Dichtung“ (B. 21, 6 f.) von dem zweiten, wie wir oben sahen, nicht recht unterzubringenden Besuch erzählt wird, auf diesen übertragen. „Früh bei Zeiten rief mich Friederike zum Spazierengehen; Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfange mehrerer Gäste vorzubereiten.

Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. [1] Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft, und bat mich, ihr beizustehn, daß alle Vergnügungen, wo möglich, gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. — Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehn sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand." Auch die weitere Erzählung: „Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durcheinander, bis Friederike sie sammelte, und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze (in dem jenseits der Straße gelegenen Wäldchen. Vgl. B. 21, 280, oben S. 12) lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation, und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens erwarten," dürfen wir hierauf beziehen, indem wir damit die Angabe, welche Goethe selbst von unserm Besuche macht (B. 22, 13), verbinden, die Gesellschaft, welche aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden bestanden, die ein alter Herr durch seine Vorschläge von noch wunderlicherm Zeug zu überbieten getrachtet, habe schon beim Frühstück den Wein nicht gespart. An diesem Morgen oder am Nachmittag erfolgte auch ohne Zweifel die Aufstellung der Gedächtnißtafel in jenem Wäldchen, welche Friederikens jüngere Schwester Sophie also beschrieb: [2] „Eines Tags haben sie (im Nachtigallwäldel, wie sie jenes Wäldchen nannte) eine vom Schreiner bestellte Tafel mit den Namen vieler Freunde (vermuthlich aller Gäste und der Familie Brion)

[1] In einer Anzeige von Hebel's alemannischen Gedichten (vom Jahre 1805) hebt Goethe das hier vorschwebende Gedicht „Sonntagsfrühe" als Meisterstück hervor (B. 32, 135 ff.).

[2] Nach der Angabe in dem Aufsatze von Fr. Laun im „Morgenblatt" 1840.

aufgehangen. Zu unterst schrieb Goethe seinen Namen unter folgende Verse (vgl. B. 6, 63):

> Dem Himmel wachs' entgegen
> Der Baum, der Erde Stolz!
> Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
> Verschont das heil'ge Holz!
> Und soll ein Name verderben,
> So nehmt die obern in Acht!
> Es mag der Dichter sterben,
> Der diesen Reim gemacht!"

Die Tafel wurde wahrscheinlich an der stärksten der vier Buchen des von Goethe beschriebenen Platzes in jenem Wäldchen befestigt. Nach Goethe befand sich hier bei seinem ersten Besuche an einem der stärksten Bäume ein längliches Brett mit der Aufschrift „Friederikens Ruhe", was, da Sophie Brion hiervon nichts bekannt war, zu den bewußten oder unbewußten Ausschmückungen Goethe's gehören muß, vielleicht auf einer bloßen Verwechslung mit jener Tafel beruht.

Die innigste Neigung, welche Goethe für das reizende Mädchen gefühlt, mußte an diesem Morgen, wo ihre schöne Seele sich in allem Glanze reinster Kindlichkeit und anmuthigster Weiblichkeit vor ihm entfaltete, zur vollsten Liebesknospe heranblühen und mit unwiderstehlichster Gewalt ihn fesseln. Die heitere Weise, in welcher sie die erwarteten Gäste schilderte, die gutmüthige Sorge, mit welcher sie diesen eine wahre Freude zu bereiten trachtete, das natürlich herzliche Bekenntniß ihres liebebedürftigen Herzens, die Freundlichkeit, mit welcher die grüßenden Bauern sie vor allen auszeichneten,[1] die Anmuth ihres ganzen Wesens, die nie reizender hervortrat, als in der schönen freien Natur, alles riß den liebenden Jüngling zu einer unendlichen Wonne hin, zum höchsten Gefühl herzlichen Glückes.

[1] B. 22, 9. Man vergleiche hierzu B. 18, 129, wo Julie sich ihrer Wohlthätigkeit wegen einer gleichen Freundlichkeit zu erfreuen hat.

Nach dem Mittagessen, bei welchem manche der Gäste, vor allen der alte Amtmann (von Lichtenau?), des Guten zu viel gethan, suchte man den Schatten auf, und vergnügte sich mit gesellschaftlichen Spielen, besonders Pfänderspielen, wo es bei der Lösung der Pfänder bald in's Uebertriebene ging, da die verwegene Lust keine Grenzen kannte. Auch Goethe und Friederike betheiligten sich recht lebhaft an diesen Scherzen, welche sie durch die witzigsten und neckischsten Einfälle zum heitersten Freudentaumel zu steigern wußten. Und gerade bei dieser freiesten und glücklichsten Laune, in wie reizendem Bilde mußte das liebende Paar sich gegenseitig erscheinen, wie mußten hier die letzten Schranken fallen und die Knospe der Liebe als reichstrahlende Blume ihren duftreichen Kelch erschließen! Wie glücklich fühlte sich daher unser von Liebesleidenschaft berauschter Dichter, als er beim Pfänderspiele den ersten herzlichen Kuß als Siegel seiner glühenden Liebe auf Friederikens blühende Lippen drücken, und dieses Wonnegefühls sich durch mehrmalige Wiederholung versichern konnte! Auf diese glücklichen Stunden, auf jenen Augenblick, wo das vollste Bewußtsein unzertrennlicher Seelenvereinigung dem glücklichen Paare aufging, beziehen sich die aus Friederikens Nachlaß erhaltenen Verse (B. 6, 63):

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle;
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude;
Nun lass' auch [1] morgen sein, wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein!

Goethe erzählt uns (B. 22, 7), er habe sich, seitdem jene leidenschaftliche Tanzmeisterstochter seine Lippen verwünscht und Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige herabgerufen, die nach ihr zum erstenmal dieselben küssen werde, aus abergläubischer Furcht in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu

[1] In den Werken steht: Laß mich.

küssen, und sich immer durchzuwinden gewußt, wo beim Pfänderspiele das Küssen als Lösung gefordert worden; erst an diesem Nachmittage habe er alle abergläubischen, hypochondrischen Grillen fahren lassen und die zärtlich Geliebte recht herzlich geküßt. Aber wir glauben mit Schäfer[1] diese streng gehaltene Resignation für eine bloße Ausschmückung des reizenden Liebesverhältnisses halten zu müssen, da Goethe sich bei der nahen Verbindung mit den lieblichen Pfarrerstöchtern unmöglich, und wäre es auch nur beim Pfänderspielen und Abschiednehmen gewesen, aller Küsse enthalten konnte, mit denen damals noch ein viel lebhafterer Tauschhandel getrieben wurde, als in unseren Tagen.[2] Dagegen glauben wir nicht, daß der Bund der Liebenden schon längst mit Hand und Lippe geschlossen gewesen, vielmehr lebten beide im stillen Glücke ihrer Liebe ahnungsvoll nebeneinander, bis der leidenschaftliche Kuß der Liebe an diesem Nachmittage, eindrücklicher als alle Worte, die innigste Seelengemeinschaft besiegelte.

Gegen Abend eilte man zum Tanze, welchem unser verliebtes Paar sich mit solcher Leidenschaft hingab, daß man ihm endlich von allen Seiten zureden mußte, nicht weiter fortzurasen. Hierfür entschädigten sie sich aber durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und als sie zu jenem stillen Platze gekommen, wo sie am Tage die Tafel aufgehängt hatten, durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß sie sich von Grund aus liebten. In dieser wonnigen Unterhaltung wurden sie durch die Ankunft älterer Personen unterbrochen, denen sie zum Abendessen folgten. Bis tief in die Nacht wurde getanzt, getrunken und gejubelt.

Wenn der Höhepunkt der Liebe nur kurze Zeit anzudauern pflegt, so war nach diesem Tage das höchste Liebesglück des reizenden Paares auf einmal geschwunden. Was beide bisher nur geahnt, hatten sie in tiefster Wonne durchempfunden, so daß der wirkliche gegenseitige Besitz kaum diese Wonne zu steigern vermochte.

[1] Goethe's Leben I, 113.

[2] Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 96 f.

Friederike und der glühende Dichterjüngling hatten sich, ohne zu denken und zu wollen, dem süßesten Gefühle hingegeben; die Eltern mochten wohl die Möglichkeit einer solchen Verbindung sich gedacht, und die Verwandten und Freunde derselben sie als eine sich von selbst verstehende Sache betrachtet haben. Als aber Goethe nach durchschwärmtem Tage nun endlich der Ruhe genießen wollte, da begann das leichtfertig geschlossene Verhältniß ihn in wilden Fieberphantasien zu beunruhigen. „Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen." War die Verwünschung Lucindens, der reizenden Tanzmeisterstochter, lange Zeit aus seiner Erinnerung geschwunden, so stellte sich diese jetzt seinen aufgeregten Sinnen mit fürchterlichster Gewalt dar; er sah Friederiken durch Lucinden bedroht, gewissem Verderben verfallen, eine Vorstellung, die um so ergreifendere Wirklichkeit vor seiner Seele gewinnen mußte, als ihm die Schwierigkeiten, welche einer Verbindung mit Friederike von Seiten der Seinigen und seines ganzen ihm vorgezeichneten Lebensganges entgegenstanden, wie Nachtgespenster, vorschwebten.

Auf das jubelnde Fest mußte, wie gewöhnlich, eine Abspannung und ein gewisses Mißbehagen folgen, welches den jungen Dichter um so quälender ergreifen sollte, als jene Nachtbilder, wenn sie auch vor dem Tageslichte schwanden, doch trübe Gedanken in ihm aufgeregt hatten, die ihn nicht ganz verlassen wollten. Die Gesellschaft trennte sich am folgenden Tage, nicht ohne die freundliche Pfarrersfamilie zu baldigem Besuche herzlich und dringend eingeladen zu haben. Unser Dichter dagegen blieb in Sesenheim zurück; denn wenn Goethe auch diesen Besuch als einen kurzen darstellen will (B. 22, 16), und nach ihm noch eine Anzahl wiederholter Besuche anführt (B. 22, 17 ff.), so zeigen dagegen die Briefe an den Aktuar Salzmann, wie schon oben bemerkt wurde, daß dieser Besuch länger, als vier Wochen, und zwar ohne Unterbrechung, dauerte. In diese Zeit gehört ohne Zweifel, was Goethe

(B. 22, 20) berichtet:[1] „Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft die Gegend zu durchstreifen, und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen. Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim vereinigt gesehen, jeden bei sich als freundlichen Wirth, gastfrei und so gern Küche und Keller, als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten.“ Daneben fehlte es nicht an Gästen in Sesenheim selbst, wie ohne Zweifel Freund Weyland mehrfach herüberkam, der einmal die Schalkheit beging, Goldsmith's Landpfarrer von Wakefield, in welchem die Familie ihr eigenes Ebenbild erblicken mußte, dorthin mitzubringen. Vielleicht führte er den jungen Bauverständigen mit sich, der an dem Grundrisse des Neubaues zum Pfarrhause das Beste gethan hatte, und mit welchem unser Dichter dem Alten zu Liebe die einfarbige Chaise bunt zu verzieren übernahm, welcher Versuch leider unglücklich endete.

Während er so an der Seite des geliebten Mädchens, freilich nicht ohne trübe Gedanken an die Zukunft, das Glück der schönen Natur genoß, welches er noch später so reizend zu schildern wußte (B. 22, 21), vertiefte er sich immer mehr in das Studium Ossian's und Homer's, wahrscheinlich auch Shakespeare's. Eine Uebersetzung der „Gesänge von Selma“ aus Ossian schrieb er für Friederike nieder, aus deren Nachlaß sie August Stöber a. a. O. S. 96 ff. herausgegeben hat. Später hat Goethe diese Uebersetzung mit wenigen Veränderungen in den Werther aufgenommen, wo Werther seiner Lotte diese „Klagen Selma's,“ die er ihr gebracht, selbst vorlesen muß, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch dieser letztere Zug aus dem sesenheimer Leben genommen ist.

[1] Unbegreiflich ist es, wie Viehoff (I, 359 f.) dies nach der saarbrücker Reise setzen konnte, also in den Juli, zu welcher Zeit die Familie Brion nach Straßburg kam.

Aber auch die dichterische Schöpfungskraft fand sich in diesem Natur- und Liebesleben aufgeregt. Hierher gehört folgendes aus Friederikens Nachlaß erhaltene, freilich die Spuren unglücklicher Verstimmung deutlich verrathende Gedicht:

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister [1]
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh'?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?
Horch'! Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer,
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläffst du immer fester,
Je mehr es tagt.

[1] Geschwister soll hier nicht, wie Viehoff will, Friederiken nebst ihrer Schwester Sophie bezeichnen, an welche hier noch gar nicht gedacht wird, sondern der zärtliche Liebhaber stellt sich in ein brüderliches Verhältniß zur Geliebten.

Ich seh' dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne,
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen?
Wer wird nicht heiß?
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das, halb voll Schlaf und träumend,
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen [1]
Sieh sein Gesicht!
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt.
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch;
Die schönste meiner Musen,
Du schliefst ja noch.

Das Gedicht ist die Frucht eines langweiligen Morgens, an welchem die Geliebte, vermuthlich nach einem am vorigen Tage gemachten ermüdenden Ausflug, trotz ihres Versprechens, mit dem Dichter am frühesten Morgen einen Spaziergang zu machen, lange schlief und vergebens auf sich warten ließ.

[1] Er erröthet vor Scham und erblaßt vor Aerger, daß ihm kein Gedicht gelingen will, wie sehr auch der Gedanke an die schlafende Geliebte ihn begeistern sollte. Die dritte Person im folgenden erklärt sich aus der Beziehung auf mein Bild.

Eine besonders angenehme Unterhaltung fand Goethe darin, bekannten Melodien für Friederike neue Lieder unterzulegen. „Sie hätten," berichtet er selbst (B. 22, 22), „ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben; man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden." Zu diesen Liedern, die offenbar, da Friederike selbst sie singen sollte, nicht ausdrücklich an sie gerichtet sein konnten,[1] rechnen wir „Der neue Amadis", „Stirbt der Fuchs", „Blinde Kuh", „Der Abschied", „Willkommen und Abschied", und das erst aus Friederikens Nachlaß bekannt gewordene, die Ueberschrift: „Als ich in Saarbrücken war" führende Lied:

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das dich besitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen;
Still überall
Ist Stadt und Feld; dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm' zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm' bald herbei; sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

[1] Von anderer Art ist das eigentlich an Lili gerichtete, von dieser selbst gesungene Lied „Warum ziehst du mich unwiderstehlich" (B. 1, 57 f. 22, 298 f. 407), welches aber die Ueberschrift an Belinden führt. In dem Gedichte „der Abschied" wird, obgleich es zur Zeit der Liebe zu Friederike gedichtet ist, ein Fränzchen angeredet, in „Stirbt der Fuchs" heißt die Geliebte Dorilis, in „Blinde Kuh" Therese.

Die Ueberschrift dieses Gedichtes hat zu der dem Inhalt schnurstracks widersprechenden Ansicht verleitet, Goethe habe es bei seiner Anwesenheit in Saarbrück gedichtet, wo ihn die Sehnsucht nach der Geliebten überfallen. Aber man sieht auf den ersten Blick, daß hier nicht der Geliebte, sondern die geliebte Freundin den gewohnten Ort verlassen, weshalb man zu der Annahme gedrängt wird, Friederike habe die Ueberschrift hinzugefügt, und unter ich sei nicht der Dichter, sondern Friederike selbst zu verstehn. Nun aber können wir eine Reise Friederikens nach Saarbrück im Monat Mai, auf den das Gedicht hindeutet, während Goethe's Bekanntschaft, also im Jahre 1771 (denn der Mai 1770 liegt vor dem Beginn der Bekanntschaft) unmöglich annehmen, da, wie die Briefe Goethe's an Salzmann zeigen, Friederike den ganzen Mai über, wo Goethe sich in Sesenheim befand, nicht abwesend war. Friederike reiste erst im Jahre 1772 in Begleitung der Mutter nach Saarbrück, aber am 3. Juni, nicht im Mai, und der Annahme, das Gedicht sei von Lenz, der sich damals nahe bei Sesenheim aufhielt, widerspricht der ganze Charakter des tiefgefühlten, mit hinreißender Natürlichkeit und glücklichster Leichtigkeit hinströmenden Liedes. Goethe legte dieses Lied, welches die Sehnsucht des zurückgebliebenen Liebhabers nach der in die Ferne gezogenen Geliebten ausspricht, einer bekannten Melodie unter, oder schrieb es ohne weiteres als Darstellung einer dichterischen Situation. Friederike aber glaubte später, das Gedicht sey persönlich an sie gerichtet, und da sie sich keiner längern Abwesenheit als ihres Aufenthalts in Saarbrück erinnerte, so bezog sie es auf diese, ohne daß ihr eingefallen wäre, daß diese Reise erst neun Monate nach der Trennung von Goethe fiel; und so gab sie ihm die unglückliche Ueberschrift, welche zu einer so widersinnigen Auffassung verleitet hat.

Ist aber auch dieses Gedicht nicht persönlich an Friederike gerichtet, so zeigt es doch, wie der tiefschmerzliche „Abschied“, welche Gefühle damals unsern Dichter bewegten. Dagegen scheint es uns auf einem argen Irrthum zu beruhen, wenn die „chronologische

Uebersicht von Goethe's Schriften" das zuerst im Jahre 1800 gedruckte Gedicht: „An die Erwählte" in die Jahre 1770 oder 1771 versetzt, woran freilich Viehoff so wenig Anstoß nahm, daß er es ohne weiteres persönlich an Friederike gerichtet glaubte. Der ganze Ton und die hohe Vollendung des Gedichtes, das in der ersten Ausgabe von Goethe's vermischten Gedichten (1789) noch fehlt, deuten auf die neunziger Jahre hin. Man erinnere sich der Lieder „Nähe des Geliebten", „Zu lieblich ist's ein Wort zu brechen", „Rastlose Liebe", „An Mignon", die alle in diese Zeit fallen, und des reichen Liederschatzes, welchen Goethe's und Wieland's Taschenbuch auf das Jahr 1804 spendete.

Je länger der Aufenthalt unseres Dichters zu Sesenheim dauerte, um so drückender und ängstlicher mußte das Verhältniß für ihn und die Geliebte werden, da er seine baldige Abreise nach der Heimat sich und dem heißgeliebten Mädchen nicht verbergen konnte. Wie schmerzlich mußte ihn jetzt der Gedanke erfassen, daß er durch eine unbesonnen genährte Leidenschaft Anforderungen erregt hatte, die er nicht zu erfüllen vermochte, daß er durch die nothwendige Trennung die reine Ruhe des geliebtesten Wesens zerstören, das zu heiterstem Lebensgenusse geschaffene liebe Herz zerreißen werde! Und wie tief fühlte er sich selbst verwundet, wenn er den Verlust dieses kindlich reinen, offenen, frommgläubigen Wesens, welches sein ganzes Leben an sich gezogen hatte, sich vorstellen mußte! War denn aber, so wird man hier fragen, für den Dichter keine Möglichkeit gegeben, sich den Besitz der Geliebten, die so wohl begründete Ansprüche an ihn hatte, zu erringen? Nur in einem Falle: wenn er es gewagt hätte, sich zur Selbständigkeit zu ermannen, sich von dem Vater und den Seinigen auf immer zu trennen, und sich dem Glücke seines Genius ganz anzuvertrauen. Der eben so karge, als auf seinen Sohn ehrsüchtige Vater, welcher diesem bereits seinen ganzen künftigen Lebensplan vorbestimmt hatte, der ihn schon als eine Zierde seiner Vaterstadt in den höchsten Würden, mit den ansehnlichsten Familien durch eine reiche Heirat verbunden, zugleich als Schriftsteller rühmlich

ausgezeichnet vor sich schaute, wie hätte der strenge, starre Mann, von welchem der Sohn noch ganz abhängig war, in eine Verbindung mit der Tochter eines namenlosen, armen Landpfarrers einwilligen können? Und welchen Genuß hätte Goethe dem reizenden Landmädchen zu bieten vermocht, das nur in der freien Natur, wo „die Anmuth ihres Betragens mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern schien", das nur dann seine Bestimmung ganz zu erfüllen schien, wenn es über Rain und Matten leichten Fußes hineilte (B. 22, 9 f.)! wie hätte er diesem unter dem streng pedantischen Vater, von welchem schon seine Schwester so viel zu leiden hatte, und welcher einer aufgedrungenen Schwiegertochter die Vereitelung seiner Plane nie vergessen haben würde, in der alten, düstern Kaiserstadt irgend ein Glück versprechen können! So blieb ihm also nichts übrig, wollte er den Besitz der Geliebten durchsetzen, als sich auf sich selbst zu stellen, nicht bloß dem Vater, sondern auch der geliebten Mutter und Schwester, deren unglücklicher Zustand dadurch in's Unerträgliche gesteigert worden sein würde, zu entsagen, und sich dem schwankenden Glück anzuvertrauen, dem er doch das Schicksal der Geliebten nicht Preis geben durfte. Zu einer solchen muthig kecken That war aber niemand weniger geschaffen, als unser Dichter, dessen weiches Herz den Kampf mit den äußeren Verhältnissen des Lebens nicht zu ertragen vermochte, der vor jeder rauhen Berührung des Lebens zurückbebte, der nur zu demjenigen Muth fassen konnte, dessen Erreichung er mit Sicherheit erwarten durfte. Und so hatte das Schicksal auch freundlich dafür Sorge getragen, daß die äußern Bedingungen des Lebens ihm nicht hindernd entgegentraten, um ihn desto größere innere Leiden durchempfinden und ihn zur harmonischsten Geistesdurchbildung unter tausenderlei Mühen und Anstrengungen gelangen zu lassen. Und waren nicht gerade die vielfachen Liebesleiden eine schmerzliche Schule zu seiner Entwicklung als Dichter und Mensch? Freilich würde ein kaltrathender Freund unserm Dichter noch einen andern Ausweg haben zeigen können; er hätte ihn auffordern können, den

vom Vater vorgeschriebenen Plan seiner Ausbildung ruhig zu befolgen, bis er zu einer Selbständigkeit gelangt wäre, welche ihm die Heimführung der Geliebten auch wider den Willen des Vaters möglich gemacht hätte. Eine solche Handlungsweise aber widerstrebte seiner offenen, redlichen Natur; auch konnte der von tiefstem Bildungstrieb ergriffene Jüngling den Gedanken an ein streng praktisches, dem Erwerb zum Unterhalt einer Familie gewidmetes Leben nicht ertragen, es schien eine solche Beschränkung seinem Geiste, der sich zur höchsten Ausbildung gezogen fühlte, eine reine Unmöglichkeit, und wohl mochte ihn das Gefühl beschleichen, daß das einfache, im stillen Natur- und Liebesleben sich glücklich fühlende Landmädchen ihm zu der höhern Geistesbildung, die er anstreben mußte, nicht folgen könne, daß ihre Lebenswege sich nothwendig von einander trennten. So war es denn keine freie Selbstbestimmung, keine kalte Treulosigkeit, sondern eine innere Nöthigung, welche ihm die Trennung von der Geliebten eingab. Das Glück, welches er auf immer verlieren sollte, stand so hold und lockend vor seinen Blicken, aber er fühlte, daß er demselben entsagen mußte, sollte er nicht sich und die Geliebte elend machen. Zu dem zerreißenden Seelenschmerz über den Verlust gesellte sich die bittere Reue, daß er leichtfertig, im Rausche der Leidenschaft, in der Geliebten eine Hoffnung erregt, sie ein Glück in seinem Besitze hatte ahnen lassen, welches wie ein beseligender Traum verschwand, und ihr liebebedürftiges Herz mit unendlichem Schmerze zerriß. Diesen Vorwurf leichtfertiger Nährung einer Liebesleidenschaft, die beiden Theilen bei der nothwendigen Trennung unsäglichen Schmerz bereitete, können wir dem Dichter nicht ersparen, wie denn Goethe selbst früher und später in dieser Hinsicht seine Schuld rückhaltslos eingestand. „Eine solche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung,“ bemerkt er sehr treffend (B. 22, 61), „ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften, glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt

da, wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. — Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehn lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen, wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine andere Weise sein.“

So konnte denn auch Goethe, wie klar es ihm auch geworden, daß er sich von der Geliebten trennen müsse — und an bestimmten Aeußerungen, daß an keine dauernde Verbindung zu denken sei, wird es nicht gefehlt haben — doch nicht von der Seite des geliebten Wesens scheiden. Der unglückliche Kampf zwischen Wollen und Müssen erschütterte sein ganzes Wesen; von tausend Qualen geängstet, schwankte er hin und her, verbitterte sich und seiner Umgebung das Leben. Es müssen dies höchst sorgenvolle und langweilige Tage gewesen seyn, in welchen der Dichter, um sich von der Bedrängniß zu retten, es sogar nicht verschmähte, wie Friederikens jüngere Schwester berichtet, das Korbflechten bei dem lahmen Philipp zu lernen. Wer weiß nicht, welche Beruhigung eine solche mechanische Beschäftigung über den aufgeregten Geist zu bringen pflegt! Werden wir ja den von halbem Wahnsinn ergriffenen Lenz später das Schusterhandwerk erlernen sehn! Nur mit Mühe gelang es dem treu besorgten Aktuar Salzmann den einige Zeit auch körperlich leidenden Dichter endlich nach Straßburg zurückzuziehen.

„Ich komme“ schreibt Goethe nach einer Abwesenheit von vier Wochen, noch vor Pfingsten, an Salzmann, „oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vor'm Fenster, und meine animula vagula [1] ist, wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchthurm, dreh' dich! dreh' dich! das geht den ganzen Tag so, obschon das bück'

[1] Anspielung auf die Verse, welche Kaiser Hadrian vor seinem Tode gemacht haben soll (Spartian. Hadr. 25):

Animula vagula, blandula,
Hospes comesque corporis,.

dich! streck' dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist[1] Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. — Es ist schwer, gute Perioden, und Punkte zu seiner Zeit zu machen. Die Mädchen machen weder Komma, noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch: denn daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, das ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese.[2] — Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern weil ich vieles thue. — Behüt' mir Gott meine lieben Eltern! Behüt' mir Gott meine liebe Schwester! Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius! Und alle fromme Herzen! Amen." Man sieht, wie die Seele des Dichters auf das väterliche Haus gerichtet war, welches ihm die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Friederike vernehmlich zuzurufen schien. Die Unruhe und Angst seines Herzens nahm immer bedenklicher zu, wie sich aus einem folgenden Briefe an Salzmann, diesen Tröster der Betrübten und Helfer der Schwachen, ergibt. „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme," beginnt er; „ich will auch, und will auch; aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum?[3]

Quae nunc abibis in loca,
Pallidula, rigida, nudula,
Nec, ut soles, dabis iocos.

O schweifendes, schmeichelndes Seelchen mein,
Du meines Körpers Gast, Genoß,
An welchen Ort wirst du nun gehn,
O Seelchen, blaß und starr und bloß?
Wirst nimmer scherzen, wie zuvor!

[1] Vielleicht Anspielung auf ein Kinderspiel. Das ewige dreh' dich soll auf die Unruhe seiner Seele hindeuten, das bück' dich, streck' dich! auf stille Beruhigung und Duldung des Unvermeidlichen.

[2] Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 135 Note 2.

[3] Man darf nicht etwa an grämliche Gesichter denken, sondern die gutmüthige Freundlichkeit aller läßt ihn nicht zum Entschluß kommen, diese lieben Menschen durch seine Abreise zu betrüben.

Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt, wie gewöhnlich, durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. — Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! „Sind nicht die Träume deiner Jugend alle erfüllt?" frag' ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. „Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest?" — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe, die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden." Die Zugabe, die er meint, ist die Einsicht, daß ihm der Besitz Friederikens nicht zu Theil werden könne, deren Glück er durch seine Liebe zerstört habe, daß er nicht bestimmt sei, das wahre Glück der Liebe in ruhigem Besitze zu genießen,[1] wie sich dies in dem darauf folgenden Gleichniß ausspricht: „Als Knab' pflanzte ich ein Kirschbäumchen im Spielen; es wuchs, und ich hatte die Freude, es blühen zu sehn. Ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe, und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, eh' ich eine Kirsche versucht hatte. Ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Mehlthau; und doch, wenn ich Meister über einen Garten werde, pflanz' ich doch wieder Kirschbäumchen; trotz allen Unglücksfällen gibt's noch so viel Obst, daß man satt wird." Es ist ganz unverantwortlich, wie Viehoff (I, 340) hierin das Geständniß des Dichters erkennen wollte, daß er schwerlich in der

[1] Viehoff will darunter das tiefe Gefühl verstehn, daß es ein Treubruch an sich selbst wäre, wenn er solchen Verhältnissen treu bliebe, wenn er seine Seele so frühe und für immer in diese idyllisch beschränkte Sphäre einschränkte — ein hier ganz fremdartiger Gedanke. Aehnlich faßt Schäfer die Zugabe als die Erkenntniß, daß diese Liebe nicht der Lebensinhalt für seinen hochstrebenden Genius sein könne, und er sich deshalb eines Treubruches schuldig machen müsse.

Liebe ein volles Genügen der Seele finden werde; deutet Goethe ja vielmehr offenbar an, daß das Schicksal ihm nicht den vollen Besitz eines geliebten Wesens zu Theil lassen werde, und er doch noch immer die Hoffnung, des dauernden Genusses der Liebe sich zu erfreuen, nicht aufgeben könne. Man vergleiche hierzu die spätere Aeußerung Goethe's über Friederike (B. 22, 88): „Sie war mir (nach der Rückkehr in das elterliche Haus) ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette hatte mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Am Schlusse des Briefes gesteht Goethe seinem Freunde Salzmann, daß er bei dem überlangen Besuche in Sesenheim sich „festgefressen" habe, und er bittet ihn deshalb, der Ueberbringerin einen Louisdor mitzugeben.

Der folgende kurz nach Pfingsten (Pfingstsonntag fiel in diesem Jahre auf den 19. Mai), in der dritten Maiwoche, geschriebene Brief an Salzmann gibt uns einen noch klarern Einblick in das Verhältniß. „Unserm Herrn Gott zu Ehren [1]," beginnt er, „geh' ich diesmal nicht aus der Stelle, und weil ich Sie so lang nicht sehn werde, denk' ich, es ist gut, wenn du schreibst, wie dir's geht. Nun geht's freilich so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine (Friederike) [2] fährt fort traurig krank zu sein, und das gibt

[1] Es scheint, daß der Brief am Quatembertage, dem Mittwoch nach Pfingsten, dem 22. Mai, geschrieben ist, an welchem Goethe, wie er scherzend sagt, Gott zu Ehren, eigentlich weil er noch am Husten litt, zu Hause bleiben will. Bei den Katholiken sind die Quatember bekanntlich Fasttage. Er wünscht gleich drauf, Salzmann möge ihm auf den Freitag schreiben.

[2] Die Kleine soll hier die jüngere Schwester bezeichnen; in anderm Sinne nannte Goethe später seine Frau die Kleine, die wirklich von kleiner Gestalt war.

dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, und leider nicht recti [1], der mit mir herumgeht. Doch ist's immer Land." Es schwebt der Gegensatz mit dem auf dem Meere Umhergetriebenen, wie Aeneas, vor. Goethe freut sich, daß er sich wenigstens an dem Orte seines Verlangens befindet, wie schief es auch sonst stehn mag. „Ach, wenn alles wäre, wie's sein sollte, so wären Sie auch da." Friederike mochte, wie der Dichter selbst, vielleicht in Folge einer Erkältung, körperlich leidend sein; dazu kam aber ohne Zweifel eine starke geistige Verstimmung, da das in einem Augenblick leidenschaftlichen Liebesrausches geträumte Glück als ein unerreichbares verschwunden war. Goethe bittet in demselben Briefe Salzmann, ihm „eine Schachtel mit gutem Zuckerbäckerwesen" zu übersenden, womit er zu „süßeren Mäulern Veranlassung zu geben wünsche, als er seit einiger Zeit zu sehn gewohnt gewesen". Er berichtet weiter: „Getanzt hab' ich und die Aelteste (Maria Salome) Pfingstmontags von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht an einem fort, außer einigen Intermezzo's von Essen und Trinken. Der Herr Amtschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten (Dorfmusikanten) erwischt; da ging's, wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. — Sie hätten's wenigstens nur sehn sollen. Das ganze Mich in das Tanzen versunken! — Und doch wenn ich sagen könnte: „Ich bin glücklich!" — so wäre das besser, als das alles. — „Wer darf sagen: Ich bin der Unglückseligste?" sagt Edgar. [2] Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir, wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht, und die Windstöße veränderlich sind." In der darauf folgenden Nacht, nachdem die Botenfrau das Zuckerzeug am Abende gebracht hatte, schrieb Goethe folgendes „Mittwoch Nachts" datirte Billet:

[1] Dem Dichter schweben die Worte des Aeneas bei Virgil (Aen. I, 603. 4) vor:

Si quid
Usquam iustitia est, et mens sibi conscia recti.

[2] In Shakespeare's „Lear" am Anfange des vierten Aktes.

„Ein paar Worte ist doch immer mehr, als nichts. Hier sitz' ich zwischen Thür' und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl; aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt (wohin ihn Salzmann immer dringender zurückrief). Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet — (man ergänzt leicht: „die Nähe der Geliebten"). Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethik nicht faßt, und keiner gut vorträgt. Adieu! Adieu! Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings zu danken, und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe."

Es ist dies der letzte der uns erhaltenen Briefe, welche Goethe von Sesenheim aus an Salzmann schrieb. Der wiederholten Aufforderung des letztern konnte er endlich nicht länger widerstehn, besonders da der Husten bald ganz wich, und so wird er höchst wahrscheinlich noch vor Ende Mai, vielleicht am darauf folgenden Montag, dem 27. Mai, nach Straßburg zurückgekehrt sein, wo seine Studien, besonders die Leistungen bei der Fakultät, seine Gegenwart erforderten. Hier fand er Herder nicht mehr, der im April Straßburg verlassen hatte, wogegen die Verbindung mit dem Liefländer Reinhold Lenz, der kurz vorher angekommen war [1], immer

[1] Auf seiner Durchreise durch Berlin hatte Lenz Ramler und Nicolai besucht. Eine hierauf bezügliche Anekdote theilte Reichardt im „Archiv der Zeit" 1796 S. 269 mit, die aber Nicolai in einem Briefe an F. L. W. Meyer, der einige Zeit Redakteur jener Zeitschrift war, also berichtigt: „Lenz hatte keinen schlechten, staubigten schwarzen Rock an, sondern war in Reisekleidern ganz ordentlich gekleidet. Aber er war so zeremoniös, so äußerst ängstlich, sagte auf Befragen, er komme von Königsberg, gehe nach Straßburg, und sei der belles lettres beflissen, und fügte stammelnd hinzu, er habe wohl eine Bitte an mich, ohne sich näher zu erklären, was es sei. Da nun aber bei dieser Unterredung ein Freund zu mir kam, stand er auf, und alles Bittens unerachtet, daß er sein Anliegen sagen

inniger ward. Der Briefwechsel mit Sesenheim dauerte ununterbrochen fort, und es fehlte nicht an kleinen Geschenken, die, mit passenden Begleitworten versehen, hinüberwanderten. Da damals gemalte Bänder Mode geworden waren, so sandte der Dichter ein paar selbst gemalte Rosabänder an Friederike mit den bekannten Versen:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebe Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie, wie eine Rose, jung.
Einen Kuß [1], geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

möchte, bat er um Erlaubniß, den andern Tag wiederzukommen, wenn ich allein wäre. — Das Anliegen war dann aber nicht ein Band Gedichte, sondern eine Uebersetzung von Popens essay on criticism in deutschen Alexandrinern. Hierüber verlangte er mein Urtheil; von Druck war noch gar nicht die Rede. Um von ihm loszukommen, rieth ich ihm endlich, allenfalls meinem Freunde Ramler die Uebersetzung zu zeigen; und siehe da! der hatte ihn auch, um von ihm loszukommen, zu mir geschickt." Nicolai fügt hinzu: „Freilich, daß der Mann, der mir eine Alexandrinische Uebersetzung des essay on criticism so ängstlich hatte empfehlen wollen, ein halbes Jahr (?!) nachher ein großes Genie heißen sollte, das über alle Regeln sich erhöbe, nahm mich Wunder. Diejenigen, deren Neigung zum Persifliren dem so naiven, als niäsen Lenz einbildete, es läge in ihm ein hoher Sinn für alles, was groß wäre, hatten an seiner nachherigen unglücklichen Periode mehr Antheil, als sie vielleicht glaubten!" Vgl. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer II, 12 f.

[1] Später milderte der Dichter das Wort Kuß zu Blick, wie er im vorhergehenden Verse selbst statt sie, V. 6 Liebsten schrieb.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Die tief und wahr fühlende Rahel sagte von den letzten Versen (II, 352 f.), sie hätten Friederikens Herz vergiften müssen. „Ich fühlte dieser Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, daß die sich nicht lebendig wieder losreißen, und wie des Mädchens Herz selbst, klappte meins krampfhaft zusammen, wurde ganz klein in den Rippen; dabei dacht' ich an solchen Plan, an solch Opfer des Schicksals; und laut schrie ich, ich mußte, das Herz wäre mir sonst todt geblieben. Und zum erstenmal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht schreiben, er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte selbst schon geblutet. Gewalt anthun ist nicht so arg.“ Glücklicherweise können wir diesem tief treffenden Vorwurf seine Spitze durch die einfache Bemerkung abbrechen, daß das Gedicht zur Zeit, wo die Trennung bereits entschieden ausgesprochen war, geschrieben ist. Auf den Besitz Friederikens, des liebreizenden, geliebten Wesens, hatte Goethe Verzicht leisten müssen, aber eine innige Freundschaftsverbindung für das Leben war es, die er noch immer hoffen zu dürfen glaubte, wie sich dies in den letzten vier Versen ausspricht. Friederike möge fühlen, wünscht er, was sein Herz empfinde, während er ihr das selbstgemalte Band schickt, das sich um ihr Kleid schlingen soll — seine tiefe Liebesglut, mit dem Schmerz, ihr entsagen zu müssen; sie soll ihm frei, ohne Anspruch an seinen Besitz, zu einem Freundschaftsbunde ihre Hand reichen, der sie fester und dauernder umschlingen werde, als ein schwaches rosenfarbiges Band, wie er es heute der Geliebten sendet.

Je tiefer er den herben Verlust fühlte, um so feuriger scheint er sich jetzt an seine Freunde angeschlossen zu haben, und wahrscheinlich wußte gerade damals Lenz sich dem glühenden Dichterjüngling mit allem Enthusiasmus jugendlicher Freundschaft zu

nahen, und einen Platz in seinem Herzen zu gewinnen. Daß er sich in Straßburg nach der Rückkehr von Sesenheim am Körper, mehr noch an der Seele krank gefühlt habe, nimmt Schäfer (I, 117) ohne Beweis an. Der Husten, welcher ihn in Sesenheim befallen, dürfte noch vor der Abreise ganz geschwunden seyn, und den Schmerz über den Verlust Friederikens hatte er in Sesenheim selbst austoben lassen, wenn er auch noch in seinem Herzen nachzitterte und manchmal, besonders kurz vor seiner Abreise zur Heimat, aufflammen mochte.

In den bald darauf folgenden Johanniferien machte der Dichter einen größern Ausflug. Die Vermuthung, daß Salzmann und die übrigen Freunde zu dieser Reise deshalb getrieben hätten, um die von einem erneuten Aufenthalt in Sesenheim zu befürchtende Verschlimmerung des Uebels abzuwenden oder einen Anstoß zu freier Besinnung und kräftiger Selbstermannung zu geben, scheint uns auf einer ganz schiefen Beurtheilung des Verhältnisses zu beruhen. Bereits in Sesenheim hatte der Dichter dem Gedanken an eine Verbindung mit Friederike entsagt, und ein wiederholter längerer Aufenthalt in der freundlichen Pfarrerswohnung mußte ihm jetzt zu angst- und qualvoll scheinen, als daß er dazu freiwillig gegriffen haben sollte. Auch reichen die jugendliche Reiselust des Dichters und die innere Unruhe, die ihn umhertrieb, vollkommen hin, den Entschluß zu dieser Reise zu erklären. Als Reisegenossen nennt Goethe Weyland, der ihn bei der verwandten Familie Brion eingeführt hatte, und der ihm also auch jetzt noch nicht seine Freundschaft entzogen hatte, und Engelbach (B. 21, 247 f.), während im weitern Verlaufe der Erzählung (B. 21, 257. 260) nur von einem Freunde die Rede ist. Ein am 10. September 1770 an Engelbach geschriebener Brief[1] scheint darauf zu deuten, daß dieser, der, wie Weyland, aus dem untern Elsaß war, seine Studien schon damals vollendet hatte, und nicht wieder nach Straßburg zurückkehrte. Hierfür spricht nicht allein der Schluß des Briefes,

[1] Nach dem Entwurf oder einer Abschrift bei Schöll S. 47 mitgetheilt.

welcher keine Hoffnung auf baldige Rückkehr äußert: „Der ganze Tisch (bei den Jungfern Lauth in Straßburg, in der Krämergasse Nro. 13) grüßt Sie. — Leben Sie glücklich! Erinnern Sie sich meiner! erinnern Sie auch meine Freunde [1], daß ich noch bin, und euch alle lieb habe", sondern auch die am Anfange erwähnte Rücksendung von Engelbach's Manuscripten, die ihm artige Dienste geleistet. Engelbach hatte die sämmtlichen Examina überstanden und war wohl als Licentiat nach Hause zurückgekehrt; Goethe hatte auch jetzt ein Examen hinter sich, wozu er sich wohl der Auszüge Engelbach's bedient hatte, worauf sich denn die Anfangsworte beziehen: „Jeder hat seine Reihe in der Welt, wie im Schönerraritätenkasten. — Nun hab' ich meine Rolle in der Capitelstube auch ausgespielt." Wäre Engelbach im Wintersemester nach Straßburg zurückgekehrt, so würde Goethe wohl die Manuscripte bis zu dessen Rückkunft zurückbehalten haben. Wenn nach allem diesem die Erwähnung Engelbach's bei dieser Reise auf Irrthum zu beruhen scheint, so dürfte Goethe hier eine Reise, welche er in Begleitung dieses Freundes im Sommer 1770 machte, mit der lothringer Reise im Sommer 1771 verwechselt haben. Dagegen war Weyland ohne Zweifel des Dichters Reisegenosse, der auch, wie es B. 21, 249 heißt, in Buchsweiler, seiner Vaterstadt, ihnen (durch eine briefliche Anmeldung) eine gute Aufnahme bereitet hatte. Lenz war durch seine Hofmeisterstelle, die ihn mit den Offizieren in vielfache, sehr zeitraubende Berührung brachte, zu sehr an Straßburg gefesselt, als daß er sich an der Reise hätte betheiligen können. Aber vielleicht begleitete Lerse, dem Goethe im „Götz" ein schönes Denkmal gesetzt, die Reisenden wenigstens bis Buchsweiler, wo auch er zu Hause war; im letztern Falle würde auch der Widerspruch, daß Goethe zuerst von

[1] Ohne Zweifel hatte Goethe auf seinen vielfachen Ausflügen auch Engelbach's Vaterstadt besucht, aus der er außer Engelbach auch andere Studirende kennen gelernt hatte. Vielleicht darf man auf Goethe's Kenntniß der dortigen Verhältnisse auch die Worte beziehen: „Wie Sie leben, vermuth' ich."

zwei, dann nur von einem Reisegefährten spricht, seine Erklärung finden.

Am 22. Juni, einem Sonnabend, ritt Goethe mit Weyland auf der Straße nach Zabern, von wo sie am folgenden Morgen nach Pfalzburg gelangten, wo man schon früh um neun Uhr — es war ein Sonntag — im Wirthshause nach Herzenslust tanzte. Goethe bemerkt hierbei: „Da sich die Einwohner durch die große Theuerung, ja durch die drohende Hungersnoth, in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brod auf die Reise versagte, und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.“ In den Jahren 1770—1772 herrschte große Theuerung.[1] Wenige Stunden darauf gelangten sie nach Buchsweiler, der Vaterstadt Weyland's, wo sie eines heitern Sonntagnachmittags und Abends sich erfreuten. Am frühesten Morgen des Johannitages (24. Juni) brachen sie von Buchsweiler auf, und gelangten nach einem anstrengenden Ritte über Petite Pierre (Lützelstein), Sarreunion (Saarwerden und Bockenheim), Saaralbe und Saargemünd am späten Abend nach Saarbrück, welche kleine Residenz ihnen wie ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande erschien. Von hier aus, wo der Präsident von Günderode sie drei Tage bewirthete[2], richtete

[1] Vgl. Maria Belli „Leben in Frankfurt am Main“ VII, 3**. 6*.

[2] So erzählt Goethe in „Wahrheit und Dichtung“. Aber es muß sehr auffallen, daß Weyland mit Goethe nicht bei seinem Schwager, Friederikens Oheim, einkehrte. Denn daß der Justizamtmann Schöll kurze Zeit nach der Geburt seines Sohnes (1766) als Regierungsrath nach Saarbrück berufen worden, in welcher Eigenschaft er die Einwohner des kleinen Landes in der Hungerperiode von 1770 bis 1772 durch kluge Vorsichtsmaßregeln vor dem drückendsten Mangel schützte, müssen wir dem sehr genau unterrichteteten Lebensbeschreiber Schöll's in den „Zeitgenossen“ VII. 2, 5 glauben. Sollte hier vielleicht die freundliche Aufnahme von Seiten jenes Präsidenten, dem sie durch den Regierungsrath Schöll empfohlen waren, mit der Bewirthung verwechselt sein, die sie bei Weyland's Schwester und

Goethe am folgenden Tage, wo ihn der Regen zu Hause hielt, an dieselbe Freundin, welcher er gleich nach dem ersten Besuche in Sesenheim sein Herz eröffnet hatte, einen gleichfalls von Schöll mitgetheilten Brief, welcher mit den seinen damaligen Seelenzustand bezeichnenden Worten beginnt[1]: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle Abwechslungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben, und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenders, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verläugnen wird, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie." Je weiter sich Goethe von Straßburg entfernte und Frankfurt, wohin er nach zwei Monaten zurückkehren sollte, näher rückte, um so herzlicher mußte ihn die Erinnerung an alle Geliebten, die er dort zurückgelassen hatte, ergreifen; vor allem aber mußte er jetzt der geliebten Freundin gedenken, der er nach dem ersten Sesenheimer Besuch sein Herz eröffnet hatte. Wie anders hatten sich während dieser acht Monate die Verhältnisse gestaltet! Des Dichters damals so ahnungsvoll bewegtes Herz hatte

Schwager genossen? An eine zeitige Abwesenheit der Familie Schöll von Saarbrück möchte kaum zu denken sein.

[1] Der Brief trägt das Datum vom 27. Juni, aber es ist aller Wahrscheinlichkeit nach statt 27 zu lesen 25, wie bei nachlässiger Schrift die Züge der Zahlen 5 und 7 beim Lesen leicht verwechselt werden können. Das Datum der Ankunft in Buchsweiler steht durch die Angabe fest, daß sie an einem Sonntag angekommen; am andern Tage brachen sie in aller Frühe auf, und der Weg bis Saarbrück kann sowohl nach der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung", wobei ohne Zweifel ein Reisetagebuch vorlag, wie es Goethe von früh an zu führen pflegte, als nach dem Briefe selbst und den Entfernungen der Orte nur einen langen Sommertag in Anspruch genommen haben.

nach den reinsten Genüssen seliger Liebe dem Besitze der Geliebten mit gebrochenem Herzen entsagen müssen; das idyllische Sesenheim lag jetzt weit hinter ihm, aber die Erinnerung trieb seinen Geist immer wieder dorthin zurück. Und wollte er nicht bald in Saarbrück vor den Oheim der Geliebten treten, bei dem er als ein Freund der Familie eingeführt werden sollte! In einem solchen Augenblicke, wo wir der hingeschwundenen Freuden wonniger Liebe gedenken, erheben sich die Bilder aller glücklichen Verhältnisse, deren wir uns zu erfreuen hatten, besonders derjenigen, von denen wir eine erfreuliche Fortsetzung hoffen dürfen. Und so werden unsern Dichter damals die Erinnerungen an seine letzte Frankfurter Zeit freundlich umschwärmt und sehnsüchtig aufgeregt haben, in einer zum Theil kindlich naiven, an das für sich Unbedeutende und Kleinliche sich wunderlich anklammernden und es zu einer unverhältnißmäßigen Wichtigkeit erhebenden Weise, die, wie Goethe wohl fühlte, die Freundin leicht zum Lachen bringen konnte.

„Gestern waren wir den ganzen Tag geritten," fährt der Brief fort, „die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's Lothringsche Gebiet, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die graue Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen[1]: da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtniß aufzusuchen." Hier war es, wo seine Seele eine Ruhe und einen Frieden genoß, wie sie ihm lange fremd gewesen, da die Liebe ihn mit ihrer flammenden Glut

[1] Auch in „Wahrheit und Dichtung" (B. 21, 257) gedenkt Goethe der „leuchtenden Wolken Johanniswürmer", die an den Ufern der Saar zwischen Fels und Busch um sie geschwebt. Goethe nahm auch dieses aus seinem Reisetagebuch; der Entwurf des Briefes befand sich in den Händen der Frau von Stein. Vgl. Goethe's Briefe an diese I, 102 Note.

getroffen und geängstigt hatte, weshalb er unmittelbar darauf fortfährt: „Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren, aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben.“[1] Dem Dichter schwebt hier vor allem die Liebe vor, deren alle Kraft raubende süße Qualen er diese Zeit über erlitten hat. „Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig: nimmermehr! sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne da sitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.“ Freilich, fährt er fort, werde wohl der Liebhaber muthig, wenn er in Gefahr komme, sein Mädchen zu verlieren, aber diesen Muth gebe nicht die Liebe ein, sondern der Neid, welcher die Geliebte keinem andern überlassen wolle. „Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist! Und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren.“ Nachdem er so die Unfreiheit des Liebhabers, der stets ängstlich und gequält ist, lebhaft geschildert, schließt er den Brief mit schalkhaftem Humor, durch welchen er den Ernst des vorhergehenden Bekenntnisses zu mildern sucht. „Sagen Sie meinem Fränzchen (wahrscheinlich die jüngere Fräulein Crespel, nach oben S. 4),

[1] Der Sinn der Worte kann kein anderer sein, als dieser, daß große Gefahren den Muth gewaltig aufregen, der das Schwierigste leicht durchzusetzen vermag, wogegen die Erlangung großer Freuden uns beschwerlich wird, und selten gelingt, weil der alles bewältigende Muth nicht angeregt ist.

daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden seyn, wenn man liebt.“ So wenig wir mit Schöll annehmen können, Fränzchen sey selbst die Freundin, an welche der Brief gerichtet ist, so wenig glauben wir in dem am Schluß gewählten Gleichnißbeispiel einen zwischen dem Dichter und Fränzchen wirklich stattgefundenen Vorfall erkennen zu dürfen. „Ich kenne einen guten Freund,“ schreibt er, „dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen.[1] Es geschah einen Abend, daß er aufstehn wollte, eh' es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicherweise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen: er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen.“ So gibt er also humoristisch zu verstehn, daß, wie sehr er auch an der qualvollen Unfreiheit der Liebe gelitten habe, er doch wünsche, daß die geliebte Freundin, die er bald wiedersehn wird, seine Dienste etwas mehr als bisher in Anspruch nehmen, ihn etwas mehr beschränken möge. Sein Verhältniß zu Friederike, welcher er entsagt hat, konnte die Freundin wohl zwischen den Zeilen lesen, wie sie auch die Hervorhebung des Glückes eines leichten und freien Herzens als einen sich selbst vorgespiegelten Trost seiner liebekranken, schmerzlich entsagenden Seele empfinden mußte.

Den dreitägigen Aufenthalt zu Saarbrück und die mannigfachen Bekanntschaften, die er daselbst zu machen Gelegenheit fand, benutzte der Dichter, auf welchen die Zerstreuung so sehr wohlthätig wirkte, zu vielseitiger Belehrung. Am 28. Juni ward die Rückreise angetreten, und zunächst außer mehreren Maschinenwerken eine Alaunhütte, die Dutweiler Steinkohlengrube und die Friedrichsthaler Glashütte besucht, worauf die Reisenden am späten Abend

[1] Vgl. das in Leipzig entstandene Gedicht „Wahrer Genuß“ (B. 1, 34 ff.), wo er sich glücklich schätzt, wenn die Geliebte bei Tisch seine Füße zum Schemel ihrer Füße macht.

in Neukirch, einem am Berge hinaufgebauten Orte, einkehrten. Aber unser Dichter konnte auch hier, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und aller bunten Abwechslung eines vielbewegten Tages, noch keine Rast finden; eine innere Unruhe, die sein Herz an diesem Abende gewaltsam ergriffen hatte, trieb ihn zu dem auf der Höhe gelegenen Jagdschloß, während der Freund nach den Anstrengungen der Reise sich einem glücklichen Schlafe überließ. Hier saß er in tiefster Einsamkeit, das unendliche Sterngewölbe über sich, weit über Berg und Wälder hinschauend, vor den hohen Glasthüren auf den um die ganze Terrasse hergehenden Stufen lange Zeit in sich versunken, bis ihn der Ton von ein paar Waldhörnern, welche aus der Ferne lieblich herüberschallten, aus seinen träumerischen Gedanken aufweckte, und wie mit geheimer Zauberkraft das frische, holde Bild Friederikens, das ahnungsvoll in seinem Herzen geruht hatte, in lebhaftester Erinnerung aufweckte. Sofort war der Entschluß gefaßt, am frühesten Morgen aufzubrechen und die Rückreise rascher zurückzulegen, um so bald, als möglich sich der Gegenwart der Geliebten wieder erfreuen zu dürfen. So ritten sie denn über Zweibrücken, Bitsch, Niederbrunn und Reichshofen bis zu den Hügeln bei Niedermodern, wo die Freunde sich trennten. In Niederbrunn war es, wo unserm Dichter die Idee zu seinem herrlichen Gedichte: „Der Wanderer" aufgegangen seyn möchte: denn seine eigene Beschreibung in „Wahrheit und Dichtung": „Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basrelief's und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten," stimmt auf das genaueste zu jenem Gedichte, und der tief elegische Hauch, der über demselben schwebt, besonders auch der Schluß findet in der sehnsuchtsvollen Stimmung, die ihn zu der Geliebten trieb, deren Besitz ihm doch versagt seyn sollte, seine natürlichste Erklärung.[1]

[1] Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach auf das

Noch an demselben Abend gelangte Goethe, während Weyland nach Buchsweiler zurückkehrte, über Hagenau nach Sesenheim. Auf diesen Besuch in Sesenheim (Sonnabend den 29. Juni) glauben wir dasjenige beziehen zu dürfen, was Goethe von dem zweiten Besuche berichtet, der, wie wir oben S. 15 sahen, durchaus verschoben und aus zerstückten Erinnerungen zusammengesetzt ist (B. 22, 5 f.): „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich (?); ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen. Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht, der einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thür sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert; aber ich war es, als Friederike Olivien (wie Goethe die ältere Schwester, Maria Salome, nach Goldsmith's „Landpfarrer" nennt) in's Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte: *Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er!* Sie führten mich in's Zimmer, und ich fand eine kleine Kollation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die Aeltere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus: denn sie konnte wenig an sich halten." [1] Friederike hatte aus einer besondern Ahnung

Jahr 1774. Die „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" setzt es in das Jahr 1772. Goethe selbst täuschte sich, wenn er im Jahre 1821 sagte (B. 31, 154 f.), er habe im „Wanderer" ein Gefühl ausgesprochen, ohne den sinnlichen Eindruck desselben vorher erfahren zu haben, und wenn er ihn noch später (Briefwechsel mit Zelter VI, 224) als eine Anticipation der italiänischen Reise bezeichnete.

[1] Die Veranlassung zu ihrem Gelächter, welche Goethe angibt, daß es ihr lustig vorgekommen, ihn dießmal so ausgeputzt zu sehn, entbehrt aller innern Wahrscheinlichkeit, und fällt ganz, wenn wir zwischen diesem

vorausgesagt, daß Goethe kommen würde; ein sympathetisches Gefühl hatte der Geliebten die Ankunft Goethe's verkündet, wie dieser sich in tiefer, einsamer Nacht geheimnißvoll zu ihr hingezogen gefühlt hatte. Wir dürfen hierbei an die spätere Aeußerung Goethe's gegen Eckermann (**III**, 201) erinnern: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark, und wirkt sogar in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, sagte sie; ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher." Eines wunderlich weissagenden Gesichtes beim letzten Ritte zur Geliebten gedenken wir weiter unten.

Auf diesen von Friederike geahnten Besuch will Viehoff das Gedicht „Willkomm[1] und Abschied" beziehen, welches in der ersten Fassung also lautet:

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held, zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;

und dem ersten Besuche mehrere andere annehmen müssen. Die ältere Schwester, welche lange angehalten, platzte plötzlich mit ihrem Lachen hervor, als sie nun beim hellen Kerzenscheine, um sich ganz zu überzeugen, dem Angekommenen in's Gesicht sah.

[1] So, nicht Willkommen, steht in der ersten Ausgabe der Gedichte.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Ich sah dich, und die milde Freude
'Floß aus dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz;
In deinen Küssen, welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick:
Und doch welch Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Aber Viehoff übersieht, daß er das Gedicht auf diese Weise in eine Zeit setzt, wo Goethe nach seiner eigenen Annahme (I, 343) sich noch aller Küsse Friederikens aus abergläubischer Furcht enthalten hatte, so daß er die Liebe, die Wonne und den Schmerz, die in diesen lagen, noch nicht gefühlt hatte, wonach die letzte Strophe gegen die Wirklichkeit verstoßen würde. Dazu kommt, daß nach Goethe's eigener Erzählung (B. 22, 11) Friederike unsern Dichter damals in froher Zuversicht ihres Glückes entließ, so daß der Abschied keineswegs „bedrängt und trüb" war. Auch auf keinen sonstigen Besuch Goethe's in Sesenheim scheint das Gedicht recht zu passen, weshalb wir zu der schon oben S. 25 gemachten Annahme greifen müssen, es sei zwar zur Zeit des Sesenheimer Verhältnisses geschrieben, aber nicht persönlich an Friederike gerichtet.

Der Besuch auf der Rückreise von Saarbrück scheint ein sehr kurzer gewesen, und Goethe schon am folgenden Abend, Sonntag den 30. Juni, oder am Morgen des 1. Juli nach Straßburg zurückgekehrt zu seyn. War auch die Trennung von der Geliebten längst entschieden, so konnte der junge Dichter sich doch unmöglich den Genuß versagen, sie in ihrer idyllischen Umgebung wiederzusehn und sich ihres unendlichen Liebreizes zu erfreuen. Zu gleicher Zeit vernahm er, daß die Mutter mit ihren beiden älteren Töchtern ihren Verwandten in der Stadt auf vielfaches wiederholtes Dringen einen kurzen Besuch zugesagt hatte, was unserm Dichter, wenn er auch wohl erkannte, daß die Stadt für das geliebte Mädchen nicht die vortheilhafteste Stelle sei, doch darum sehr erfreulich seyn mußte, weil ihm hierdurch die Wonne ihrer Gegenwart auf unverhoffte Weise längere Zeit gewährt wurde. So sehen wir denn bald darauf, wohl noch in der ersten Hälfte Juli, Mutter und beide Töchter in Straßburg im Kreise der Verwandten, bei denen auch Goethe wohl schon früher freien Zutritt hatte. Auf das Zureden derselben wurde der anfangs nur auf wenige Tage bestimmte Aufenthalt auf kurze Zeit verlängert, zur größten Qual der ältern Schwester, welche sich in diesen Umgebungen und dem gebundenern städtischen Leben unbehaglich fühlte, wogegen Friederike sich auch hier, wenn gleich es ein ihrem natürlichen Wesen weniger zusagendes Element war, frei und ungezwungen bewegte, wie sie auch den Geliebten auf die ihrem Verhältnisse angemessenste Weise zu behandeln wußte, indem sie ihm keinen andern Vorzug einräumte, als daß sie an ihn eher als an einen andern ihre Wünsche richtete, und ihn dadurch als ihren Diener anerkannte. In „Wahrheit und Dichtung" erzählt uns Goethe selbst (B. 22, 27 f.), er habe, da die ältere Schwester sich in die Stadt nicht zu finden gewußt, so daß bei längerm Verweilen ein leidenschaftlicher Ausbruch ihres gequälten und geängsteten Herzens zu fürchten gewesen, selbst die Abreise zu beschleunigen gesucht, und es sei ihm wie ein Stein vom Herzen gefallen, als er sie abfahren gesehen. Hiermit steht aber in entschiedenem Widerspruch ein aus

Friederikens Nachlaß erhaltenes Gedicht, welches uns einen richtigern Blick in die Zeit jenes Aufenthaltes der Geliebten zu Straßburg thun läßt, als die spätere Erzählung, welche der Dichter, da ihm sein Gedächtniß hier den Dienst versagte, auf seine Weise ausschmückte.[1]

Ach, bist du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf; du wolltest doch nicht säumen,[2]
Du flogst davon zum zweitenmal!

Zum zweitenmal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer;
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

[1] Viehoff meint, dieses Gedicht klinge, wie der forzirte Liebesausbruch eines der alltäglichsten Versemacher, und man würde die Aechtheit desselben bezweifeln dürfen, schiene diese nicht so gut verbürgt. Schaefer verwirft es, da es weder mit Goethe's Erzählung in Einklang zu bringen sei, noch seiner Form nach als Goethe's Werk gelten könne. Aber in letzterer Beziehung dürfte das frühere Lied „Erwache, Friederike," nicht viel besser sein, und der Widerspruch erklärt sich leicht durch unsere oben gemachte Annahme, abgesehen davon, daß es nicht wohl angeht, ein aus so sicherer Quelle stammendes Gedicht geradezu zu verwerfen.

[2] Im „Morgenblatt" steht V. 3 dich statt doch, V. 18 Thal statt Bogengang. Der dritte Vers hat mit Ausnahme der sechsten und siebenten Strophe siebtehalb Fuß, der erste gleich viel nur Strophe 5, 6 und 8, sonst einen Fuß weniger, der zweite viermal, wie der entsprechende vierte Vers, vier Füße, dagegen fünf in Strophe 4—7.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr, und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück — doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib ihm einmal nur, ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst!

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz, es ist zu viel, ich wanke,
Ich sterbe, Grausame, für dich!

Der Liebhaber mag in den letzten Tagen, besonders da ihn die Vorbereitungen zur baldigen Promotion drängten, mehrfach verstimmt gewesen sein, und seine Laune auch Friederiken haben fühlen lassen, wie er es in Leipzig bei seinem Käthchen gethan. Wenn nun Friederike, die schon einmal, nachdem sie bereits Abschied genommen, durch die Verwandten zu längerm Bleiben bestimmt worden war, beim Abschied ihn weniger als die Freundinnen berücksichtigte [1], so mußte dies in seiner Brust die grimmste Qual aufregen, da er ihre durch die Verhältnisse bedingte Zurückhaltung für Gleichgültigkeit hielt. Im ersten Schmerze hierüber, den er vergebens zu bemeistern suchte, warf er die vorliegenden Zeilen hin, die in Briefform an das geliebte Mädchen gelangten, in dessen Begleitung er manchen Ausflug in die nähere Umgebung Straßburg's gemacht hatte.

[1] Ich habe schon früher auf die ganz ähnliche Stelle in Werther's Brief vom 8. Juli aufmerksam gemacht. Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 129 Note 2, auch S. 128 Note 2.

Den Schmerz der Trennung scheint bald darauf das tolle Treiben, zu welchem Lenz die Freunde verleitete, wie auch mannigfache Ausflüge, deren wir B. 22, 59 f. gedacht finden, und die Vorbereitungen zur Promotion verscheucht zu haben. Letztere fand am 6. August, einem Dienstage, statt, wobei, wenn der sonst so unzuverlässige Böttiger hier Glauben verdient, Lerse den schärfsten Opponenten machte, was an sich nicht unwahrscheinlich ist, da ein solcher biederer Charakter an einem leeren Schaukampfe, wie die Promotionen ihn gemeinhin bieten, am wenigsten Freude finden konnte, sondern die Sache ernstlich betreiben mußte. Daß Goethe damals nur den Grad eines Lizentiaten erhielt, durfte man mit Recht aus einem von Frankfurt aus an Salzmann gerichteten Antwortschreiben schließen, in welchem es heißt: „Lieber Mann! Der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Zeremoniel weggerechnet, ist mir's vergangen, Doktor zu seyn. Ich hab' so satt am Lizentiaten, so satt an aller Praxis, daß ich nur höchstens des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide gradus gleichen Werth. — Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge; wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftchen dem Herrn Professor andeuten, würden Sie eine Nachpost bringen, so viel als eine Gelegenheitsvisite." Schaefer hat aber seltsam genug diesen Brief verdächtigt, weil der Hergang der Promotionsförmlichkeit so einfach sei und dieser Brief nach Goethe's Rückkehr in die Vaterstadt ohne Sinn sein würde. Aber zum Ueberflusse ergibt sich die Richtigkeit jenes Briefes und daß Goethe zuerst wirklich nur Lizentiat geworden, aus der Ueberschrift der in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek" S. 4 ff. abgedruckten Thesen; diese lautet nämlich: **Positiones juris quas — pro l i c e n t i a summos in utroque jure honores rite consequendi — publice defendet Joannes Wolfgang Goethe.** Wenn Goethe auch auf die erste Anfrage Salzmann's, die wohl im Oktober erfolgte, die Erlangung der Doktorwürde ablehnte, so werden ihn doch die Vorstellungen Salzmann's und seines Vaters bald darauf zur Aenderung

seines Entschlusses vermocht haben. Daß Goethe wirklich Doktor geworden, ist unzweifelhaft, da er sich selbst so unterschreibt[1] und die Eltern ihm diesen Titel beilegen, er auch in amtlichen Aktenstücken Doktor heißt.

Nachdem er noch einige Zeit auf vielfachen Ausflügen in die schöne Umgebung manche heitere Tage mit seinen Freunden verlebt hatte, fühlte er sich endlich gedrungen, von Friederike persönlich Abschied zu nehmen. „Es waren peinliche Tage," erzählt er in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 63), „deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." Dem Vorabend jenes Besuches scheint uns folgender auf einem Quartblatt von blauem Konzeptpapier geschriebene Brief an Salzmann anzugehören: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bett gepeitscht. O! es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war. — Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe! In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt, und dann Adieu!" Man nimmt allgemein an, der Brief sei von Sesenheim aus geschrieben; aber wohin ging dann die Reise, von welcher hier Rede ist? Nach Straßburg unmöglich, da er ja von Salzmann Abschied nimmt, und er, wäre er dorthin geritten, vor dem Briefe angekommen seyn würde. Viehoff greift deshalb zu der wunderlichen Annahme, das Pferd sey zu der Reise nach Saarbrück gesattelt gewesen, die sich unmittelbar an den Pfingstaufenthalt zu Sesenheim angeschlossen, was nicht allein mit der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" im

[1] Vgl. die Anzeigen Goethe's vom Jahre 1774 in der Schrift „Leben in Frankfurt am Main" von Frau Maria Belli VI, 56. 59.

Widerspruch steht, sondern auch jenen Aufenthalt zu Sesenheim in einer Weise verlängern würde, die aller Wahrscheinlichkeit zuwider ist; denn mehr als vier Wochen vor Pfingsten war Goethe nach Sesenheim gekommen, zwischen Pfingsten aber und dem 22. Juni, dem Anfang jener Reise, liegen fünf Wochen. Auch zeigt der ganze Brief, besonders das Adieu am Schlusse, und die Worte bis ich Sie wiedersehe, daß Goethe von Straßburg, dem Wohnorte Salzmann's, verreiste. Ist aber der Brief von Straßburg aus geschrieben, so fällt schon hiermit die Annahme, das blaue Konzeptpapier, auf welchem er steht, sey der Umschlag von den Zuckerwaaren, die Salzmann unserm Dichter nach Sesenheim für die Mädchen geschickt hatte, da er dieses Papier doch nicht nach Straßburg mitgenommen haben wird. Goethe übergab den Mädchen ohne Zweifel die ganze Schachtel mit den Zuckerwaaren und dem Papier, in welches sie gepackt waren. Auch hätten bei jener Annahme die Worte: Und dieses (ist) doppelt (gut, Ihnen zu sagen, wie ich Sie liebe); Sie wissen, wozu es bestimmt war, keinen Sinn, da das Zuckerpapier ohne Zweifel seine Bestimmung erfüllte. Fragen wir aber, wozu denn jenes blaue Papier ursprünglich bestimmt gewesen, so drängt sich die Vermuthung auf, daß es als Kouvert dienen sollte, wie Goethe sich auch später blauer Kouverte bediente, und zwar als Kouvert zu einem Briefe an Friederike; daß er dieses ursprünglich an die Geliebte bestimmte Blatt an Salzmann sandte, mußte diesem doppelt sagen, daß er ihn liebe. Hieran schließt sich nun die fernere, sich von selbst ergebende Vermuthung, Goethe habe von der Geliebten schriftlich Abschied nehmen wollen, den Brief schon fertig gehabt und eben im Begriffe gestanden, ihn zu kouvertiren, als Salzmann bei ihm einsprach, und ihn bestimmte, sich persönlich von der Geliebten zu verabschieden. Mit diesem Gedanken mag er sich mehrere Tage getragen haben — und dieser Gedanke, so wie die Art der Rückreise und des Abschiedes von Straßburg, vielleicht auch seine Betrachtungen über den Straßburger Münster, die ihn kurz vor seiner Abreise beschäftigten (B. 22, 62 f.), mögen die Projekte gewesen

sein, die ihn aus dem Bett gepeitscht; dann aber ergriff es ihn auf einmal mitten im tollen Schwärmen, und er konnte dem Triebe nicht widerstehn, am andern Morgen zur Geliebten zu eilen.[1] Der Abschied war ein trauriger, da die Geliebten nur zu sehr empfanden, welchen Himmel reinster Seligkeit sie an einander verloren. Goethe mußte sich als schuldig erkennen, daß er dieses schöne Herz, das zum heitersten Lebensgenusse bestimmt schien, so schmerzlich zerrissen, indem er Anforderungen und Triebe erweckt und genährt hatte, die bei ihm keine Befriedigung finden konnten. Aber kein Vorwurf traf ihn von Seiten Friederikens, welche selbst in der unbesonnen gehegten Leidenschaft das höchste Glück der Liebe gefunden, deren Verlust sie freilich so bitter empfinden sollte: sie wollte und konnte den Mann ihres Herzens nicht halten, dem es an Muth fehlte, mit der Welt zu brechen, und sich ein eigenes, freies Daseyn zu schaffen, der den herben Zusammenstoß mit dem äußern Leben mied, weil er sich zu vollster geistigen Ausbildung, zu dichterischer Durchempfindung und Reinigung aller leidenschaftlichen Gefühle getrieben fühlte, der sich nach einem höhern Sterne sehnte, nach welchem Herz und Auge in glühender Liebe hinschauten. Als er, von Sesenheim zurückkehrend, den Pfad nach Drusenheim ritt, fühlte er sich von einem sonderbaren zweiten Gesicht überrascht, das den Schmerz des Scheidens einigermaßen milderte. „Ich sah nämlich," erzählt er B. 22, 63, „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren (auf der Schweizerreise) in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug,[2]

[1] Wir haben schon früher die Aehnlichkeit mit Werther bemerkt. Man vergleiche dessen Brief vom 16. Juni.

[2] In Frankfurt, wo die Reisenden zuerst nicht mehr incognito auftreten konnten, hatten wahrscheinlich Goethe und der Herzog sich einen neuen

mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen." Wenn Goethe in dem Briefe an Frau von Stein, in welchem er diesen Besuch in Sesenheim beschreibt, nicht des sonderbaren Eintreffens jenes zweiten Gesichts Erwähnung thut, so mag dies sich aus der Fülle reichströmenden Stoffes erklären, die er kaum zu bewältigen wußte: denn wie viel hatte er in jenem Briefe der Freundin zu erzählen!

Nur noch wenige Tage nach der Rückkehr von Sesenheim scheint Goethe in Straßburg verweilt zu haben, von wo er an einem trüben, rauhen Tage folgendes in Friederikens Nachlasse aufgefundene Gedicht an die Geliebte sandte, in welchem sich der ganze tiefe Schmerz der Trennung scharf ausprägt:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Fried'rike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,[1]

Anzug nach der damaligen Mode machen lassen. Stuttgart, wo Böttiger alle Schneider Tag und Nacht an den Hofkleidern für den Herzog und seine Begleitung arbeiten läßt (Literarische Zustände I, 55), berührten die Reisenden erst nach Goethe's Besuch in Sesenheim, als sie aus der Schweiz zurückgekehrt waren. Im Herbst 1775 schaffte Goethe sich einen in Lyon gestickten grauen Rock mit blauer Bordüre an (Brief an Auguste Stolberg vom 21. September), wonach man schließen könnte, daß er die graue Farbe geliebt habe, aber wahrscheinlich war diese damals Modefarbe.

[1] Offenbar ist hier an einen Baum in der Nähe von Straßburg (nicht zu Sesenheim) zu denken, dessen nächste Umgebung bei den beiden ersten Strophen vorschwebt. Zu Leipzig hatte er den Namen seines geliebten Käthchens (Aennchens) oberhalb des seinigen in einen Lindenbaum eingeschnitten (B. 21, 77 f.).

Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb, wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Fried'riken nicht.

Bald geh' ich in die Reben,
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.[1]
Doch in der öden Laube,
Ach! denk' ich, wär' sie hier!
Ich gäb' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?[2]

Je näher die Abreise Goethe's rückte, um so mehr drängte sich Lenz an unsern Dichter an, den er in seinem Liebesschmerz zu trösten suchte. In diesem Sinne schrieb er folgende Verse:[3]

Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?

[1] Der Dichter gedenkt hier der zu Frankfurt mit größtem Jubel gefeierten Weinlese, wie er sie selbst B. 20, 187 f. (man vergleiche die Beschreibung in „Hermann und Dorothea" B. 5, 31) darstellt, und seine Mutter in einem Briefe an die Herzogin Amalia vom Jahre 1785 (Weimar's Album S. 118). Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde II, 258. Goethe's Vater besaß vor dem Friedberger Thore einen sehr gut erhaltenen Weinberg.

[2] Man vergleiche den Schluß des ersten Briefes an Friederike: „Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe."

[3] Sie erschienen in J. G. Jacobi's „Iris" IV, 72 mit der Unterschrift P., welche die meisten Gedichte Goethe's in dieser Zeitschrift haben. Aber in dem hinter der Inhaltsanzeige des vierten Bandes der „Iris" gegebenen Druckfehlerverzeichnisse wird P. als Druckfehler für L. angegeben. Der Irrthum entstand wohl daher, daß Goethe dieses und andere Gedichte von Lenz an Jacobi mitgetheilt hatte. Die Freundin aus der Wolke kann offenbar nur Friederike sein.

Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.

Sei zufrieden,
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein —
Dein auf ewig,
Hier und dort.
Also wein' mich
Nicht mehr fort!

Vor seinem Abgange von Straßburg schenkte Goethe Lenz ein Exemplar von Shakespeare's Othello, mit der Widmung: „Seinem und Shakespeare's würdigen Freunde Lenz Goethe", worunter Lenz die Worte setzte: „Ewig, ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Goethe!" [1] Im vierten Bande der „Iris" findet sich S. 147 folgendes kleine Gedicht, welches Lenz nicht bei Goethe's Abschied, wie Stöber sagt, sondern nach dessen Rückkehr zur Vaterstadt schrieb, und an Goethe übersandte:

Denkmal der Freundschaft.

Auf eine Gegend bei St—g (Straßburg). [2]

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm' er ohngefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her,
Könnt (Könnt't) ihr von meinen Thränen schweigen?

[1] Vgl. Stöber „Der Dichter Lenz" S. V.

[2] Vielleicht am Contade, einem Spaziergang bei Straßburg. Vgl. das Gedicht von Lenz: „In einem Gärtchen am Contade" bei Stöber S. 89 f.

L.[1] an G.

Gegen den 25. August, nicht erst im September, wie Schaefer sagt, scheint Goethe Straßburg verlassen zu haben, so daß er vielleicht gerade an seinem Geburtstage, auf welchen er gern eine bedeutende Handlung verlegte[2], in seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er bereits am 31. August als Advokat vereidigt wurde. Die letztere Angabe entnehmen wir dem Frankfurter „Raths- und Stadt-Kalender", in welchem Goethe immerfort, bis ihm das Frankfurter Bürgerrecht genommen ward, unter den Advocati Ordinarii Jurati aufgeführt wird.

Von dem tiefen Kummer, welcher Friederiken dem Tode nahe brachte, sollte Goethe bald darauf durch ihre Antwort auf seinen letzten schriftlichen Abschied (vielleicht das Gedicht: „Ein grauer, trüber Morgen") auf herzzerreißende Weise unterrichtet werden. „Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß ich ihr fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. — Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich." An einen fortgesetzten Briefwechsel, der für beide Theile nur schmerzlich und zwecklos gewesen sein würde,[3] war unter diesen Umständen nicht zu denken, dagegen bewahrte der Dichter das Bild der Geliebten

[1] Von der Hagen war unglücklich genug, bei L. an die Wetzlarer Lotte zu denken.

[2] An seinem Geburtstage hatte er vor vier Jahren Leipzig verlassen, und wahrscheinlich war es derselbe Tag, an welchem er ein Jahr später von Wetzlar flüchtete.

[3] In einem Briefe an Salzmann, etwa vom Anfang November, bittet er diesen, an Friederike einige Kupfer zu schicken „mit oder ohne ein Zettelchen, wie Sie wollen".

in treu anhänglichem Herzen, und er unterließ nicht, im „Götz", von welchem er schon am 28. November Salzmann Nachricht gibt, in der Darstellung des treulosen Weislingen eine poetische Buße zu üben. Die Dramatisirung der Lebensbeschreibung des alten Götz war es allein, die ihm noch eine wahre Freude zu schaffen vermochte, da ihn weder seine beginnende Praxis, an welcher der Vater mehr Antheil nahm, als er selbst, noch das frankfurter Leben ernstlich anzuziehen vermochte. Erst mit dem Anfange des folgenden Jahres scheint der Ueberdruß am Leben ihn verlassen zu haben, und als er darauf um Ostern 1772 nach Wetzlar ging, zitterte der Schmerz um die früh verlorene Geliebte nur noch in leisen Schwingungen nach, bis bald darauf eine neue, ganz unerwartete Leidenschaft sich seines liebebedürftigen Herzens bemächtigte.

Während Goethe auf diese Art eine neue Entwicklung seiner Seele erleiden sollte, hatte der wunderliche Lenz, der sich in die Geheimnisse unseres Dichters eingedrängt hatte, in Sesenheim den seltsamsten Roman in tollster Intriguantenweise anzuspinnen begonnen. Im Frühjahr 1772 war Lenz mit dem jüngern, seiner Leitung anvertrauten Herrn von Kleist nach der in der Nähe von Sesenheim auf einer Rheininsel gelegenen, 1689 erbauten, jetzt zerstörten Festung Fort-Louis gezogen, an welchem Orte er die Bekanntschaft des alten Brion machte, dessen Einladung er bald darauf folgte, wo er denn von der patriarchalischen Familie auf das freundlichste aufgenommen wurde. Aber sein unwiderstehlicher Hang zur Intrigue regte gleich in ihm den Gedanken auf, das Andenken an Goethe aus Friederikens Brust zu verdrängen und die Liebe zu ihr, gleichsam um jenen zu überbieten, zu halbem Wahnsinn zu steigern. Man erinnere sich dessen, was Goethe von seiner Intriguensucht bemerkt (B. 27, 470), und wie er um das Herz der Geliebten seinem ältern abwesenden Zögling zu erhalten, sich selbst in diese verliebt stellte oder wirklich verliebte (B. 22, 187 f.). Er hatte sich in Sesenheim gleich als Freund Goethe's und Salzmann's eingeführt, und der liebeskranken Friederike, indem er diese von Goethe unterhielt und ihrem Herzen schmeichelte,

von seiner eigenen Liebe vorgesprochen, was diese freundlichst abzulehnen suchte, wenn sie sich auch in manche wunderliche Laune des geistreichen, aber excentrischen Menschen fügte, um nicht zu einem leidenschaftlichen Ausbruche seiner Tollheit Veranlassung zu geben. Zu verwundern ist es hierbei keineswegs, daß der einbildische, seinen wahngeschaffenen Traumbildern verfallene Lenz sich der wirklichen Liebe Friederikens versichert hielt, während diese in ihrem stillen Schmerze sein Liebesgebaren leise ablehnte und seine phantastisch geschürte Leidenschaft verständig zu beschwichtigen suchte.

Erhalten ist uns der Brief von Lenz, in welchem er seinem Freunde Salzmann auf die seltsamste Weise von seinem Verhältnisse zu Friederike Mittheilung macht; man fühlt aus demselben deutlich heraus, welche Wichtigkeit Lenz auf seine Liebe zu Friederike und deren Gegenliebe legt, wie er den guten Aktuar mit der Nachricht, daß es ihm gelungen, das Herz des an Goethe hängenden, ihm unzertrennlich verbundenen, vom Schmerze der Trennung bis zum Tod erkrankten Mädchens zu gewinnen, in Staunen bringen will, wie die ganze Liebe zu dieser nur eine Grille war, die er sich in den Kopf gesetzt hatte.[1] Der aus Fort-Louis am 3. Juni 1772, dem Mittwoch vor Pfingsten, geschriebene Brief beginnt mit der Bemerkung, daß er mit Salzmann, den er seinen theuersten Freund nennt, die Sprache des Herzens, nicht des Zeremoniels reden wolle; kurz werde daher sein Brief sein. Dieses letztere

[1] Viehoff meint (II, 443), wer die Briefe von Lenz lese, könne sich schwer des Gedankens an die Wahrheit von Friederikens Gegenliebe entschlagen; die Selbsttäuschung von Lenz müßte sonst grenzenlos und dem Wahnsinne nahe gewesen sein, wovon die Briefe sonst keine Spur zeigten. Aber der Ton derselben verräth deutlich, daß der excentrische Mensch sich in phantastischen Einbildungen wiegte, und wer mit klarem Blicke diese Briefe durchdringt, wird gerechtes Bedenken tragen, Friederikens reiner, natürlicher Seele, die den unendlichen Unterschied zwischen Goethe's wahrer Liebesglut und dieser gemachten Schwärmerei herausfühlen mußte, einen solchen Fleck anzuheften. Stöber, der die Entscheidung dem Leser überläßt, gesteht, daß Lenz auf Goethe's Liebe neidisch gewesen.

Versprechen hält er aber so wenig, als seine folgenden Bemerkungen, er hasse die Briefe, der plauderhafte Witz sei nie der Dollmetscher seines Herzens gewesen, auf Wahrheit beruhen. Er beginnt sein Geständniß mit der Erzählung: „Ich bin wieder in Fort-Louis, nach einigen kleinen Diversionen, die meine kleine Existenz hier auf dem Lande herum gemacht hat", bricht aber, wo er von seiner Liebe sprechen soll, bei den Worten: „Ob ich mein Herz auch spazieren geführt —" mit erzwungener Verschämtheit ab, um gleich darauf mit einem plötzlichen Sprunge wieder auf seine Liebe zurückzukehren. „Ich habe die guten Mädchen von Ihnen gegrüßt", fährt er fort, als scheue er sich sogar, dieselben näher zu bezeichnen; „sie lassen Ihnen ihre ganze Hochachtung und Ergebenheit versichern. Es war ein Mädchen, das sich vorzüglich freute, daß ich so glücklich wäre, Ihre Freundschaft zu haben." Hier bricht er wieder ab, indem er mündlich, bei seinem Besuche in der Frohnleichnamswoche, mehr mitzutheilen verspricht. Er wird darauf, wie er schreibt, durch Besuche von Offizieren gestört, deren Bekanntschaft er für sehr lästig erklärt, obgleich auch in Straßburg sein Umgang besonders aus solchen bestanden hatte. „Ich liebe die Einsamkeit jetzt mehr, als jemals — und wenn ich Sie nicht in Straßburg zu finden hoffte, so würde ich mein Schicksal hassen, das mich schon wieder zwingt, in eine lärmende Stadt zurückzukehren."

Auf die wunderlichste Weise, als gälte es ihm nur, die Aufmerksamkeit Salzmann's immer von neuem zu spannen, fährt er unmittelbar darauf fort: „Was werden Sie von mir denken, mein theuerster Freund? Was für Muthmaßungen? — Aber bedenken Sie, daß dieses die Jahre der Leidenschaften und Thorheiten sind. Ich schiffe unter tausend Klippen — auf dem Negropont, wo man mir mit Horaz zurufen sollte: Interfusa nitentes vites aequora Cycladas (carm. I, 14, 19. 20.). Wenn ich auf einer dieser Inseln scheitere — wäre es ein so großes Wunder? Und sollte mein Salzmann so streng sein, mich auf denselben, als einen zweiten Robinson Crusoe, ohne Hülfe zu lassen? Ich will es Ihnen

gestehn (denn was sollte ich Ihnen nicht gestehn?), ich fürchte mich vor Ihrem Anblicke. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens sehn — und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen stehn, und seufzen, anstatt mich zu rechtfertigen.“ Hier kann er es nicht unterlassen, an Goethe zu erinnern, den einst die Liebe zu Friederike ganz verschlungen, wo ihm aber Salzmann treu rathend zur Seite gestanden habe, während er selbst sich damals über solche wilde Leidenschaft erhaben gefühlt. „Was ist der Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. tadelte, und mich mit meiner sittsamen Weise innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich jetzt dafür.“

Die abgeschmackteste Geziertheit, womit er seinem Schicksal einen wunderbaren Anstrich geben und das Vertrauen, welches er durch Mittheilung seines Geheimnisses an Salzmann diesem schenke, als höchstes Pfand seiner Liebe darstellen will, tritt in dem nun folgenden neuen Anlauf hervor: „Nun hab' ich Ihnen schon zu viel gesagt, als daß ich Ihnen nicht noch mehr sagen sollte. Doch nein! ich will es bis auf unsere Zusammenkunft versparen. Ich befürchte, die Buchstaben möchten erröthen, und das Papier anfangen zu reden.[1] Verbergen Sie doch ja diesen Brief vor der ganzen Welt, vor sich selber und vor mir! Ich wünschte, daß ich Ihnen von allem Nachricht geben könnte, ohne daß ich nöthig hätte, zu reden. Ich bin boshaft auf mich selber, ich bin melancholisch über mein Schicksal — ich wünschte von ganzem Herzen zu sterben.“

Jetzt erst kommt er mit seinem Geheimniß heraus, daß er Friederikens Liebe wie im Fluge gewonnen habe. „Den Sonntag (den 31. Mai) waren wir[2] in Ses.[3]; den Montag frühe ging

[1] Wohl eine Anspielung auf die Sage vom Barbier des Midas und dem redenden Schilfrohr.

[2] Wohl Lenz mit seinem Zöglinge Herrn von Kleist.

[3] Auch darin, daß er den Namen Sesenheim nicht ausschreibt, soll

ich wieder hin, und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um zehn Uhr nach S. zurück; diesen und den folgenden Tag blieb ich dort." Auch hier bleibt ihm das Geheimniß wieder in der Kehle stecken; denn er fährt ohne weiteres fort: „Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre; ich war dort ein anderer Mensch, als ich hier bin; alles, was ich gered't und gethan, hab' ich im Traume gethan." In der weitern Erzählung aber verräth er, was er eben nicht aussprechen zu können scheinen wollte. „Heute reiset Mad. Brion mit ihren beiden (älteren) Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder (dem Regierungsrath Schöll) auf vierzehn Tage, und wird vielleicht ein Mädchen da lassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— geschworen, nicht da zu bleiben." Vielleicht lag bei der Reise nach Saarbrück gerade die Absicht mit zu Grunde, Friederiken von den lästigen Bewerbungen des excentrischen Menschen zu befreien; das Versprechen Friederikens aber, die sich des vorigjährigen längern Besuches Goethe's um Pfingsten erinnern mußte, beruht entweder auf reiner Selbsttäuschung oder auf einer sehr starken Uebertreibung des in seine Grille vernarrten Liebhabers, wenn es nicht gar eine bewußte Unwahrheit sein sollte. Hieran schließt sich dann eine Klage über sein Unglück und die Bitte um Geheimhaltung und Bewahrung der Freundschaft an, die er jetzt weniger, als jemals, entbehren könne. „Ich bin unglücklich, bester, bester Freund! und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkömmt, muß ich vielleicht mit Herrn von Kleist nach Straßburg reisen.[1] Also

sich die angezwungene Verschämtheit des Liebhabers verrathen, wie bald darauf das Wort Liebe nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet wird.

[1] Daß er in der Frohnleichnamswoche, die in jenem Jahre den 15. bis 21. Juni fiel, nach Straßburg komme, hat er oben bemerkt; dauerte die Reise nach Saarbrück vierzehn Tage, so kam Friederike am 17. zurück.

einen Monat getrennt,[1] vielleicht mehr, vielleicht auf immer! — Und doch haben wir uns geschworen, uns nie zu trennen. Verbrennen Sie diesen Brief! — es reut mich, daß ich dies einem treulosen Papier anvertrauen muß.[2] Entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht! Es wäre grausam, mir sie jetzt zu entziehen, da ich mir selbst am wenigsten genug bin, da ich mich selbst nicht leiden kann, da ich mich umbringen möchte, wenn das nichts Böses wäre.[3] Ich bin nicht Schuld an allen diesen Begebenheiten: ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter; ich habe mich leidend verhalten; der Himmel ist Schuld daran; der mag sie auch zum Ende bringen. Ich werfe mich in Ihre Arme als Ihr melancholischer Lenz." Noch am Rande des Briefes beschwört Lenz den guten Aktuar, ihn nicht zu verrathen. „Um's Himmels, um meines Mädchens und um meinetwillen lassen Sie doch alles dies ein Geheimniß bleiben! Von mir erfährt es niemand, als mein zweites Ich." Fast scheint es, daß Lenz keinen dringendern Wunsch gehabt, als Salzmann möge sein Geheimniß rasch an den Mann bringen, und besonders einzelnen von der Tischgesellschaft bei den Jungfern Lauth, die er kurz vorher, ebenfalls am Rande des Briefes, grüßen läßt, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dasselbe verrathen.

Wie Salzmann diese wunderliche Enthüllung des seiner tollen Phantastereien wegen bekannten Hofmeisters aufnahm, dessen

[1] Der Aufenthalt in Straßburg sollte etwa vierzehn Tage dauern.

[2] Freilich mußte es ihm lieb seyn, diesen wunderlichen Brief mit seinen unwahren, jedenfalls übertriebenen Behauptungen aus dem Wege geschafft zu wissen; er selbst wollte ihn nicht vernichten, ehe er bei Salzmann mit seiner Liebe renommirt hatte. Wie Goethe von Sesenheim aus diesem sein Liebesleid vertraut hatte, so wollte es auch Lenz, natürlich nicht ohne das Verhältniß noch zu steigern.

[3] Man begreift nicht, wie eine vierzehntägige Abwesenheit der Geliebten, die ihm ewige Treue geschworen, und die er wohl hoffen durfte, bald wiederzusehn, einen halbweg verständigen Menschen zum Selbstmorde verleiten könnte. Aber die vorgespiegelte Melancholie und die ganze rasende Liebe ist nur eitel Gaukelspiel, eine Komödie, die er zum besten gibt.

Talent er wohl zu schätzen wußte, ergibt sich aus einem zweiten, eine Woche später, den 10. Juni, ebenfalls von Fort-Louis aus geschriebenen Briefe von Lenz. Er lachte ihn über seine Liebestollheit aus, und ermahnte ihn, vernünftiger zu sein, wobei er zugleich bemerkte, er könne nicht begreifen, wie Friederike so bald die Liebe zu Goethe, die ihre ganze Seele ergriffen, habe vergessen und sich ihm in die Arme werfen können. Lenz aber erklärt seinem Freunde, den er als seinen guten Sokrates bezeichnet, in Folge seines Spöttes habe die Wunde nur heftiger zu bluten angefangen, und er fürchte, es sei zu spät, an eine Heilung zu denken. „Es ist mir wie Pygmalion [1] gegangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um, und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns beiden, wie Cäsar'n: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit [2] — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt: und eben da ich diesen Verlust am heftigsten fühle, kommen Briefe aus Straßburg, und — vergeben Sie mir meinen tollen Brief! Mein Verstand hat sich noch nicht wieder eingefunden. Wollte der Himmel, ich hätte nicht nöthig, ihn mit Vetter Orlando im Monde suchen zu lassen.“ [3] Zu seiner Zerstreuung, erzählt er, sei er die Pfingsttage über bei einem reichen und sehr gutmüthigen Amtsschulz in Lichtenau zu Gast gewesen, wo er sich an seinem Kummer durch ausschweifende Lustigkeit gerächt habe; dieser kehre aber jetzt nur desto heftiger zurück, wie die Dunkelheit der Nacht hinter einem Blitz. Zu seiner Kur werde er sich nach Straßburg zu Salzmann begeben, der seiner nicht zu schonen brauche, aber seine Freundin Friederike unangetastet lassen müsse.

[1] Man vergleiche das Gedicht „Pygmalion“ von Lenz bei Stöber S. 87, das die Situation Pygmalion's anders auffaßt. Hier schwebt Rousseau's „Pygmalion“ vor.

[2] Hienach sollte man glauben, die Bekanntschaft habe schon längere Zeit gedauert, wogegen es nach dem ersten Briefe kaum zu bezweifeln steht, daß sie erst wenige Tage vorher, den 31. Mai, begonnen.

[3] Nach Ariost XXXIV, 67. 83.

„Den Tag nach [1] meinem letzten Briefe an Sie ging ich zu ihr: wir haben den Abend allein in der Laube zugebracht; die bescheidene, englisch gütige Schwester (Maria Salome) unterbrach uns nur selten, und das allezeit mit einer so liebenswürdigen Schalkheit. — Unser Gespräch waren Sie — ja Sie, und die freundschaftlichen Mädchen haben fast geweint vor Verlangen, Sie kennen zu lernen. — Und Sie wollten mit gewaffneter Hand auf sie losgehn, wie Hercules auf seine Ungeheuer. — Nein, Sie müssen sie kennen lernen, und ihre Blicke allein werden Sie entwaffnen. Ich habe meiner Friederike gesagt, ich könnte für Sie nichts Geheimes haben. Sie zitterte, Sie würden zu wenig Freundschaft für eine Unbekannte haben. Machen Sie diese Furcht nicht wahr, mein guter Sokrates!" Man merkt hier deutlich die Absicht durch, Salzmann ganz für Friederike einzunehmen, wobei Lenz mit oder ohne Absicht übersieht, daß Salzmann nicht sowohl in Friederike, als in seine Behauptung, daß sie sterblich in ihn verliebt sei, Mißtrauen gesetzt hatte. Zum Beweise, wie gut er mit dem alten Brion stehe, erzählt er zum Schlusse: „Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fielding'scher Charakter: jeder andere würde in seiner Gesellschaft Langeweile gefunden haben, ich habe aber mich recht sehr darin amüsirt; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. — Er läßt sein Leben für mich, und ich für seine Tochter." Wer aber kann glauben, daß der gute Alte, dem die Liebe Goethe's so viel Kummer gemacht hatte, einem neuen, raschen, viel excentrischern Liebhaber so leicht das Glück seiner Friederike ganz preis gegeben hätte! Man erkennt hier leicht den alles übertreibenden, bei jeder leisen Anregung wild aufsprudelnden Phantasten.

[1] Statt nach muß es vor heißen; denn am Tage, wo er den Brief schrieb, war Friederike, wie Lenz im ersten Briefe mittheilt, von Sesenheim abgereist, da an eine unerwartete Verschiebung der festgesetzten Reise nicht zu denken ist. Lenz vervollständigt also hier seine frühere Erzählung über den Vorabend der Abreise nach seiner phantastischen Weise. Oder sollten wir hier unsern Lenz auf einer offenbaren Unwahrheit ertappen, da beide Briefe nicht miteinander stimmen?

Gegen den 15. Juni begab sich Lenz mit seinem Zöglinge auf zehn bis zwölf Tage nach Straßburg, wo Salzmann ihm den Kopf zurecht gesetzt zu haben scheint. An diesen schreibt er bald nach seiner Rückkehr, am 28. Juni, er sei noch zu sehr von der Reise ermüdet, als daß er ihm viel Vernünftiges schreiben könnte, da er bisher noch keinen Augenblick zu sich selbst hätte sagen können: Nun ruhe ich! Von eigenen und fremden, vernünftigen und leidenschaftlichen, philosophischen und poetischen Sorgen und Geschäften [1] werde er zertheilt; sein Schlaf selber sei so kurz und unruhig, daß er fast sagen möchte, er wache des Nachts mit schlafenden Augen, wie er des Tages mit wachendem Auge schlafe. In Sesenheim ist er wieder gewesen, aber er wagt nicht — und daran that er gewiß am besten, da er sich so nicht auf's Erfinden zu legen brauchte — das dort Erlebte darzustellen. „Ist es Trägheit oder Gewissensangst, die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die kleinen Szenen abschildern will, in denen ich und eine andere Person die einzigen Akteurs sind? So viel versichere ich Ihnen, daß Ihre weisen Lehren bei mir gefruchtet haben, und daß meine Leidenschaft diesesmal sich so ziemlich vernünftig aufgeführt. Doch ist und bleibt es noch immer Leidenschaft — nur das nenne ich an ihr vernünftig, wenn sie mich zu Hause geruhig meinen gewöhnlichen centrischen und excentrischen Geschäften nachhängen läßt, und das thut sie; das thut sie. Die beiden guten Landnymphen lassen Sie mit einem tiefen Knicks grüßen." Friederike wird nach ihrer Rückkehr sich zurückhaltender gegen den stürmischen Phantasten, der doch zuweilen so außerordentlich liebenswürdig sein konnte, benommen haben, besonders als sie sah, daß er sich, wie Goethe erzählt (B. 27, 471), die größte Mühe gab,

[1] Im weitern Verlauf des Briefes ist von einem mit jedem Tage der Zeitigung sich nähernden Trauerspiel die Rede. Mit Salzmann hatte er ein Gespräch über philosophische und religiöse Gegenstände gehalten, wodurch seine Betrachtung angeregt wurde, wie er denn ein Blättchen solcher Gedanken beilegt. Bei den fremden Sorgen ist wohl zunächst an seinen Zögling Herrn von Kleist zu denken, der ihm damals vielleicht zu schaffen machte.

seine (Goethe's) Briefe zu sehn und zu erhaschen, wie er überhaupt seine Eifersucht auf Goethe schlecht verbergen mochte.

Salzmann tadelte seinen Alcibiades, wie Lenz sich selbst jetzt mit Anspielung auf das Verhältniß des Sokrates zu diesem nennt, daß er wie ein ungezähmtes Roß allen Zaum und Zügel abstreife, den man ihm überwerfe, welchen Vorwurf Lenz im folgenden Briefe als einen ungerechten bezeichnet. „Wenn ich mit Ihnen zusammenkomme," heißt es weiter, „werde ich Ihnen viel, sehr viel zu erzählen haben, das ich jetzt nicht mehr der Feder anvertrauen kann, Auftritte zu schildern, die weit rührender sind, als alles, was ich jemals im Stande wäre zu erdichten (freilich ein triftiger Grund, sie nicht zu beschreiben!), Auftritte, die, wenn Sie ihnen zugesehen haben würden, Sie selbst noch (meinen Sokrates) zu weinen würden gemacht haben. Noch ist meine Seele krank davon." Gleich am Anfange des Briefes macht er dem Freunde in Worten, die den spätern, halb verzweifelten Ton nicht ahnen lassen, die Mittheilung, daß er sich bald weiter von Straßburg entfernen werde. „Ich umarme Sie mit hüpfendem Herzen und heiterer Stirne, um Ihnen eine Art von Lebewohl zu sagen, das in der That nicht viel zu bedeuten hat. Einige Stunden näher oder ferner machen für den Liebhaber erschrecklich viel, für den Freund aber nichts." Erst gegen Ende des Briefes erfahren wir, wohin er gehn werde. „Ich werde noch vor meiner Abreise einmal aus Fort-Louis an Sie schreiben, und alsdann aus Landau sogleich nach meiner Ankunft. Mein Studiren steht jetzt stille. Der Sturm der Leidenschaft (wüthet?) zu heftig. Ich wünsche mich schon fort von hier; alsdann, hoffe ich, wird er sich wieder kümmerlich legen. In Landau will ich, so viel es mein zur andern Natur gewordenes Lieblingsstudium (die schöne Literatur) erlaubt, das Jus eifrig fortsetzen." Zu letzterm hatte ihn wohl Salzmann ganz besonders ermahnt, in der Hoffnung, den zerstreuten, durch Leidenschaft verworrenen Menschen zur Besinnung zu bringen. „Heute komme ich von Lichtenau," schreibt er, „aus einer sehr vergnügten Gesellschaft, in welcher ich vielleicht allein die Larve war. Ich will meinen

Brief an Sie zum Ende bringen; ich erwarte heute Abend noch einen Gnadenstoß." Man fühlt, daß hier nur von Friederike die Rede sein kann, die seinem stürmischen Liebesdrängen immer mehr auswich, und von der er an diesem Abend eine entschiedene Erklärung zu erzwingen gedachte. Der Brief ist wohl von Sesenheim aus geschrieben, von wo er, wie schon früher einmal, nach Lindenau gegangen, wenn er nicht etwa dort mit der Familie Brion zusammengetroffen war. „O lassen Sie mich," fährt er fort, „mein beschwertes Herz an Ihrem Busen entladen! Es ist mir Wollust zu denken, daß Sie nicht ungerührt bei meinem Leiden sind, obschon es Ihnen noch unbekannt ist: denn Trennung ist nicht die einzige Ursache meines Schmerzens." Aus demselben Zimmer, dem Fremdenzimmer zu Sesenheim, dem letzten obern Zimmer rechts von der Gartenseite, hatte Goethe vor dreizehn Monaten seine leidenschaftlich bewegten Briefe an Salzmann gerichtet.

Von jetzt an scheint Lenz, wenn es auch an einzelnen Ausbrüchen seines phantastischen Wesens nicht gefehlt haben mag, sich mehr zurückgehalten zu haben, weil er einen völligen Bruch fürchtete. Aus dem Juli haben wir nur einen einzigen Brief an Salzmann, was, wenn anders kein Brief verloren gegangen ist, auf eine gewisse Beruhigung hindeutet. Der nächstfolgende Brief, mit dem seltsamen Datum „Fort-Louis, den 5. oder 6. August oder 10. 1772", welches auf die völligste Ungewißheit hindeutet, ist geschrieben, als er eben aus der Gesellschaft „dreier lieben Mädchen und einer schönen, schönen Frau" gekommen, und enthält gar keine Beziehung auf sein Liebesverhältniß, sondern bloß Nachrichten, die sich auf seine litterarischen Arbeiten und seine Studien beziehen.[1] Dagegen

[1] Er schickt Salzmann die Schrift des Hobbes de cive, die er nicht zu Ende habe bringen können, zurück, wogegen er Pufendorf's historia iuris oder ein anderes juristisches Buch wünscht, da er doch einmal Jurist werden müsse. Er benachrichtigt ihn, daß er einen vortrefflichen Fund von alten Liedern gemacht (vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 123 ff.), und spricht von seiner letzten Uebersetzung aus dem Plautus, die schwerlich in der Gesellschaft gelesen werden dürfte. Von dieser Gesellschaft, der „Pflanzschule" Straßburg's, wünscht er nähere Nachricht. Es

erzählt er im folgenden, zum Abschied von Fort-Louis geschriebenen Briefe: „Ich habe in Sesenheim gepredigt; sollten Sie das glauben? Den Sonnabend (den 29. August?) Nachmittags karessirt; nach Fort-Louis gegangen; das Thor zu gefunden; zurückgegangen; den Pfarrer am Nachtessen unruhig gefunden, daß er so viel zu thun habe; mich angeboten; bis vier Uhr in der Laube gesessen; mich von meinen Fatiguen erholt; eingeschlafen; den Morgen eine Bibel und eine Konkordanz zur Hand genommen, und um neun Uhr vor einer zahlreichen Gemeine, vor vier artigen Mädchen, einem Baron und einem Pfarrer gepredigt. — Mein Text war das Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner, und mein Thema die schädlichen Folgen des Hochmuths. Die ganze Predigt war ein Impromptü, das gut genug ausfiel." Am Abende, wo er dieses mit großer Selbstgefälligkeit schrieb, hatte er versprochen, um fünf Uhr in Sesenheim zu seyn. „Ich gehe jetzt nach Sesenheim hinaus," schreibt er, „um den letzten Tag recht vergnügt dort zuzubringen. Recht vergnügt! — Nicht wahr, Sie lächeln über meine stolze Platonische Sprache, mittlerweile mein Herz mit dem Ritter Amadis oder was weiß ich, wie der Liebhaber der Banise hieß?[1] von nichts als Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamirt. Was soll ich sagen? Ich schäme mich meiner Empfindungen nicht, wenn sie gleich nicht allezeit mit festem Schritt hinter der Vernunft hergehen. O! und Salzmann bedauert mich!" Man sieht hier, wie sehr Friederike ihm alle Hoffnung benommen hatte, wie er aber noch immer am Dunstkreise der Geliebten sich erfreute, welche ihn

war dieses ohne Zweifel die von Goethe gar nicht erwähnte „Gesellschaft der schönen Wissenschaften", in welche Jung Stilling aufgenommen wurde, wo er, wie dieser selbst sagt, die schönsten Bücher und den damaligen Zustand der deutschen Litteratur kennen lernte. Sollte dies der litterarische Zirkel seyn, den, wie Goethe B. 22, 190 sagt, Lenz vor ihm geheim zu halten suchte? Drei Jahre später, am 2. November 1775, gründete Salzmann eine Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache", deren äußerst eifriger Secretär Lenz war.

[1] Balacin, König von Aracan, in der „Asiatischen Banise" von Heinrich Anselm von Zigler (* 1690), neu aufgelegt 1764.

nicht durch ein unfreundliches Betragen zur leidenschaftlichen Verzweiflung bringen wollte, ihn vielmehr gern um sich duldete, so lange er in seinen Schranken blieb. In demselben Briefe meldet er an Salzmann, daß er die von ihm geliehenen beiden ersten Theile von Fielding's „Tom Jones" an Friederike geliehen und ihr sein Wort darauf gegeben habe, Salzmann werde es verzeihen, wenn sie dieselben noch einige Zeit behalte, ja er werde auch die beiden folgenden Theile mit Vergnügen leihen.

Die aus Landau an Salzmann geschriebenen Briefe zeigen eine gewisse Beruhigung; er philosophirt mit seinem Freunde über Gott und Welt und die wahre Glückseligkeit, [1] und auch dichterische Arbeiten beschäftigen ihn, wogegen von seinen juristischen Studien nichts verlautet. In einem, wie es scheint, Ende September geschriebenen Briefe vertraut er dem Freunde: „Es ist wahr, meine Seele hat bei aller anscheinenden Lustigkeit jetzt mehr, als jemals, eine tragische Stimmung. Die Lage meiner äußern Umstände trägt wohl das meiste dazu bei, aber — sie soll sie, sie mag sie nun höher oder tiefer stimmen, doch nie verstimmen. Eine sanfte Melancholei verträgt sich sehr wohl mit unserer Glückseligkeit, und ich hoffe — nein, ich bin gewiß, daß sie sich noch einst in reine und dauerhafte Freude auflösen wird, wie ein dunkler Sommermorgen in einen wolkenlosen Mittag. Auch fehlen mir jetzt öftere Sonnenblicke nicht, nur kann freilich ein Herz, dem die süßen Ergötzungen der Freundschaft und — der Liebe — sogar einer vernünftigen Gesellschaft genommen sind, bisweilen einen Seufzer nicht unterdrücken. An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst; sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer, und oft werd' ich versucht, mit dem alten Junius Brutus mich auf den Boden hinzuwerfen, und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken. In der

[1] Unter den auf Goethe's Antrieb zu Frankfurt 1776 erschienenen „moral-philosophischen Abhandlungen" Salzmann's befindet sich auch eine, die über die Glückseligkeit handelt.

That, ich finde in der Flur um Landau täglich neue Schönheiten, und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken." Zu gleicher Zeit gesteht er, daß er bei seinen Betrachtungen noch oft in's Schwärmen gerathe, wovor er seinen Geist in Acht nehmen müsse. „Meine Lektüre," schrieb er kurz vorher, „schränkt sich jetzt auf drei Bücher ein: eine große Nürnberger Bibel mit der Auslegung, die ich überschlage, ein dicker Plautus mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen, und mein getreuester Homer." Im Oktober meldet er Salzmann, er sei jetzt Christ geworden, und endlich, nachdem er lange an allem gezweifelt habe, zu einer Ueberzeugung gekommen, wie sie ihm nöthig gewesen, zu einer philosophischen, nicht bloß moralischen, worauf er ihm seine jetzt gewonnene Ansicht von der Erlösung mittheilt. „Sehen Sie hier den Extrakt meiner Religion, das Fazit einer aufmerksamen Lesung der Evangelisten, deren göttliche oder menschliche Begeisterung ich unausgemacht lasse, und sie bloß als aufrichtige Erzähler ansehe. — Ich bin also jetzt ein guter evangelischer Christ, obgleich ich kein orthodoxer bin. Kann ich in meiner Ueberzeugung weiter kommen, so will ich dem Gott dafür danken, der es weiß, daß dieses das Lieblingsstudium meiner Seele ist und ewig bleiben wird. Doch hoffe ich niemals Prediger zu werden. Die Ursachen — da müßt' ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Dies ist aber kein dunkles, sinnliches — sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Ueberzeugung gilt." Salzmann macht ihm aber seine ganze Erlösungstheorie zu Schanden, indem er ihn in vielen Punkten, wie er selbst gesteht, gründlich widerlegt, während er in Bezug auf andere sich noch nicht überführt hält. „Mein Hauptsystem bleibt dennoch unverrückt," schreibt er, „und das ist freilich einfach genug, aber darum für meine Seele zuträglicher, weil sie Pein empfindet, wenn sie sich lange bei Wahrheiten aufhalten soll. Und das ist dies: „Es geht mir gut in der Welt, und wird mir in Ewigkeit gut gehn, so lang ich selbst gut bin: denn ich habe dort oben einen sehr guten Vater, der alles, was er gemacht

hat, sehr gut gemacht hat — und wenn sich dies letztere mir nicht allezeit so darstellt, so liegt die Schuld an meinem dummen Verstande. Eine gewisse Offenbarung bestätigt dies mein Gefühl — **tant mieux!** sie sagt mir, das anscheinend und wirklich Böse in der Welt fange jetzt schon an und solle dereinst ganz aufgehoben werden, und das hab' ich dem Sohne Gottes zu danken, ob nun seiner Lehre allein oder auch wirklich seinem Verdienste (wenn anders, um von Gott nicht menschlich zu reden, bei Gott ein Verdienst stattfinden kann; denn bei ihm ist alles Gnade), **tant mieux!** sage ich; das ist eine schöne, frohe Botschaft (Evangelium); ich glaube sie herzlich gern, und freue mich darüber, und dies denk' ich, ist der Glaube, der mich selig machen soll, und schon hier glückselig oder selig macht; denn diese beiden Wörter, denk' ich, sind auch eins." Von dieser Welt aber denkt er nicht so verächtlich, wie Salzmann; sie sei gut, mit allen ihren eingeschlossenen Uebeln; das Reich Gottes sei nicht bloß in jenem Leben zu hoffen. „Wenn's Glück gut ist, bin ich noch immer ein heimlicher Anhänger vom tausendjährigen Reiche; wenigstens glaub' ich gewiß, daß der Zustand unserer Welt nicht immer derselbe bleiben wird. Und christlich = physisches Uebel muß immer mehr drin abnehmen, wenn das moralische darin abnimmt; und das wollt' ich beinahe beweisen, wenn anders eine Seele, die immer **entrechats** macht, wie eine Närrin, in ihrem Leben jemals etwas wird beweisen können."

Bald darauf, Ende Oktober oder im folgenden Monat,[1] macht er seinem Freunde eine wunderlich mysteriöse Mittheilung. „Meine Seele hat sich hier zu einem Entschlusse ausgewickelt, dem alle Ihre Vorstellungen — dem die Vorstellungen der ganzen Welt viel=

[1] Bei Stöber sind die Briefe irrig geordnet. Brief 10 und 11 gehören nach Brief 13; denn Brief 10 bezieht sich deutlich genug auf Brief 12, als „den allerersten Brief über die Erlösung", um anderer Hindeutungen nicht zu erwähnen, und es fehlen bei Brief 10 und 11 die Anreden, die Lenz erst in Brief 12 wegzulassen beginnt, wo er ausdrücklich bemerkt: „Doch ich will von jetzt an immer ohne Titel an Sie schreiben."

leicht keine andere Falte werden geben können, wenn ich anders ihn einem Menschen auf der Welt mittheile, ehe er ausgeführt ist. — Mein guter Sokrates, entziehen Sie mir um dessentwillen Ihre Freundschaft nicht! Bedenken Sie, daß die Welt ein Ganzes ist, in welches allerlei Individua passen, die der Schöpfer jedes mit verschiedenen Kräften und Neigungen ausgerüstet hat, die ihre Bestimmung in sich selbst erforschen und hernach dieselbe erfüllen müssen, sie seie, welche sie wolle. Das Ganze gibt doch hernach die schönste Harmonie, die zu denken ist, und macht, daß der Werkmeister mit gnädigen Augen darauf hinabsieht, und gut findet, was er geschaffen hat! Nicht wahr, ich rede mystisch; Ihnen fehlten die Prämissen, um meine Folgesätze zu verstehn. Sie werden sie verstehn; nur Geduld!" Welchen wunderlichen Plan, wenn wir nicht irren, mit Bezug auf den Besitz Friederikens, sich Lenz damals ausgesonnen, möchte schwer zu errathen sein, doch dürfte die kurz vorhergehende Bemerkung: „Unsere Seele ist nicht zum Stillsitzen, sondern zum Gehen, Arbeiten, Handeln geschaffen", darauf hindeuten, daß er in ein thätiges Leben überzugehn gedachte. Im folgenden Briefe drückt er seine Freude darüber aus, daß Friederike aus Straßburg, wo sie sich also wieder einige Zeit bei ihren Verwandten aufgehalten haben muß, an ihn geschrieben habe. Der Brief scheint aber wenig anderes enthalten zu haben, als die Nachricht, daß sie die Freude gehabt, Salzmann am Fenster zu sehn, und daß sie durch seinen Anblick ermuthigt worden sei, nach den beiden anderen Theilen von Fielding's Roman [1] zu schicken, weshalb sie die Bitte hinzufügte, Lenz möge ihre Dreistigkeit bei seinem Freunde entschuldigen. „Ist das nicht ein gutes Mädchen? —" fährt er fort, nachdem er dies Salzmann erzählt hat. „Und doch muß ich meinen Entschluß vor Ihnen verbergen. — Was ist das für ein Zusammenhang? Ein trauriger! — Ich bin dazu bestimmt, mir selbst das Leben traurig zu machen — — aber ich weiß, daß, so

[1] Im Briefe von Lenz nach dem Abdrucke bei Stöber S. 73 ist nur von „dem andern" Theile die Rede. Die erste deutsche Uebersetzung des „Tom Jones" erschien in vier Theilen.

sehr ich mir jetzt die Finger am Dorne zerritze, daß ich doch einmal eine Rose brechen werde. — Zu allem diesem werde ich Ihnen die Schlüssel in Straßburg geben." Man fühlt, daß er noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hat, Friederike werde ihm, wenn seine äußern Verhältnisse sich besser gestaltet haben würden, ihre Hand geben: aber diese hatte, wenn sie auch dem phantastischen Schwärmer mit dem allerliebsten Köpfchen, niedlichen, etwas abgestumpften Zügen, blauen Augen und blonden Haaren[1] nicht abgeneigt war, doch ihre Liebe zu Goethe treu bewahrt, und dachte an nichts weniger, als an eine Verbindung mit einem solchen excentrischen, immer unruhig umgetriebenen, jedes festen sittlichen Haltes entbehrenden Manne.

Bald darauf muß Lenz nach Straßburg zurückgekehrt sein, wo er mit sehr geringen Unterbrechungen bis zum März 1776 blieb. Doch fehlen uns über diese Zeit alle zusammenhängenden Nachrichten. Wahrscheinlich wird er von Zeit zu Zeit nach Sesenheim gegangen sein, und dort freundliche Aufnahme gefunden haben, ohne aber irgend Hoffnung auf Friederikens Hand zu erhalten, vielmehr mußte er sich überzeugen, daß diese in treuer Liebe Goethe's Andenken bewahrte. Dieser war auch nach der Rückkehr von Straßburg mit Lenz und Salzmann in Verbindung geblieben. Letzterm hatte er den „Götz" in der ersten Bearbeitung zugesandt, und diesen bereits am 3. Februar 1772 mit Salzmann's Bemerkungen nicht ohne Beifallsbezeugungen zurückerhalten. Ohne Zweifel theilte er ihm auch seine vorher erschienenen Schriften, den Bogen „von deutscher Baukunst" (Ende 1772),[2] den „Brief des Pastors

[1] Vgl. Goethe B. 22, 57.

[2] Gegen Anfang November 1771 schreibt er an Salzmann: „Dem Herrn Silbermann (wohl dem B. 22, 62 f. erwähnten Schaffner am Münster), wenn Sie ihn sehen, viel Grüße von meinetwegen! Bitten Sie ihn um eine Kopie des Münsterfundaments. Und sein Sie so gut unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Kopie des großen Risses kommen könnte." Am 28. November trägt er Salzmann auf, Silbermann wegen des gesandten Münsterfundamentes zu danken; mit den Rissen will er es anstehn lassen.

zu * * *," und die „zwo biblischen Fragen" (1773) mit. Da er von „Götz" ein Exemplar zu viel an Salzmann geschickt hatte, schrieb er diesem: „Wenn Sie das Exemplar „Berlichingen" noch haben, so schicken Sie's nach Sesenheim unter Aufschrift: „An Mamsell Brion"; ohne Vornamen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort sein, so besorgen Sie wohl ein neues."

Gleich nach dem Erscheinen des „Götz" schickte Lenz an Goethe, der ihm ohne Zweifel auch ein Exemplar übersandt hatte, einen weitläufigen, auf geringes Conceptpapier, dessen er sich gewöhnlich bediente, geschriebenen Aufsatz, unter dem Titel: „Ueber unsere Ehe."[1] „Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift," erzählt Goethe (B. 22, 189), „war mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte, und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiederte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang, so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete, als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuskripte." Goethe scheint hier anzudeuten, daß jene allerengste Verbindung erst nach dem Erscheinen des „Götz" eingetreten sei; indessen mag ihm hier das Verhältniß nicht mehr ganz deutlich vorgeschwebt haben, da nach allem anzunehmen ist, das zu Straßburg in der letzten Zeit ganz eng geknüpfte Bündniß habe keine Unterbrechung erlitten.[2] Goethe nahm zunächst den größten Antheil an Lenzens

[1] Zur Erklärung des wunderlichen Titels erinnern wir an die Aeußerung Goethe's in dem Briefe an Engelbach: „Der A. und ich, wir werden uns nächstens kopuliren lassen." (Schöll S. 47).

[2] Gegen die Mitte des Jahres 1773 schreibt Goethe an Salzmann:

„Lustspielen nach dem Plautus für's deutsche Theater", über die er sich in einem Briefe an Salzmann vom 6. März 1773 ausspricht, und in die er selbst manche Striche gethan zu haben scheint. Im Verlagskatalog von Weygand in Leipzig werden sie immer unter dem Titel „von Goethe und Lenz" angeführt. Er besorgte hierfür, wie für seine andern Sachen dem Freunde einen Verleger, [1] wie auch Salzmann für seine „moralphilosophischen Abhandlungen". Vgl. den Brief vom 5. Dezember 1774. Schon am 3. November 1773 sendet Goethe an Betti Jacobi die ersten Bogen jener Lustspiele, und bald darauf meldet er: „Mit der fahrenden (Post) kriegen Sie ein Allerlei, darin die folgenden Bogen zum Väterchen (dem ersten jener Lustspiele), davon sie zum Troste Jung's (Jung Stilling's) christgläubiger Seele sagen können, daß ich's nicht gemacht habe. Ich hab's nicht gemacht, Mamachen, aber ein Junge, den ich liebe, wie meine Seele, und der ein trefflicher Junge ist. Aber warum richtet man nach Werken!" Sie erschienen im folgenden Jahre, wie auch eine andere wunderliche Schrift von Lenz, die man zum Theil Goethe selbst zuschrieb, unter dem Titel: „Anmerkungen über's Theater nebst angehängtem übersetzten Stück Shakespear's" (Love's labour's lost), worin er in schärffster Weise sich gegen Aristoteles und das französische Drama erklärt, dagegen Shakespeare als einen Heiligen verehrt, der ein Theater für das ganze menschliche Geschlecht aufgeschlagen habe. Die Sprache ist wild und übersprudelnd, und

„Sie haben lange nichts von mir selbst, wohl aber gewiß von Lenz und einigen Fremden allerlei von mir gehört. — Lenz soll mir doch schreiben. Ich habe was für ihn auf'm Herzen." Die „Lustspiele nach dem Plautus" hatten ohne Zweifel zu vielfachen Briefen Veranlassung gegeben. Der in zwei Briefen Goethe's an Salzmann mit seinem Spitznamen bezeichnete O-ferul ist wohl nicht Lenz; auch an Jung und Lerse kann nicht gedacht werden. Ist vielleicht Weyland gemeint? Die Worte: „Der arme O-ferul jammert mich; es war eine treue Seele," deuten vielleicht auf den Tod von Weyland's Vater. Wir wissen, daß 1775 beide Eltern todt waren. Die Beziehung des Namens (o ferula?) wagen wir nicht zu errathen.

[1] In Straßburg hatte die Zensur den Druck untersagt. Vgl. Merck's Briefe II, 49.

wird durch das Streben nach Seltsamkeit, besonders die alberne Manier, die angefangenen Sätze unvollendet zu lassen, höchst geschmacklos. Lessing sprach darüber seinen Aerger aus. In demselben Jahre erschienen die beiden Komödien „der Hofmeister" und „der neue Menoza", die man von manchen Seiten Goethe zuschreiben wollte.

Auf Veranlassung der Briefe, welche Wieland über seine „Alceste" in das Januar- und Märzheft 1773 des „Merkur" hatte einrücken lassen, hatte Goethe die Farze „Götter, Helden und Wieland" geschrieben. Er selbst berichtet uns (B. 22, 248), er habe diese Farze, die er in einer Sitzung niedergeschrieben, in der Handschrift an Lenz geschickt, welcher gleichfalls davon entzückt geschienen, und behauptet, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. „Nach einigem Hinundwiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dies einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden, und mich beim Publikum in übeln Ruf zu setzen die Absicht hatte." Daß er hierüber (die Farze erschien in den ersten Monaten des Jahres 1774), so wie über Lenzens Absicht, ihn in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, später durch Friederike aufgeklärt worden sei, erzählt er B. 27, 471. Aber hiermit scheint Lenz ein Unrecht zu geschehn, da ja dieser seblst sich auf das schärfste gegen Wieland aussprach, ohne zu fürchten, sich dadurch um den Kredit zu bringen, vielmehr die junge Litteratur gesammter Hand gegen Wieland die Pfeile ihres Spottes und Hasses wandte. Auch nahm ja Goethe im allgemeinen gar wenig Rücksicht auf das Publikum, wie seine humoristischen Sachen beweisen, die er damals selbst oder durch andere, wie das „neueröffnete moralisch politische Puppenspiel" durch Klinger,[1] herausgab. Und er selbst nimmt in einem Briefe, in welchem er das Erscheinen jenes „Schand- und Frevelstücks" an Johanna Fahlmer meldet,[2]

[1] Vgl. Wagner zu der zweiten Sammlung der Briefe an Merck S. 244. Klinger selbst soll zwei seiner Stücke an einen Freund geschenkt haben. Vgl. daselbst S. 287.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 14.

die ganze Schuld auf sich. Ueberhaupt scheint Lenz damals nichts ferner gelegen zu haben, als Goethe zu stürzen, vielmehr dachte er mit diesem und durch ihn sich zu den höchsten Würden des deutschen Parnasses aufzuschwingen, wie sich dies in den wunderlichen, kurz nach „Werther" entstandenen dramatischen Szenen ausspricht, denen er den Titel: **Pandaemonium Germanicum** gab. „Werther" hatte ihn mit dem feurigsten Enthusiasmus erfüllt, und ihn zu den Briefen „über Werther's Moralität" veranlaßt, deren Druck Goethe wünschte. [1]

Als Goethe auf der Rückreise aus der Schweiz, wohin ihn die Liebe zu Lili getrieben hatte, gegen den 20. Juli 1775 nach Straßburg kam, freute er sich, seinen Lenz wiederzufinden. Mit ihm bestieg er den Münsterthurm (B. 31, 24), und überzeugte sich mit ihm immer mehr, daß „Schöpfungskraft im Künstler sei, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden". Damals schrieb er in seine Schreibtafel die sehr bezeichnenden Worte: „Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel!" Daß er damals, wo die Liebe zu Lili ihn leidenschaftlich umtrieb, seine Friederike nicht wieder besuchen konnte, erklärt sich sehr natürlich, ohne daß wir zu der Annahme zu greifen nöthig hätten, Lenz habe ihn durch falsche Vorspiegelungen davon abgehalten.

Aus dem leidenschaftlichen Schmerze über Lili's Verlust rettete sich Goethe durch die Uebersiedlung nach Weimar, wo er sich bald mit aller Wärme vertraulichster Neigung zu der edlen Frau von Stein hingezogen fühlte, in welcher er seine Rathgeberin, Beichtigerin und Besänftigerin verehrte. Der aufgehende Stern seines Glückes zog bald viele aus allen Gegenden Deutschlands nach dem

[1] Vgl. Studien zu Goethe's Werken S. 199 f. Er trug sie später in der „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" vor.

kleinen, mit reicher Bildung ausgestatteten Weimarer Hofe, wo ein junger geist- und gemüthreicher, mit frohem, keckem Muthe in's frische Leben greifender Fürst zu den schönsten, beglückendsten Hoffnungen berechtigte. Unter diesen mit Aussicht auf glücklichen Erfolg nach Weimar strömenden Gästen befanden sich auch Goethe's Freunde, Lenz und Klinger, die hier beide das gehoffte Eldorado nicht finden sollten, der eine, weil er für diese Kreise zu streng und starr war, der andere, weil er sich in einem tollen, zweck- und haltlosen Treiben gefiel. Lenz erschien bereits im März 1776, wo er sich gleich am ersten Abend durch eine närrische Tollheit einführte, indem er ungeladen auf einem Bal paré bei Hofe im Domino erschien; denn diese Erzählung ist beglaubigter, als die Darstellung Böttiger's, Lenz sei zerlumpt nach Weimar gekommen, und habe gleich an Goethe geschrieben: „Der lahme Kranich ist angekommen, und sucht, wo er seinen Fuß hinsetze,"[1] obgleich die Vergleichung mit dem Kranich ächt Lenzisch ist, wie dieser z. B. einmal an Salzmann schreibt: „Auf einem Fuß, wie ein reisefertiger Kranich, steh' ich jetzt." Goethe fand in der ersten Zeit an dem tollen Phantasten Gefallen, für dessen Unterhalt der Herzog sorgte. „Wir machen hier des Teufels Zeug," schreibt er an Merck, „doch ich weniger, als der Bursche, der nun ein herrlich Drama auf unsern Leib schneidet.[2]" Am 5. April fragt er bei Frau von Stein an: „Liebste Frau, darf ich heut' früh mit Lenzen kommen? — Sie werden das kleine wunderliche Ding (Lenz war klein von Gestalt) sehn, und ihm gut werden." Einer Eselei Lenzens, die gestern Nacht ein Lachfieber gegeben, erwähnt Goethe in einem Briefe vom 25. April, und am 10. Mai bemerkt Wieland, „Lenz mache alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich, und wundere sich darüber hinterdrein, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt". Am 14. Mai will Goethe mit Wieland Frau

[1] Falk über Goethe S. 126 ff. Böttiger's literarische Zustände I, 18 f.

[2] Was hier gemeint sei, läßt sich nicht wohl errathen. Eine poetische Beschreibung des herzoglichen Gartens, in welchem Goethe wohnte, hatte Lenz nach Frankfurt an die Frau Rath gesandt (Riemer II, 27).

von Stein abholen, wobei er bemerkt, daß sie etwas von Lenz vorzulesen haben.[1] Zwei Wochen später meldet Wieland an Merck: „Lenz liefert alle göttliche Tage regulièrement seinen dummen Streich, fragt, wo er hinkömmt, es sei auf dem Felde oder in der Stadt, so bald er eine halbe Stunde da gewesen, im Vertrauen: „Habt ihr Feder, Dinte und Papier?" und schmiert, wie sich's gebührt," wobei Wieland sich mißmuthig äußert, daß er hinter den neuen Günstlingen des Glückes zurückstehn müsse. Unterdessen hatte es sich entschieden, daß Goethe in Weimar bleiben werde, und der Herzog ernannte ihn am 11. Juni zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil.

Die Beschreibung, welche Klinger, der damals in Gießen war, durch Goethe's Mutter von dem Weimarer Glück erhielt, lockte auch diesen an, der am 24. Juni zu Weimar anlangte. „Am Montag kam ich hier an," schreibt Klinger an einen Jugendfreund, „lag an Goethe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Junge!" und kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!" und immer mehr Liebe; denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst du denken, wie ich ihn überraschte. O was von Goethe zu sagen ist! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen habe, den du nie imaginiren kannst, als von Angesicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit — steinige den Kerl, der ihn verkennt, wenn er ihn gesehen, an seiner Brust gelegen hat, seinen Geist umfaßte und ihn begriff. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Lenz wohnt unter mir, und ist in ewiger Dämmerung." Aber nur zu bald trübte sich das Verhältniß, da Klinger sich über manches mißstimmt zeigte, und durch sein herbes, scharfes Wesen, das sich in seinem Leben, wie in seinem Dichten und seiner ganzen Erscheinung aussprach, nach manchen Seiten Anstoß erregte; er war der gerade Gegensatz des zwecklos schwankenden, keiner innerlichen

[1] Vielleicht das Gedicht „Petrarch" bei Tieck III, 77 ff.

Fassung fähigen Lenz, da er überall entschieden vor- und durchdringen wollte. So meldet denn Goethe schon am 24. Juli von Ilmenau aus, wohin er sich mit dem Herzog auf mehrere Wochen des Bergwerks wegen begeben hatte: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich. Ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war, und's nicht verstund, und ich's nicht erklären konnte und mochte."

Unterdessen war Lenz, der endlich sich mäßigen lernte, nach dem zwei Stunden von Weimar angenehm gelegenen Städtchen Berka gegangen, wo er sich wohl gefiel, so daß Goethe schreiben konnte: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann." Hier feierte er vor allen Wieland in einem wunderlichen im „Merkur" und in der „Iris" abgedruckten Gedicht, in welchem er diesen bittet, sein Lehrer zu werden „in jener Kunst, der Tugend Panier mitten im Meer der Welt zu pflanzen".

Komm', schließe dich mit Goethen an,
Melpomenens Liebling, mich zu bilden,
Und macht aus einem Waregischen Wilden,
Der keinen Vorzug kennt, als daß er euch fühlen kann,
Einen eurer nicht unwerthen Mann.

Am 9. September meldete Wieland an Merck: „Von unserm Lenz wird Ihnen Goethe bald was schicken, das Ihnen Spaß machen wird.[1] Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit! So ein Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Er lebt noch immer in seiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle drei oder vier Wochen eine kurze Erscheinung bei uns. Wir lieben ihn alle wie unser eigen Kind, und so lang er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden."

Gegen Ende August war Lenz, „das kleine Ungeheuer", bei

[1] Vielleicht das schon erwähnte Gedicht „Petrarch".

Frau von Stein auf ihrem Gute Kochberg gewesen, und diese äußerte bald darauf an Goethe den Wunsch, ihn auf längere Zeit zum Unterricht im Englischen bei sich zu haben. „Ich schick' Ihnen Lenzen," schreibt Goethe am 10. September an Frau von Stein; „endlich hab' ich's über mich gewonnen.[1] O Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal; man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut. Er soll Sie sehen, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein! — Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte, in Kochberg mit Ihnen sein, mit Ihnen gehn, Sie lehren, für Sie zeichnen; Sie werden für ihn zeichnen, für ihn sein. Und ich — zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein! — Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet nur, Geduld mit ihm zu haben, bittet nur, ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagt' ihm, daß er es, eh' er gebeten, habe." Er schickt einen Shakespeare mit, hofft Goldsmiths „Landpriester" nachzuschicken, und wünscht, daß sie die schönen Herbsttage recht genieße. „Von mir," fügt er in empfindlicher Gereiztheit hinzu, „hören Sie nun nichts weiter. Ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp (Goethe's Diener) schreiben." Aber erst zwei Tage später meldete sich Lenz zur Abreise, wo er denn beruhigter, und fast abbittend, schreibt: „Lenz will nun fort, und ich hatte Bedenken, Ihnen die vorhergehende Seite zu schicken. Ach, Sie mögen sehn, wie mir's im Herzen manchmal aussieht, wie ich auch ungerecht gegen Sie werden kann." Am 16. September wünscht er: „Lohn's Gott, was Sie für Lenzen thun," und meldet, daß der Herzog wohl Einsiedel mit zu ihr nehmen werde, da er nicht kommen dürfe. In einem Briefe an Lavater von demselben Tage heißt es: „Lenz ist unter uns, wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter

[1] Frau von Stein hatte dem Dichter angedeutet, daß sie seinen Besuch in Kochberg nicht wünsche, hatte dagegen Lenz verlangt.

im Fleisch; er schwürt und wird sich herausschwüren leider." [1] „Ich bin in Kochberg," schreibt Lenz am 23. Oktober 1776, einem Mittwoch, an Salzmann, „bei der liebenswürdigsten und geistreichsten Dame, die ich kenne, mit der ich seit vier, fünf Wochen den englischen Shakespeare lese. Künftige Woche geht's leider wieder nach Weimar. Der Herzog hat neulich hier einen sonderbaren Zufall gehabt: er fiel von einem Floß im Schloßgraben in's Wasser; ich hatte das Glück, ihn ohne Schaden herauszuziehen. Herder ist mit ihm hier gewesen (am 2. Oktober kam er in Weimar an); und find't allgemeinen Beifall. Wer sollte ihm auch den streitig machen können? Er und Wieland sind, wie der letzte es von jedem sein muß, Freunde, und werden es noch immer mehr werden. Goethe hab' ich nun lange nicht gesehen; er ist so von Geschäften absorbirt in Weimar, daß er den Herzog nicht einmal hat herbegleiten können." Die wahre Ursache, weshalb Goethe Kochberg vermeiden mußte, war also auch Lenz damals ein Geheimniß. Am 10. November war dieser in Weimar bei Goethe, aber schon am 26. beging er einen dummen Streich, eine „Eselei", die seine Entfernung von Weimar zur Folge hatte. Auf seine schriftliche Bitte vom 30. ward ihm nur ein Tag Frist stillschweigend bewilligt. [2] Wie tief Goethe durch diesen Vorfall angegriffen worden, zeigt sein Brief an Frau von Stein: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise offen zugeschickt; übergeben Sie ihn, liebe Frau! Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, daß es tüchtig ist, und was aushalten kann." Der Streich muß sehr arg gewesen sein, da man manche Tollheiten dem wunderlichen Phantasten

[1] Ganz ähnlich sagt er in einem Briefe an Merck von demselben Tage: „Lenz ist unter uns, wie ein krankes Kind; wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielwerk, was er will. Er hat **Sublimiora** gefertigt, kleine Schnitzel, die du auch haben sollst. Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogeneität schwüret mit uns, er wird sich herausschwüren."

[2] Vgl. Riemer II, 36.

nachzusehn gewohnt war. Nach Böttiger, einer freilich im allgemeinen sehr unlautern Quelle, war es eine Klatscherei, die er zwischen der Herzogin Amalia und Frau von Stein angerichtet; man möchte fast vermuthen, daß es das Verhältniß letzterer zu Goethe betroffen. Zwei Monate nach dem Abzuge von Lenz schreibt Wieland über diesen an Merck, er sei ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche; daher er oft ein schlimmerer Kerl scheine, als er sei und zu sein Vermögen haben. „Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritum und wenig wahre Zeugungskraft, möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nicht, was? und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an ohne Bosheit, bloß weil er nichts anders zu thun weiß. Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, daß Sie, ohne selbst hier gewesen zu sein, und lange hier gewesen zu sein, in unseren Sachen klar sehen, auch von Lenzen lieber milde, als strenge zu urtheilen."

Klinger hatte sich schon früher entfernt; er lebte zunächst als Theaterdichter der Seiler'schen Gesellschaft in Leipzig, wo er bis zum Jahre 1778 blieb, trat aber beim ausbrechenden baierischen Erbfolgekriege in österreichische Dienste, wo er durch Vermittlung eines Herzogs von Würtemberg Lieutenant wurde. Nach Beendigung des Krieges, im Frühjahr 1779, verließ Klinger die österreichischen Dienste wieder, und begab sich nach Emmendingen zu Schlosser, wo er mit Pfeffel bekannt wurde, der, wie wenig er auch durch den Umgang mit diesem Genie sich erbaut fühlte, doch Schlosser's wegen ihm durch Franklin's Vermittlung eine Kriegsstelle in amerikanischen Diensten zu verschaffen suchte.[1] Aber die Sache zerschlug sich. „Klinger ist nun bei mir," schreibt Schlosser, der sich noch nicht lange von Lenz befreit fühlte, am 14. Oktober an Merck. „Ich wollt' seinetwegen mehr, als eines Menschen wegen, daß es

[1] Vgl. Hagenbach „J. Sarasin und seine Freunde" (abgedruckt aus dem vierten Bande der Baseler „Beiträge für vaterländische Geschichte") S. 68 ff. Die betreffenden Briefe sind aus dem Jahre 1779. Hagenbach gibt irrig das Jahr 1778 an. Vgl. auch Merk's Briefe II, 80. III, 143.

wieder Krieg gäbe. Die Zeit wird ihm oft verwünscht lang, und ihm wär's gut, wenn strenge Subordination ihn amüsiren hülfe." Im April 1780 verwendete sich Schlosser bei Sarasin in Basel für Klinger, der, durch Empfehlungen unterstützt, nach Rußland zu gehn bereit war, und er bittet, ihm bis zur Abreise ein Stübchen in seiner Sommerwohnung in Pratteln[1] bei Basel einräumen zu lassen, damit er sein Geld nicht im Wirthshause verzehren müsse, auch ihm Geld zur Reise vorzustrecken, welche Wünsche Sarasin theilnehmend erfüllte.[2] In Rußland gelang es ihm durch seinen entschieden strengen Charakter, allmählich zu den höchsten Würden zu steigen, wie er sich auch als Dichter einen ehrenvollen Platz in unserer Litteratur, besonders durch seine tüchtige, wenn auch freilich starre Gesinnung und seine scharfe Auffassung, errungen hat.

Lenz scheint sich zuerst nach dem Elsaß gewandt zu haben. Im obern Elsaß verweilte er mehrere Monate beim Pfarrer Luce, wie Stöber S. 38 berichtet, der diesen Besuch offenbar in eine falsche Zeit setzt, nach dem Aufenthalte bei Oberlin. Im Januar 1777 besuchte er Pfeffel zu Kolmar, wie aus einem Briefe des letztern an Sarasin (Hagenbach S. 87) hervorgeht. „Lenz war acht Tage bei uns," schreibt dieser, „ein liebenswürdiger Junge, der hundertmal mehr ist, als er scheint. Ich habe was von ihm, wozu er mir die Erlaubniß ertheilt hat, es unserer Seraphine (Sarasin's Gattin) mitzutheilen, ein Gedichtchen, das er hier geboren hat und das so eben recht für ihr Herz ist." Auch besuchte er Goethe's Schwager[3] und Schwester in Emmendingen,

[1] Hier entstand der unter Klinger's Namen gehende „Plimplamplasko" (1780 erschienen); denn auf einem weißen Blatte des in Sarasin's Nachlaß befindlichen Exemplars steht ausdrücklich, es sei dort in ländlicher Muße durch Sarasin, Klinger, Pfeffel und Lavater zusammengetragen worden. Vgl. Hagenbach S. 103, der nicht bezweifeln dürfte, daß das Buch in den Handel gekommen. Ueber Sarasin vgl. auch Merck's Briefe III, 266 f.

[2] Vgl. Hagenbach S. 78 f.

[3] Schlosser's Bekanntschaft scheint Lenz in Straßburg gemacht zu haben, wo dieser Salzmann und Johann von Türckheim zu besuchen pflegte. Vgl. Nicolovius „J. G. Schlosser's Leben und literarisches Wirken" S. 75.

wo er nicht die günstigste Schilderung von Goethe gemacht, dessen Schwester aber mit zärtlichster Verehrung erhoben zu haben scheint. Darauf machte er die Bekanntschaft des Rathsherrn Sarasin und seiner Gattin in Basel, wandte sich weiter nach Zürich, wohin ihn Lavater zog, und machte von dort am 3. Juni eine Reise in die „wilden Alpengebirge", in die er sich zu vertiefen gedachte.[1] Bei seiner Rückkehr in Zürich erschütterte ihn die Nachricht von dem am 8. Juni unerwartet erfolgten Tode von Goethe's Schwester. „Sie war für diese Welt zu reif," schrieb er an Frau Sarasin; „alles drückte auf sie, diese heilige, reine Seele mußte sich Luft machen." Im Juli wollte er in Begleitung eines Baron von Hohenthal eine Reise nach Italien antreten, aber er gelangte mit diesem nur bis zum Fuß des Simplon, wo er sich von ihm trennte, wie er am 9. August von Bern aus schreibt. Bald darauf befindet er sich wieder in Zürich, von wo er einen Besuch bei von Salis in Marschlins machte. „Lenz lenzelt noch bei mir," schreibt Lavater im August an Sarasin (Hagenbach S. 41). Am 28. September richtete Lenz an Frau Sarasin, noch von Zürich aus, ein tief ergreifendes Gedicht über den Tod von Goethe's Schwester,[2] worin er die Freundin bittet, bei ihm die Stelle der Hingeschiedenen zu vertreten, die in allen Lebensbedrängnissen sein Schutzgeist gewesen sei. Von der Verklärten heißt es hier:

Nach Stöber S. 8 hätte Lenz die „Gesellschaft zur Ausbildung deutscher Sprache" mit Schlosser in Verbindung gebracht. In der Komödie: „Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi" (1774) hatte Lenz Schlosser unter der Person des Tandi dargestellt, worauf dieser in seinem Sendschreiben: „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza" (Nicolovius S. 39 ff.) erwiederte, wo er unter anderm bemerkt, Lenz habe den Stempel des Dichtergenies, womit er sich begnügen solle.

[1] Hierüber wie über das folgende vgl. Hagenbach S. 87 ff. In den Schweizergebirgen schrieb Lenz den Traum: „Die Erschaffung der Welt" (bei Tieck III, 276 ff.).

[2] Das Gedicht steht bei Nicolovius S. 66 f., wird von Tieck I. S. XCV nur erwähnt. Die „an Henriette" überschriebenen Verse (bei Tieck III, 251 ff.) bezieht Nicolovius S. 63 ff. irrthümlich auf den Tod von Goethe's Schwester.

Auch ich, auch ich im seligsten Momente
Schlug eine zärtliche Tangente
Zur großen Harmonie im Herzen an
Mit ihrem Bruder, ihrem Mann.

Bald darauf ging er auf kurze Zeit nach Emmendingen, wo er am 10. Oktober das Gedicht auf Schlosser's jüngstes Töchterchen schrieb, dessen Geburt der Mutter den Tod gebracht hatte.[1] Er scheint sich dann wieder nach Zürich begeben zu haben. Auf einen Anfall von Wahnsinn deutet ein von Pfeffel am 24. November an Sarasin geschriebener Brief, in welchem es heißt: „Lenzens Unfall weiß ich seit Freitag von Mecheln. Gott wolle dem armen Menschen beistehn. Ich gestehe dir, daß diese Begebenheit weder mich noch meinen Lerse sonderlich überraschte. — Ich hoffe aber doch, der gute Lenz werde wieder zurecht kommen, und dann sollte man ihn nach Hause jagen, oder ihm einen bleibenden Posten ausmachen. Singularitäten, Bruder, oder Paradoxien machen immer physisch oder moralisch unglücklich." Im Dezember schreibt Lavater an Sarasin: „Lenzen müssen wir nun Ruhe schaffen; es ist das einzige Mittel, ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden." In demselben Monat finden wir Lenz in Winterthur, wo er wahrscheinlich bei Kaufmann verweilte. Noch am 12. Dezember nimmt er sich Lavater's gegen eine wider diesen erschienene Schrift an, indem er bemerkt: „Die Herren mit ihrer fingerlangen Vernunft wollen es dem lieben Gott durchaus nicht zugestehn, daß er über Bitten und Verstehen thun könne." „Wir führen alle," schreibt er von seinem Aufenthalte in Winterthur, „ein sehr ruhiges und stillfröhliches Leben in Hoffnung."

Aber von hier trieb es ihn nach dem Elsaß zurück, und zwar wahrscheinlich nach Sesenheim, wo er mißgünstig von Goethe gesprochen zu haben und vergebens Friederikens Liebe zu erlangen bestrebt gewesen zu sein scheint. Wenn Friederike im Jahre 1779 unserm Dichter erzählte, Lenz habe es bis zu den lächerlichsten

[1] Von Nicolovius S. 67 f. mitgetheilt.

Demonstrationen des Selbstmordes getrieben, da man ihn denn für halbtoll habe erklären und ihn nach der Stadt schaffen können, (B. 27, 471), so scheint dies nur auf diese spätere Zeit, das Jahr 1777, bezogen werden zu dürfen, ja man könnte auch glauben, erst damals habe er Goethe's Briefe zu sehn und zu erhaschen gesucht, obgleich er dies sehr gut auch früher gethan haben könnte. Aber nicht von Sesenheim aus, wie man nach jener Aeußerung Goethe's vermuthen sollte, wurde Lenz nach Straßburg gebracht, sondern er wandte sich zunächst in halber Verzweiflung zu dem Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Steinthale,[1] wo er am 20. Januar 1778 mit langen Haaren und hängenden Locken erschien, und sich als einen Freund des mit Oberlin vertrauten Christoph Kaufmann darstellte.[2] Hier brach sein Wahnsinn mit wiederholten Selbstmordsversuchen mehrfach hervor. In einer Nacht rannte er durch den Hof und rief mit lauter, etwas hohler Stimme den Namen Friederike, worauf er sich, wie schon früher mehrmals, in den Brunnentrog stürzte. Er erzählte Oberlin auch von seiner unglücklichen Liebe. Am 6. Februar redete er diesen mit ausnehmender Freundlichkeit an: „Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — o der Engel!“ Auf die Frage, woher er dies wisse, antwortete er: „Hieroglyphen! — Hieroglyphen!“ und mit gen Himmel gehobenen Augen: „Ja — gestorben! — Hieroglyphen!“ Darauf schrieb er zwei Briefe, die er Oberlin mit der Bitte übergab, einige Zeilen darunter zu setzen. „Ich hatte mit einer Predigt zu thun,“ erzählt dieser, „und steckte die Briefe indessen in meine Tasche. In dem einen an eine adelige Dame in W(eimar)[3]

[1] Ueber diesen wahrhaft apostolischen Mann vgl. den Brief Pfeffel's vom 6. Februar 1778 (nicht 1788) bei Hagenbach S. 71 f.

[2] Man vgl. hierzu und zum folgenden die Erzählung Oberlin's bei Stöber S. 11 ff.

[3] Ohne Zweifel Frau von Stein. Wahrscheinlich schwebte Lenz die Verzweiflung Abbadonna's beim Anblick der Schöpfung vor, in Klopstock's „Messias“ II, 780 ff.

schien er sich mit Abbadonna zu vergleichen; er redete von Abschied. Der Brief war mir unverständlich; auch hatte ich nur einen Augenblick Zeit, ihn zu übersehen, eh' ich ihn von mir gab (?). In dem andern, an die Mutter seiner Geliebten, sagt er, er könne ihr diesmal nicht mehr sagen, als daß ihre Friederike nun ein Engel sei, und sie würde Satisfaktion bekommen." Aber in der darauf folgenden Nacht machte er wiederholte Selbstmordversuche, so daß Oberlin sich endlich genöthigt sah, ihn am Morgen des 7. Februar, von drei Wächtern begleitet, auf seinem Wägelchen nach Straßburg schaffen zu lassen.

Wir lassen dieser summarischen Darstellung von Oberlin folgende Darstellung von Pfeffel in einem Briefe an Sarasin folgen. „Er (Lenz) war, wie ihr wißt, beim redlichen Pfarrer Oberlin im Steinthal, dem Kaufmann nicht einmal von vorneher zu verstehn gegeben, daß es mit dem Kopfe des armen Menschen nicht recht stund. Indem dieser wackere Geistliche bei uns war, besuchte Lenz, der sich durch zwo Predigten und durch seinen liebreichen Umgang alle Herzen gewonnen hatte, ein todkrankes Kind zu Bellefosse, eine halbe Stunde vom Pfarrdorfe Waldersbach (Waldbach). Ungeachtet keine Hoffnung zum Aufkommen war, weissagte doch Lenz in einer Art von Begeisterung, das Kind würde nicht sterben. Des andern Tags ging er, vom Schulmeister Scheidecker von Waldersbach begleitet, wieder nach Bellefosse. Unterweges gerieth er in eine heftige Gemüthsbewegung, verdoppelte seine Schritte, und kam wenige Augenblicke nach dem Hinschiede des Kindes bei der Mutter an. Er weinte laut, hieß aber gleich darauf alles hinausgehn. Er ward unbemerkt beobachtet. Er that ein lautes, brünstiges Gebet, warf sich auf den Leichnam, und versuchte es eine ganze Stunde lang, ihn von den Todten aufzuwecken. Neue Gebete unterbrachen die Versuche, und als er endlich ihre Eitelkeit einsah, ging er zur Mutter. „Es ist geschehen," sprach er, „es ist umsonst!" Hierauf beschuldigte er die Mutter sehr bitter, ihr Unglaube sei Schuld an der Fruchtlosigkeit des Unternehmens, ging zurück und sagte zum Schulmeister, der ihn begleitete, er,

Lenz, habe das Kind vergiftet. Der Schulmeister suchte ihn zurecht zu weisen, und brachte ihn zur einsamen Frau Oberlin zurück. Er schien wieder besänftigt, stürzte sich aber ein Stockwerk hoch zum Fenster herunter, ohne sich anders als ein wenig am Arme zu beschädigen. Des andern Tages ging er zum Stabhalter zu Bellefosse, gab sich als den Mörder des Kindes an, und bat ihn, er möchte ihn binden. Der Schulmeister aber, den die zitternde Frau Oberlin ihm nachgeschickt, machte ihn los, und brachte ihn nach Hause. Diesen Abend kam der gute Pfarrer an. Lenz bat ihn um Erlaubniß, auf sein Zimmer zu gehn. Hier schrieb er einige Briefe an Freunde, die mir der Schulmeister, der mir vor einer Stunde alles selbst erzählte, nicht zu nennen wußte. Man fand auch keine Adressen darauf. Ich vermuthete aber, daß ihr und wir darunter waren. Er nahm darin Abschied von diesen Freunden, und nach einer halben Stunde hörte der Pfarrer einen gewaltsamen Fall vor dem Fenster. Er lief hinaus, und fand Lenzen unbeschädigt, der sich zum zweitenmale heruntergestürzt hatte.[1] Nun ward er von vier Mann bewacht, weil drei nicht hinreichten, ihn in seiner Raserei zu halten, welche sich verdoppelte so oft er eine weibliche Stimme hörte. — Des folgenden Tags bat er wegen des Vergangenen mit tausend Thränen um Vergebung, und wurde mit der größten Mühe beredet, sich vom Schulmeister und noch zween starken Männern nach Straßburg bringen zu lassen." Hier wurde er an Prof. Röderer empfohlen, der ihn zum Pfarrer Stuber, Oberlin's Vorgänger in Steinthal, brachte. Lenz warf sich vor diesem nieder, und bat ihn flehentlich, mit ihm zu beten, was dieser auch that, bis er vor Schmerz und Erschöpfung nicht mehr konnte. Lenz entfernte sich, in Thränen gebadet. Röderer scheint ihn nach Emmendingen zu Schlosser

[1] Pfeffel erzählt weiter unten, Lenz habe die Mutter des verstorbenen Kindes, ehe er zum Stabhalter gegangen, wegen des ihr verwiesenen Unglaubens kläglich um Vergebung gebeten, und er habe sich, was man erst später erfahren, ehe er zum erstenmal zum Fenster herausgesprungen, in's Wasser gestürzt. Oberlin's Angaben sind hier glaubwürdiger.

gebracht zu haben.[1] Am 25. Februar erhielt Pfeffel einen Brief von Schlosser, worin dieser die Hoffnung aussprach, ihn bald zu besuchen. Lenz schrieb darunter, er habe eine große Reise vor, und müsse zuvor noch viel mit ihm sprechen. „Es ist uns allen," schreibt Pfeffel, der dies sogleich an Oberlin meldet, „bang auf seine Ankunft; doch hoffen wir, Schlosser werde ihn begleiten." Am 2. März berichtet Schlosser: „Lenz ist bei mir, und drückt mich erstaunlich. Ich habe gefunden, daß seine Krankheit eine wahre Hypochondrie ist. Ich habe ihm heut' eine Proposition gethan, wodurch ich ihn gewiß kuriren würde; aber er ist wie ein Kind, keines Entschlusses fähig, ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir große Angst eingejagt, sonst ist er zwischen der Zeit ruhig." Indessen brach bald darauf sein Wahnsinn mit solcher Heftigkeit aus, daß man ihn in Ketten legen mußte. „Mit Lenzen ist's nun so," schreibt Schlosser im April an Sarasin, „daß ich ihn nicht mehr behalten kann. Er schien auf dem Wege der Besserung, aber mit dem neuen Licht kam abermal seine Krankheit. Er wollte sich wieder zum Fenster hinausstürzen, und da das von meinem Kutscher, der eben dazu kam, verhindert wurde, so fing er an, so gut als zu rasen. Er stieß sich den Kopf wider die Wand, und nöthigte mich daher, ihn wieder zu binden und zu schließen, und nun schon wieder seit zehn Tagen Tag und Nacht zwei Wächter bei ihm zu haben. Auch in dem Zustande schreit und heult er, wie ein Vieh, zerbeißt die Kissen, und zerkratzt sich, wo er nur beikommen kann. Der Arzt, den ich fast dreimal alle Woche zwei Stund weit holen lassen muß, gibt keine Hoffnung. Der Puls, sagt er, gehe

[1] Schlosser scheint die Nachricht von Lenzens irrem Zustand an Merck gemeldet zu haben, wodurch sie nach Weimar zu Wieland gelangte, der am 15. Februar an Merk schreibt: „Lenz jammert mich; erkundigt euch doch, wie für ihn gesorgt ist, ob man ihm was helfen kann. Ich wag' es nicht, Goethen etwas davon zu sagen, wenn ihr es nicht etwan für besser findet, daß er's wisse." Wieland fürchtete, Goethe werde durch die Nachricht zu tief erschüttert werden.

mitten im Paroxysmus ganz ruhig, und also müsse die Krankheit in den Nerven liegen. Seit gestern liegt er zwar wieder still, aber er spricht mit niemand, ißt auch nichts, als was man ihm von Bouillon eingießt, und trinkt eben so." Da seine eigene Gesundheit, so wie sein ganzes Hauswesen und besonders die Sorge für seine Kinder es ihm unmöglich machen, den Unglücklichen länger bei sich zu behalten, will er ihn nach Frankfurt in's Tollhaus schicken, wo er gegen eine billige Pension von 150 bis 200 Gulden eine eigene Stube, erträgliche Kost und Wartung haben werde. Für die Reisekosten, bittet Schlosser, da er schon mehr als zehn Louisd'or für Lenz ausgegeben habe, möge Sarasin eine Kollekte von vier bis sechs Louisd'or veranstalten. „Für seine Pension wollen wir nachher eine Subskription veranstalten, wozu ich gern nach meinen Umständen beitragen will. Auch Straßburg, Frankfurt und Weimar werden etwas daran tragen. An seinen Vater und seinen Bruder hab' ich schon geschrieben, aber ihn die fünfhundert Stunden weit zu transportiren ist unmöglich." Doch der Zustand des unglücklichen Dichters besserte sich wider Erwarten, wie Pfeffel, der im Juni einen Besuch bei Schlosser machte, bald darauf, am 13. Juni, an Sarasin meldet. „Gleich beim Absteigen," schreibt er, „ging ich zum armen Lenz, den ich dem Ansehen nach bei gutem Verstand, aber sehr schüchtern und zeremonienreich fand. Er kannte mich gleich, umarmte mich herzlich, und bezeugte Freude, mich zu sehn, fragte nach Schinznach und unseren dortigen Freunden. Zu Lavater's Gruß sagte er kein Wort. Als ich ihm von euch sprach, war seine Theilnehmung eben so groß, als bei unserm Eintritt in sein Zimmer. Er fragte mich nach euerm Wohlbefinden, und bat mich, euch tausendmal zu grüßen. — Seine Krankheit äußerte sich durch eine beständige Schreibsucht; er hat uns aber seine Papiere nicht gewiesen, ungeachtet ich zweimal Begierde darnach äußerte. Schlosser sagte mir hierauf, ich sollte nicht darauf dringen. Er ist übrigens nicht mehr gebunden, geht im Zimmer umher, und hat guten Appetit, klagt aber über Schwäche in den Beinen. Montags frühe besuchte ich

ihn wieder. Auch jetzt ging Schlosser mit, gegen den er eine tiefe Ehrerbietung äußerte. Als ich das arme Geschöpf küßte, fühlte ich an seinen Wangen, daß er Fieber hatte. Sein Wärter sagte uns auch, er habe in der Nacht mit ihm ringen müssen, weil er nicht leiden wollte, daß man, zur Beförderung seines Schlafes, ihm sein Schreibzeug wegnehme. Er war nicht so heiter und lange nicht so gesprächsam, wie gestern, zeigte sich aber gegen mich nicht verändert, wiederholte mir seine Grüße an euch und an die Meinigen, und schien beim Abschied sehr bewegt. — Wer Lenzen zuvor nicht kannte, kann ihn nicht halb so krank finden, als seine Freunde ihn finden mußten."

Als der Unglückliche sich etwas beruhigt hatte, that Schlosser ihn zum Schuhmacher Süß in seiner Nähe, bei welchem er auch das Handwerk lernen sollte, um zu einer zerstreuenden körperlichen Thätigkeit zu gelangen, wogegen ihm das Schreiben verboten wurde.[1] Das Baden im Rheine war ihm als Kur verordnet, der er sich oft und gerne unterzog. Zu seinem Lehrherrn fühlte er bald eine kindliche Neigung; eine besondere Liebe aber faßte er zu dessen Sohne Konrad, seinem Mitgesellen, so daß er, als dieser bald darauf auf die Wanderschaft gehn sollte, sich mit der Bitte an Sarasin in Basel wandte, ihm dort einen Meister zu verschaffen.

[1] Hierauf deuten die damals bei einer kurzen Fahrt auf dem Rheine entstandenen Verse:

Wie freundlich trägst du mich auf deinem grünen Rücken,
Uralter Rhein,
Wie suchest du mein Aug' empfindlich zu erquicken
Durch Ufer voller Wein?
Und hab' ich doch, die tausend Luftgestalten
Tief im Gedächtniß zu behalten,
Nun weder Dinte, noch Papier,
Nur dieses Herz, das dich empfindet hier!
Es scheinet fast, du liebest, Allzugroßer,
Nicht mehr der Maler Prunk, der Dichter Klang,
Es scheint, du willst, wie Schlosser,
Nur stummen Dank.

„Er soll jetzt das erstemal auf die Wanderschaft,“ schreibt er,[1] „und ich bin jetzt bei seinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hause gewesen. Er ist mein Schlafkamerad, und wir sitzen den ganzen Tag zusammen. Thun Sie es doch, bester Herr Sarassi, lieber Herr Sarassi! es wird Sie nicht gereuen. Emmendingen, einige Tage vor Johanni 1778. Ich könnte mich gewiß nicht wieder so an einen andern gewöhnen; denn er ist mir wie ein Bruder.“ Sein durch die Trennung von diesem Kameraden verursachter Schmerz ward dadurch noch vermehrt, daß dieser in Basel keine Arbeit bekommen konnte, und deshalb in Arlesheim, einem katholischen Orte, anderthalb Stunden von Basel, eintreten mußte, weshalb er seine Bitte an Sarasin dringend wiederholt. „Ich gehe alle Morgen mit meinem lieben Herrn Süß spazieren,“ heißt es in diesem zweiten Briefe, „und bekomme auch alle Tage den Herrn Hofrath (Schlosser) zu sehn. Nun fehlt mir nichts, als daß es alles so bleibt, und Gott meine Wünsche erhört, und Sie meine Bitte erfüllen, daß der arme Konrad wieder zu seinen Glaubensgenossen kommt.“ In einem folgenden Danksagungsschreiben an Sarasin, der seinem Wunsch willfahrt hatte, meldet er, daß er jetzt auf einige Zeit nach Wiswyll reisen werde, wo er sich mit der Jagd und Feldarbeit viel Bewegung werde machen können. „Ich bin so voller Freude über so viel glückliche Sachen, die nach meines Herzens Wunsch ausgeschlagen sind, daß ich für Freude nichts Rechtes zu sagen weiß, als Sie zu bitten, daß Sie doch so gütig sind, und Ihr Versprechen erfüllen, dem ehrlichen Konrad Arbeit für Sie zu geben, weil es mir nicht genug ist, wenn er bei Ihrem Meister Schuhmacher ist, und er nicht auch für Sie arbeitet.“ Gleich darauf bittet er denselben, dem Konrad zu sagen, er solle auch seinen Zustand die Zeit her vor Augen haben, daß es ihm nicht auch so ergehe, wie ihm, wenn er nicht folge. Beim Uebersenden des ersten Briefes an Sarasin, am

[1] Diesen und die folgenden Briefe geben schon Tieck und Stöber, am genauesten Hagenbach S. 98 ff., der die Urschrift benutzt hat.

21. Juni, meldet Schlosser diesem: „Es ist wahr, Lenz ist ungleich besser, seitdem er anfängt, mit was Körperlichem sich zu beschäftigen, und deßwegen wollt' ich selbst, daß der Junge dablieb; aber die Wanderzeit ist da, und Sie können nicht helfen. Ich will sehn, ob ich's kann. Ich traf den Patienten zwar gesünder, aber ganz kindisch an, weiß auch nicht, ob's besser wird; urtheilen Sie aus diesem Brief!"

Die Entfernung von seinem Mitgesellen scheint so niederschlagend auf Lenz gewirkt zu haben, daß Schlosser sich genöthigt sah, ihn bei einem Chirurgen zur Heilung unterzubringen. „Der Herzog von Weimar bezahlt die Kost," schreibt Schlosser im Februar des folgenden Jahres. „Aber sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, daß seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen." Indeß nahm die Familie bald darauf sich des Unglücklichen an, den im Sommer desselben Jahres sein älterer Bruder Karl Heinrich Gottlieb zu den Seinigen zurückführte. In einem Briefe dieses Bruders, an Salzmann aus Erfurt am 3. Juli 1779 gerichtet, heißt es: „Ich habe meinen Bruder aus Hertingen (an den Grenzen der Schweiz und nur drei Stunden von Basel) abholen müssen. Von jener Szene, da ich ihn nach eilf Jahren wieder gesehen, da er stumm seine Freude blicken ließ — lassen Sie mich nichts sagen, weil sie nur gefühlt werden kann. Ich fand ihn bis auf eine unglaubliche Schüchternheit völlig wiederhergestellt, und auch diese verliert sich von Zeit zu Zeit. Straßburg mußte ich mit ihm vermeiden, so leid es mir auch that. Die Reise scheint ihm sehr zuträglich zu sein, und ich hoffe, daß vaterländische Luft und geschwisterliche Pflege das Letzte zu seiner völligen Genesung beitragen werden. Er läßt sich Ihnen bestens empfehlen, und hofft nächstens selbst zu schreiben. Unsere Reise geht gegenwärtig so schnell, als möglich, nach Lübeck zu, um von dort aus noch zeitig in See gehn zu können." Leider sollte der Wunsch des liebenden Bruders nicht in Erfüllung gehn; der Stern seines Geistes war auf immer erloschen, und hatte nur ein leichtes

Flimmern zurückgelassen, das auf das einst flammende Licht traurig hindeutete.

Am 14. Oktober desselben Jahres überraschte Schlosser seinen Freund Merck mit der Nachricht, Lenz sey Professor der Taktik, der Politik und der schönen Wissenschaften geworden, worüber Frau von la Roche und die Herzogin Amalia zu Weimar ihr Staunen aussprachen. Letztere meinte, die Universität, die ihn zum Professor gemacht habe, müsse toll und Lenz gescheid geworden sein. Die Nachricht rührte wohl von Lenz selbst her, der sich mit leeren Hoffnungen trug. Lavater hatte diesen ganz aufgegeben; denn er schreibt an Sarasin im Jahre 1780:

> Glaub', wer ein Narr (Lump) ist, bleibt ein Narr (Lump)
> Zu Wagen, Pferd und Fuße.
> Drum, Bruder, glaub' an keinen Narren (Lumpen)
> Und keines Narren (Lumpen) Buße. [1]
> Fiat applicatio auf Freund L . . z.

An Wieland wandte sich Lenz im Jahre 1781 von Riga aus. „Aus seinen an mich geschriebenen Zettelchen," schreibt dieser am 2. März dieses Jahres, „ist zu sehn, daß er zwar wieder sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte, nicht wiederfinden konnte. Doch dünkt er mich in seiner Art

[1] Hagenbach S. 41. Nach Gelzer („die neuere deutsche Nationalliteratur II, 88) lauten die Worte Lavater's also: „Was ich über Schurken und Lumpen einer gewissen Art, solche nämlich, die noch einen starken Zusatz von Ehrlichkeit und Frömmigkeit haben, zu reimen pflege, das möcht' ich auch von gewissen gespornten Narren, die noch ein Quantum von Menschenverstand und Genialität haben, verstanden wissen:

> „Glaub', wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,
> Zu Wagen, Pferd und Fuße;
> Drum, Bruder, glaub' an keinen Lump
> Und keines Lumpen Buße."

Wenig verändert stehen diese Verse Lavater's in Goethe's Werken B. 3, 100 (zuerst 1837 gedruckt). Goethe hatte sie wohl aus der Erinnerung an Lavater aufgeschrieben. Wieland hatte „Bruder Lenz" schon 1777 in seinem „Wintermährchen" (B. 11, 65) gar nicht vortheilhaft eingeführt.

gescheidter, als je, peut-être tant pis, peut-être tant mieux. Er möchte gern seine opera omnia vermehrt und verbessert à son propre profit herausgeben, weiß aber nicht, wie er's anfangen soll. Ich kann ihm aber vielleicht einen Weg vorschlagen." Auch an Goethe scheint er sich gewandt zu haben. Seine Antwort auf Lenzens Brief schickte dieser am 23. März zur Einsicht an Frau von Stein, die ihm ebenfalls schreiben wollte, indem er bemerkte: „Du wirst daraus sehn, was und wie du ihm zu schreiben hast." Schöll meint, die Antwort werde auf keinen Fall sehr freundlich gewesen sein. Aber Goethe's Unwille über Lenz, von dem Friederike ihm im Herbste 1779 erzählt hatte, war durch das Unglück des einstigen Freundes bezwungen; er wird ihm sehr vorsichtig geschrieben haben, um keine zu große Hoffnungen in ihm zu erregen.

Lenz soll sich nach Petersburg, von da nach Moskau gewandt haben, wo der gestrandete Dichter sein unglückliches Leben aushauchte, während sein charakterfester Genosse Klinger in demselben Rußland von Stufe zu Stufe stieg und dessen litterarischer Ruf, nachdem er dem „Sturm und Drang" entsagt hatte, einer festen Begründung entgegenging. „Er starb von wenigen betrauert und von keinem vermißt," meldete das Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung kurz nach seinem am 24. Mai 1792 erfolgten Tode. „Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edlen Armuth ist. Er lebte von Almosen, aber nicht von jedem nahm er Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützung anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen russischen Edelmannes, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben." Einer seiner Moskauer Freunde war der Geistliche Kaufmann, an welchen er das Gedicht: „Was ist Satire?" richtete. Die von Dr. Stumpf in

Derftiol in Liefland vorbereitete Lebensbeschreibung von Lenz, deren Tieck gedenkt, scheint nie erschienen zu sein, was um so mehr zu bedauern, als diesem die genauesten Angaben der Familie und eine Sammlung Briefe von ihm und an ihn zu Gebote standen. Unter den von Tieck mitgetheilten Gedichten von Lenz, zu denen Stöber noch vier, Nicolovius zwei andere hinzufügte, fehlt folgendes im ersten Hefte von Ewald's „Urania" mitgetheilte Gedicht, welches die ganze ungestüme Unruhe seines Geistes lebhaft ausprägt.[1]

An den Geist.

O Geist, Geist, der du in mir lebest,
Woher kamst du, daß du so eilst?
O verzeug noch, himmlischer Geist!
Deine Hülle vermag's nicht —
All ihre Bande zittern.
Komm' nicht weiter empor!

[1] Auch vermissen wir bei Tieck die in Schillers „Horen" 1797 Stück 4 und 5 erschienene, aber, wie es scheint, abgebrochene Erzählung: „Der Waldbruder, ein Pendant zu Werther's Leiden, von dem verstorbenen Dichter Lenz". Am 1. Februar 1797 sandte Goethe an Schiller, „einige Lenziana", unter denen dieser „sehr tolles Zeug" fand, doch nahm er diese Erzählung auf ihres biographischen und psychologischen Interesses willen. Vgl. den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nr. 267. 268. 304. 305. „Die Liebe auf dem Lande" und „Tantalus" stehen in Schillers „Musenalmanach" auf 1798. Daß „das leidende Weib", welches Tieck unter den Schriften von Lenz herausgegeben, von Klinger ist, hat Gervinus IV. 584 mit Recht aus dem Nachspiel „die frohe Frau" (von H. L. Wagner?) geschlossen. Schon Schubart „deutsche Chronik auf das Jahr 1775" S. 614 u. a. nennen Klinger als Verfasser. Ob der von Tieck aufgenommene Aufsatz „über Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts" von Lenz sei, könnte man bezweifeln, da er im Märzhefte 1776 des „Merkur", wo er zuerst erschien, die Unterschrift hat: „B. Freitags den 17. November 1775. E." Wäre er aber wirklich von Lenz, und E. verdruckt statt L. (welchen Ort soll aber B. bezeichnen?), so hätte Lenz sich gleich, als er von Goethe's Ankunft in Weimar erfahren hatte, durch diesen Aufsatz Wieland zu nähern gesucht. Das von Blum 1845 herausgegebene Festspiel, „der verwundete Bräutigam" schrieb Lenz in seinem sechzehnten Jahre.

Sei nur getrost! Bald bist du frei,
Bald wird dir's gelungen sein, Grausamer,
Bald hast du dein steinern, nordisch,
Treues Haus über dem Kopf dir zertrümmert.
Ach! da stehst du wie Simson, und wirfst,
Wirfst — strebst — wirfst's über'n Haufen! —
Weh uns allen! Schone noch, schone!
Dieser treuen Hütte Trümmer
Möchten dich sonst unter sich begraben.
Sieh noch hält sie mit schmeichelnden Banden
Dich zurück, verspricht dir reine,
Tausend reine Himmelsfreuden
Zur Belohnung für deine Müh'.
Schone noch, Grausamer, Undankbarer!
Kehre zurück! Hefte ihre Gelenke
Wieder mit zarter Selbstlieb' zusammen!
Denn Gott selber baute sie dir,
Klein und gebrechlich, wie sie da ist. [1]
Wenn sie ausgedauert, dann breche sie!
Erst wenn der Baum gefaftet, geblüht,
Früchte mehrjährig getragen, verdorret,
Gehe sein Keim in's ewige Leben!
Aber jetzt, heil'ge, himmlische Flamme,
Jetzt — Erbarmen! — verzehr' ihn noch nicht!

Zwei Monate, nachdem der unglückliche Lenz, der seine phantastischen Grillen und das bunte Intriguenspiel seiner Einbildungskraft in's wirkliche Leben einzuführen thöricht versucht hatte, verstört und gestrandet, Deutschland verlassen, sollte Goethe das Mädchen seiner schwärmerischen Liebe im idyllischen Pfarrershause zu Sesenheim wiederfinden. War die Liebe zu seinem drei Jahre ältern Käthchen in Leipzig mehr eine knabenhafte Grille gewesen, wie denn sein ganzes Leben in Leipzig mehr die Entwicklung der ihm durch die Erziehung des Vaters aufgedrungenen Altklugheit

[1] Man erinnere sich, daß Lenz klein von Gestalt war, woher die scherzhaften Benamsungen in den Briefen Goethe's an Frau von Stein.

war, die er erst überwinden und hinter sich lassen mußte, ehe der Genius seine volle Flügelkraft entfalten konnte, so hatte sich in der Liebe zu Friederike zum erstenmal das reiche Jünglingsherz zu herrlichster Blüthe erschlossen, es hatte zum erstenmal in und mit Friederike der Liebe glühenden Wonnetrank genossen, aber die Liebe, welche das Mark ihres Lebens durchdrang, sollte auch für beide ein Kelch bittern Leides werden. Wie heftig auch die Glut der Leidenschaft sein Herz durchwühlte, so vermochte er doch nicht einer innern warnenden Stimme zu widerstehn, welche ihm das schwere Werk der Entsagung auflegte, weil diese Liebe ihn in einen Konflikt mit der Welt gebracht haben würde, in welchem er erlegen wäre, weil sein höchster Entwicklung zustrebender Geist eines freiern Kreises bedurfte, in welchem ihn die gewöhnlichen Sorgen des Lebens weniger berührten, dagegen reiche Bildung ihm von allen Seiten zuströmte, und ein höheres gesellschaftliches Leben ihn trug und förderte. Dagegen entbehrte Lenz jedes innern Haltes, jeder zu entschiedenem Zwecke sich zusammenfassenden Kraft, jedes ernsten Strebens; er ergriff das Leben nur als ein Spiel, in welchem er nach den wechselnden Launen die verschiedenartigsten Szenen in bunter Folge zu bloßer Sinnenergötzung durchführen wollte, ohne daß ein edler, durchgreifender Gedanke ihn geleitet hätte, wenn er auch auf Augenblicke edler Gefühle und Entschlüsse fähig war.

Goethe hatte mittlerweile bei allen, zum Theil wilden Ausbrüchen jugendlich ungestümer Lust sich mit den mannigfaltigsten Geschäften bekannt gemacht und sich zum Theil an ihnen abgerieben; er hatte das Erkältende und Erdrückende des Hoflebens tief empfunden, aber zugleich aus der hier ihn umgebenden höhern Bildung, aus dem Umgange reich begabter, geistreicher Männer, aus der Freundschaft des edlen Herzogs Karl August, den er auf allen seinen Wegen glücklich geleitet hatte, aus der Achtung und Neigung der hochgebildeten Herzogin Mutter und der edlen, reinen Herzogin Luise die stärkendste Nahrung für Geist und Herz gesogen, während ihm in Frau von Stein ein heiterer, leitender und beruhigender, erhebender und stärkender, sein ganzes Leben nach

sich hinziehender Genius erschienen war. Mit dem Herzog hatte er im August 1779 den Plan einer Reise beredet, die durch neue Anschauungen und ein frisches Leben sie erfreuen und zu ernsterm Wirken und Schaffen stärken, gleichsam den Uebergang aus der zurückgelegten, noch halb verworrenen Brauseperiode der Jugend zu der besonnenen Manneszeit bilden sollte. Als Goethe seiner Mutter ihre Ankunft meldete, äußerte er: „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat. Wenn ich euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet.“ Die Reise selbst gedieh zu heiterster Freude und reinster Beruhigung. „Wir streichen,“ schreibt Goethe am 24. September, während sie Speier gegenüber auf die Fähre warten, „wie ein stiller Bach, immer weiter gelassen in die Welt hin, haben heute den schönsten Tag und bisher das erwünschte Glück. Auf diesem Wege rekapitulire ich mein ganz vorig Leben, sehe alle alte Bekannte wieder; Gott weiß, was sich am Ende zusammen summiren wird.“ In dieser heiter ruhigen Stimmung konnte er denn auch nicht unterlassen, am folgenden Tage von Selz aus seine geliebte Friederike zu besuchen, deren Familie mittlerweile durch den Tod des Oheims Schöll und der Eltern Weyland's empfindliche Schläge erlitten hatte. „Den 25. Abends,“ erzählt er, „ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise gerad' fortsetzten, [1] und fand daselbst

[1] Irrig ist demnach die Angabe von Friederikens jüngerer Schwester, er sei auf einem Leiterwagen von Drusenheim gekommen, wie auch ihre Erzählung, Goethe habe noch fortwährend in Briefwechsel mit Sesenheim gestanden, und einmal geschrieben, er müsse nach dem Wunsche des Herzogs einem Fräulein, das er auch genannt, seine Hand reichen, sein Herz aber werde immer Friederiken gehören, auf einer leicht erklärlichen Selbsttäuschung der guten Alten beruht.

eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden.[1] Ich blieb die Nacht, und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Es war das letztemal, daß die beiden Liebenden sich sahen. Goethe hatte in seinem Ruhme und seinem Glanze die einst Heiß-

[1] Friederikens jüngere Schwester erzählte, Goethe habe zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Friederike blaß ausgesehen, aber schöne, lebhafte Augen gehabt.

geliebte in ihrem Familienkreise ohne alle störende Begleitung wiedergesehen und sich über ihr Schicksal beruhigt. Die Erzählung von Friederikens jüngerer Schwester, noch spät habe Goethe von Weimar aus durch einen Schlossergesellen jener einen Gruß gesandt, ist an sich sehr wahrscheinlich, da er es liebte, sich mit reisenden Handwerkern zu unterhalten.

Nach dem Tode der Eltern soll nach einer Nachricht (vgl. den angeführten Aufsatz im „Morgenblatt") Friederike mit ihrer jüngern Schwester Sophie — die ältere war an einen Pfarrer Marx in Dießburg im Badischen, im Oberamt Offenburg, verheiratet — eine Zeit lang im Steinthal einen kleinen Handel mit Steingut getrieben, auch mit Kinderunterricht sich beschäftigt haben, bis die Gemahlin des Herrn von Dieterich von Reichshofen im Elsaß (vgl. B. 21, 259 f.) sich ihrer angenommen, die ihnen einige Zimmer eingeräumt und sie häufig zur Tafel gezogen haben soll, welche Hülfe ihnen aber entgangen, als die Gräfin in Folge der Hinrichtung ihres Gemahls in Wahnsinn gefallen. Dieser Erzählung steht der viel wahrscheinlichere Bericht „vom Neckar" in der Beilage zu Nro. 23 der „Augsburger allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1842 entgegen, dessen Verfasser seine Angaben, wenn es nöthig werden oder von Interesse scheinen sollte, mit urkundlichen Beweisen zu erhärten verspricht. Hiernach hätte Friederike nach dem Tode ihrer Eltern ihre Heimat verlassen und in Paris bei einer Freundin, die an den dänischen Gesandten Rosenstiel verheiratet war, Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft gefunden, und sie soll in den höheren Gesellschaften zu Versailles und Paris eine freundliche Erscheinung gewesen sein. Hier muß zunächst berichtigt werden, daß Rosenstiel nicht dänischer Gesandter, sondern französischer Gesandtschaftssekretär, aber auch erst später, war. Heinrich Karl Rosenstiel, zu Mietersheim im untern Elsaß am 28. Oktober 1751 geboren, besuchte mit seinem jüngern Bruder das Gymnasium zu Buchsweiler, wo er die Bekanntschaft der mit dem Sesenheimer Pfarrershause verwandten Familie Weyland machte, mit der ihn später auch ein verwandt-

nach den reinsten Genüssen seliger Liebe dem Besitze der Geliebten mit gebrochenem Herzen entsagen müssen; das idyllische Sesenheim lag jetzt weit hinter ihm, aber die Erinnerung trieb seinen Geist immer wieder dorthin zurück. Und wollte er nicht bald in Saarbrück vor den Oheim der Geliebten treten, bei dem er als ein Freund der Familie eingeführt werden sollte! In einem solchen Augenblicke, wo wir der hingeschwundenen Freuden wonniger Liebe gedenken, erheben sich die Bilder aller glücklichen Verhältnisse, deren wir uns zu erfreuen hatten, besonders derjenigen, von denen wir eine erfreuliche Fortsetzung hoffen dürfen. Und so werden unsern Dichter damals die Erinnerungen an seine letzte Frankfurter Zeit freundlich umschwärmt und sehnsüchtig aufgeregt haben, in einer zum Theil kindlich naiven, an das für sich Unbedeutende und Kleinliche sich wunderlich anklammernden und es zu einer unverhältnißmäßigen Wichtigkeit erhebenden Weise, die, wie Goethe wohl fühlte, die Freundin leicht zum Lachen bringen konnte.

„Gestern waren wir den ganzen Tag geritten," fährt der Brief fort, „die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's Lothringsche Gebiet, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die graue Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkeln Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen[1]: da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtniß aufzusuchen." Hier war es, wo seine Seele eine Ruhe und einen Frieden genoß, wie sie ihm lange fremd gewesen, da die Liebe ihn mit ihrer flammenden Glut

[1] Auch in „Wahrheit und Dichtung" (B. 21, 257) gedenkt Goethe der „leuchtenden Wolken Johanniswürmer", die an den Ufern der Saar zwischen Fels und Busch um sie geschwebt. Goethe nahm auch dieses aus seinem Reisetagebuch; der Entwurf des Briefes befand sich in den Händen der Frau von Stein. Vgl. Goethe's Briefe an diese I, 102 Note.



getroffen und geängstigt hatte, weshalb er unmittelbar darauf fortfährt: „Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren, aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben.“[1] Dem Dichter schwebt hier vor allem die Liebe vor, deren alle Kraft raubende süße Qualen er diese Zeit über erlitten hat. „Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig: nimmermehr! sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne da sitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.“ Freilich, fährt er fort, werde wohl der Liebhaber muthig, wenn er in Gefahr komme, sein Mädchen zu verlieren, aber diesen Muth gebe nicht die Liebe ein, sondern der Neid, welcher die Geliebte keinem andern überlassen wolle. „Wenn ich Liebe sage, so versteh' ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist! Und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren.“ Nachdem er so die Unfreiheit des Liebhabers, der stets ängstlich und gequält ist, lebhaft geschildert, schließt er den Brief mit schalkhaftem Humor, durch welchen er den Ernst des vorhergehenden Bekenntnisses zu mildern sucht. „Sagen Sie meinem Fränzchen (wahrscheinlich die jüngere Fräulein Crespel, nach oben S. 4),

[1] Der Sinn der Worte kann kein anderer sein, als dieser, daß große Gefahren den Muth gewaltig aufregen, der das Schwierigste leicht durchzusetzen vermag, wogegen die Erlangung großer Freuden uns beschwerlich wird, und selten gelingt, weil der alles bewältigende Muth nicht angeregt ist.

daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden seyn, wenn man liebt.“ So wenig wir mit Schöll annehmen können, Fränzchen sey selbst die Freundin, an welche der Brief gerichtet ist, so wenig glauben wir in dem am Schluß gewählten Gleichnißbeispiel einen zwischen dem Dichter und Fränzchen wirklich stattgefundenen Vorfall erkennen zu dürfen. „Ich kenne einen guten Freund,“ schreibt er, „dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen.[1] Es geschah einen Abend, daß er aufstehn wollte, eh' es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicherweise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen: er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen.“ So gibt er also humoristisch zu verstehn, daß, wie sehr er auch an der qualvollen Unfreiheit der Liebe gelitten habe, er doch wünsche, daß die geliebte Freundin, die er bald wiedersehn wird, seine Dienste etwas mehr als bisher in Anspruch nehmen, ihn etwas mehr beschränken möge. Sein Verhältniß zu Friederike, welcher er entsagt hat, konnte die Freundin wohl zwischen den Zeilen lesen, wie sie auch die Hervorhebung des Glückes eines leichten und freien Herzens als einen sich selbst vorgespiegelten Trost seiner liebekranken, schmerzlich entsagenden Seele empfinden mußte.

Den dreitägigen Aufenthalt zu Saarbrück und die mannigfachen Bekanntschaften, die er daselbst zu machen Gelegenheit fand, benutzte der Dichter, auf welchen die Zerstreuung so sehr wohlthätig wirkte, zu vielseitiger Belehrung. Am 28. Juni ward die Rückreise angetreten, und zunächst außer mehreren Maschinenwerken eine Alaunhütte, die Dutweiler Steinkohlengrube und die Friedrichsthaler Glashütte besucht, worauf die Reisenden am späten Abend

[1] Vgl. das in Leipzig entstandene Gedicht „Wahrer Genuß“ (B. 1, 34 ff.), wo er sich glücklich schätzt, wenn die Geliebte bei Tisch seine Füße zum Schemel ihrer Füße macht.

in Neukirch, einem am Berge hinaufgebauten Orte, einkehrten. Aber unser Dichter konnte auch hier, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und aller bunten Abwechslung eines vielbewegten Tages, noch keine Rast finden; eine innere Unruhe, die sein Herz an diesem Abende gewaltsam ergriffen hatte, trieb ihn zu dem auf der Höhe gelegenen Jagdschloß, während der Freund nach den Anstrengungen der Reise sich einem glücklichen Schlafe überließ. Hier saß er in tiefster Einsamkeit, das unendliche Sterngewölbe über sich, weit über Berg und Wälder hinschauend, vor den hohen Glasthüren auf den um die ganze Terrasse hergehenden Stufen lange Zeit in sich versunken, bis ihn der Ton von ein paar Waldhörnern, welche aus der Ferne lieblich herüberschallten, aus seinen träumerischen Gedanken aufweckte, und wie mit geheimer Zauberkraft das frische, holde Bild Friederikens, das ahnungsvoll in seinem Herzen geruht hatte, in lebhaftester Erinnerung aufweckte. Sofort war der Entschluß gefaßt, am frühesten Morgen aufzubrechen und die Rückreise rascher zurückzulegen, um so bald, als möglich sich der Gegenwart der Geliebten wieder erfreuen zu dürfen. So ritten sie denn über Zweibrücken, Bitsch, Niederbrunn und Reichshofen bis zu den Hügeln bei Niedermodern, wo die Freunde sich trennten. In Niederbrunn war es, wo unserm Dichter die Idee zu seinem herrlichen Gedichte: „Der Wanderer" aufgegangen seyn möchte: denn seine eigene Beschreibung in „Wahrheit und Dichtung": „Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basrelief's und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten," stimmt auf das genaueste zu jenem Gedichte, und der tief elegische Hauch, der über demselben schwebt, besonders auch der Schluß findet in der sehnsuchtsvollen Stimmung, die ihn zu der Geliebten trieb, deren Besitz ihm doch versagt seyn sollte, seine natürlichste Erklärung. [1]

[1] Das Gedicht erschien zuerst im Göttinger Musenalmanach auf das

Noch an demselben Abend gelangte Goethe, während Weyland nach Buchsweiler zurückkehrte, über Hagenau nach Sesenheim. Auf diesen Besuch in Sesenheim (Sonnabend den 29. Juni) glauben wir dasjenige beziehen zu dürfen, was Goethe von dem zweiten Besuche berichtet, der, wie wir oben S. 15 sahen, durchaus verschoben und aus zerstückten Erinnerungen zusammengesetzt ist (B. 22, 5 f.): „So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich (?); ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen. Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Frauenzimmer seien eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht, der einzige zu sein. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thür sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert; aber ich war es, als Friederike Olivien (wie Goethe die ältere Schwester, Maria Salome, nach Goldsmith's „Landpfarrer" nennt) in's Ohr sagte, so jedoch, daß ich's hörte: Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er! Sie führten mich in's Zimmer, und ich fand eine kleine Kollation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die Aeltere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus: denn sie konnte wenig an sich halten."[1] Friederike hatte aus einer besondern Ahnung

Jahr 1774. Die „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" setzt es in das Jahr 1772. Goethe selbst täuschte sich, wenn er im Jahre 1821 sagte (B. 31, 154 f.), er habe im „Wanderer" ein Gefühl ausgesprochen, ohne den sinnlichen Eindruck desselben vorher erfahren zu haben, und wenn er ihn noch später (Briefwechsel mit Zelter VI, 224) als eine Anticipation der italiänischen Reise bezeichnete.

[1] Die Veranlassung zu ihrem Gelächter, welche Goethe angibt, daß es ihr lustig vorgekommen, ihn dießmal so ausgeputzt zu sehn, entbehrt aller innern Wahrscheinlichkeit, und fällt ganz, wenn wir zwischen diesem

vorausgesagt, daß Goethe kommen würde; ein sympathetisches Gefühl hatte der Geliebten die Ankunft Goethe's verkündet, wie dieser sich in tiefer, einsamer Nacht geheimnißvoll zu ihr hingezogen gefühlt hatte. Wir dürfen hierbei an die spätere Aeußerung Goethe's gegen Eckermann (III, 201) erinnern: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark, und wirkt sogar in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, sagte sie; ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher." Eines wunderlich weissagenden Gesichtes beim letzten Ritte zur Geliebten gedenken wir weiter unten.

Auf diesen von Friederike geahnten Besuch will Viehoff das Gedicht „Willkomm[1] und Abschied" beziehen, welches in der ersten Fassung also lautet:

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held, zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;

und dem ersten Besuche mehrere andere annehmen müssen. Die ältere Schwester, welche lange angehalten, platzte plötzlich mit ihrem Lachen hervor, als sie nun beim hellen Kerzenscheine, um sich ganz zu überzeugen, dem Angekommenen in's Gesicht sah.

[1] So, nicht Willkommen, steht in der ersten Ausgabe der Gedichte.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Ich sah dich, und die milde Freude
'Floß aus dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz;
In deinen Küssen, welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit nassem Blick:
Und doch welch Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Aber Viehoff übersieht, daß er das Gedicht auf diese Weise in eine Zeit setzt, wo Goethe nach seiner eigenen Annahme (I, 343) sich noch aller Küsse Friederikens aus abergläubischer Furcht enthalten hatte, so daß er die Liebe, die Wonne und den Schmerz, die in diesen lagen, noch nicht gefühlt hatte, wonach die letzte Strophe gegen die Wirklichkeit verstoßen würde. Dazu kommt, daß nach Goethe's eigener Erzählung (B. 22, 11) Friederike unsern Dichter damals in froher Zuversicht ihres Glückes entließ, so daß der Abschied keineswegs „bedrängt und trüb" war. Auch auf keinen sonstigen Besuch Goethe's in Sesenheim scheint das Gedicht recht zu passen, weshalb wir zu der schon oben S. 25 gemachten Annahme greifen müssen, es sei zwar zur Zeit des Sesenheimer Verhältnisses geschrieben, aber nicht persönlich an Friederike gerichtet.

Der Besuch auf der Rückreise von Saarbrück scheint ein sehr kurzer gewesen, und Goethe schon am folgenden Abend, Sonntag den 30. Juni, oder am Morgen des 1. Juli nach Straßburg zurückgekehrt zu seyn. War auch die Trennung von der Geliebten längst entschieden, so konnte der junge Dichter sich doch unmöglich den Genuß versagen, sie in ihrer idyllischen Umgebung wiederzusehn und sich ihres unendlichen Liebreizes zu erfreuen. Zu gleicher Zeit vernahm er, daß die Mutter mit ihren beiden älteren Töchtern ihren Verwandten in der Stadt auf vielfaches wiederholtes Dringen einen kurzen Besuch zugesagt hatte, was unserm Dichter, wenn er auch wohlerkannte, daß die Stadt für das geliebte Mädchen nicht die vortheilhafteste Stelle sei, doch darum sehr erfreulich seyn mußte, weil ihm hierdurch die Wonne ihrer Gegenwart auf unverhoffte Weise längere Zeit gewährt wurde. So sehen wir denn bald darauf, wohl noch in der ersten Hälfte Juli, Mutter und beide Töchter in Straßburg im Kreise der Verwandten, bei denen auch Goethe wohl schon früher freien Zutritt hatte. Auf das Zureden derselben wurde der anfangs nur auf wenige Tage bestimmte Aufenthalt auf kurze Zeit verlängert, zur größten Qual der ältern Schwester, welche sich in diesen Umgebungen und dem gebundenern städtischen Leben unbehaglich fühlte, wogegen Friederike sich auch hier, wenn gleich es ein ihrem natürlichen Wesen weniger zusagendes Element war, frei und ungezwungen bewegte, wie sie auch den Geliebten auf die ihrem Verhältnisse angemessenste Weise zu behandeln wußte, indem sie ihm keinen andern Vorzug einräumte, als daß sie an ihn eher als an einen andern ihre Wünsche richtete, und ihn dadurch als ihren Diener anerkannte. In „Wahrheit und Dichtung" erzählt uns Goethe selbst (B. 22, 27 f.), er habe, da die ältere Schwester sich in die Stadt nicht zu finden gewußt, so daß bei längerm Verweilen ein leidenschaftlicher Ausbruch ihres gequälten und geängsteten Herzens zu fürchten gewesen, selbst die Abreise zu beschleunigen gesucht, und es sei ihm wie ein Stein vom Herzen gefallen, als er sie abfahren gesehen. Hiermit steht aber in entschiedenem Widerspruch ein aus

Friederikens Nachlaß erhaltenes Gedicht, welches uns einen richtigern Blick in die Zeit jenes Aufenthaltes der Geliebten zu Straßburg thun läßt, als die spätere Erzählung, welche der Dichter, da ihm sein Gedächtniß hier den Dienst versagte, auf seine Weise ausschmückte. [1]

Ach, bist du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf; du wolltest doch nicht säumen, [2]
Du flogst davon zum zweitenmal!

Zum zweitenmal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen stehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer;
Die Bäume blühn ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

[1] Viehoff meint, dieses Gedicht klinge, wie der forzirte Liebesausbruch eines der alltäglichsten Versemacher, und man würde die Aechtheit desselben bezweifeln dürfen, schiene diese nicht so gut verbürgt. Schaefer verwirft es, da es weder mit Goethe's Erzählung in Einklang zu bringen sei, noch seiner Form nach als Goethe's Werk gelten könne. Aber in letzterer Beziehung dürfte das frühere Lied „Erwache, Friederike," nicht viel besser sein, und der Widerspruch erklärt sich leicht durch unsere oben gemachte Annahme, abgesehen davon, daß es nicht wohl angeht, ein aus so sicherer Quelle stammendes Gedicht geradezu zu verwerfen.

[2] Im „Morgenblatt" steht V. 3 dich statt doch, V. 18 Thal statt Bogengang. Der dritte Vers hat mit Ausnahme der sechsten und siebenten Strophe siebtehalb Fuß, der erste gleich viel nur Strophe 5, 6 und 8, sonst einen Fuß weniger, der zweite viermal, wie der entsprechende vierte Vers, vier Füße, dagegen fünf in Strophe 4—7.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr, und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück — doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib ihm einmal nur, ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst!

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz, es ist zu viel, ich wanke,
Ich sterbe, Grausame, für dich!

Der Liebhaber mag in den letzten Tagen, besonders da ihn die Vorbereitungen zur baldigen Promotion drängten, mehrfach verstimmt gewesen sein, und seine Laune auch Friederiken haben fühlen lassen, wie er es in Leipzig bei seinem Käthchen gethan. Wenn nun Friederike, die schon einmal, nachdem sie bereits Abschied genommen, durch die Verwandten zu längerm Bleiben bestimmt worden war, beim Abschied ihn weniger als die Freundinnen berücksichtigte[1], so mußte dies in seiner Brust die grimmste Qual aufregen, da er ihre durch die Verhältnisse bedingte Zurückhaltung für Gleichgültigkeit hielt. Im ersten Schmerze hierüber, den er vergebens zu bemeistern suchte, warf er die vorliegenden Zeilen hin, die in Briefform an das geliebte Mädchen gelangten, in dessen Begleitung er manchen Ausflug in die nähere Umgebung Straßburg's gemacht hatte.

[1] Ich habe schon früher auf die ganz ähnliche Stelle in Werther's Brief vom 8. Juli aufmerksam gemacht. Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 129 Note 2, auch S. 128 Note 2.

Den Schmerz der Trennung scheint bald darauf das tolle Treiben, zu welchem Lenz die Freunde verleitete, wie auch mannigfache Ausflüge, deren wir B. 22, 59 f. gedacht finden, und die Vorbereitungen zur Promotion verscheucht zu haben. Letztere fand am 6. August, einem Dienstage, statt, wobei, wenn der sonst so unzuverlässige Böttiger hier Glauben verdient, Lerse den schärfsten Opponenten machte, was an sich nicht unwahrscheinlich ist, da ein solcher biederer Charakter an einem leeren Schaukampfe, wie die Promotionen ihn gemeinhin bieten, am wenigsten Freude finden konnte, sondern die Sache ernstlich betreiben mußte. Daß Goethe damals nur den Grad eines Lizentiaten erhielt, durfte man mit Recht aus einem von Frankfurt aus an Salzmann gerichteten Antwortschreiben schließen, in welchem es heißt: „Lieber Mann! Der Pedell hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Zeremoniel weggerechnet, ist mir's vergangen, Doktor zu seyn. Ich hab' so satt am Lizentiaten, so satt an aller Praxis, daß ich nur höchstens des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide gradus gleichen Werth. — Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge; wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftchen dem Herrn Professor andeuten, würden Sie eine Nachpost bringen, so viel als eine Gelegenheitsvisite.“ Schaefer hat aber seltsam genug diesen Brief verdächtigt, weil der Hergang der Promotionsförmlichkeit so einfach sei und dieser Brief nach Goethe's Rückkehr in die Vaterstadt ohne Sinn sein würde. Aber zum Ueberflusse ergibt sich die Richtigkeit jenes Briefes und daß Goethe zuerst wirklich nur Lizentiat geworden, aus der Ueberschrift der in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek“ S. 4 ff. abgedruckten Thesen; diese lautet nämlich: Positiones juris quas — pro licentia summos in utroque jure honores rite consequendi — publice defendet Joannes Wolfgang Goethe. Wenn Goethe auch auf die erste Anfrage Salzmann's, die wohl im Oktober erfolgte, die Erlangung der Doktorwürde ablehnte, so werden ihn doch die Vorstellungen Salzmann's und seines Vaters bald darauf zur Aenderung

seines Entschlusses vermocht haben. Daß Goethe wirklich Doktor geworden, ist unzweifelhaft, da er sich selbst so unterschreibt[1] und die Eltern ihm diesen Titel beilegen, er auch in amtlichen Aktenstücken Doktor heißt.

Nachdem er noch einige Zeit auf vielfachen Ausflügen in die schöne Umgebung manche heitere Tage mit seinen Freunden verlebt hatte, fühlte er sich endlich gedrungen, von Friederike persönlich Abschied zu nehmen. „Es waren peinliche Tage," erzählt er in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 63), „deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." Dem Vorabend jenes Besuches scheint uns folgender auf einem Quartblatt von blauem Konzeptpapier geschriebene Brief an Salzmann anzugehören: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bett gepeitscht. O! es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war. — Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe! In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt, und dann Adieu!" Man nimmt allgemein an, der Brief sei von Sesenheim aus geschrieben; aber wohin ging dann die Reise, von welcher hier Rede ist? Nach Straßburg unmöglich, da er ja von Salzmann Abschied nimmt, und er, wäre er dorthin geritten, vor dem Briefe angekommen seyn würde. Viehoff greift deshalb zu der wunderlichen Annahme, das Pferd sey zu der Reise nach Saarbrück gesattelt gewesen, die sich unmittelbar an den Pfingstaufenthalt zu Sesenheim angeschlossen, was nicht allein mit der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" im

[1] Vgl. die Anzeigen Goethe's vom Jahre 1774 in der Schrift „Leben in Frankfurt am Main" von Frau Maria Belli VI, 56. 59.

Widerspruch steht, sondern auch jenen Aufenthalt zu Sesenheim in einer Weise verlängern würde, die aller Wahrscheinlichkeit zuwider ist; denn mehr als vier Wochen vor Pfingsten war Goethe nach Sesenheim gekommen, zwischen Pfingsten aber und dem 22. Juni, dem Anfang jener Reise, liegen fünf Wochen. Auch zeigt der ganze Brief, besonders das Adieu am Schlusse, und die Worte bis ich Sie wiedersehe, daß Goethe von Straßburg, dem Wohnorte Salzmann's, verreiste. Ist aber der Brief von Straßburg aus geschrieben, so fällt schon hiermit die Annahme, das blaue Konzeptpapier, auf welchem er steht, sey der Umschlag von den Zuckerwaaren, die Salzmann unserm Dichter nach Sesenheim für die Mädchen geschickt hatte, da er dieses Papier doch nicht nach Straßburg mitgenommen haben wird. Goethe übergab den Mädchen ohne Zweifel die ganze Schachtel mit den Zuckerwaaren und dem Papier, in welches sie gepackt waren. Auch hätten bei jener Annahme die Worte: Und dieses (ist) doppelt (gut, Ihnen zu sagen, wie ich Sie liebe); Sie wissen, wozu es bestimmt war, keinen Sinn, da das Zuckerpapier ohne Zweifel seine Bestimmung erfüllte. Fragen wir aber, wozu denn jenes blaue Papier ursprünglich bestimmt gewesen, so drängt sich die Vermuthung auf, daß es als Kouvert dienen sollte, wie Goethe sich auch später blauer Kouverte bediente, und zwar als Kouvert zu einem Briefe an Friederike; daß er dieses ursprünglich an die Geliebte bestimmte Blatt an Salzmann sandte, mußte diesem doppelt sagen, daß er ihn liebe. Hieran schließt sich nun die fernere, sich von selbst ergebende Vermuthung, Goethe habe von der Geliebten schriftlich Abschied nehmen wollen, den Brief schon fertig gehabt und eben im Begriffe gestanden, ihn zu kouvertiren, als Salzmann bei ihm einsprach, und ihn bestimmte, sich persönlich von der Geliebten zu verabschieden. Mit diesem Gedanken mag er sich mehrere Tage getragen haben — und dieser Gedanke, so wie die Art der Rückreise und des Abschiedes von Straßburg, vielleicht auch seine Betrachtungen über den Straßburger Münster, die ihn kurz vor seiner Abreise beschäftigten (B. 22, 62 f.), mögen die Projekte gewesen

sein, die ihn aus dem Bett gepeitscht; dann aber ergriff es ihn auf einmal mitten im tollen Schwärmen, und er konnte dem Triebe nicht widerstehn, am andern Morgen zur Geliebten zu eilen.[1] Der Abschied war ein trauriger, da die Geliebten nur zu sehr empfanden, welchen Himmel reinster Seligkeit sie an einander verloren. Goethe mußte sich als schuldig erkennen, daß er dieses schöne Herz, das zum heitersten Lebensgenusse bestimmt schien, so schmerzlich zerrissen, indem er Anforderungen und Triebe erweckt und genährt hatte, die bei ihm keine Befriedigung finden konnten. Aber kein Vorwurf traf ihn von Seiten Friederikens, welche selbst in der unbesonnen gehegten Leidenschaft das höchste Glück der Liebe gefunden, deren Verlust sie freilich so bitter empfinden sollte: sie wollte und konnte den Mann ihres Herzens nicht halten, dem es an Muth fehlte, mit der Welt zu brechen, und sich ein eigenes, freies Daseyn zu schaffen, der den herben Zusammenstoß mit dem äußern Leben mied, weil er sich zu vollster geistigen Ausbildung, zu dichterischer Durchempfindung und Reinigung aller leidenschaftlichen Gefühle getrieben fühlte, der sich nach einem höhern Sterne sehnte, nach welchem Herz und Auge in glühender Liebe hinschauten. Als er, von Sesenheim zurückkehrend, den Pfad nach Drusenheim ritt, fühlte er sich von einem sonderbaren zweiten Gesicht überrascht, das den Schmerz des Scheidens einigermaßen milderte. „Ich sah nämlich," erzählt er B. 22, 63, „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren (auf der Schweizerreise) in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug,[2]

[1] Wir haben schon früher die Aehnlichkeit mit Werther bemerkt. Man vergleiche dessen Brief vom 16. Juni.

[2] In Frankfurt, wo die Reisenden zuerst nicht mehr incognito auftreten konnten, hatten wahrscheinlich Goethe und der Herzog sich einen neuen

mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen.“ Wenn Goethe in dem Briefe an Frau von Stein, in welchem er diesen Besuch in Sesenheim beschreibt, nicht des sonderbaren Eintreffens jenes zweiten Gesichts Erwähnung thut, so mag dies sich aus der Fülle reichströmenden Stoffes erklären, die er kaum zu bewältigen wußte: denn wie viel hatte er in jenem Briefe der Freundin zu erzählen!

Nur noch wenige Tage nach der Rückkehr von Sesenheim scheint Goethe in Straßburg verweilt zu haben, von wo er an einem trüben, rauhen Tage folgendes in Friederikens Nachlasse aufgefundene Gedicht an die Geliebte sandte, in welchem sich der ganze tiefe Schmerz der Trennung scharf ausprägt:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Fried'rike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,[1]

Anzug nach der damaligen Mode machen lassen. Stuttgart, wo Böttiger alle Schneider Tag und Nacht an den Hofkleidern für den Herzog und seine Begleitung arbeiten läßt (Literarische Zustände I, 55), berührten die Reisenden erst nach Goethe's Besuch in Sesenheim, als sie aus der Schweiz zurückgekehrt waren. Im Herbst 1775 schaffte Goethe sich einen in Lyon gestickten grauen Rock mit blauer Bordüre an (Brief an Auguste Stolberg vom 21. September), wonach man schließen könnte, daß er die graue Farbe geliebt habe, aber wahrscheinlich war diese damals Modefarbe.

[1] Offenbar ist hier an einen Baum in der Nähe von Straßburg (nicht zu Sesenheim) zu denken, dessen nächste Umgebung bei den beiden ersten Strophen vorschwebt. Zu Leipzig hatte er den Namen seines geliebten Käthchens (Aennchens) oberhalb des seinigen in einen Lindenbaum eingeschnitten (B. 21, 77 f.).

Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb, wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Fried'riken nicht.

Bald geh' ich in die Reben,
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.[1]
Doch in der öden Laube,
Ach! denk' ich, wär' sie hier!
Ich gäb' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?[2]

Je näher die Abreise Goethe's rückte, um so mehr drängte sich Lenz an unsern Dichter an, den er in seinem Liebesschmerz zu trösten suchte. In diesem Sinne schrieb er folgende Verse:[3]

Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?

[1] Der Dichter gedenkt hier der zu Frankfurt mit größtem Jubel gefeierten Weinlese, wie er sie selbst B. 20, 187 f. (man vergleiche die Beschreibung in „Hermann und Dorothea" B. 5, 31) darstellt, und seine Mutter in einem Briefe an die Herzogin Amalia vom Jahre 1785 (Weimar's Album S. 118). Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde II, 258. Goethe's Vater besaß vor dem Friedberger Thore einen sehr gut erhaltenen Weinberg.

[2] Man vergleiche den Schluß des ersten Briefes an Friederike: „Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe."

[3] Sie erschienen in J. G. Jacobi's „Iris" IV, 72 mit der Unterschrift P., welche die meisten Gedichte Goethe's in dieser Zeitschrift haben. Aber in dem hinter der Inhaltsanzeige des vierten Bandes der „Iris" gegebenen Druckfehlerverzeichnisse wird P. als Druckfehler für L. angegeben. Der Irrthum entstand wohl daher, daß Goethe dieses und andere Gedichte von Lenz an Jacobi mitgetheilt hatte. Die Freundin aus der Wolke kann offenbar nur Friederike sein.

Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfass' ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.

Sei zufrieden,
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein —
Dein auf ewig,
Hier und dort.
Also wein' mich
Nicht mehr fort!

Vor seinem Abgange von Straßburg schenkte Goethe Lenz ein Exemplar von Shakespeare's Othello, mit der Widmung: „Seinem und Shakespeare's würdigen Freunde Lenz Goethe", worunter Lenz die Worte setzte: „Ewig, ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Goethe!" [1] Im vierten Bande der „Iris" findet sich S. 147 folgendes kleine Gedicht, welches Lenz nicht bei Goethe's Abschied, wie Stöber sagt, sondern nach dessen Rückkehr zur Vaterstadt schrieb, und an Goethe übersandte:

Denkmal der Freundschaft.

Auf eine Gegend bei St—g (Straßburg). [2]

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm' er ohngefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her,
Könnt (Könnt't) ihr von meinen Thränen schweigen?

[1] Vgl. Stöber „Der Dichter Lenz" S. V.

[2] Vielleicht am Contade, einem Spaziergang bei Straßburg. Vgl. das Gedicht von Lenz: „In einem Gärtchen am Contade" bei Stöber S. 89 f.

L.[1] an G.

Gegen den 25. August, nicht erst im September, wie Schaefer sagt, scheint Goethe Straßburg verlassen zu haben, so daß er vielleicht gerade an seinem Geburtstage, auf welchen er gern eine bedeutende Handlung verlegte[2], in seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er bereits am 31. August als Advokat vereidigt wurde. Die letztere Angabe entnehmen wir dem Frankfurter „Raths- und Stadt-Kalender", in welchem Goethe immerfort, bis ihm das Frankfurter Bürgerrecht genommen ward, unter den Advocati Ordinarii Jurati aufgeführt wird.

Von dem tiefen Kummer, welcher Friederiken dem Tode nahe brachte, sollte Goethe bald darauf durch ihre Antwort auf seinen letzten schriftlichen Abschied (vielleicht das Gedicht: „Ein grauer, trüber Morgen") auf herzzerreißende Weise unterrichtet werden. „Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß ich ihr fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. — Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich." An einen fortgesetzten Briefwechsel, der für beide Theile nur schmerzlich und zwecklos gewesen sein würde,[3] war unter diesen Umständen nicht zu denken, dagegen bewahrte der Dichter das Bild der Geliebten

[1] Von der Hagen war unglücklich genug, bei L. an die Wetzlarer Lotte zu denken.

[2] An seinem Geburtstage hatte er vor vier Jahren Leipzig verlassen, und wahrscheinlich war es derselbe Tag, an welchem er ein Jahr später von Wetzlar flüchtete.

[3] In einem Briefe an Salzmann, etwa vom Anfang November, bittet er diesen, an Friederike einige Kupfer zu schicken „mit oder ohne ein Zettelchen, wie Sie wollen".

in treu anhänglichem Herzen, und er unterließ nicht, im „Götz“, von welchem er schon am 28. November Salzmann Nachricht gibt, in der Darstellung des treulosen Weislingen eine poetische Buße zu üben. Die Dramatisirung der Lebensbeschreibung des alten Götz war es allein, die ihm noch eine wahre Freude zu schaffen vermochte, da ihn weder seine beginnende Praxis, an welcher der Vater mehr Antheil nahm, als er selbst, noch das frankfurter Leben ernstlich anzuziehen vermochte. Erst mit dem Anfange des folgenden Jahres scheint der Ueberdruß am Leben ihn verlassen zu haben, und als er darauf um Ostern 1772 nach Wetzlar ging, zitterte der Schmerz um die früh verlorene Geliebte nur noch in leisen Schwingungen nach, bis bald darauf eine neue, ganz unerwartete Leidenschaft sich seines liebebedürftigen Herzens bemächtigte.

Während Goethe auf diese Art eine neue Entwicklung seiner Seele erleiden sollte, hatte der wunderliche Lenz, der sich in die Geheimnisse unseres Dichters eingedrängt hatte, in Sesenheim den seltsamsten Roman in tollster Intriguantenweise anzuspinnen begonnen. Im Frühjahr 1772 war Lenz mit dem jüngern, seiner Leitung anvertrauten Herrn von Kleist nach der in der Nähe von Sesenheim auf einer Rheininsel gelegenen, 1689 erbauten, jetzt zerstörten Festung Fort-Louis gezogen, an welchem Orte er die Bekanntschaft des alten Brion machte, dessen Einladung er bald darauf folgte, wo er denn von der patriarchalischen Familie auf das freundlichste aufgenommen wurde. Aber sein unwiderstehlicher Hang zur Intrigue regte gleich in ihm den Gedanken auf, das Andenken an Goethe aus Friederikens Brust zu verdrängen und die Liebe zu ihr, gleichsam um jenen zu überbieten, zu halbem Wahnsinn zu steigern. Man erinnere sich dessen, was Goethe von seiner Intriguensucht bemerkt (B. 27, 470), und wie er um das Herz der Geliebten seinem ältern abwesenden Zögling zu erhalten, sich selbst in diese verliebt stellte oder wirklich verliebte (B. 22, 187 f.). Er hatte sich in Sesenheim gleich als Freund Goethe's und Salzmann's eingeführt, und der liebeskranken Friederike, indem er diese von Goethe unterhielt und ihrem Herzen schmeichelte,

von seiner eigenen Liebe vorgesprochen, was diese freundlichst abzulehnen suchte, wenn sie sich auch in manche wunderliche Laune des geistreichen, aber excentrischen Menschen fügte, um nicht zu einem leidenschaftlichen Ausbruche seiner Tollheit Veranlassung zu geben. Zu verwundern ist es hierbei keineswegs, daß der einbildische, seinen wahngeschaffenen Traumbildern verfallene Lenz sich der wirklichen Liebe Friederikens versichert hielt, während diese in ihrem stillen Schmerze sein Liebesgebaren leise ablehnte und seine phantastisch geschürte Leidenschaft verständig zu beschwichtigen suchte.

Erhalten ist uns der Brief von Lenz, in welchem er seinem Freunde Salzmann auf die seltsamste Weise von seinem Verhältnisse zu Friederike Mittheilung macht; man fühlt aus demselben deutlich heraus, welche Wichtigkeit Lenz auf seine Liebe zu Friederike und deren Gegenliebe legt, wie er den guten Aktuar mit der Nachricht, daß es ihm gelungen, das Herz des an Goethe hängenden, ihm unzertrennlich verbundenen, vom Schmerze der Trennung bis zum Tod erkrankten Mädchens zu gewinnen, in Staunen bringen will, wie die ganze Liebe zu dieser nur eine Grille war, die er sich in den Kopf gesetzt hatte.[1] Der aus Fort-Louis am 3. Juni 1772, dem Mittwoch vor Pfingsten, geschriebene Brief beginnt mit der Bemerkung, daß er mit Salzmann, den er seinen theuersten Freund nennt, die Sprache des Herzens, nicht des Zeremoniels reden wolle; kurz werde daher sein Brief sein. Dieses letztere

[1] Viehoff meint (II, 443), wer die Briefe von Lenz lese, könne sich schwer des Gedankens an die Wahrheit von Friederikens Gegenliebe entschlagen; die Selbsttäuschung von Lenz müßte sonst grenzenlos und dem Wahnsinne nahe gewesen sein, wovon die Briefe sonst keine Spur zeigten. Aber der Ton derselben verräth deutlich, daß der excentrische Mensch sich in phantastischen Einbildungen wiegte, und wer mit klarem Blicke diese Briefe durchdringt, wird gerechtes Bedenken tragen, Friederikens reiner, natürlicher Seele, die den unendlichen Unterschied zwischen Goethe's wahrer Liebesglut und dieser gemachten Schwärmerei herausfühlen mußte, einen solchen Fleck anzuheften. Stöber, der die Entscheidung dem Leser überläßt, gesteht, daß Lenz auf Goethe's Liebe neidisch gewesen.

Versprechen hält er aber so wenig, als seine folgenden Bemerkungen, er hasse die Briefe, der plauderhafte Witz sei nie der Dollmetscher seines Herzens gewesen, auf Wahrheit beruhen. Er beginnt sein Geständniß mit der Erzählung: „Ich bin wieder in Fort-Louis, nach einigen kleinen Diversionen, die meine kleine Existenz hier auf dem Lande herum gemacht hat", bricht aber, wo er von seiner Liebe sprechen soll, bei den Worten: „Ob ich mein Herz auch spazieren geführt —" mit erzwungener Verschämtheit ab, um gleich darauf mit einem plötzlichen Sprunge wieder auf seine Liebe zurückzukehren. „Ich habe die guten Mädchen von Ihnen gegrüßt", fährt er fort, als scheue er sich sogar, dieselben näher zu bezeichnen; „sie lassen Ihnen ihre ganze Hochachtung und Ergebenheit versichern. Es war ein Mädchen, das sich vorzüglich freute, daß ich so glücklich wäre, Ihre Freundschaft zu haben." Hier bricht er wieder ab, indem er mündlich, bei seinem Besuche in der Frohnleichnamswoche, mehr mitzutheilen verspricht. Er wird darauf, wie er schreibt, durch Besuche von Offizieren gestört, deren Bekanntschaft er für sehr lästig erklärt, obgleich auch in Straßburg sein Umgang besonders aus solchen bestanden hatte. „Ich liebe die Einsamkeit jetzt mehr, als jemals — und wenn ich Sie nicht in Straßburg zu finden hoffte, so würde ich mein Schicksal hassen, das mich schon wieder zwingt, in eine lärmende Stadt zurückzukehren."

Auf die wunderlichste Weise, als gälte es ihm nur, die Aufmerksamkeit Salzmann's immer von neuem zu spannen, fährt er unmittelbar darauf fort: „Was werden Sie von mir denken, mein theuerster Freund? Was für Muthmaßungen? — Aber bedenken Sie, daß dieses die Jahre der Leidenschaften und Thorheiten sind. Ich schiffe unter tausend Klippen — auf dem Negropont, wo man mir mit Horaz zurufen sollte: Interfusa nitentes vites aequora Cycladas (carm. I, 14, 19. 20.). Wenn ich auf einer dieser Inseln scheitere — wäre es ein so großes Wunder? Und sollte mein Salzmann so streng sein, mich auf denselben, als einen zweiten Robinson Crusoe, ohne Hülfe zu lassen? Ich will es Ihnen

gestehn (denn was sollte ich Ihnen nicht gestehn?), ich fürchte mich vor Ihrem Anblicke. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens sehn — und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen stehn, und seufzen, anstatt mich zu rechtfertigen." Hier kann er es nicht unterlassen, an Goethe zu erinnern, den einst die Liebe zu Friederike ganz verschlungen, wo ihm aber Salzmann treu rathend zur Seite gestanden habe, während er selbst sich damals über solche wilde Leidenschaft erhaben gefühlt. „Was ist der Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. tadelte, und mich mit meiner sittsamen Weise innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich jetzt dafür."

Die abgeschmackteste Geziertheit, womit er seinem Schicksal einen wunderbaren Anstrich geben und das Vertrauen, welches er durch Mittheilung seines Geheimnisses an Salzmann diesem schenke, als höchstes Pfand seiner Liebe darstellen will, tritt in dem nun folgenden neuen Anlauf hervor: „Nun hab' ich Ihnen schon zu viel gesagt, als daß ich Ihnen nicht noch mehr sagen sollte. Doch nein! ich will es bis auf unsere Zusammenkunft versparen. Ich befürchte, die Buchstaben möchten erröthen, und das Papier anfangen zu reden. [1]. Verbergen Sie doch ja diesen Brief vor der ganzen Welt, vor sich selber und vor mir! Ich wünschte, daß ich Ihnen von allem Nachricht geben könnte, ohne daß ich nöthig hätte, zu reden. Ich bin boshaft auf mich selber, ich bin melancholisch über mein Schicksal — ich wünschte von ganzem Herzen zu sterben."

Jetzt erst kommt er mit seinem Geheimniß heraus, daß er Friederikens Liebe wie im Fluge gewonnen habe. „Den Sonntag (den 31. Mai) waren wir [2] in Ses. [3]; den Montag frühe ging

[1] Wohl eine Anspielung auf die Sage vom Barbier des Midas und dem redenden Schilfrohr.

[2] Wohl Lenz mit seinem Zöglinge Herrn von Kleist.

[3] Auch darin, daß er den Namen Sesenheim nicht ausschreibt, soll

ich wieder hin, und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um zehn Uhr nach S. zurück; diesen und den folgenden Tag blieb ich dort." Auch hier bleibt ihm das Geheimniß wieder in der Kehle stecken; denn er fährt ohne weiteres fort: „Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre; ich war dort ein anderer Mensch, als ich hier bin; alles, was ich gered't und gethan, hab' ich im Traume gethan." In der weitern Erzählung aber verräth er, was er eben nicht aussprechen zu können scheinen wollte. „Heute reiset Mad. Brion mit ihren beiden (älteren) Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder (dem Regierungsrath Schöll) auf vierzehn Tage, und wird vielleicht ein Mädchen da lassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— geschworen, nicht da zu bleiben." Vielleicht lag bei der Reise nach Saarbrück gerade die Absicht mit zu Grunde, Friederiken von den lästigen Bewerbungen des excentrischen Menschen zu befreien; das Versprechen Friederikens aber, die sich des vorigjährigen längern Besuches Goethe's um Pfingsten erinnern mußte, beruht entweder auf reiner Selbsttäuschung oder auf einer sehr starken Uebertreibung des in seine Grille vernarrten Liebhabers, wenn es nicht gar eine bewußte Unwahrheit sein sollte. Hieran schließt sich dann eine Klage über sein Unglück und die Bitte um Geheimhaltung und Bewahrung der Freundschaft an, die er jetzt weniger, als jemals, entbehren könne. „Ich bin unglücklich, bester, bester Freund! und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkömmt, muß ich vielleicht mit Herrn von Kleist nach Straßburg reisen.[1] Also

sich die angezwungene Verschämtheit des Liebhabers verrathen, wie bald darauf das Wort Liebe nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet wird.

[1] Daß er in der Frohnleichnamswoche, die in jenem Jahre den 15. bis 21. Juni fiel, nach Straßburg komme, hat er oben bemerkt; dauerte die Reise nach Saarbrück vierzehn Tage, so kam Friederike am 17. zurück.

einen Monat getrennt,[1] vielleicht mehr, vielleicht auf immer! — Und doch haben wir uns geschworen, uns nie zu trennen. Verbrennen Sie diesen Brief! — es reut mich, daß ich dies einem treulosen Papier anvertrauen muß.[2] Entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht! Es wäre grausam, mir sie jetzt zu entziehen, da ich mir selbst am wenigsten genug bin, da ich mich selbst nicht leiden kann, da ich mich umbringen möchte, wenn das nichts Böses wäre.[3] Ich bin nicht Schuld an allen diesen Begebenheiten: ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter; ich habe mich leidend verhalten; der Himmel ist Schuld daran; der mag sie auch zum Ende bringen. Ich werfe mich in Ihre Arme als Ihr melancholischer Lenz." Noch am Rande des Briefes beschwört Lenz den guten Aktuar, ihn nicht zu verrathen. „Um's Himmels, um meines Mädchens und um meinetwillen lassen Sie doch alles dies ein Geheimniß bleiben! Von mir erfährt es niemand, als mein zweites Ich." Fast scheint es, daß Lenz keinen dringendern Wunsch gehabt, als Salzmann möge sein Geheimniß rasch an den Mann bringen, und besonders einzelnen von der Tischgesellschaft bei den Jungfern Lauth, die er kurz vorher, ebenfalls am Rande des Briefes, grüßen läßt, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dasselbe verrathen.

Wie Salzmann diese wunderliche Enthüllung des seiner tollen Phantastereien wegen bekannten Hofmeisters aufnahm, dessen

[1] Der Aufenthalt in Straßburg sollte etwa vierzehn Tage dauern.

[2] Freilich mußte es ihm lieb seyn, diesen wunderlichen Brief mit seinen unwahren, jedenfalls übertriebenen Behauptungen aus dem Wege geschafft zu wissen; er selbst wollte ihn nicht vernichten, ehe er bei Salzmann mit seiner Liebe renommirt hatte. Wie Goethe von Sesenheim aus diesem sein Liebesleid vertraut hatte, so wollte es auch Lenz, natürlich nicht ohne das Verhältniß noch zu steigern.

[3] Man begreift nicht, wie eine vierzehntägige Abwesenheit der Geliebten, die ihm ewige Treue geschworen, und die er wohl hoffen durfte, bald wiederzusehn, einen halbweg verständigen Menschen zum Selbstmorde verleiten könnte. Aber die vorgespiegelte Melancholie und die ganze rasende Liebe ist nur eitel Gaukelspiel, eine Komödie, die er zum besten gibt.

Talent er wohl zu schätzen wußte, ergibt sich aus einem zweiten, eine Woche später, den 10. Juni, ebenfalls von Fort-Louis aus geschriebenen Briefe von Lenz. Er lachte ihn über seine Liebestollheit aus, und ermahnte ihn, vernünftiger zu sein, wobei er zugleich bemerkte, er könne nicht begreifen, wie Friederike so bald die Liebe zu Goethe, die ihre ganze Seele ergriffen, habe vergessen und sich ihm in die Arme werfen können. Lenz aber erklärt seinem Freunde, den er als seinen guten Sokrates bezeichnet, in Folge seines Spöttes habe die Wunde nur heftiger zu bluten angefangen, und er fürchte, es sei zu spät, an eine Heilung zu denken. „Es ist mir wie Pygmalion [1] gegangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um, und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns beiden, wie Cäsar'n: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit [2] — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt: und eben da ich diesen Verlust am heftigsten fühle, kommen Briefe aus Straßburg, und — vergeben Sie mir meinen tollen Brief! Mein Verstand hat sich noch nicht wieder eingefunden. Wollte der Himmel, ich hätte nicht nöthig, ihn mit Vetter Orlando im Monde suchen zu lassen.“ [3] Zu seiner Zerstreuung, erzählt er, sei er die Pfingsttage über bei einem reichen und sehr gutmüthigen Amtsschulz in Lichtenau zu Gast gewesen, wo er sich an seinem Kummer durch ausschweifende Lustigkeit gerächt habe; dieser kehre aber jetzt nur desto heftiger zurück, wie die Dunkelheit der Nacht hinter einem Blitz. Zu seiner Kur werde er sich nach Straßburg zu Salzmann begeben, der seiner nicht zu schonen brauche, aber seine Freundin Friederike unangetastet lassen müsse.

[1] Man vergleiche das Gedicht „Pygmalion“ von Lenz bei Stöber S. 87, das die Situation Pygmalion's anders auffaßt. Hier schwebt Rousseau's „Pygmalion“ vor.

[2] Hienach sollte man glauben, die Bekanntschaft habe schon längere Zeit gedauert, wogegen es nach dem ersten Briefe kaum zu bezweifeln steht, daß sie erst wenige Tage vorher, den 31. Mai, begonnen.

[3] Nach Ariost XXXIV, 67. 83.

„Den Tag nach [1] meinem letzten Briefe an Sie ging ich zu ihr: wir haben den Abend allein in der Laube zugebracht; die bescheidene, englisch gütige Schwester (Maria Salome) unterbrach uns nur selten, und das allezeit mit einer so liebenswürdigen Schalkheit. — Unser Gespräch waren Sie — ja Sie, und die freundschaftlichen Mädchen haben fast geweint vor Verlangen, Sie kennen zu lernen. — Und Sie wollten mit gewaffneter Hand auf sie losgehn, wie Hercules auf seine Ungeheuer. — Nein, Sie müssen sie kennen lernen, und ihre Blicke allein werden Sie entwaffnen. Ich habe meiner Friederike gesagt, ich könnte für Sie nichts Geheimes haben. Sie zitterte, Sie würden zu wenig Freundschaft für eine Unbekannte haben. Machen Sie diese Furcht nicht wahr, mein guter Sokrates!" Man merkt hier deutlich die Absicht durch, Salzmann ganz für Friederike einzunehmen, wobei Lenz mit oder ohne Absicht übersieht, daß Salzmann nicht sowohl in Friederike, als in seine Behauptung, daß sie sterblich in ihn verliebt sei, Mißtrauen gesetzt hatte. Zum Beweise, wie gut er mit dem alten Brion stehe, erzählt er zum Schlusse: „Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fielding'scher Charakter: jeder andere würde in seiner Gesellschaft Langeweile gefunden haben, ich habe aber mich recht sehr darin amüsirt; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. — Er läßt sein Leben für mich, und ich für seine Tochter." Wer aber kann glauben, daß der gute Alte, dem die Liebe Goethe's so viel Kummer gemacht hatte, einem neuen, raschen, viel excentrischern Liebhaber so leicht das Glück seiner Friederike ganz preis gegeben hätte! Man erkennt hier leicht den alles übertreibenden, bei jeder leisen Anregung wild aufsprudelnden Phantasten.

[1] Statt nach muß es vor heißen; denn am Tage, wo er den Brief schrieb, war Friederike, wie Lenz im ersten Briefe mittheilt, von Sesenheim abgereist, da an eine unerwartete Verschiebung der festgesetzten Reise nicht zu denken ist. Lenz vervollständigt also hier seine frühere Erzählung über den Vorabend der Abreise nach seiner phantastischen Weise. Oder sollten wir hier unsern Lenz auf einer offenbaren Unwahrheit ertappen, da beide Briefe nicht miteinander stimmen?

Gegen den 15. Juni begab sich Lenz mit seinem Zöglinge auf zehn bis zwölf Tage nach Straßburg, wo Salzmann ihm den Kopf zurecht gesetzt zu haben scheint. An diesen schreibt er bald nach seiner Rückkehr, am 28. Juni, er sei noch zu sehr von der Reise ermüdet, als daß er ihm viel Vernünftiges schreiben könnte, da er bisher noch keinen Augenblick zu sich selbst hätte sagen können: Nun ruhe ich! Von eigenen und fremden, vernünftigen und leidenschaftlichen, philosophischen und poetischen Sorgen und Geschäften [1] werde er zertheilt; sein Schlaf selber sei so kurz und unruhig, daß er fast sagen möchte, er wache des Nachts mit schlafenden Augen, wie er des Tages mit wachendem Auge schlafe. In Sesenheim ist er wieder gewesen, aber er wagt nicht — und daran that er gewiß am besten, da er sich so nicht auf's Erfinden zu legen brauchte — das dort Erlebte darzustellen. „Ist es Trägheit oder Gewissensangst, die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die kleinen Szenen abschildern will, in denen ich und eine andere Person die einzigen Akteurs sind? So viel versichere ich Ihnen, daß Ihre weisen Lehren bei mir gefruchtet haben, und daß meine Leidenschaft diesesmal sich so ziemlich vernünftig aufgeführt. Doch ist und bleibt es noch immer Leidenschaft — nur das nenne ich an ihr vernünftig, wenn sie mich zu Hause geruhig meinen gewöhnlichen centrischen und excentrischen Geschäften nachhängen läßt, und das thut sie; das thut sie. Die beiden guten Landnymphen lassen Sie mit einem tiefen Knicks grüßen." Friederike wird nach ihrer Rückkehr sich zurückhaltender gegen den stürmischen Phantasten, der doch zuweilen so außerordentlich liebenswürdig sein konnte, benommen haben, besonders als sie sah, daß er sich, wie Goethe erzählt (B. 27, 471), die größte Mühe gab,

[1] Im weitern Verlauf des Briefes ist von einem mit jedem Tage der Zeitigung sich nähernden Trauerspiel die Rede. Mit Salzmann hatte er ein Gespräch über philosophische und religiöse Gegenstände gehalten, wodurch seine Betrachtung angeregt wurde, wie er denn ein Blättchen solcher Gedanken beilegt. Bei den fremden Sorgen ist wohl zunächst an seinen Zögling Herrn von Kleist zu denken, der ihm damals vielleicht zu schaffen machte.

seine (Goethe's) Briefe zu sehn und zu erhaschen, wie er überhaupt seine Eifersucht auf Goethe schlecht verbergen mochte.

Salzmann tadelte seinen Alcibiades, wie Lenz sich selbst jetzt mit Anspielung auf das Verhältniß des Sokrates zu diesem nennt, daß er wie ein ungezähmtes Roß allen Zaum und Zügel abstreife, den man ihm überwerfe; welchen Vorwurf Lenz im folgenden Briefe als einen ungerechten bezeichnet. „Wenn ich mit Ihnen zusammenkomme," heißt es weiter, „werde ich Ihnen viel, sehr viel zu erzählen haben, das ich jetzt nicht mehr der Feder anvertrauen kann, Auftritte zu schildern, die weit rührender sind, als alles, was ich jemals im Stande wäre zu erdichten (freilich ein triftiger Grund, sie nicht zu beschreiben!), Auftritte, die, wenn Sie ihnen zugesehen haben würden, Sie selbst noch (meinen Sokrates) zu weinen würden gemacht haben. Noch ist meine Seele krank davon." Gleich am Anfange des Briefes macht er dem Freunde in Worten, die den spätern, halb verzweifelten Ton nicht ahnen lassen, die Mittheilung, daß er sich bald weiter von Straßburg entfernen werde. „Ich umarme Sie mit hüpfendem Herzen und heiterer Stirne, um Ihnen eine Art von Lebewohl zu sagen, das in der That nicht viel zu bedeuten hat. Einige Stunden näher oder ferner machen für den Liebhaber erschrecklich viel, für den Freund aber nichts." Erst gegen Ende des Briefes erfahren wir, wohin er gehn werde. „Ich werde noch vor meiner Abreise einmal aus Fort-Louis an Sie schreiben, und alsdann aus Landau sogleich nach meiner Ankunft. Mein Studiren steht jetzt stille. Der Sturm der Leidenschaft (wüthet?) zu heftig. Ich wünsche mich schon fort von hier; alsdann, hoffe ich, wird er sich wieder kümmerlich legen. In Landau will ich, so viel es mein zur andern Natur gewordenes Lieblingsstudium (die schöne Literatur) erlaubt, das Jus eifrig fortsetzen." Zu letzterm hatte ihn wohl Salzmann ganz besonders ermahnt, in der Hoffnung, den zerstreuten, durch Leidenschaft verworrenen Menschen zur Besinnung zu bringen. „Heute komme ich von Lichtenau," schreibt er, „aus einer sehr vergnügten Gesellschaft, in welcher ich vielleicht allein die Larve war. Ich will meinen

Brief an Sie zum Ende bringen; ich erwarte heute Abend noch einen Gnadenstoß.“ Man fühlt, daß hier nur von Friederike die Rede sein kann, die seinem stürmischen Liebesdrängen immer mehr auswich, und von der er an diesem Abend eine entschiedene Erklärung zu erzwingen gedachte. Der Brief ist wohl von Sesenheim aus geschrieben, von wo er, wie schon früher einmal, nach Lindenau gegangen, wenn er nicht etwa dort mit der Familie Brion zusammengetroffen war. „O lassen Sie mich,“ fährt er fort, „mein beschwertes Herz an Ihrem Busen entladen! Es ist mir Wollust zu denken, daß Sie nicht ungerührt bei meinem Leiden sind, obschon es Ihnen noch unbekannt ist: denn Trennung ist nicht die einzige Ursache meines Schmerzens.“ Aus demselben Zimmer, dem Fremdenzimmer zu Sesenheim, dem letzten obern Zimmer rechts von der Gartenseite, hatte Goethe vor dreizehn Monaten seine leidenschaftlich bewegten Briefe an Salzmann gerichtet.

Von jetzt an scheint Lenz, wenn es auch an einzelnen Ausbrüchen seines phantastischen Wesens nicht gefehlt haben mag, sich mehr zurückgehalten zu haben, weil er einen völligen Bruch fürchtete. Aus dem Juli haben wir nur einen einzigen Brief an Salzmann, was, wenn anders kein Brief verloren gegangen ist, auf eine gewisse Beruhigung hindeutet. Der nächstfolgende Brief, mit dem seltsamen Datum „Fort-Louis, den 5. oder 6. August oder 10. 1772“, welches auf die völligste Ungewißheit hindeutet, ist geschrieben, als er eben aus der Gesellschaft „dreier lieben Mädchen und einer schönen, schönen Frau“ gekommen, und enthält gar keine Beziehung auf sein Liebesverhältniß, sondern bloß Nachrichten, die sich auf seine litterarischen Arbeiten und seine Studien beziehen.[1] Dagegen

[1] Er schickt Salzmann die Schrift des Hobbes de cive, die er nicht zu Ende habe bringen können, zurück, wogegen er Pufendorf's historia iuris oder ein anderes juristisches Buch wünscht, da er doch einmal Jurist werden müsse. Er benachrichtigt ihn, daß er einen vortrefflichen Fund von alten Liedern gemacht (vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe“ S. 123 ff.), und spricht von seiner letzten Uebersetzung aus dem Plautus, die schwerlich in der Gesellschaft gelesen werden dürfte. Von dieser Gesellschaft, der „Pflanzschule“ Straßburg's, wünscht er nähere Nachricht. Es

erzählt er im folgenden, zum Abschied von Fort-Louis geschriebenen Briefe: „Ich habe in Sesenheim gepredigt; sollten Sie das glauben? Den Sonnabend (den 29. August?) Nachmittags karessirt; nach Fort-Louis gegangen; das Thor zu gefunden; zurückgegangen; den Pfarrer am Nachtessen unruhig gefunden, daß er so viel zu thun habe; mich angeboten; bis vier Uhr in der Laube gesessen; mich von meinen Fatiguen erholt; eingeschlafen; den Morgen eine Bibel und eine Konkordanz zur Hand genommen, und um neun Uhr vor einer zahlreichen Gemeine, vor vier artigen Mädchen, einem Baron und einem Pfarrer gepredigt. — Mein Text war das Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner, und mein Thema die schädlichen Folgen des Hochmuths. Die ganze Predigt war ein Impromptü, das gut genung ausfiel." Am Abende, wo er dieses mit großer Selbstgefälligkeit schrieb, hatte er versprochen, um fünf Uhr in Sesenheim zu seyn. „Ich gehe jetzt nach Sesenheim hinaus," schreibt er, „um den letzten Tag recht vergnügt dort zuzubringen. Recht vergnügt! — Nicht wahr, Sie lächeln über meine stolze Platonische Sprache, mittlerweile mein Herz mit dem Ritter Amadis oder was weiß ich, wie der Liebhaber der Banise hieß?[1] von nichts als Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamirt. Was soll ich sagen? Ich schäme mich meiner Empfindungen nicht, wenn sie gleich nicht allezeit mit festem Schritt hinter der Vernunft hergehen. O! und Salzmann bedauert mich!" Man sieht hier, wie sehr Friederike ihm alle Hoffnung benommen hatte, wie er aber noch immer am Dunstkreise der Geliebten sich erfreute, welche ihn

war dieses ohne Zweifel die von Goethe gar nicht erwähnte „Gesellschaft der schönen Wissenschaften", in welche Jung Stilling aufgenommen wurde, wo er, wie dieser selbst sagt, die schönsten Bücher und den damaligen Zustand der deutschen Litteratur kennen lernte. Sollte dies der litterarische Zirkel seyn, den, wie Goethe B. 22, 190 sagt, Lenz vor ihm geheim zu halten suchte? Drei Jahre später, am 2. November 1775, gründete Salzmann eine Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache", deren äußerst eifriger Secretär Lenz war.

[1] Balacin, König von Aracan, in der „Asiatischen Banise" von Heinrich Anselm von Zigler (* 1690), neu aufgelegt 1764.

nicht durch ein unfreundliches Betragen zur leidenschaftlichen Verzweiflung bringen wollte, ihn vielmehr gern um sich duldete, so lange er in seinen Schranken blieb. In demselben Briefe meldet er an Salzmann, daß er die von ihm geliehenen beiden ersten Theile von Fielding's „Tom Jones“ an Friederike geliehen und ihr sein Wort darauf gegeben habe, Salzmann werde es verzeihen, wenn sie dieselben noch einige Zeit behalte, ja er werde auch die beiden folgenden Theile mit Vergnügen leihen.

Die aus Landau an Salzmann geschriebenen Briefe zeigen eine gewisse Beruhigung; er philosophirt mit seinem Freunde über Gott und Welt und die wahre Glückseligkeit, [1] und auch dichterische Arbeiten beschäftigen ihn, wogegen von seinen juristischen Studien nichts verlautet. In einem, wie es scheint, Ende September geschriebenen Briefe vertraut er dem Freunde: „Es ist wahr, meine Seele hat bei aller anscheinenden Lustigkeit jetzt mehr, als jemals, eine tragische Stimmung. Die Lage meiner äußern Umstände trägt wohl das meiste dazu bei, aber — sie soll sie, sie mag sie nun höher oder tiefer stimmen, doch nie verstimmen. Eine sanfte Melancholei verträgt sich sehr wohl mit unserer Glückseligkeit, und ich hoffe — nein, ich bin gewiß, daß sie sich noch einst in reine und dauerhafte Freude auflösen wird, wie ein dunkler Sommermorgen in einen wolkenlosen Mittag. Auch fehlen mir jetzt öftere Sonnenblicke nicht, nur kann freilich ein Herz, dem die süßen Ergötzungen der Freundschaft und — der Liebe — sogar einer vernünftigen Gesellschaft genommen sind, bisweilen einen Seufzer nicht unterdrücken. An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst; sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer, und oft werd' ich versucht, mit dem alten Junius Brutus mich auf den Boden hinzuwerfen, und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken. In der

[1] Unter den auf Goethe's Antrieb zu Frankfurt 1776 erschienenen „moral-philosophischen Abhandlungen“ Salzmann's befindet sich auch eine, die über die Glückseligkeit handelt.

That, ich finde in der Flur um Landau täglich neue Schönheiten, und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken.“ Zu gleicher Zeit gesteht er, daß er bei seinen Betrachtungen noch oft in's Schwärmen gerathe, wovor er seinen Geist in Acht nehmen müsse. „Meine Lektüre,“ schrieb er kurz vorher, „schränkt sich jetzt auf drei Bücher ein: eine große Nürnberger Bibel mit der Auslegung, die ich überschlage, ein dicker Plautus mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen, und mein getreuester Homer.“ Im Oktober meldet er Salzmann, er sei jetzt Christ geworden, und endlich, nachdem er lange an allem gezweifelt habe, zu einer Ueberzeugung gekommen, wie sie ihm nöthig gewesen, zu einer philosophischen, nicht bloß moralischen, worauf er ihm seine jetzt gewonnene Ansicht von der Erlösung mittheilt. „Sehen Sie hier den Extrakt meiner Religion, das Fazit einer aufmerksamen Lesung der Evangelisten, deren göttliche oder menschliche Begeisterung ich unausgemacht lasse, und sie bloß als aufrichtige Erzähler ansehe. — Ich bin also jetzt ein guter evangelischer Christ, obgleich ich kein orthodoxer bin. Kann ich in meiner Ueberzeugung weiter kommen, so will ich dem Gott dafür danken, der es weiß, daß dieses das Lieblingsstudium meiner Seele ist und ewig bleiben wird. Doch hoffe ich niemals Prediger zu werden. Die Ursachen — da müßt' ich Ihnen Bogen voll schreiben. Ich fühle mich nicht dazu. Dies ist aber kein dunkles, sinnliches — sondern das Gefühl meines ganzen Wesens, das mir so gut als Ueberzeugung gilt.“ Salzmann macht ihm aber seine ganze Erlösungstheorie zu Schanden, indem er ihn in vielen Punkten, wie er selbst gesteht, gründlich widerlegt, während er in Bezug auf andere sich noch nicht überführt hält. „Mein Hauptsystem bleibt dennoch unverrückt,“ schreibt er, „und das ist freilich einfach genug, aber darum für meine Seele zuträglicher, weil sie Pein empfindet, wenn sie sich lange bei Wahrheiten aufhalten soll. Und das ist dies: „Es geht mir gut in der Welt, und wird mir in Ewigkeit gut gehn, so lang ich selbst gut bin: denn ich habe dort oben einen sehr guten Vater, der alles, was er gemacht

hat, sehr gut gemacht hat — und wenn sich dies letztere mir nicht allezeit so darstellt, so liegt die Schuld an meinem dummen Verstande. Eine gewisse Offenbarung bestätigt dies mein Gefühl — **tant mieux!** sie sagt mir, das anscheinend und wirklich Böse in der Welt fange jetzt schon an und solle dereinst ganz aufgehoben werden, und das hab' ich dem Sohne Gottes zu danken, ob nun seiner Lehre allein oder auch wirklich seinem Verdienste (wenn anders, um von Gott nicht menschlich zu reden, bei Gott ein Verdienst stattfinden kann; denn bei ihm ist alles Gnade), **tant mieux!** sage ich; das ist eine schöne, frohe Botschaft (Evangelium); ich glaube sie herzlich gern, und freue mich darüber, und dies denk' ich, ist der Glaube, der mich selig machen soll, und schon hier glückselig oder selig macht; denn diese beiden Wörter, denk' ich, sind auch eins." Von dieser Welt aber denkt er nicht so verächtlich, wie Salzmann; sie sei gut, mit allen ihren eingeschlossenen Uebeln; das Reich Gottes sei nicht bloß in jenem Leben zu hoffen. „Wenn's Glück gut ist, bin ich noch immer ein heimlicher Anhänger vom tausendjährigen Reiche; wenigstens glaub' ich gewiß, daß der Zustand unserer Welt nicht immer derselbe bleiben wird. Und christlich = physisches Uebel muß immer mehr drin abnehmen, wenn das moralische darin abnimmt; und das wollt' ich beinahe beweisen, wenn anders eine Seele, die immer **entrechats** macht, wie eine Närrin, in ihrem Leben jemals etwas wird beweisen können."

Bald darauf, Ende Oktober oder im folgenden Monat,[1] macht er seinem Freunde eine wunderlich mysteriöse Mittheilung. „Meine Seele hat sich hier zu einem Entschlusse ausgewickelt, dem alle Ihre Vorstellungen — dem die Vorstellungen der ganzen Welt viel-

[1] Bei Stöber sind die Briefe irrig geordnet. Brief 10 und 11 gehören nach Brief 13; denn Brief 10 bezieht sich deutlich genug auf Brief 12, als „den allerersten Brief über die Erlösung", um anderer Hindeutungen nicht zu erwähnen, und es fehlen bei Brief 10 und 11 die Anreden, die Lenz erst in Brief 12 wegzulassen beginnt, wo er ausdrücklich bemerkt: „Doch ich will von jetzt an immer ohne Titel an Sie schreiben."

leicht keine andere Falte werden geben können, wenn ich anders ihn einem Menschen auf der Welt mittheile, ehe er ausgeführt ist. — Mein guter Sokrates, entziehen Sie mir um dessentwillen Ihre Freundschaft nicht! Bedenken Sie, daß die Welt ein Ganzes ist, in welches allerlei Individua passen, die der Schöpfer jedes mit verschiedenen Kräften und Neigungen ausgerüstet hat, die ihre Bestimmung in sich selbst erforschen und hernach dieselbe erfüllen müssen, sie seie, welche sie wolle. Das Ganze gibt doch hernach die schönste Harmonie, die zu denken ist, und macht, daß der Werkmeister mit gnädigen Augen darauf hinabsieht, und gut findet, was er geschaffen hat! Nicht wahr, ich rede mystisch; Ihnen fehlten die Prämissen, um meine Folgesätze zu verstehn. Sie werden sie verstehn; nur Geduld!" Welchen wunderlichen Plan, wenn wir nicht irren, mit Bezug auf den Besitz Friederikens, sich Lenz damals ausgesonnen, möchte schwer zu errathen sein, doch dürfte die kurz vorhergehende Bemerkung: „Unsere Seele ist nicht zum Stillsitzen, sondern zum Gehen, Arbeiten, Handeln geschaffen", darauf hindeuten, daß er in ein thätiges Leben überzugehn gedachte. Im folgenden Briefe drückt er seine Freude darüber aus, daß Friederike aus Straßburg, wo sie sich also wieder einige Zeit bei ihren Verwandten aufgehalten haben muß, an ihn geschrieben habe. Der Brief scheint aber wenig anderes enthalten zu haben, als die Nachricht, daß sie die Freude gehabt, Salzmann am Fenster zu sehn, und daß sie durch seinen Anblick ermuthigt worden sei, nach den beiden anderen Theilen von Fielding's Roman [1] zu schicken, weshalb sie die Bitte hinzufügte, Lenz möge ihre Dreistigkeit bei seinem Freunde entschuldigen. „Ist das nicht ein gutes Mädchen? —" fährt er fort, nachdem er dies Salzmann erzählt hat. „Und doch muß ich meinen Entschluß vor Ihnen verbergen. — Was ist das für ein Zusammenhang? Ein trauriger! — Ich bin dazu bestimmt, mir selbst das Leben traurig zu machen — — aber ich weiß, daß, so

[1] Im Briefe von Lenz nach dem Abdrucke bei Stöber S. 73 ist nur von „dem andern" Theile die Rede. Die erste deutsche Uebersetzung des „Tom Jones" erschien in vier Theilen.

sehr ich mir jetzt die Finger am Dorne zerritze, daß ich doch einmal eine Rose brechen werde. — Zu allem diesem werde ich Ihnen die Schlüssel in Straßburg geben." Man fühlt, daß er noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hat, Friederike werde ihm, wenn seine äußern Verhältnisse sich besser gestaltet haben würden, ihre Hand geben: aber diese hatte, wenn sie auch dem phantastischen Schwärmer mit dem allerliebsten Köpfchen, niedlichen, etwas abgestumpften Zügen, blauen Augen und blonden Haaren[1] nicht abgeneigt war, doch ihre Liebe zu Goethe treu bewahrt, und dachte an nichts weniger, als an eine Verbindung mit einem solchen excentrischen, immer unruhig umgetriebenen, jedes festen sittlichen Haltes entbehrenden Manne.

Bald darauf muß Lenz nach Straßburg zurückgekehrt sein, wo er mit sehr geringen Unterbrechungen bis zum März 1776 blieb. Doch fehlen uns über diese Zeit alle zusammenhängenden Nachrichten. Wahrscheinlich wird er von Zeit zu Zeit nach Sesenheim gegangen sein, und dort freundliche Aufnahme gefunden haben, ohne aber irgend Hoffnung auf Friederikens Hand zu erhalten, vielmehr mußte er sich überzeugen, daß diese in treuer Liebe Goethe's Andenken bewahrte. Dieser war auch nach der Rückkehr von Straßburg mit Lenz und Salzmann in Verbindung geblieben. Letzterm hatte er den „Götz" in der ersten Bearbeitung zugesandt, und diesen bereits am 3. Februar 1772 mit Salzmann's Bemerkungen nicht ohne Beifallsbezeugungen zurückerhalten. Ohne Zweifel theilte er ihm auch seine vorher erschienenen Schriften, den Bogen „von deutscher Baukunst" (Ende 1772),[2] den „Brief des Pastors

[1] Vgl. Goethe B. 22, 57.

[2] Gegen Anfang November 1771 schreibt er an Salzmann: „Dem Herrn Silbermann (wohl dem B. 22, 62 f. erwähnten Schaffner am Münster), wenn Sie ihn sehen, viel Grüße von meinetwegen! Bitten Sie ihn um eine Kopie des Münsterfundaments. Und sein Sie so gut unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Kopie des großen Risses kommen könnte." Am 28. November trägt er Salzmann auf, Silbermann wegen des gesandten Münsterfundamentes zu danken; mit den Rissen will er es anstehn lassen.

zu * * *," und die „zwo biblischen Fragen" (1773) mit. Da er von „Götz" ein Exemplar zu viel an Salzmann geschickt hatte, schrieb er diesem: „Wenn Sie das Exemplar „Berlichingen" noch haben, so schicken Sie's nach Sesenheim unter Aufschrift: „An Mamsell Brion"; ohne Vornamen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort sein, so besorgen Sie wohl ein neues."

Gleich nach dem Erscheinen des „Götz" schickte Lenz an Goethe, der ihm ohne Zweifel auch ein Exemplar übersandt hatte, einen weitläufigen, auf geringes Conceptpapier, dessen er sich gewöhnlich bediente, geschriebenen Aufsatz, unter dem Titel: „Ueber unsere Ehe."[1] „Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift," erzählt Goethe (B. 22, 189), „war mein Talent und das seinige nebeneinander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte, und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiederte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang, so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete, als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuskripte." Goethe scheint hier anzudeuten, daß jene allerengste Verbindung erst nach dem Erscheinen des „Götz" eingetreten sei; indessen mag ihm hier das Verhältniß nicht mehr ganz deutlich vorgeschwebt haben, da nach allem anzunehmen ist, das zu Straßburg in der letzten Zeit ganz eng geknüpfte Bündniß habe keine Unterbrechung erlitten.[2] Goethe nahm zunächst den größten Antheil an Lenzens

[1] Zur Erklärung des wunderlichen Titels erinnern wir an die Aeußerung Goethe's in dem Briefe an Engelbach: „Der A. und ich, wir werden uns nächstens kopuliren lassen." (Schöll S. 47).

[2] Gegen die Mitte des Jahres 1773 schreibt Goethe an Salzmann:

„Lustspielen nach dem Plautus für's deutsche Theater", über die er sich in einem Briefe an Salzmann vom 6. März 1773 ausspricht, und in die er selbst manche Striche gethan zu haben scheint. Im Verlagskatalog von Weygand in Leipzig werden sie immer unter dem Titel „von Goethe und Lenz" angeführt. Er besorgte hierfür, wie für seine andern Sachen dem Freunde einen Verleger,[1] wie auch Salzmann für seine „moralphilosophischen Abhandlungen". Vgl. den Brief vom 5. Dezember 1774. Schon am 3. November 1773 sendet Goethe an Betti Jacobi die ersten Bogen jener Lustspiele, und bald darauf meldet er: „Mit der fahrenden (Post) kriegen Sie ein Allerlei, darin die folgenden Bogen zum Väterchen (dem ersten jener Lustspiele), davon sie zum Troste Jung's (Jung Stilling's) christgläubiger Seele sagen können, daß ich's nicht gemacht habe. Ich hab's nicht gemacht, Mamachen, aber ein Junge, den ich liebe, wie meine Seele, und der ein trefflicher Junge ist. Aber warum richtet man nach Werken!" Sie erschienen im folgenden Jahre, wie auch eine andere wunderliche Schrift von Lenz, die man zum Theil Goethe selbst zuschrieb, unter dem Titel: „Anmerkungen über's Theater nebst angehängtem übersetzten Stück Shakespear's" (Love's labour's lost), worin er in schärfster Weise sich gegen Aristoteles und das französische Drama erklärt, dagegen Shakespeare als einen Heiligen verehrt, der ein Theater für das ganze menschliche Geschlecht aufgeschlagen habe. Die Sprache ist wild und übersprudelnd, und

„Sie haben lange nichts von mir selbst, wohl aber gewiß von Lenz und einigen Fremden allerlei von mir gehört. — Lenz soll mir doch schreiben. Ich habe was für ihn auf'm Herzen." Die „Lustspiele nach dem Plautus" hatten ohne Zweifel zu vielfachen Briefen Veranlassung gegeben. Der in zwei Briefen Goethe's an Salzmann mit seinem Spitznamen bezeichnete O-ferul ist wohl nicht Lenz; auch an Jung und Lerse kann nicht gedacht werden. Ist vielleicht Weyland gemeint? Die Worte: „Der arme O-ferul jammert mich; es war eine treue Seele," deuten vielleicht auf den Tod von Weyland's Vater. Wir wissen, daß 1775 beide Eltern todt waren. Die Beziehung des Namens (o ferula?) wagen wir nicht zu errathen.

[1] In Straßburg hatte die Zensur den Druck untersagt. Vgl. Merck's Briefe II, 49.

wird durch das Streben nach Seltsamkeit, besonders die alberne Manier, die angefangenen Sätze unvollendet zu lassen, höchst geschmacklos. Lessing sprach darüber seinen Aerger aus. In demselben Jahre erschienen die beiden Komödien „der Hofmeister“ und „der neue Menoza“, die man von manchen Seiten Goethe zuschreiben wollte.

Auf Veranlassung der Briefe, welche Wieland über seine „Alceste“ in das Januar- und Märzheft 1773 des „Merkur“ hatte einrücken lassen, hatte Goethe die Farze „Götter, Helden und Wieland“ geschrieben. Er selbst berichtet uns (B. 22, 248), er habe diese Farze, die er in einer Sitzung niedergeschrieben, in der Handschrift an Lenz geschickt, welcher gleichfalls davon entzückt geschienen, und behauptet, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. „Nach einigem Hinundwiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dies einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden, und mich beim Publikum in übeln Ruf zu setzen die Absicht hatte.“ Daß er hierüber (die Farze erschien in den ersten Monaten des Jahres 1774), so wie über Lenzens Absicht, ihn in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, später durch Friederike aufgeklärt worden sei, erzählt er B. 27, 471. Aber hiermit scheint Lenz ein Unrecht zu geschehn, da ja dieser seblst sich auf das schärfste gegen Wieland aussprach, ohne zu fürchten, sich dadurch um den Kredit zu bringen, vielmehr die junge Litteratur gesammter Hand gegen Wieland die Pfeile ihres Spottes und Hasses wandte. Auch nahm ja Goethe im allgemeinen gar wenig Rücksicht auf das Publikum, wie seine humoristischen Sachen beweisen, die er damals selbst oder durch andere, wie das „neueröffnete moralisch politische Puppenspiel“ durch Klinger,[1] herausgab. Und er selbst nimmt in einem Briefe, in welchem er das Erscheinen jenes „Schand- und Frevelstücks“ an Johanna Fahlmer meldet,[2]

[1] Vgl. Wagner zu der zweiten Sammlung der Briefe an Merck S. 244. Klinger selbst soll zwei seiner Stücke an einen Freund geschenkt haben. Vgl. daselbst S. 287.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 14.

die ganze Schuld auf sich. Ueberhaupt scheint Lenz damals nichts ferner gelegen zu haben, als Goethe zu stürzen, vielmehr dachte er mit diesem und durch ihn sich zu den höchsten Würden des deutschen Parnasses aufzuschwingen, wie sich dies in den wunderlichen, kurz nach „Werther“ entstandenen dramatischen Szenen ausspricht, denen er den Titel: Pandaemonium Germanicum gab. „Werther“ hatte ihn mit dem feurigsten Enthusiasmus erfüllt, und ihn zu den Briefen „über Werther's Moralität“ veranlaßt, deren Druck Goethe wünschte. [1]

Als Goethe auf der Rückreise aus der Schweiz, wohin ihn die Liebe zu Lili getrieben hatte, gegen den 20. Juli 1775 nach Straßburg kam, freute er sich, seinen Lenz wiederzufinden. Mit ihm bestieg er den Münsterthurm (B. 31, 24), und überzeugte sich mit ihm immer mehr, daß „Schöpfungskraft im Künstler sei, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden“. Damals schrieb er in seine Schreibtafel die sehr bezeichnenden Worte: „Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel!“ Daß er damals, wo die Liebe zu Lili ihn leidenschaftlich umtrieb, seine Friederike nicht wieder besuchen konnte, erklärt sich sehr natürlich, ohne daß wir zu der Annahme zu greifen nöthig hätten, Lenz habe ihn durch falsche Vorspiegelungen davon abgehalten.

Aus dem leidenschaftlichen Schmerze über Lili's Verlust rettete sich Goethe durch die Uebersiedlung nach Weimar, wo er sich bald mit aller Wärme vertraulichster Neigung zu der edlen Frau von Stein hingezogen fühlte, in welcher er seine Rathgeberin, Beichtigerin und Besänftigerin verehrte. Der aufgehende Stern seines Glückes zog bald viele aus allen Gegenden Deutschlands nach dem

[1] Vgl. Studien zu Goethe's Werken S. 199 f. Er trug sie später in der „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache“ vor.

kleinen, mit reicher Bildung ausgestatteten Weimarer Hofe, wo ein junger geist- und gemüthreicher, mit frohem, keckem Muthe in's frische Leben greifender Fürst zu den schönsten, beglückendsten Hoffnungen berechtigte. Unter diesen mit Aussicht auf glücklichen Erfolg nach Weimar strömenden Gästen befanden sich auch Goethe's Freunde, Lenz und Klinger, die hier beide das gehoffte Eldorado nicht finden sollten, der eine, weil er für diese Kreise zu streng und starr war, der andere, weil er sich in einem tollen, zweck- und haltlosen Treiben gefiel. Lenz erschien bereits im März 1776, wo er sich gleich am ersten Abend durch eine närrische Tollheit einführte, indem er ungeladen auf einem **Bal paré** bei Hofe im Domino erschien; denn diese Erzählung ist beglaubigter, als die Darstellung Böttiger's, Lenz sei zerlumpt nach Weimar gekommen, und habe gleich an Goethe geschrieben: „Der lahme Kranich ist angekommen, und sucht, wo er seinen Fuß hinsetze," [1] obgleich die Vergleichung mit dem Kranich ächt Lenzisch ist, wie dieser z. B. einmal an Salzmann schreibt: „Auf einem Fuß, wie ein reisefertiger Kranich, steh' ich jetzt." Goethe fand in der ersten Zeit an dem tollen Phantasten Gefallen, für dessen Unterhalt der Herzog sorgte. „Wir machen hier des Teufels Zeug," schreibt er an Merck, „doch ich weniger, als der Bursche, der nun ein herrlich Drama auf unsern Leib schneidet.[2]" Am 5. April fragt er bei Frau von Stein an: „Liebste Frau, darf ich heut' früh mit Lenzen kommen? — Sie werden das kleine wunderliche Ding (Lenz war klein von Gestalt) sehn, und ihm gut werden." Einer Eselei Lenzens, die gestern Nacht ein Lachfieber gegeben, erwähnt Goethe in einem Briefe vom 25. April, und am 10. Mai bemerkt Wieland, „Lenz mache alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich, und wundere sich darüber hinterdrein, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt". Am 14. Mai will Goethe mit Wieland Frau

[1] Falk über Goethe S. 126 ff. Böttiger's literarische Zustände I, 18 f.

[2] Was hier gemeint sei, läßt sich nicht wohl errathen. Eine poetische Beschreibung des herzoglichen Gartens, in welchem Goethe wohnte, hatte Lenz nach Frankfurt an die Frau Rath gesandt (Riemer II, 27).

von Stein abholen, wobei er bemerkt, daß sie etwas von Lenz vorzulesen haben.[1] Zwei Wochen später meldet Wieland an Merck: „Lenz liefert alle göttliche Tage regulièrement seinen dummen Streich, fragt, wo er hinkömmt, es sei auf dem Felde oder in der Stadt, so bald er eine halbe Stunde da gewesen, im Vertrauen: „Habt ihr Feder, Dinte und Papier?“ und schmiert, wie sich's gebührt,“ wobei Wieland sich mißmuthig äußert, daß er hinter den neuen Günstlingen des Glückes zurückstehn müsse. Unterdessen hatte es sich entschieden, daß Goethe in Weimar bleiben werde, und der Herzog ernannte ihn am 11. Juni zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil.

Die Beschreibung, welche Klinger, der damals in Gießen war, durch Goethe's Mutter von dem Weimarer Glück erhielt, lockte auch diesen an, der am 24. Juni zu Weimar anlangte. „Am Montag kam ich hier an,“ schreibt Klinger an einen Jugendfreund, „lag an Goethe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Junge!“ und kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!“ und immer mehr Liebe; denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst du denken, wie ich ihn überraschte. O was von Goethe zu sagen ist! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen habe, den du nie imaginiren kannst, als von Angesicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit — steinige den Kerl, der ihn verkennt, wenn er ihn gesehen, an seiner Brust gelegen hat, seinen Geist umfaßte und ihn begriff. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Lenz wohnt unter mir, und ist in ewiger Dämmerung.“ Aber nur zu bald trübte sich das Verhältniß, da Klinger sich über manches mißstimmt zeigte, und durch sein herbes, scharfes Wesen, das sich in seinem Leben, wie in seinem Dichten und seiner ganzen Erscheinung aussprach, nach manchen Seiten Anstoß erregte; er war der gerade Gegensatz des zwecklos schwankenden, keiner innerlichen

[1] Vielleicht das Gedicht „Petrarch“ bei Tieck III, 77 ff.

Fassung fähigen Lenz, da er überall entschieden vor- und durchdringen wollte. So meldet denn Goethe schon am 24. Juli von Ilmenau aus, wohin er sich mit dem Herzog auf mehrere Wochen des Bergwerks wegen begeben hatte: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich. Ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war, und's nicht verstund, und ich's nicht erklären konnte und mochte."

Unterdessen war Lenz, der endlich sich mäßigen lernte, nach dem zwei Stunden von Weimar angenehm gelegenen Städtchen Berka gegangen, wo er sich wohl gefiel, so daß Goethe schreiben konnte: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann." Hier feierte er vor allen Wieland in einem wunderlichen im „Merkur" und in der „Iris" abgedruckten Gedicht, in welchem er diesen bittet, sein Lehrer zu werden „in jener Kunst, der Tugend Panier mitten im Meer der Welt zu pflanzen".

> Komm', schließe dich mit Goethen an,
> Melpomenens Liebling, mich zu bilden,
> Und macht aus einem Waregischen Wilden,
> Der keinen Vorzug kennt, als daß er euch fühlen kann,
> Einen eurer nicht unwerthen Mann.

Am 9. September meldete Wieland an Merck: „Von unserm Lenz wird Ihnen Goethe bald was schicken, das Ihnen Spaß machen wird.[1] Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit! So ein Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so befangen, so liebevoll! Er lebt noch immer in seiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle drei oder vier Wochen eine kurze Erscheinung bei uns. Wir lieben ihn alle wie unser eigen Kind, und so lang er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden."

Gegen Ende August war Lenz, „das kleine Ungeheuer", bei

[1] Vielleicht das schon erwähnte Gedicht „Petrarch".

Frau von Stein auf ihrem Gute Kochberg gewesen, und diese äußerte bald darauf an Goethe den Wunsch, ihn auf längere Zeit zum Unterricht im Englischen bei sich zu haben. „Ich schick' Ihnen Lenzen," schreibt Goethe am 10. September an Frau von Stein; „endlich hab' ich's über mich gewonnen.[1] O Sie haben eine Art zu peinigen, wie das Schicksal; man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es thut. Er soll Sie sehen, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein! — Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte, in Kochberg mit Ihnen sein, mit Ihnen gehn, Sie lehren, für Sie zeichnen; Sie werden für ihn zeichnen, für ihn sein. Und ich — zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein! — Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet nur, Geduld mit ihm zu haben, bittet nur, ihn in seinem Wesen zu lassen. Und ich sagt' ihm, daß er es, eh' er gebeten, habe." Er schickt einen Shakespeare mit, hofft Goldsmiths „Landpriester" nachzuschicken, und wünscht, daß sie die schönen Herbsttage recht genieße. „Von mir," fügt er in empfindlicher Gereiztheit hinzu, „hören Sie nun nichts weiter. Ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an Philipp (Goethe's Diener) schreiben." Aber erst zwei Tage später meldete sich Lenz zur Abreise, wo er denn beruhigter, und fast abbittend, schreibt: „Lenz will nun fort, und ich hatte Bedenken, Ihnen die vorhergehende Seite zu schicken. Ach, Sie mögen sehn, wie mir's im Herzen manchmal aussieht, wie ich auch ungerecht gegen Sie werden kann." Am 16. September wünscht er: „Lohn's Gott, was Sie für Lenzen thun," und meldet, daß der Herzog wohl Einsiedel mit zu ihr nehmen werde, da er nicht kommen dürfe. In einem Briefe an Lavater von demselben Tage heißt es: „Lenz ist unter uns, wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter

[1] Frau von Stein hatte dem Dichter angedeutet, daß sie seinen Besuch in Kochberg nicht wünsche, hatte dagegen Lenz verlangt.

im Fleisch; er schwürt und wird sich herausschwüren leider.“ [1] „Ich bin in Kochberg,“ schreibt Lenz am 23. Oktober 1776, einem Mittwoch, an Salzmann, „bei der liebenswürdigsten und geistreichsten Dame, die ich kenne, mit der ich seit vier, fünf Wochen den englischen Shakespeare lese. Künftige Woche geht's leider wieder nach Weimar. Der Herzog hat neulich hier einen sonderbaren Zufall gehabt: er fiel von einem Floß im Schloßgraben in's Wasser; ich hatte das Glück, ihn ohne Schaden herauszuziehen. Herder ist mit ihm hier gewesen (am 2. Oktober kam er in Weimar an); und find't allgemeinen Beifall. Wer sollte ihm auch den streitig machen können? Er und Wieland sind, wie der letzte es von jedem sein muß, Freunde, und werden es noch immer mehr werden. Goethe hab' ich nun lange nicht gesehen; er ist so von Geschäften absorbirt in Weimar, daß er den Herzog nicht einmal hat herbegleiten können.“ Die wahre Ursache, weshalb Goethe Kochberg vermeiden mußte, war also auch Lenz damals ein Geheimniß. Am 10. November war dieser in Weimar bei Goethe, aber schon am 26. beging er einen dummen Streich, eine „Eselei“, die seine Entfernung von Weimar zur Folge hatte. Auf seine schriftliche Bitte vom 30. ward ihm nur ein Tag Frist stillschweigend bewilligt. [2] Wie tief Goethe durch diesen Vorfall angegriffen worden, zeigt sein Brief an Frau von Stein: „Lenz hat mir weggehend noch diesen Brief an Herzogin Luise offen zugeschickt; übergeben Sie ihn, liebe Frau! Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, daß es tüchtig ist, und was aushalten kann.“ Der Streich muß sehr arg gewesen sein, da man manche Tollheiten dem wunderlichen Phantasten

[1] Ganz ähnlich sagt er in einem Briefe an Merck von demselben Tage: „Lenz ist unter uns, wie ein krankes Kind; wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm von Spielwerk, was er will. Er hat **Sublimiora** gefertigt, kleine Schnitzel, die du auch haben sollst. Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogeneität schwüret mit uns, er wird sich herausschwüren.“

[2] Vgl. Riemer II, 36.

nachzusehn gewohnt war. Nach Böttiger, einer freilich im allgemeinen sehr unlautern Quelle, war es eine Klatscherei, die er zwischen der Herzogin Amalia und Frau von Stein angerichtet; man möchte fast vermuthen, daß es das Verhältniß letzterer zu Goethe betroffen. Zwei Monate nach dem Abzuge von Lenz schreibt Wieland über diesen an Merck, er sei ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche; daher er oft ein schlimmerer Kerl scheine, als er sei und zu sein Vermögen haben. „Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritum und wenig wahre Zeugungskraft, möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nicht, was? und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an ohne Bosheit, bloß weil er nichts anders zu thun weiß. Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich ist, daß Sie, ohne selbst hier gewesen zu sein, und lange hier gewesen zu sein, in unseren Sachen klar sehen, auch von Lenzen lieber milde, als strenge zu urtheilen."

Klinger hatte sich schon früher entfernt; er lebte zunächst als Theaterdichter der Seiler'schen Gesellschaft in Leipzig, wo er bis zum Jahre 1778 blieb, trat aber beim ausbrechenden baierischen Erbfolgekriege in österreichische Dienste, wo er durch Vermittlung eines Herzogs von Würtemberg Lieutenant wurde. Nach Beendigung des Krieges, im Frühjahr 1779, verließ Klinger die österreichischen Dienste wieder, und begab sich nach Emmendingen zu Schlosser, wo er mit Pfeffel bekannt wurde, der, wie wenig er auch durch den Umgang mit diesem Genie sich erbaut fühlte, doch Schlosser's wegen ihm durch Franklin's Vermittlung eine Kriegsstelle in amerikanischen Diensten zu verschaffen suchte.[1] Aber die Sache zerschlug sich. „Klinger ist nun bei mir," schreibt Schlosser, der sich noch nicht lange von Lenz befreit fühlte, am 14. Oktober an Merck. „Ich wollt' seinetwegen mehr, als eines Menschen wegen, daß es

[1] Vgl. Hagenbach „J. Sarasin und seine Freunde" (abgedruckt aus dem vierten Bande der Baseler „Beiträge für vaterländische Geschichte") S. 68 ff. Die betreffenden Briefe sind aus dem Jahre 1779. Hagenbach gibt irrig das Jahr 1778 an. Vgl. auch Merk's Briefe II, 80. III, 143.

wieder Krieg gäbe. Die Zeit wird ihm oft verwünscht lang, und ihm wär's gut, wenn strenge Subordination ihn amüsiren hülfe." Im April 1780 verwendete sich Schlosser bei Sarasin in Basel für Klinger, der, durch Empfehlungen unterstützt, nach Rußland zu gehn bereit war, und er bittet, ihm bis zur Abreise ein Stübchen in seiner Sommerwohnung in Pratteln[1] bei Basel einräumen zu lassen, damit er sein Geld nicht im Wirthshause verzehren müsse, auch ihm Geld zur Reise vorzustrecken, welche Wünsche Sarasin theilnehmend erfüllte.[2] In Rußland gelang es ihm durch seinen entschieden strengen Charakter, allmählich zu den höchsten Würden zu steigen, wie er sich auch als Dichter einen ehrenvollen Platz in unserer Litteratur, besonders durch seine tüchtige, wenn auch freilich starre Gesinnung und seine scharfe Auffassung, errungen hat.

Lenz scheint sich zuerst nach dem Elsaß gewandt zu haben. Im obern Elsaß verweilte er mehrere Monate beim Pfarrer Luce, wie Stöber S. 38 berichtet, der diesen Besuch offenbar in eine falsche Zeit setzt, nach dem Aufenthalte bei Oberlin. Im Januar 1777 besuchte er Pfeffel zu Kolmar, wie aus einem Briefe des letztern an Sarasin (Hagenbach S. 87) hervorgeht. „Lenz war acht Tage bei uns," schreibt dieser, „ein liebenswürdiger Junge, der hundertmal mehr ist, als er scheint. Ich habe was von ihm, wozu er mir die Erlaubniß ertheilt hat, es unserer Seraphine (Sarasin's Gattin) mitzutheilen, ein Gedichtchen, das er hier geboren hat und das so eben recht für ihr Herz ist." Auch besuchte er Goethe's Schwager[3] und Schwester in Emmendingen,

[1] Hier entstand der unter Klinger's Namen gehende „Plimplamplasko" (1780 erschienen); denn auf einem weißen Blatte des in Sarasin's Nachlaß befindlichen Exemplars steht ausdrücklich, es sei dort in ländlicher Muße durch Sarasin, Klinger, Pfeffel und Lavater zusammengetragen worden. Vgl. Hagenbach S. 103, der nicht bezweifeln dürfte, daß das Buch in den Handel gekommen. Ueber Sarasin vgl. auch Merck's Briefe III, 266 f.

[2] Vgl. Hagenbach S. 78 f.

[3] Schlosser's Bekanntschaft scheint Lenz in Straßburg gemacht zu haben, wo dieser Salzmann und Johann von Türckheim zu besuchen pflegte. Vgl. Nicolovius „J. G. Schlosser's Leben und literarisches Wirken" S. 75.

wo er nicht die günstigste Schilderung von Goethe gemacht, dessen Schwester aber mit zärtlichster Verehrung erhoben zu haben scheint. Darauf machte er die Bekanntschaft des Rathsherrn Sarasin und seiner Gattin in Basel, wandte sich weiter nach Zürich, wohin ihn Lavater zog, und machte von dort am 3. Juni eine Reise in die „wilden Alpengebirge", in die er sich zu vertiefen gedachte.[1] Bei seiner Rückkehr in Zürich erschütterte ihn die Nachricht von dem am 8. Juni unerwartet erfolgten Tode von Goethe's Schwester. „Sie war für diese Welt zu reif," schrieb er an Frau Sarasin; „alles drückte auf sie, diese heilige, reine Seele mußte sich Luft machen." Im Juli wollte er in Begleitung eines Baron von Hohenthal eine Reise nach Italien antreten, aber er gelangte mit diesem nur bis zum Fuß des Simplon, wo er sich von ihm trennte, wie er am 9. August von Bern aus schreibt. Bald darauf befindet er sich wieder in Zürich, von wo er einen Besuch bei von Salis in Marschlins machte. „Lenz lenzelt noch bei mir," schreibt Lavater im August an Sarasin (Hagenbach S. 41). Am 28. September richtete Lenz an Frau Sarasin, noch von Zürich aus, ein tief ergreifendes Gedicht über den Tod von Goethe's Schwester,[2] worin er die Freundin bittet, bei ihm die Stelle der Hingeschiedenen zu vertreten, die in allen Lebensbedrängnissen sein Schutzgeist gewesen sei. Von der Verklärten heißt es hier:

Nach Stöber S. 8 hätte Lenz die „Gesellschaft zur Ausbildung deutscher Sprache" mit Schlosser in Verbindung gebracht. In der Komödie: „Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi". (1774) hatte Lenz Schlosser unter der Person des Tandi dargestellt, worauf dieser in seinem Sendschreiben: „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza" (Nicolovius S. 39 ff.) erwiederte, wo er unter anderm bemerkt, Lenz habe den Stempel des Dichtergenies, womit er sich begnügen solle.

[1] Hierüber wie über das folgende vgl. Hagenbach S. 87 ff. In den Schweizergebirgen schrieb Lenz den Traum: „Die Erschaffung der Welt" (bei Tieck III, 276 ff.).

[2] Das Gedicht steht bei Nicolovius S. 66 f., wird von Tieck I. S. XCV nur erwähnt. Die „an Henriette" überschriebenen Verse (bei Tieck III, 251 ff.) bezieht Nicolovius S. 63 ff. irrthümlich auf den Tod von Goethe's Schwester.

Auch ich, auch ich im seligsten Momente
Schlug eine zärtliche Tangente
Zur großen Harmonie im Herzen an
Mit ihrem Bruder, ihrem Mann.

Bald darauf ging er auf kurze Zeit nach Emmendingen, wo er am 10. Oktober das Gedicht auf Schlosser's jüngstes Töchterchen schrieb, dessen Geburt der Mutter den Tod gebracht hatte.[1] Er scheint sich dann wieder nach Zürich begeben zu haben. Auf einen Anfall von Wahnsinn deutet ein von Pfeffel am 24. November an Sarasin geschriebener Brief, in welchem es heißt: „Lenzens Unfall weiß ich seit Freitag von Mecheln. Gott wolle dem armen Menschen beistehn. Ich gestehe dir, daß diese Begebenheit weder mich noch meinen Lerse sonderlich überraschte. — Ich hoffe aber doch, der gute Lenz werde wieder zurecht kommen, und dann sollte man ihn nach Hause jagen, oder ihm einen bleibenden Posten ausmachen. Singularitäten, Bruder, oder Paradoxien machen immer physisch oder moralisch unglücklich." Im Dezember schreibt Lavater an Sarasin: „Lenzen müssen wir nun Ruhe schaffen; es ist das einzige Mittel, ihn zu retten, ihm alle Schulden abzunehmen und ihn zu kleiden." In demselben Monat finden wir Lenz in Winterthur, wo er wahrscheinlich bei Kaufmann verweilte. Noch am 12. Dezember nimmt er sich Lavater's gegen eine wider diesen erschienene Schrift an, indem er bemerkt: „Die Herren mit ihrer fingerlangen Vernunft wollen es dem lieben Gott durchaus nicht zugestehn, daß er über Bitten und Verstehen thun könne." „Wir führen alle," schreibt er von seinem Aufenthalte in Winterthur, „ein sehr ruhiges und stillfröhliches Leben in Hoffnung."

Aber von hier trieb es ihn nach dem Elsaß zurück, und zwar wahrscheinlich nach Sesenheim, wo er mißgünstig von Goethe gesprochen zu haben und vergebens Friederikens Liebe zu erlangen bestrebt gewesen zu sein scheint. Wenn Friederike im Jahre 1779 unserm Dichter erzählte, Lenz habe es bis zu den lächerlichsten

[1] Von Nicolovius S. 67 f. mitgetheilt.

Demonstrationen des Selbstmordes getrieben, da man ihn denn für halbtoll habe erklären und ihn nach der Stadt schaffen können, (B. 27, 471), so scheint dies nur auf diese spätere Zeit, das Jahr 1777, bezogen werden zu dürfen, ja man könnte auch glauben, erst damals habe er Goethe's Briefe zu sehn und zu erhaschen gesucht, obgleich er dies sehr gut auch früher gethan haben könnte. Aber nicht von Sesenheim aus, wie man nach jener Aeußerung Goethe's vermuthen sollte, wurde Lenz nach Straßburg gebracht, sondern er wandte sich zunächst in halber Verzweiflung zu dem Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Steinthale,[1] wo er am 20. Januar 1778 mit langen Haaren und hängenden Locken erschien, und sich als einen Freund des mit Oberlin vertrauten Christoph Kaufmann darstellte.[2] Hier brach sein Wahnsinn mit wiederholten Selbstmordsversuchen mehrfach hervor. In einer Nacht rannte er durch den Hof und rief mit lauter, etwas hohler Stimme den Namen Friederike, worauf er sich, wie schon früher mehrmals, in den Brunnentrog stürzte. Er erzählte Oberlin auch von seiner unglücklichen Liebe. Am 6. Februar redete er diesen mit ausnehmender Freundlichkeit an: „Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — o der Engel!“ Auf die Frage, woher er dies wisse, antwortete er: „Hieroglyphen! — Hieroglyphen!“ und mit gen Himmel gehobenen Augen: „Ja — gestorben! — Hieroglyphen!“ Darauf schrieb er zwei Briefe, die er Oberlin mit der Bitte übergab, einige Zeilen darunter zu setzen. „Ich hatte mit einer Predigt zu thun,“ erzählt dieser, „und steckte die Briefe indessen in meine Tasche. In dem einen an eine adelige Dame in W(eimar)[3]

[1] Ueber diesen wahrhaft apostolischen Mann vgl. den Brief Pfeffel's vom 6. Februar 1778 (nicht 1788) bei Hagenbach S. 71 f.

[2] Man vgl. hierzu und zum folgenden die Erzählung Oberlin's bei Stöber S. 11 ff.

[3] Ohne Zweifel Frau von Stein. Wahrscheinlich schwebte Lenz die Verzweiflung Abbadonna's beim Anblick der Schöpfung vor, in Klopstock's „Messias“ II, 780 ff.

schien er sich mit Abbadonna zu vergleichen; er redete von Abschied. Der Brief war mir unverständlich; auch hatte ich nur einen Augenblick Zeit, ihn zu übersehen, eh' ich ihn von mir gab (?). In dem andern, an die Mutter seiner Geliebten, sagt er, er könne ihr diesmal nicht mehr sagen, als daß ihre Friederike nun ein Engel sei, und sie würde Satisfaktion bekommen." Aber in der darauf folgenden Nacht machte er wiederholte Selbstmordversuche, so daß Oberlin sich endlich genöthigt sah, ihn am Morgen des 7. Februar, von drei Wächtern begleitet, auf seinem Wägelchen nach Straßburg schaffen zu lassen.

Wir lassen dieser summarischen Darstellung von Oberlin folgende Darstellung von Pfeffel in einem Briefe an Sarasin folgen. „Er (Lenz) war, wie ihr wißt, beim redlichen Pfarrer Oberlin im Steinthal, dem Kaufmann nicht einmal von vorneher zu verstehn gegeben, daß es mit dem Kopfe des armen Menschen nicht recht stund. Indem dieser wackere Geistliche bei uns war, besuchte Lenz, der sich durch zwo Predigten und durch seinen liebreichen Umgang alle Herzen gewonnen hatte, ein todkrankes Kind zu Bellefosse, eine halbe Stunde vom Pfarrdorfe Waldersbach (Waldbach). Ungeachtet keine Hoffnung zum Aufkommen war, weissagte doch Lenz in einer Art von Begeisterung, das Kind würde nicht sterben. Des andern Tags ging er, vom Schulmeister Scheidecker von Waldersbach begleitet, wieder nach Bellefosse. Unterweges gerieth er in eine heftige Gemüthsbewegung, verdoppelte seine Schritte, und kam wenige Augenblicke nach dem Hinschiede des Kindes bei der Mutter an. Er weinte laut, hieß aber gleich darauf alles hinausgehn. Er ward unbemerkt beobachtet. Er that ein lautes, brünstiges Gebet, warf sich auf den Leichnam, und versuchte es eine ganze Stunde lang, ihn von den Todten aufzuwecken. Neue Gebete unterbrachen die Versuche, und als er endlich ihre Eitelkeit einsah, ging er zur Mutter. „Es ist geschehen," sprach er, „es ist umsonst!" Hierauf beschuldigte er die Mutter sehr bitter, ihr Unglaube sei Schuld an der Fruchtlosigkeit des Unternehmens, ging zurück und sagte zum Schulmeister, der ihn begleitete, er,

Lenz, habe das Kind vergiftet. Der Schulmeister suchte ihn zurecht zu weisen, und brachte ihn zur einsamen Frau Oberlin zurück. Er schien wieder besänftigt, stürzte sich aber ein Stockwerk hoch zum Fenster herunter, ohne sich anders als ein wenig am Arme zu beschädigen. Des andern Tages ging er zum Stabhalter zu Bellefosse, gab sich als den Mörder des Kindes an, und bat ihn, er möchte ihn binden. Der Schulmeister aber, den die zitternde Frau Oberlin ihm nachgeschickt, machte ihn los, und brachte ihn nach Hause. Diesen Abend kam der gute Pfarrer an. Lenz bat ihn um Erlaubniß, auf sein Zimmer zu gehn. Hier schrieb er einige Briefe an Freunde, die mir der Schulmeister, der mir vor einer Stunde alles selbst erzählte, nicht zu nennen wußte. Man fand auch keine Adressen darauf. Ich vermuthete aber, daß ihr und wir darunter waren. Er nahm darin Abschied von diesen Freunden, und nach einer halben Stunde hörte der Pfarrer einen gewaltsamen Fall vor dem Fenster. Er lief hinaus, und fand Lenzen unbeschädigt, der sich zum zweitenmale heruntergestürzt hatte.[1] Nun ward er von vier Mann bewacht, weil drei nicht hinreichten, ihn in seiner Raserei zu halten, welche sich verdoppelte so oft er eine weibliche Stimme hörte. — Des folgenden Tags bat er wegen des Vergangenen mit tausend Thränen um Vergebung, und wurde mit der größten Mühe beredet, sich vom Schulmeister und noch zween starken Männern nach Straßburg bringen zu lassen." Hier wurde er an Prof. Röderer empfohlen, der ihn zum Pfarrer Stuber, Oberlin's Vorgänger in Steinthal, brachte. Lenz warf sich vor diesem nieder, und bat ihn flehentlich, mit ihm zu beten, was dieser auch that, bis er vor Schmerz und Erschöpfung nicht mehr konnte. Lenz entfernte sich, in Thränen gebadet. Röderer scheint ihn nach Emmendingen zu Schlosser

[1] Pfeffel erzählt weiter unten, Lenz habe die Mutter des verstorbenen Kindes, ehe er zum Stabhalter gegangen, wegen des ihr verwiesenen Unglaubens kläglich um Vergebung gebeten, und er habe sich, was man erst später erfahren, ehe er zum erstenmal zum Fenster herausgesprungen, in's Wasser gestürzt. Oberlin's Angaben sind hier glaubwürdiger.

gebracht zu haben.[1] Am 25. Februar erhielt Pfeffel einen Brief von Schlosser, worin dieser die Hoffnung aussprach, ihn bald zu besuchen. Lenz schrieb darunter, er habe eine große Reise vor, und müsse zuvor noch viel mit ihm sprechen. „Es ist uns allen," schreibt Pfeffel, der dies sogleich an Oberlin meldet, „bang auf seine Ankunft; doch hoffen wir, Schlosser werde ihn begleiten." Am 2. März berichtet Schlosser: „Lenz ist bei mir, und drückt mich erstaunlich. Ich habe gefunden, daß seine Krankheit eine wahre Hypochondrie ist. Ich habe ihm heut' eine Proposition gethan, wodurch ich ihn gewiß kuriren würde; aber er ist wie ein Kind, keines Entschlusses fähig, ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir große Angst eingejagt, sonst ist er zwischen der Zeit ruhig." Indessen brach bald darauf sein Wahnsinn mit solcher Heftigkeit aus, daß man ihn in Ketten legen mußte. „Mit Lenzen ist's nun so," schreibt Schlosser im April an Sarasin, „daß ich ihn nicht mehr behalten kann. Er schien auf dem Wege der Besserung, aber mit dem neuen Licht kam abermal seine Krankheit. Er wollte sich wieder zum Fenster hinausstürzen, und da das von meinem Kutscher, der eben dazu kam, verhindert wurde, so fing er an, so gut als zu rasen. Er stieß sich den Kopf wider die Wand, und nöthigte mich daher, ihn wieder zu binden und zu schließen, und nun schon wieder seit zehn Tagen Tag und Nacht zwei Wächter bei ihm zu haben. Auch in dem Zustande schreit und heult er, wie ein Vieh, zerbeißt die Kissen, und zerkratzt sich, wo er nur beikommen kann. Der Arzt, den ich fast dreimal alle Woche zwei Stund weit holen lassen muß, gibt keine Hoffnung. Der Puls, sagt er, gehe

[1] Schlosser scheint die Nachricht von Lenzens irrem Zustand an Merck gemeldet zu haben, wodurch sie nach Weimar zu Wieland gelangte, der am 15. Februar an Merk schreibt: „Lenz jammert mich; erkundigt euch doch, wie für ihn gesorgt ist, ob man ihm was helfen kann. Ich wag' es nicht, Goethen etwas davon zu sagen, wenn ihr es nicht etwan für besser findet, daß er's wisse." Wieland fürchtete, Goethe werde durch die Nachricht zu tief erschüttert werden.

mitten im Paroxysmus ganz ruhig, und also müsse die Krankheit in den Nerven liegen. Seit gestern liegt er zwar wieder still, aber er spricht mit niemand, ißt auch nichts, als was man ihm von Bouillon eingießt, und trinkt eben so." Da seine eigene Gesundheit, so wie sein ganzes Hauswesen und besonders die Sorge für seine Kinder es ihm unmöglich machen, den Unglücklichen länger bei sich zu behalten, will er ihn nach Frankfurt in's Tollhaus schicken, wo er gegen eine billige Pension von 150 bis 200 Gulden eine eigene Stube, erträgliche Kost und Wartung haben werde. Für die Reisekosten, bittet Schlosser, da er schon mehr als zehn Louisd'or für Lenz ausgegeben habe, möge Sarasin eine Kollekte von vier bis sechs Louisd'or veranstalten. „Für seine Pension wollen wir nachher eine Subskription veranstalten, wozu ich gern nach meinen Umständen beitragen will. Auch Straßburg, Frankfurt und Weimar werden etwas daran tragen. An seinen Vater und seinen Bruder hab' ich schon geschrieben, aber ihn die fünfhundert Stunden weit zu transportiren ist unmöglich." Doch der Zustand des unglücklichen Dichters besserte sich wider Erwarten, wie Pfeffel, der im Juni einen Besuch bei Schlosser machte, bald darauf, am 13. Juni, an Sarasin meldet. „Gleich beim Absteigen," schreibt er, „ging ich zum armen Lenz, den ich dem Ansehen nach bei gutem Verstand, aber sehr schüchtern und zeremonienreich fand. Er kannte mich gleich, umarmte mich herzlich, und bezeugte Freude, mich zu sehn, fragte nach Schinznach und unseren dortigen Freunden. Zu Lavater's Gruß sagte er kein Wort. Als ich ihm von euch sprach, war seine Theilnehmung eben so groß, als bei unserm Eintritt in sein Zimmer. Er fragte mich nach euerm Wohlbefinden, und bat mich, euch tausendmal zu grüßen. — Seine Krankheit äußerte sich durch eine beständige Schreibsucht; er hat uns aber seine Papiere nicht gewiesen, ungeachtet ich zweimal Begierde darnach äußerte. Schlosser sagte mir hierauf, ich sollte nicht darauf dringen. Er ist übrigens nicht mehr gebunden, geht im Zimmer umher, und hat guten Appetit, klagt aber über Schwäche in den Beinen. Montags frühe besuchte ich

ihn wieder. Auch jetzt ging Schlosser mit, gegen den er eine tiefe Ehrerbietung äußerte. Als ich das arme Geschöpf küßte, fühlte ich an seinen Wangen, daß er Fieber hatte. Sein Wärter sagte uns auch, er habe in der Nacht mit ihm ringen müssen, weil er nicht leiden wollte, daß man, zur Beförderung seines Schlafes, ihm sein Schreibzeug wegnehme. Er war nicht so heiter und lange nicht so gesprächsam, wie gestern, zeigte sich aber gegen mich nicht verändert, wiederholte mir seine Grüße an euch und an die Meinigen, und schien beim Abschied sehr bewegt. — Wer Lenzen zuvor nicht kannte, kann ihn nicht halb so krank finden, als seine Freunde ihn finden mußten."

Als der Unglückliche sich etwas beruhigt hatte, that Schlosser ihn zum Schuhmacher Süß in seiner Nähe, bei welchem er auch das Handwerk lernen sollte, um zu einer zerstreuenden körperlichen Thätigkeit zu gelangen, wogegen ihm das Schreiben verboten wurde.[1] Das Baden im Rheine war ihm als Kur verordnet, der er sich oft und gerne unterzog. Zu seinem Lehrherrn fühlte er bald eine kindliche Neigung; eine besondere Liebe aber faßte er zu dessen Sohne Konrad, seinem Mitgesellen, so daß er, als dieser bald darauf auf die Wanderschaft gehn sollte, sich mit der Bitte an Sarasin in Basel wandte, ihm dort einen Meister zu verschaffen.

[1] Hierauf deuten die damals bei einer kurzen Fahrt auf dem Rheine entstandenen Verse:

> Wie freundlich trägst du mich auf deinem grünen Rücken,
> Uralter Rhein,
> Wie suchest du mein Aug' empfindlich zu erquicken
> Durch Ufer voller Wein?
> Und hab' ich doch, die tausend Luftgestalten
> Tief im Gedächtniß zu behalten,
> Nun weder Dinte, noch Papier,
> Nur dieses Herz, das dich empfindet hier!
> Es scheinet fast, du liebest, Allzugroßer,
> Nicht mehr der Maler Prunk, der Dichter Klang,
> Es scheint, du willst, wie Schlosser,
> Nur stummen Dank.

„Er soll jetzt das erstemal auf die Wanderschaft," schreibt er, [1] „und ich bin jetzt bei seinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hause gewesen. Er ist mein Schlafkamerad, und wir sitzen den ganzen Tag zusammen. Thun Sie es doch, bester Herr Sarassi, lieber Herr Sarassi! es wird Sie nicht gereuen. Emmendingen, einige Tage vor Johanni 1778. Ich könnte mich gewiß nicht wieder so an einen andern gewöhnen; denn er ist mir wie ein Bruder." Sein durch die Trennung von diesem Kameraden verursachter Schmerz ward dadurch noch vermehrt, daß dieser in Basel keine Arbeit bekommen konnte, und deshalb in Arlesheim, einem katholischen Orte, anderthalb Stunden von Basel, eintreten mußte, weshalb er seine Bitte an Sarasin dringend wiederholt. „Ich gehe alle Morgen mit meinem lieben Herrn Süß spazieren," heißt es in diesem zweiten Briefe, „und bekomme auch alle Tage den Herrn Hofrath (Schlosser) zu sehn. Nun fehlt mir nichts, als daß es alles so bleibt, und Gott meine Wünsche erhört, und Sie meine Bitte erfüllen, daß der arme Konrad wieder zu seinen Glaubensgenossen kommt." In einem folgenden Danksagungsschreiben an Sarasin, der seinem Wunsch willfahrt hatte, meldet er, daß er jetzt auf einige Zeit nach Wiswyll reisen werde, wo er sich mit der Jagd und Feldarbeit viel Bewegung werde machen können. „Ich bin so voller Freude über so viel glückliche Sachen, die nach meines Herzens Wunsch ausgeschlagen sind, daß ich für Freude nichts Rechtes zu sagen weiß, als Sie zu bitten, daß Sie doch so gütig sind, und Ihr Versprechen erfüllen, dem ehrlichen Konrad Arbeit für Sie zu geben, weil es mir nicht genug ist, wenn er bei Ihrem Meister Schuhmacher ist, und er nicht auch für Sie arbeitet." Gleich darauf bittet er denselben, dem Konrad zu sagen, er solle auch *seinen* Zustand die Zeit her vor Augen haben, daß es ihm nicht auch so ergehe, wie ihm, wenn er nicht folge. Beim Uebersenden des ersten Briefes an Sarasin, am

[1] Diesen und die folgenden Briefe geben schon Tieck und Stöber, am genauesten Hagenbach S. 98 ff., der die Urschrift benutzt hat.

21. Juni, meldet Schlosser diesem: „Es ist wahr, Lenz ist ungleich besser, seitdem er anfängt, mit was Körperlichem sich zu beschäftigen, und deßwegen wollt' ich selbst, daß der Junge dablieb; aber die Wanderzeit ist da, und Sie können nicht helfen. Ich will sehn, ob ich's kann. Ich traf den Patienten zwar gesünder, aber ganz kindisch an, weiß auch nicht, ob's besser wird; urtheilen Sie aus diesem Brief!"

Die Entfernung von seinem Mitgesellen scheint so niederschlagend auf Lenz gewirkt zu haben, daß Schlosser sich genöthigt sah, ihn bei einem Chirurgen zur Heilung unterzubringen. „Der Herzog von Weimar bezahlt die Kost," schreibt Schlosser im Februar des folgenden Jahres. „Aber sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, daß seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen." Indeß nahm die Familie bald darauf sich des Unglücklichen an, den im Sommer desselben Jahres sein älterer Bruder Karl Heinrich Gottlieb zu den Seinigen zurückführte. In einem Briefe dieses Bruders, an Salzmann aus Erfurt am 3. Juli 1779 gerichtet, heißt es: „Ich habe meinen Bruder aus Hertingen (an den Grenzen der Schweiz und nur drei Stunden von Basel) abholen müssen. Von jener Szene, da ich ihn nach eilf Jahren wieder gesehen, da er stumm seine Freude blicken ließ — lassen Sie mich nichts sagen, weil sie nur gefühlt werden kann. Ich fand ihn bis auf eine unglaubliche Schüchternheit völlig wiederhergestellt, und auch diese verliert sich von Zeit zu Zeit. Straßburg mußte ich mit ihm vermeiden, so leid es mir auch that. Die Reise scheint ihm sehr zuträglich zu sein, und ich hoffe, daß vaterländische Luft und geschwisterliche Pflege das Letzte zu seiner völligen Genesung beitragen werden. Er läßt sich Ihnen bestens empfehlen, und hofft nächstens selbst zu schreiben. Unsere Reise geht gegenwärtig so schnell, als möglich, nach Lübeck zu, um von dort aus noch zeitig in See gehn zu können." Leider sollte der Wunsch des liebenden Bruders nicht in Erfüllung gehn; der Stern seines Geistes war auf immer erloschen, und hatte nur ein leichtes

Flimmern zurückgelassen, das auf das einst flammende Licht traurig hindeutete.

Am 14. Oktober desselben Jahres überraschte Schlosser seinen Freund Merck mit der Nachricht, Lenz sey Professor der Taktik, der Politik und der schönen Wissenschaften geworden, worüber Frau von la Roche und die Herzogin Amalia zu Weimar ihr Staunen aussprachen. Letztere meinte, die Universität, die ihn zum Professor gemacht habe, müsse toll und Lenz gescheid geworden sein. Die Nachricht rührte wohl von Lenz selbst her, der sich mit leeren Hoffnungen trug. Lavater hatte diesen ganz aufgegeben; denn er schreibt an Sarasin im Jahre 1780:

Glaub', wer ein Narr (Lump) ist, bleibt ein Narr (Lump)
Zu Wagen, Pferd und Fuße.
Drum, Bruder, glaub' an keinen Narren (Lumpen)
Und keines Narren (Lumpen) Buße. [1]
Fiat applicatio auf Freund L . . z.

An Wieland wandte sich Lenz im Jahre 1781 von Riga aus. „Aus seinen an mich geschriebenen Zettelchen," schreibt dieser am 2. März dieses Jahres, „ist zu sehn, daß er zwar wieder sich selbst wiedergefunden hat, aber freilich den Verstand, den er nie hatte, nicht wiederfinden konnte. Doch dünkt er mich in seiner Art

[1] Hagenbach S. 41. Nach Gelzer („die neuere deutsche Nationalliteratur II, 88) lauten die Worte Lavater's also: „Was ich über Schurken und Lumpen einer gewissen Art, solche nämlich, die noch einen starken Zusatz von Ehrlichkeit und Frömmigkeit haben, zu reimen pflege, das möcht' ich auch von gewissen gespornten Narren, die noch ein Quantum von Menschenverstand und Genialität haben, verstanden wissen:

„Glaub', wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,
Zu Wagen, Pferd und Fuße;
Drum, Bruder, glaub' an keinen Lump
Und keines Lumpen Buße."

Wenig verändert stehen diese Verse Lavater's in Goethe's Werken B. 3, 100 (zuerst 1837 gedruckt). Goethe hatte sie wohl aus der Erinnerung an Lavater aufgeschrieben. Wieland hatte „Bruder Lenz" schon 1777 in seinem „Wintermährchen" (B. 11, 65) gar nicht vortheilhaft eingeführt.

gescheider, als je, **peut-être tant pis, peut-être tant mieux**. Er möchte gern seine **opera omnia** vermehrt und verbessert **à son propre profit** herausgeben, weiß aber nicht, wie er's anfangen soll. Ich kann ihm aber vielleicht einen Weg vorschlagen." Auch an Goethe scheint er sich gewandt zu haben. Seine Antwort auf Lenzens Brief schickte dieser am 23. März zur Einsicht an Frau von Stein, die ihm ebenfalls schreiben wollte, indem er bemerkte: „Du wirst daraus sehn, was und wie du ihm zu schreiben hast." Schöll meint, die Antwort werde auf keinen Fall sehr freundlich gewesen sein. Aber Goethe's Unwille über Lenz, von dem Friderike ihm im Herbste 1779 erzählt hatte, war durch das Unglück des einstigen Freundes bezwungen; er wird ihm sehr vorsichtig geschrieben haben, um keine zu große Hoffnungen in ihm zu erregen.

Lenz soll sich nach Petersburg, von da nach Moskau gewandt haben, wo der gestrandete Dichter sein unglückliches Leben aushauchte, während sein charakterfester Genosse Klinger in demselben Rußland von Stufe zu Stufe stieg und dessen litterarischer Ruf, nachdem er dem „Sturm und Drang" entsagt hatte, einer festen Begründung entgegenging. „Er starb von wenigen betrauert und von keinem vermißt," meldete das Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung kurz nach seinem am 24. Mai 1792 erfolgten Tode. „Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edlen Armuth ist. Er lebte von Almosen, aber nicht von jedem nahm er Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützung anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen russischen Edelmannes, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben." Einer seiner Moskauer Freunde war der Geistliche Kaufmann, an welchen er das Gedicht: „Was ist Satire?" richtete. Die von **Dr.** Stumpf in

Dexskiol in Liefland vorbereitete Lebensbeschreibung von Lenz, deren Tieck gedenkt, scheint nie erschienen zu sein, was um so mehr zu bedauern, als diesem die genauesten Angaben der Familie und eine Sammlung Briefe von ihm und an ihn zu Gebote standen. Unter den von Tieck mitgetheilten Gedichten von Lenz, zu denen Stöber noch vier, Nicolovius zwei andere hinzufügte, fehlt folgendes im ersten Hefte von Ewald's „Urania" mitgetheilte Gedicht, welches die ganze ungestüme Unruhe seines Geistes lebhaft ausprägt.[1]

An den Geist.

O Geist, Geist, der du in mir lebest,
Woher kamst du, daß du so eilst?
O verzeug noch, himmlischer Geist!
Deine Hülle vermag's nicht —
All ihre Bande zittern.
Komm' nicht weiter empor!

[1] Auch vermissen wir bei Tieck die in Schillers „Horen" 1797 Stück 4 und 5 erschienene, aber, wie es scheint, abgebrochene Erzählung: „Der Waldbruder, ein Pendant zu Werther's Leiden, von dem verstorbenen Dichter Lenz". Am 1. Februar 1797 sandte Goethe an Schiller, „einige Lenziana", unter denen dieser „sehr tolles Zeug" fand, doch nahm er diese Erzählung auf ihres biographischen und psychologischen Interesses willen. Vgl. den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Nr. 267. 268. 304. 305. „Die Liebe auf dem Lande" und „Tantalus" stehen in Schillers „Musenalmanach" auf 1798. Daß „das leidende Weib", welches Tieck unter den Schriften von Lenz herausgegeben, von Klinger ist, hat Gervinus IV. 584 mit Recht aus dem Nachspiel „die frohe Frau" (von H. L. Wagner?) geschlossen. Schon Schubart „deutsche Chronik auf das Jahr 1775" S. 614 u. a. nennen Klinger als Verfasser. Ob der von Tieck aufgenommene Aufsatz „über Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts" von Lenz sei, könnte man bezweifeln, da er im Märzhefte 1776 des „Merkur", wo er zuerst erschien, die Unterschrift hat: „B. Freitags den 17. November 1775. C." Wäre er aber wirklich von Lenz, und C. verdruckt statt L. (welchen Ort soll aber B. bezeichnen?), so hätte Lenz sich gleich, als er von Goethe's Ankunft in Weimar erfahren hatte, durch diesen Aufsatz Wieland zu nähern gesucht. Das von Blum 1845 herausgegebene Festspiel, „der verwundete Bräutigam" schrieb Lenz in seinem sechzehnten Jahre.

Sei nur getrost! Bald bist du frei,
Bald wird dir's gelungen sein, Grausamer,
Bald hast du dein steinern, nordisch,
Treues Haus über dem Kopf dir zertrümmert.
Ach! da stehst du wie Simson, und wirfst,
Wirfst — strebst — wirfst's über'n Haufen! —
Weh uns allen! Schone noch, schone!
Dieser treuen Hütte Trümmer
Möchten dich sonst unter sich begraben.
Sieh noch hält sie mit schmeichelnden Banden
Dich zurück, verspricht dir reine,
Tausend reine Himmelsfreuden
Zur Belohnung für deine Müh'.
Schone noch, Grausamer, Undankbarer!
Kehre zurück! Hefte ihre Gelenke
Wieder mit zarter Selbstlieb' zusammen!
Denn Gott selber baute sie dir,
Klein und gebrechlich, wie sie da ist. [1]
Wenn sie ausgedauert, dann breche sie!
Erst wenn der Baum gesaftet, geblüht,
Früchte mehrjährig getragen, verdorret,
Gehe sein Keim in's ewige Leben!
Aber jetzt, heil'ge, himmlische Flamme,
Jetzt — Erbarmen! — verzehr' ihn noch nicht!

Zwei Monate, nachdem der unglückliche Lenz, der seine phantastischen Grillen und das bunte Intriguenspiel seiner Einbildungskraft in's wirkliche Leben einzuführen thöricht versucht hatte, verstört und gestrandet, Deutschland verlassen, sollte Goethe das Mädchen seiner schwärmerischen Liebe im idyllischen Pfarrershause zu Sesenheim wiederfinden. War die Liebe zu seinem drei Jahre ältern Käthchen in Leipzig mehr eine knabenhafte Grille gewesen, wie denn sein ganzes Leben in Leipzig mehr die Entwicklung der ihm durch die Erziehung des Vaters aufgedrungenen Altklugheit

[1] Man erinnere sich, daß Lenz klein von Gestalt war, woher die scherzhaften Benamsungen in den Briefen Goethe's an Frau von Stein.

war, die er erst überwinden und hinter sich lassen mußte, ehe der Genius seine volle Flügelkraft entfalten konnte, so hatte sich in der Liebe zu Friederike zum erstenmal das reiche Jünglingsherz zu herrlichster Blüthe erschlossen, es hatte zum erstenmal in und mit Friederike der Liebe glühenden Wonnetrank genossen, aber die Liebe, welche das Mark ihres Lebens durchdrang, sollte auch für beide ein Kelch bittern Leides werden. Wie heftig auch die Glut der Leidenschaft sein Herz durchwühlte, so vermochte er doch nicht einer innern warnenden Stimme zu widerstehn, welche ihm das schwere Werk der Entsagung auflegte, weil diese Liebe ihn in einen Konflikt mit der Welt gebracht haben würde, in welchem er erlegen wäre, weil sein höchster Entwicklung zustrebender Geist eines freiern Kreises bedurfte, in welchem ihn die gewöhnlichen Sorgen des Lebens weniger berührten, dagegen reiche Bildung ihm von allen Seiten zuströmte, und ein höheres gesellschaftliches Leben ihn trug und förderte. Dagegen entbehrte Lenz jedes innern Haltes, jeder zu entschiedenem Zwecke sich zusammenfassenden Kraft, jedes ernsten Strebens; er ergriff das Leben nur als ein Spiel, in welchem er nach den wechselnden Launen die verschiedenartigsten Szenen in bunter Folge zu bloßer Sinnenergötzung durchführen wollte, ohne daß ein edler, durchgreifender Gedanke ihn geleitet hätte, wenn er auch auf Augenblicke edler Gefühle und Entschlüsse fähig war.

Goethe hatte mittlerweile bei allen, zum Theil wilden Ausbrüchen jugendlich ungestümer Lust sich mit den mannigfaltigsten Geschäften bekannt gemacht und sich zum Theil an ihnen abgerieben; er hatte das Erkältende und Erdrückende des Hoflebens tief empfunden, aber zugleich aus der hier ihn umgebenden höhern Bildung, aus dem Umgange reich begabter, geistreicher Männer, aus der Freundschaft des edlen Herzogs Karl August, den er auf allen seinen Wegen glücklich geleitet hatte, aus der Achtung und Neigung der hochgebildeten Herzogin Mutter und der edlen, reinen Herzogin Luise die stärkendste Nahrung für Geist und Herz gesogen, während ihm in Frau von Stein ein heiterer, leitender und beruhigender, erhebender und stärkender, sein ganzes Leben nach

sich hinziehender Genius erschienen war. Mit dem Herzog hatte er im August 1779 den Plan einer Reise beredet, die durch neue Anschauungen und ein frisches Leben sie erfreuen und zu ernsterm Wirken und Schaffen stärken, gleichsam den Uebergang aus der zurückgelegten, noch halb verworrenen Brauseperiode der Jugend zu der besonnenen Manneszeit bilden sollte. Als Goethe seiner Mutter ihre Ankunft meldete, äußerte er: „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat. Wenn ich euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet." Die Reise selbst gedieh zu heiterster Freude und reinster Beruhigung. „Wir streichen," schreibt Goethe am 24. September, während sie Speier gegenüber auf die Fähre warten, „wie ein stiller Bach, immer weiter gelassen in die Welt hin, haben heute den schönsten Tag und bisher das erwünschte Glück. Auf diesem Wege rekapitulire ich mein ganz vorig Leben, sehe alle alte Bekannte wieder; Gott weiß, was sich am Ende zusammen summiren wird." In dieser heiter ruhigen Stimmung konnte er denn auch nicht unterlassen, am folgenden Tage von Selz aus seine geliebte Friederike zu besuchen, deren Familie mittlerweile durch den Tod des Oheims Schöll und der Eltern Weyland's empfindliche Schläge erlitten hatte. „Den 25. Abends," erzählt er, „ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise gerad' fortsetzten,[1] und fand daselbst

[1] Irrig ist demnach die Angabe von Friederikens jüngerer Schwester, er sei auf einem Leiterwagen von Drusenheim gekommen, wie auch ihre Erzählung, Goethe habe noch fortwährend in Briefwechsel mit Sesenheim gestanden, und einmal geschrieben, er müsse nach dem Wunsche des Herzogs einem Fräulein, das er auch genannt, seine Hand reichen, sein Herz aber werde immer Friederiken gehören, auf einer leicht erklärlichen Selbsttäuschung der guten Alten beruht.

eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden.[1] Ich blieb die Nacht, und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Es war das letztemal, daß die beiden Liebenden sich sahen. Goethe hatte in seinem Ruhme und seinem Glanze die einst Heiß-

[1] Friederikens jüngere Schwester erzählte, Goethe habe zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Friederike blaß ausgesehen, aber schöne, lebhafte Augen gehabt.

geliebte in ihrem Familienkreise ohne alle störende Begleitung wiedergesehen und sich über ihr Schicksal beruhigt. Die Erzählung von Friederikens jüngerer Schwester, noch spät habe Goethe von Weimar aus durch einen Schlossergesellen jener einen Gruß gesandt, ist an sich sehr wahrscheinlich, da er es liebte, sich mit reisenden Handwerkern zu unterhalten.

Nach dem Tode der Eltern soll nach einer Nachricht (vgl. den angeführten Aufsatz im „Morgenblatt") Friederike mit ihrer jüngern Schwester Sophie — die ältere war an einen Pfarrer Marx in Dießburg im Badischen, im Oberamt Offenburg, verheiratet — eine Zeit lang im Steinthal einen kleinen Handel mit Steingut getrieben, auch mit Kinderunterricht sich beschäftigt haben, bis die Gemahlin des Herrn von Dieterich von Reichshofen im Elsaß (vgl. B. 21, 259 f.) sich ihrer angenommen, die ihnen einige Zimmer eingeräumt und sie häufig zur Tafel gezogen haben soll, welche Hülfe ihnen aber entgangen, als die Gräfin in Folge der Hinrichtung ihres Gemahls in Wahnsinn gefallen. Dieser Erzählung steht der viel wahrscheinlichere Bericht „vom Neckar" in der Beilage zu Nro. 23 der „Augsburger allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1842 entgegen, dessen Verfasser seine Angaben, wenn es nöthig werden oder von Interesse scheinen sollte, mit urkundlichen Beweisen zu erhärten verspricht. Hiernach hätte Friederike nach dem Tode ihrer Eltern ihre Heimat verlassen und in Paris bei einer Freundin, die an den dänischen Gesandten Rosenstiel verheiratet war, Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft gefunden, und sie soll in den höheren Gesellschaften zu Versailles und Paris eine freundliche Erscheinung gewesen sein. Hier muß zunächst berichtigt werden, daß Rosenstiel nicht dänischer Gesandter, sondern französischer Gesandtschaftssekretär, aber auch erst später, war. Heinrich Karl Rosenstiel, zu Mietersheim im untern Elsaß am 28. Oktober 1751 geboren, besuchte mit seinem jüngern Bruder das Gymnasium zu Buchsweiler, wo er die Bekanntschaft der mit dem Sesenheimer Pfarrershause verwandten Familie Weyland machte, mit der ihn später auch ein verwandt=

schaftliches Band vereinen sollte; denn Luise Weyland ward seine Gemahlin, und diese Freundin und Verwandte Friederikens war es, bei der letztere freundlichste Aufnahme fand, ja wir dürfen annehmen, daß diese, mit welcher sie wohl in brieflicher Verbindung stand, sie nach dem Tode der Eltern zu sich einlud. Rosenstiel erhielt 1776 in Paris die Stelle eines Secrétaire interprète, ward aber bald darauf, als Pfeffel, der Bruder des Dichters, austrat, zum Jurisconsulte du Roi erhoben. Beim Ausbruch der Revolution ging er mit dem Könige von Versailles nach Paris, wo er in aller Zurückgezogenheit lebte, bis ihn das Direktorium 1795 als Consul pour la Baltique nach Elbing sandte.[1]

Friederike scheint Paris im Jahre 1794 vor Robespierre's Sturz verlassen zu haben, vielleicht auf den Wunsch ihrer Schwester in Dießburg, nach deren Tode sie die sorgfältigste Erziehung der von dieser hinterlassenen einzigen Tochter übernahm. Mit ihrem Schwager zog sie später nach Meißenheim, im Oberamt Lahr, und sie erlebte, wie ihre Schwester Sophie erzählte, noch die Freude der Verheiratung ihres Zöglings, fühlte sich aber nach der Hochzeit so schwach, daß sie ihre Schwester Sophie bat, bei ihr zu bleiben: sechs Wochen später verschied sie, im November 1813; sie war abgelebt, ohne zu altern. Der Berichterstatter „vom Neckar" erzählt: „Hier (in Meißenheim) lebte sie bis zu ihrem Ende, allgemein geliebt, und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt. Ueber Goethe sprach sie nur mit Verehrung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm, äußerte sie mit weiblicher Bescheidung, er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können. Der in Meißenheim noch lebende Pfarrer Fischer, ihr Neffe (?), der auch Briefe von ihr in Händen hat, hat sie 1813 zu Grabe begleitet." Hiernach und besonders nach der Angabe desselben Berichterstatters,

[1] Wir entnehmen diese Nachrichten dem „Nekrolog der Deutschen" (1825) III, 229 ff., wo sich eine freilich geschmacklose und schwülstige, aber aus den besten Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung Rosenstiel's (von Karl Münster) befindet.

Friederike sei in dem ihr verschwägerten Fischer'schen Hause gestorben, sollte man vermuthen, ihr Schwager Marx sei damals bereits gestorben gewesen, und die Vermählung von dessen Tochter mit dem Pfarrer Fischer nicht erst sechs Wochen vor Friederikens Tod, wie Sophie erzählte, gefeiert worden. Genauern Aufschluß hierüber zu erhalten habe ich mich vergeblich bemüht.

Das Erscheinen des zweiten Bandes von „Wahrheit und Dichtung", an dessen Schluß die Anknüpfung des Verhältnisses zu Friederike so anmuthig erzählt wird, erlebte Friederike noch,[1] wogegen der dritte Theil, welcher die weitere Entwicklung und den Abschluß enthält, erst nach ihrem Tode erschien, obgleich derselbe, und besonders das hierher gehörige eilfte Buch, vor demselben völlig ausgearbeitet war.[2] Salzmann, der sich gefreut hatte, als er im Anfange des Jahrhunderts von einem seiner Frankfurter Anverwandten vernommen, daß Goethe seiner mit freundlichster Erinnerung gedacht habe,[3] starb im August 1812, im neunzigsten Jahre, mehrere Monate vor dem Erscheinen des seinen Einfluß auf den

[1] Die Vermuthung von Viehoff (III, 242), das siebente der „venediger Epigramme":

> Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber, als alles!
> Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig' und ertrag den Verlust!

sich auf Friedrike beziehe, können wir nur als höchst unglücklich verwerfen. Es geht wohl auf Frau von Stein, welcher er damals seit einiger Zeit entfremdet worden war.

[2] Goethe scheint von den weiteren Schicksalen Friederikens nichts erfahren und sie, als er „Wahrheit und Dichtung" schrieb, für todt gehalten zu haben, obgleich er den jüngsten Bruder Weyland's, der eine Buchsweilerin zur Frau hatte, den spätern Präsidenten des Landschaftskollegiums Philipp Christian Weyland, in nächster Nähe hatte. Dieser, der bereits im Jahre 1790 als Sekretär in die Dienste des Herzogs Karl August getreten war, hatte seinen Fürsten mit Goethe nach Schlesien, nach der Champagne (B. 25, 101) und der Belagerung von Mainz begleitet. Er starb erst am 8. Juni 1843. Goethe's Jugendfreund Weyland war wohl schon frühe gestorben.

[3] Vgl. das Morgenblatt vom Jahre 1812 Nr. 262.

Dichter und den ganzen Kreis seiner Studiengenossen so rein anerkennend schildernden zweiten Theiles von „Wahrheit und Dichtung“.[1]

Friederike soll mehrfache Heiratsanträge mit der Bemerkung abgelehnt haben: „Wer von Goethe geliebt worden ist, kann keinen andern lieben.“ So blieb sie der ersten reinen Jugendliebe ihr ganzes Leben treu, und setzte ihr in ihrem Herzen das schönste Denkmal, welches lauter, als alle Stimmen der Welt bezeugt, daß sie den Dichter nicht für einen kalt treulosen Verräther ihrer heiligsten Gefühle hielt, sondern seine durch die Verhältnisse gebotene Entsagung mit tief gebrochenem Herzen anerkannte. Dafür strahlt sie aber auch im Leben unseres Dichters in unvergänglichstem Glanze, und ihr Name wird unter den würdigsten Dulderinnen der Liebe durch alle Zeiten von edlen Seelen gefeiert werden. Das einfache Landmädchen hatte mit dem Blicke der Liebe tief in das Herz des eben die Schwingen seines Geistes entfaltenden Dichters geschaut; sie hatte seine flammende Liebesglut im tiefsten Herzen empfunden, sie hatte den seine Brust durchwühlenden, krampfhaft alle Lebensfasern ergreifenden Entsagungsschmerz mitgefühlt, sie hatte den von der heiligsten, geläutertsten Liebe ihr verliehenen Muth, es sich zu gestehn, daß sie diesen rastlos strebenden, zu höchster, freiester Bildung getriebenen, mit allen Reizen der Liebe ausgestatteten Jüngling, der unbesonnen genug gewesen, die Gewalt der Leidenschaft in ihr zu nähren, nicht an sich fesseln könne und dürfe, ob auch ihr Herz darüber breche. Und so entließ sie ihn, den sie zum Dichter der Liebe geweiht hatte, von ihrer Seite, aber in ihrem Herzen lebte sein Bild fort und fort in ewigem Jugendglanze, und die Kraft der Liebe, welche sie zu schmerzlicher Entsagung gestärkt hatte, gab ihr neuen Lebensmuth und ein ruhig mildes, freundlich theilnehmendes, liebevoll sich hingebendes, heiter verklärtes Dasein.

[1] Wenn Näke hörte (S. 41), sie habe späterhin eine sehr gute und ansehnliche Partie mit einem Herrn von Dürkheim (sic) gemacht, so lag hier eine Verwechslung mit Lili zu Grunde.

Zur Friederikelitteratur.

Es war im Herbste 1822, als einer unserer feinsinnigsten und liebenswürdigsten klassischen Philologen, der gemüthliche Professor August Ferdinand Näke, von Straßburg nach Sesenheim mit einem raschen Mannheimer Zweispänner fuhr, um „Goethe's Jugendleben in Sesenheim nachzuleben" und „das gewöhnliche oder ungewöhnliche Schicksal zu erforschen, in dem die glücklichen Anlagen eines frühgeprüften zärtlichen Herzens, die einen kleinen Kreis geräuschlos zu beglücken bestimmt schienen, entweder sich ausbildeten oder vorzeitig untergingen". Die mit allen Reizen jugendlicher Liebe ausgestattete Darstellung des Verhältnisses zu Friederike in „Wahrheit und Dichtung" hatte den gelehrten Herausgeber der Untersuchungen über den altgriechischen Dichter Chörilus schon längst zu dem Wunsche veranlaßt, über die weitern Lebensverhältnisse der Sesenheimer Pfarrerstochter genauere Kunde einzuziehen; und wo hätte er diese sicherer und zuverlässiger zu erhalten hoffen dürfen, als an dem idyllischen Schauplatze jener Liebe selbst? Blieb auch zu Drusenheim seine Erkundigung nach dem von Goethe genannten Wirthssohne George völlig erfolglos, so schien er dagegen bei dem damaligen Pfarrer zu Sesenheim, Friedrich Schweppenhäuser, ganz an den rechten Mann gekommen zu sein. Dieser, bei dem etwa ein Vierteljahr vorher (aber Schweppenhäuser's Gedächtniß pflegte ihm längere Zeiträume in kürzere zu verwandeln) ein Litterat, den Näke dem Namen nach wieder zu erkennen meinte, in ähnlicher Absicht gewesen, machte ihn nicht bloß mit den Oertlichkeiten und

den seit Goethe's Zeit vorgefallenen Veränderungen bekannt, wie er denn durch viele Versuche entdeckt hatte, wo das von Goethe erwähnte, später ausgehauene Wäldchen gestanden haben müsse, sondern Näke vernahm auch, daß Goethe's George noch lebe, George Klein heiße und Forstinspector in Drusenheim sei, daß Friederikens jüngere Schwester Sophie vor anderthalb Jahren, um ihren Geburtsort noch einmal zu sehn, mit Verwandten im Pfarrhause gewesen und gegessen, und bei Erwähnung von Goethe's Erzählung geäußert habe, das sei wohl auch nicht alles so richtig — ja sogar eine nähere Nachricht über die Ursache der Trennung der Geliebten. Goethe, erzählte Schweppenhäuser, würde ganz gewiß Wort gehalten haben, wenn nicht ein Unfall dazwischen gekommen wäre. Nachdem er treu von Straßburg weggegangen, sei Friederike mit dem damaligen katholischen Pfarrer, Namens Reinbold, einem gewandten und einnehmenden Manne (der katholische Pfarrer wohnte wahrscheinlich schon damals, wie zu Schweppenhäuser's Zeit, neben dem protestantischen), zu Falle gekommen. Als nun Goethe nach acht Jahren wiedergekommen (dieser zweite Besuch war Schweppenhäuser aus „Wahrheit und Dichtung" bekannt), in der Absicht, sein Wort zu lösen, da habe er diesen Stand der Dinge erfahren, und sich natürlich zurückgezogen. Näke war zwar überzeugt, daß Goethe schon beim Weggang von Straßburg der Liebe zu Friederike aus freiem Entschlusse entsagt habe, und bei seinem Besuche im Jahre 1779 nur gekommen sei, um die Jugendgeliebte wiederzusehn, nicht um ihr seine Hand anzubieten, aber an der so bestimmt gegebenen Erzählung von Friederikens Verführung zweifelte er nicht. Schweppenhäuser erzählte nun weiter, nachdem er seine Unwissenheit, was aus Friederikens Kinde geworden sei, gestanden hatte,[1] Reinbold sei in der Revolutionszeit

[1] Näke erwähnt gelegentlich S. 41 eines ihm früher zu Ohren gekommenen lächerlichen Gerüchtes, Goethe habe nicht nur Friederiken, sondern auch einen Sohn, den sie von ihm gehabt, verlassen, und der letztere sei später zu Straßburg Pastetenbäcker geworden — ein würdiges Gegenstück zu der fabelhaften, von uns in den „Studien zu Goethe's Werken"

ausgewandert, später zurückgekehrt und vor drei Jahren in der Nähe gestorben, wo er eine kleine Stelle gehabt. Nach des Vaters Tode seien die Schwestern in traurige Umstände gekommen; sie hätten in Steinthal, sechs Stunden oberhalb Straßburg, einen kleinen Handel angefangen, als dieser aber bald zergangen, von ihren Verwandten und bei ihnen herum gelebt. Der Bruder, bei dem es auch wohl knapp hergegangen, sei in der Nähe als Geistlicher vor zwei Jahren gestorben, die ältere (?) Schwester Sophie lebe noch, und verweile abwechselnd bei ihren Verwandten zu Niederbrunn und Reichshofen. Als Näke den Wirth zu Sesenheim nach den Töchtern Brion's fragte — den Namen hatte er von Schweppenhäuser erfahren —, fiel diesem zunächst das Hinken der ältern Schwester auf dem einen Fuße ein. Aber der Wirth hatte diese wohl erst beim letzten Besuche gesehen. Daß Goethe dieses Hinkens nicht gedenke, fiel Näke auf, der freilich nicht wissen konnte, daß Sophie nicht die ältere, sondern die jüngere Schwester Friederikens war, zur Zeit von Goethe's Bekanntschaft noch ein sechs- oder siebenjähriges Kind.

Als Näke nach seiner Rückkunft seine „Wallfahrt nach Sesenheim" niederschrieb, da erwachte sein philologisches Gewissen, daß er es nicht allein unterlassen, von Sesenheim den kleinen Weg nach Drusenheim zurückzumachen, um den dort noch lebenden George Klein zu sprechen, sondern es sogar versäumt habe, Schweppenhäuser nach der Quelle seiner Erzählung zu fragen, wie auch noch einige Fragen mehr an ihn zu richten. „Zwar sage ich mir," schließt er seinen Aufsatz, „er habe sie allem Vermuthen nach von seinem Bruder (seinem zweiten Amtsvorgänger, dem Nachfolger Brion's), und auf jeden Fall aus der besten Quelle. Aber schon ist der Entschluß gefaßt, an Schweppenhäusern zu schreiben, und ihm nicht allein, wie ich mir gleich vorgenommen hatte, nochmals auf's beste zu danken, sondern auch ihn um dies

S. 103 Note 1 erwähnten ähnlichen Sage. So pflegen kleinlicher Neid und boshafte Klatscherei den Namen großer Männer mit ihren niederträchtigen Erfindungen zu umspinnen!

und das, und namentlich mit aller Bescheidenheit zu fragen, woher er seine Nachrichten habe." Durch Vermittlung eines Freundes gelangte der Aufsatz Näke's an Goethe, der über diese durch die Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" angeregte Theilnahme lebhaft erfreut war,[1] und die Sendung mit einem freundlichen Blatte erwiederte, das unter dem Titel: „Wiederholte Spiegelungen" in die nachgelassenen Werke übergegangen ist (jetzt B. 27, 472 f.). Goethe, der sich damals viel mit den entoptischen Farben beschäftigte, bedient sich eines davon hergenommenen Bildes, um den Eindruck, den Näke's Erzählung auf ihn gemacht hatte, zu versinnlichen. Das Bild Friederikens, wie es sich in dieser Darstellung zeige, spiegle sich ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens in der Seele des alten Liebhabers nochmals ab, und erneuere demselben auf liebliche Weise eine holde, werthe, belebende Gegenwart, wobei er darauf hindeutet, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern zu einem höhern Leben emporsteigen. Daß Goethe hierbei die vorgebliche spätere Verführung der Geliebten nicht berührt, darf bei ihm um so weniger auffallen, als er nur den Gesammteindruck, den die Wiedervergegenwärtigung jener schönen Liebestage, worauf auch Näke den Hauptnachdruck legt, auf ihn gemacht hat, schildern will, und er hoffen durfte, daß dieser über jene Frage durch weitere Nachforschungen, die er in nächste Aussicht stellt, bald Gewißheit erlangen werde. Aber bei Näke, in dessen Natur ein gewisses ruhiges Sichgehnlassen lag, welches meist auf sehr anmuthige Weise hervortrat, scheint die Anerkennung Goethe's einen ganz entgegengesetzten Einfluß gehabt zu haben, so daß er die Sache, die ihn so lebhaft interessirt hatte, als eine abgemachte liegen ließ, zufrieden, daß Goethe Friederikens Unglück nicht verschuldet habe.

Mehr als eilf Jahre waren seit jener Anerkennung von Goethe's Seite verflossen, als Näke's Amtsgenosse, Professor Delbrück zu

[1] Vgl. Nicolovius in den Preußischen Ostseeblättern 1832 Nr. 121. S. 647.

Bonn, von jener „Wallfahrt nach Sesenheim“ Kunde erhielt, und um Mittheilung des Aufsatzes bat, welchen ihm denn der Verfasser mit folgender uns vorliegenden freundlichen Zuschrift übersandte:

„Verehrtester Herr Amtsgenosse!

Sie erhalten hier den versprochenen Aufsatz über Sesenheim, mit der angelegentlichen Bitte, vor dem Lesen und beim Lesen sich gegenwärtig erhalten zu wollen, wie derselbe ursprünglich nur für mich, zur Erinnerung, dann etwa noch für einen Bruder und nächsten Freund, geschrieben worden. Hier theilte ich mich nur zweien vorlesend mit, deren einer, mit Goethe wohl bekannt (Professor K. D. von Münchow?), es auf sich nahm, das Manuskript — eben das hier vorliegende — an Goethe zu schicken. Goethen hat es damals, wie ich durch briefliche Mittheilung von anderen erfuhr, höchlich interessirt, ja bewegt und er sendete das Manuskript mit einem schönen Blatte, vom 31. Januar 23 datirt, für mich zurück. Seitdem bin ich etwas weniger karg mit der Mittheilung, schon um die schöne Belohnung von Goethe's Hand, damals nur in meinem Besitz, ganz neuerdings unter dem Titel: „Wiederholte Spiegelungen“ im 49. Bande der Werke abgedruckt, vorzeigen zu können. Diese Bevorwortung, um die mir selbst lästige Breite der Darstellung und die beständige Beziehung des Aufsatzes auf meine geringe Person nicht sowohl zu entschuldigen, als zu erklären.

Was den wesentlichen Inhalt betrifft, so halte ich mich im voraus Ihrer Theilnahme versichert, und zwar einer recht warmen, wie sie nur solche haben können, welche mit Goethe vertraut sind. Ein sehr verständiger Mann, der mich die Erzählung vorlesen hörte, wollte sich des Todes verwundern, erst über mich, daß ich alle Nachweisungen Goethe's so gläubig angenommen und verfolgt, und dann darüber, daß alle diese Angaben sich wirklich als wahr erwiesen, daß es z. B. wirklich einen Wirthssohn George in Drusenheim gegeben. So seltsam ist der Titel: „Wahrheit und Dichtung“ mißverstanden worden.

Sie brauchen übrigens mit dieser Lektüre nicht zu eilen, und können das Manuskript so lange behalten, als Ihnen gefällig ist.

Verehrungsvoll und aufrichtigst ergeben

Näke.

Bonn, den 27. Februar 1834."

Auch Delbrück's sehr bezeichnende Antwort liegt vor uns, und wir glauben mit der Mittheilung derselben unseren Lesern einen Dienst zu erzeigen.

„Verehrtester Herr Amtsgenosse!

Ich darf nicht länger säumen, Ihnen die gütigst mir mitgetheilten Blätter zurückzusenden, so sehr sie auch durch Inhalt und Form zu wiederholter Lesung reizen. Die Einflechtung so mancher kleiner, viel bedeutender Nebenumstände gibt Ihrer Erzählung etwas für mich höchst Anziehendes. Was diese enthält von Friederikens unglücklichem Schicksal, hat mich überrascht, und so betrübt, daß ich wünschen möchte, es nicht erfahren zu haben; denn ich besorge fast, mich bei der dichterischen Friederike der Erinnerung an die wirkliche, so mitleidswürdige nicht immer erwehren zu können. Von den beiden Meinungen, welche Sie aufstellen über Goethe's Verhältniß zu dem Mädchen bei seiner Abreise von Straßburg, möchte ich mich für die erste erklären, nach welcher schon damals seine Liebe zu ihr erkaltet war, ihre Liebe zu ihm noch glühete. Daß er bei seiner acht Jahre darauf erfolgten Rückkehr die Absicht gehabt, ihr seine Hand anzubieten, ist mir nicht glaublich: denn in wie viele Liebeshändel hatte er sich während dieser Zeit verstrickt, welche das Elsassische Landmädchen verdunkeln mußten, in dessen Schilderung aus den Jahren 12 und 14 (13) die Dichtung ein sehr bedeutendes Uebergewicht über die Wahrheit davon getragen zu haben scheint. Dieses schließe ich aus dem ersten Hauptsatze der „wiederholten Spiegelungen". [1] Was also Olivia

[1] „Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab." Gegen Eckermann äußerte Goethe (II, 188), in

(Sophie) bei Schweppenhäuser gesagt hat, es sei in der Erzählung nicht alles richtig, mag nicht ohne Grund sein, nur in einem andern Sinne, als Sie diesen Worten unterlegen. Auf die Gefahr, die Gewissensunruhe zu vermehren, welche Ihnen die durch George's Nichtbesuch begangene Unterlassungssünde verursacht, möchte ich mir erlauben, bescheidentlich zu fragen, wie es kömmt, daß Sie sich gar nicht nach Weyland erkundigt haben, der in der Sesenheimer Geschichte eine so bedeutende Rolle spielt. Er selbst war vermuthlich schon im Jahre 1812 todt: denn sonst hätte Goethe im Leben ihn nicht namentlich aufgeführt;[1] aber vielleicht hat er Nachkommen hinterlassen, von welchen manches zu erfragen sein möchte. Die erwähnten Abspiegelungen, welche mir bei der ersten Lesung natürlich ganz räthselhaft waren, sind mir nun verständlich. Dieses erhöhet meine Erkenntlichkeit für die gütige Mittheilung. In dem Eindrucke, welchen Ihre Blätter auf Goethe gemacht haben, liegt, wie mir scheint, für Sie ein starker Antrieb, weder diese Erzählung, noch was Sie sonst über ihn und seine Werke denken, für sich zu behalten, sondern zu Nutz und Frommen der Kunst zu veröffentlichen, da Sie gewiß ihn von Seiten auffassen, welche jedem andern verborgen bleiben.

Mit inniger Verehrung und Ergebenheit

Delbrück.

Bei nochmaliger Durchsicht kann ich eine Regung des Neides nicht unterdrücken, über die Nettigkeit Ihrer Handschrift, welche die Nettigkeit Ihrer Darstellung so treffend versinnlicht."

Näke ließ im Jahre 1835 durch einen seiner frühern Zuhörer, Herrn Kr., weitere Erkundigungen einziehen, woraus sich

der Geschichte von Sesenheim sei kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.

[1] Aber lebten nicht auch Jung Stilling, Jacobi, Salzmann, Friederike selbst u. a. zur Zeit, als er ihrer in „Wahrheit und Dichtung" gedachte, um nicht an George Klein zu erinnern! Vergleiche übrigens oben S. 11 Note.

die Falschheit des von Schweppenhäuser verbreiteten Gerüchtes von Friederikens Schande ergab, und die treueste, engelreine Anhänglichkeit Friederikens an ihren Jugendgeliebten. Herr Kr. fand Friederikens jüngere Schwester noch in Niederbrunn am Leben, und vernahm von ihr nicht nur die anziehendsten Nachrichten über Friederike und ihr Verhältniß zu Goethe, sondern erlangte auch die Mittheilung eines ganzen Bändchens Gedichte, theils von Friederikens, theils von Goethe's Hand geschrieben. Eine Anzahl von etwa dreißig Briefen Goethe's an die Geliebte wollte Sophie, weil diese sie geärgert hätten, verbrannt haben. Diese Mittheilung erregte Näke's herzlichste Freude. Im Jahre 1838 theilte Stöber in Chamisso's und Schwab's „Musenalmanach" mehrere von Sophie Brion abschriftlich erhaltene Gedichte Goethe's an Friederike mit, und das „Morgenblatt" brachte in demselben Jahre die von Moriz Engelhardt veröffentlichten Briefe Goethe's an Salzmann, welche über das Liebesverhältniß die anziehendsten Aufschlüsse geben, wie Stöber bereits im Jahre 1831 die Briefe von Lenz an Salzmann (Nro. 250 ff.) stellenweise hatte abdrucken lassen. Am 12. September desselben Jahres sollte Näke in Folge einer unheilbaren Krankheit der Wissenschaft und einem zahlreichen Kreise verehrender Freunde und Schüler leider zu frühe entrissen werden. [1] Delbrück, der an der Stelle des Verewigten die Abfassung des Vorwortes zu dem Verzeichniß der Vorlesungen der Universität Bonn für das Sommerhalbjahr 1839 übernommen hatte, worin er das Andenken Näke's feierte, der so oft als Vorredner durch Feinheit, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, so wie eine von wenigen erreichte Reinheit und Anmuth der Sprache und reichen Wechsel des stets geschickt abgerundeten Stoffes geglänzt hatte, Delbrück gedachte bei dieser Gelegenheit jenes bis dahin nur wenigen bekannt gewordenen Aufsatzes über Sesenheim, der durch eine günstige Fügung in die

[1] Wir verweisen auf die herrliche Lobrede A. W. von Schlegel's in dessen **Opuscula Latina** und auf den Lebensabriß vor Näke's **Opuscula** von Welcker.

Hände des trefflichen, besonders um Goethe hochverdienten Varnhagen von Ense gelangte, und gleich am Anfange des Jahres 1840 dem Druck überliefert ward. Aber bald darauf vernahm man durch einen Berichterstatter in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1840 Nro. 128 S. 115), daß in Näke's Nachlaß sich ein Aufsatz befinde, der, auf genaue Angaben gestützt, die Ehre der armen Friederike vollständig herstelle, die, weit entfernt, sich einer andern leichten Neigung zum Spiel hinzugeben, wie eine gehässige Klatscherei ausgestreut hatte, vielmehr die hohe Gestalt des Jünglings Goethe unvergeßlich in ihrer Seele getragen und um seinetwillen auch ehrenvolle Werbungen anderer Liebhaber mehrmal zurückgewiesen habe. Hieran schloß sich ein Aufsatz in der „Augsburger allgemeinen Zeitung" 1840 Nro. 182 f.: „Goethe und Friederike", in welchem ausgeführt wird, daß die von Goethe geschilderte Friederike ihm unmöglich untreu geworden sein könne, wenn der Dichter anders jene Natur= und Lebenskraft besessen, mit denen er weit mächtiger, als mit seinen Schriften, aller Herzen sich bemeisterte. Im „Morgenblatt" 1840 Nro. 213 ff. theilte Fr. Laun (Fr. Aug. Schulz) die von Näke's Zuhörer erkundeten Nachrichten mit, die ihm von Näke's Familie zur Veröffentlichung mitgetheilt worden waren.

Aber in die Reihe dieser dankenswerthen Aufklärungen trat mit dem Jahre 1841 eine auf die offenbarste Täuschung berechnete Schrift unter dem Titel: „Goethe's Friederike. Von Freimund Pfeiffer", durch welche sich viele bis heute zu irre führen ließen, wie z. B. der Verfasser des Artikels „zur Goethelitteratur" in der „Augsburger allgemeinen Zeitung" 1841 Nro. 211 Beilage, der gleich darauf ebendaselbst Nro. 221 Beilage auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht wurde. Den vollständigen Beweis, daß hier eine bloße Mystifikation vorliege, habe ich bereits in Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" II, 403 ff. erbracht. Der Verfasser scheint anfangs nur eine auf die erhaltenen Gedichte, Briefe und Berichte gestützte Darstellung des Sesenheimer Liebesverhältnisses theils in dramatischer

Form, theils in Briefen bezweckt zu haben, da er aber hierbei auf viele Schwierigkeiten und manche erhebliche Lücken stieß, den Gedanken gefaßt zu haben, das Fehlende durch reine Erfindungen auszufüllen, die er für aus sonst unbekannten Quellen gezogene Thatsachen ausgeben wolle, wozu es freilich einer größern Kenntniß der betreffenden Litteratur und einer geistvollern und beweglichern Einbildungskraft bedurft hätte, als ihm gerade zu Gebote standen.

S. 9—14 führt uns der Verfasser die Straßburger Gesellen Goethe's in lebhaftem Dialoge mit Benutzung der aus Goethe genommenen Einzelzüge vor, leider aber stehen die wenigen hinzugedichteten Kleinigkeiten mit der Wirklichkeit in offenbarem Widerspruch. S. 12 spricht Lenz zu Goethe: „Tauf' den Marculfus in deinem herrlichen „Faust" um, thu' mir die einzige Liebe, nenn' den Bücherwurm und Pedanten Wagner." Aber von dem „herrlichen Faust" war damals noch keine Zeile gedichtet, und den Namen von Faust's Famulus nahm Goethe nicht von seinem Straßburger Freunde, dem nichts weniger als pedantischen H. L. Wagner, sondern behielt ihn aus der Faustsage und dem Puppenspiele bei. S. 14 kündigt Goethe der Gesellschaft, in welcher Lenz eine Hauptrolle spielt, die Ankunft von Herder an. Aber Herder war längst mit Goethe bekannt (schon seit dem September oder Oktober 1770), ehe Lenz (im Anfange des Jahres 1771) nach Straßburg kam. S. 17—22 beehrt uns Pfeiffer mit sehr matten Briefen Friederikens an eine Verwandte Lucia in Straßburg, denen das Gemachte und Erzwungene klar aus den Augen schaut. Der erste Besuch Goethe's in Sesenheim wird nach der irrigen Angabe in „Wahrheit und Dichtung" auf zwei Tage beschränkt, während er in Wirklichkeit länger dauerte. Vgl. S. 4 ff. Wenn Pfeiffer's Friederike S. 20 erzählt: „Der liebe, hübsche Goethe hat mir zwei herrliche Bücher von Straßburg zu schicken versprochen", so wird dies durch den ersten Brief Goethe's an Friederike durchaus widerlegt, ja es steht selbst mit „Wahrheit und Dichtung" in Widerspruch, wo Goethe erst später Bücher an Friederike zu schicken

verspricht (B. 22, 11). Friederikens Vorahnung von Goethe's Ankunft erklärt Pfeiffer auf eine höchst platte und nüchterne Weise; denn er zwingt seine Friederike zu dem Geständniß (S. 20): „Freilich konnt' ich das (prophezeien); denn durch George erhielt ich gestern Abend einen Brief mit drei neuen Büchern von Straßburg." Nach „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 5) wurde dieser Besuch so ganz aus dem Stegreife unternommen, daß er voraus nicht gemeldet werden konnte; und wie hätte sich Goethe wundern können, daß Friederike ihn so sicher auf den Abend erwartet hatte, wenn er ihr seinen Besuch vorher angezeigt hätte! Wir sahen uns oben genöthigt, jenen Besuch auf eine andere Zeit zu verlegen, wobei aber der eben bemerkte Widerspruch völlig bestehn bleibt. S. 21 lesen wir: „In die Linde am Brunnen hat er unser beider Namen eingeschnitten", wobei offenbar die Worte aus Goethe's Gedicht an Friederike vorschweben:

> Der Baum, in dessen Rinde
> Mein Nam' bei deinem steht;

aber diese Worte beziehen sich auf einen Baum in der Nähe von Straßburg, nicht in Sesenheim. Vgl. S. 56 Note.[1]

S. 26—28 haben wir Auszüge aus Straßburger Briefen, welche mit den trügerischen Worten eingeleitet werden: „Einige Briefe aus den Straßburger Tagen liegen uns vor, und mögen dazu dienen, das Bild des Werdenden zu vervollständigen." Der Betrug ist gar zu einfältig; denn diese Auszüge sind ganz aus der jedermann zugänglichen Schrift von H. Döring „Goethe in Frankfurt am Main" (1839) S. 65 ff. genommen, und Pfeiffer scheint die im „Morgenblatt" vollständig mitgetheilten Briefe Goethe's an Salzmann, aus denen Döring geschöpft hat, gar nicht gekannt zu haben, da er sonst viel Bedeutenderes daraus zu seinem Zwecke

[1] Wir müssen es auch als eine arge Verläumdung bezeichnen, wenn S. 108 f. behauptet wird, Merck sei es gewesen, der, freilich aus Liebe zu Goethe, dessen Verbindung mit Friederike gelöst habe. Goethe hatte längst entsagt, ehe er Merck kennen lernte.

hätte benützen müssen. Aber das Ergötzlichste ist, daß der Betrüger hier selbst einem Betrug zum Opfer geworden: denn Döring hat vier der Briefe an Salzmann, aus denen er Auszüge gibt, auf's Gerathewohl mit einem bestimmten Datum versehen, obgleich die Briefe selbst undatirt sind, und daß das fingirte Datum so unglücklich, als möglich, gewählt sei, lehrt der erste Blick. Diese Briefe nämlich, welche nach Döring's Erfindung am 16. April, 14. Juni, 24. Juli und 4. Oktober 1770 geschrieben sein sollen, beziehen sich auf das schon weit vorgerückte und für den Dichter höchst ängstlich gewordene Verhältniß zu Friederike, dessen erste Anknüpfung erst gegen Mitte Oktober 1770 fällt. Der erste dieser Briefe ist kurz vor Pfingsten 1771 geschrieben, als Goethe bereits vier Wochen in Sesenheim war; denn wenn wir bei Döring, und unglücklicherweise auch bei Pfeiffer, lesen: „Und dann bin ich eine Woche älter", wo Goethe schrieb vier Wochen, so ist dies nicht etwa ein bloßer Druckfehler, sondern ein absichtliches Falsum, da die vier Wochen nicht wohl in Döring's Kram zu passen schienen. Zwischen den beiden ersten Briefen können unmöglich an zwei Monate verflossen sein, wie hier angenommen wird; auch scheint der zweite Brief nur ein paar Tage nach dem hier erwähnten Pfingstmontag (diese Zeitbestimmung hat Döring weggelassen) geschrieben zu sein, der im Jahre 1770, das freilich nur Döring hereinbringt, auf den 4. Juni fiel. Trotz dieser groben Verstöße hat sich nicht nur Pfeiffer, sondern auch Schöll („Briefe und Aufsätze" S. 115) durch diese falschen Datirungen täuschen lassen, während Döring selbst in der zweiten Bearbeitung von Goethe's Leben S. 154 ff. das falsche Jahr 1770 beibehält, wie auch die eine Woche, aber die Bestimmung des Tages wegläßt. Daß auch bei den folgenden Briefen Döring falsche Datirungen auf die unglücklichste Weise ersonnen hat, läßt sich auf das bestimmteste nachweisen, wie es von mir a. a. O. S. 404 ff. geschehen ist.

Doch kehren wir zu Pfeiffer's Trugbüchlein zurück, so ist die Behauptung (S. 34), Goethe habe den Sesenheimern eine eigenhändige Uebersetzung des ganzen Ossian gegeben, auf die von

Stöber mitgetheilte Uebersetzung der „Gesänge von Selma" zu beschränken, wenn auch Friederikens Schwester Sophie von einer Uebersetzung des ganzen Ossian spricht, die sie nebst anderm einem Pfarrer Spohr zum Abschreiben geliehen, aber nicht wieder erhalten habe. Kleine Irrthümer dieser Art kommen in Sophiens Bericht mehrfach vor, und sind eben so leicht zu erklären, als sie nicht vermögen, ihre Angaben überhaupt zu verdächtigen. Den Haupttrumpf aber spielt Pfeiffer zum Schluß mit seinem vorgeblichen „Sesenheimer Liederbuch" auf, zu welchem er die dankenswerthen Mittheilungen Laun's mißbraucht hat. Hören wir die salbungsvollen Worte, mit denen er dieses wunderbare Geschenk dem Leser darreicht. „Nimm nun Friederikens Liederbuch! O daß ich aussprechen könnte, welchen Eindruck die vergelbten Papiere auf mich machten! Das sind die Lieder und Gedichte, wie sie frisch aus Goethe'scher Feder für das muntere Riekchen auf's Papier flossen, und sie mit all den tausend Ahnungen erster Liebe umwebten." Friederikens Schwester, erzählt er, habe ihm „das Liederbuch mit manchen Beiträgen aus Goethe's Hand" gegeben, und er fügt hinzu: „Des Dichters Hand ist bald nachlässig und zitterig (?), bald zierlich, fest und rein. Das Gedicht „Erwache" führt die Jahreszahl 1770." Auch hier hat Pfeiffer Laun's Bericht nur umschrieben, der von einem „Bändchen Gedichte" spricht, „theils von Friederikens Hand geschrieben, theils von des Dichters bald sehr zierlicher, bald nachlässiger (aber gewiß nicht zitteriger!) Hand". In „Wahrheit und Dichtung" heißt es (B. 22, 22): „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben; man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden." Von einem eigentlichen Liederbuche, aus Gedichten Goethe's allein bestehend, ist gar nicht die Rede. Der Dichter legte nur bekannten, von Friederike gesungenen und gespielten Melodien neue Texte unter; daneben schrieb er mehrere an Friederike persönlich gerichtete oder doch Liebesverhältnisse darstellende Gedichte. Friederike scheint diese denn in einem Bändchen zum Andenken an den

Geliebten vereinigt zu haben. Goethe spricht nicht von einem wirklichen Bändchen, sondern sagt nur, daß die Lieder ein artiges Bändchen gegeben hätten, und noch im Jahre 1779 schreibt er an Frau von Stein nicht, daß er das Sesenheimer Liederbuch bei Friederike gefunden, sondern nennt einfach Lieder, die er gestiftet.

Pfeiffer's unglückseliges „Sesenheimer Liederbuch" besteht aus neunzehn Stücken, von denen vier (Nro. 10. 11. 15. 16) bekannte Volkslieder sind (bei Erlach **III**, 70. **IV**, 66. 175. 378); sechs (Nro. 3. 5. 6. 7. 13. 17) aus Laun's Mittheilungen stammen, dem sie aus Friederikens Nachlaß zugekommen, vier (Nro. 8. 12. 14. 18) aus der „Iris" genommen sind, mit den dort erhaltenen älteren Lesarten, eines (Nro. 19) in Goethe's Gedichten und eines (Nro. 4) in der ältern Bearbeitung des „Götz" sich findet. Hiernach bleiben nur noch drei Stücke nachzuweisen (Nro. 1. 2. 9), wenn man sie nicht etwa als Pfeiffer's Eigenthum anzusprechen hat. Ein seltsames Mißgeschick, welches den hier gespielten Betrug schlagend beweist, ist Herrn Pfeiffer bei Nro. 18 begegnet. Pfeiffer hat weislich neben die Unterschrift G. ein Fragezeichen gesetzt, während Boas von der Aechtheit desselben voll überzeugt ist, da „jede Zeile das Zaubersiegel Goethe'scher Dichtweise an sich trage". Und dennoch gehört das Gedicht J. G. Jacobi, dem Herausgeber der „Iris", aus welcher es genommen ist (vgl. **IV**, 250 f.), und zwar hat es, wie die meisten Gedichte desselben in der „Iris", keine Unterschrift, während die von Goethe meist mit P. unterzeichnet sind. In der von J. G. Schlosser im Jahre 1784 herausgegebenen Sammlung: „Auserlesene Lieder von J. G. Jacobi", welche der Herausgeber in der Zuschrift an Pfeffel mit den Worten einleitet: „Ich schenke Dir, mein alter, würdiger Freund, hier eine Sammlung einiger theils zerstreut, theils gar nicht gedruckter Lieder, die ich von dem Verfasser zu diesem Zweck mir ausgebeten habe", steht unser Gedicht S. 55, später in Jacobi's Werken **III**, 61. Goethe konnte dieses erst im Jahre 1775 erschienene und ohne Zweifel nicht lange vorher entstandene Gedicht im Jahre 1771,

wo er die beiden Jacobi's persönlich noch gar nicht kannte, unmöglich in Friederikens Liederbuch aufnehmen. [1]

Der Verfasser jener offenbaren Mystifikation ist der am 26. Dezember 1841 in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre verstorbene Oberlehrer Dr. Wilhelm Viktor Christoph Pfeiffer zu Oldenburg, welcher sich den Schriftstellernamen Freimund beigelegt hatte. Auch er zählte Näke zu seinen Lehrern, und zwar zu seinen geliebtesten, sollte aber leider in Bezug auf Goethe's Friederike in einer dem reinen und edlen Sinne seines Lehrers so ganz entgegengesetzten Weise seine Thätigkeit bewähren. Wenn Pfeiffer selbst im Gespräche mit seinen Freunden eine Fälschung, wie wir sie nachgewiesen, weit von sich abwies, wie im „Nekrolog der Deutschen" XIX, 1227 erzählt wird, mit besonderer Hervorhebung, daß eine solche Unredlichkeit mit seinem persönlichen Charakter nicht wohl zu vereinbaren sei, so gehört dies zu den vielfachen Widersprüchen, welchen wir in der Geschichte des menschlichen Geistes so oft begegnen. Wie hätte er auch, so lange er nicht dazu genöthigt war, einen so unfein gesponnenen Betrug, der seiner schriftstellerischen Ehre gewaltigen Abbruch thun mußte, gestehn sollen! Bald nach dem Erscheinen der Friederikeschrift sah sich Pfeiffer durch den kurzen Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe [2]

[1] Auch das von Goethe selbst später in seine Werke aufgenommene Gedicht: „Im Sommer" (B. 1, 64), gehört Jacobi an. Es steht in der „Iris" VII, 560 ohne Namensunterschrift, und als Glied eines Liederkranzes in Schlosser's Sammlung S. 46, dann in Jacobi's Werken III, 108. Goethe aber wollte es, als er darauf aufmerksam gemacht wurde, nicht fahren lassen, obgleich ihm das tiefe Gefühl und der glückliche Fluß seiner gleichzeitigen Gedichte abgeht. Jacobi dichtete es als Gegenstück zu dem Gedichte „Herbstgefühl" (B. 1, 67), das in der „Iris" IV, 249, unter der Ueberschrift: „Im Herbst 1775", erschienen war.

[2] Pfeiffer möchte auch diesen Briefwechsel gern für unbekannt ausgeben, obgleich derselbe nicht nur in einem Einzelabdrucke zu Leipzig 1833 erschien, sondern auch in den Nachträgen zu Klopstocks Werken, ja schon viel früher im „allgemeinen literarischen Anzeiger" 1799 S. 477 f., freilich ohne Ausschreibung der Namen, bekannt gemacht worden war.

zur Herausgabe einer Schrift „Goethe und Klopstock" veranlaßt, in welcher er beide Männer in ihrer außerordentlichen Wichtigkeit für die deutsche Litteratur und in ihrem antipodischen Verhältniß zueinander darzustellen gedachte. Bei dieser Gelegenheit wandte er sich, als seine Schrift fast bis zum Absenden fertig war, an Delbrück, von dem er gelesen hatte, daß er in den neunziger Jahren in Hamburg in ein näheres Verhältniß zu Klopstock getreten sei, mit der Bitte, ihm, wenn es möglich sein sollte, nähere Mittheilung über das Verhältniß, in welchem Klopstock zu Goethe gestanden, mitzutheilen. Delbrück ging wirklich auf diese Bitte ein, und die Mittheilungen, welche Pfeiffer in jener Schrift als von einem noch lebenden Bekannten Klopstock's herstammend bezeichnet, erhielt er von Delbrück, der, wahrscheinlich durch die burschikose Weise, in welcher Pfeiffer dem ernst würdevollen Greise seinen Dank für diese kostbaren Mittheilungen aussprach, empfindlich verletzt, sich so wenig trotz dringender Bitten bestimmen ließ, die Erlaubniß zur Veröffentlichung seines Briefes und zur Nennung seines Namens zu geben, daß er vielmehr bat, ihm seinen Brief gelegentlich zurückzusenden, damit er nicht früher oder später in unrechte Hände falle. Jedenfalls ist es von Wichtigkeit, Delbrück als Vertreter jener Mittheilungen zu kennen (wir erinnern uns, daß er das, was er dort über die Aufnahme von Fr. Aug. Wolf's „Prolegomenen" berichtet, auch in seinen Vorlesungen zu erwähnen pflegte), doch können wir nicht verschweigen, daß, wenn Klopstock anfangs zu den Gegnern der „Prolegomenen" nach Delbrück's Bericht gehörte, nach einem Briefe Wilhelm von Humboldt's an Wolf vom 20. September 1796 (Varnhagen's vermischte Schriften II, 149) er bald darauf durchaus der Ansicht Wolf's war, die er noch durch eigene Einfälle erweiterte.

Konnte Pfeiffer's Trug nur dazu dienen, die über Friederike entstandene Verwirrung zu vermehren, so muß dagegen die im Jahre 1842 erschienene Schrift Stöber's: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim", als eine sehr erfreuliche Bereicherung gelten, wenn auch eine fleißigere Durcharbeitung wünschenswerth

gewesen wäre. Mit der in demselben Jahre in der „Augsburger allgemeinen Zeitung" gegebenen Aufklärung über Friederikens letzte Schicksale fanden die authentischen Nachrichten über diese ihren Abschluß. Eine Darstellung des ganzen Verhältnisses habe ich zuerst in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1848 Nro. 92—96 versucht.

II.

Kornelia Friederike Christiane Goethe, Goethe's Schwester.[1]

Wenn das ruhm- und glanzumstrahlte Bild des großen Sohnes der alten Kaiserstadt, den ein günstiges Schicksal in seine schützenden und pflegenden Arme nahm, um aus ihm, freilich nicht ohne die tiefsten und schwersten Entwicklungsleiden, den größten Dichter eines in innerster Seele und sinniger Gemüthlichkeit lebenden Volkes zu schaffen, manche ein so großes Glück, wie es wenigen in dieser Beständigkeit und in diesem reinen, alle scheinbaren Mißtöne zum schönsten Ganzen verbindenden Einklange zu Theil geworden, mit neidischem Blicke anstaunen läßt, so muß die Leidensgestalt seiner edlen, tieffühlenden, reinliebenden Schwester, die zu einem frühen Grabe nach einem freud- und genußleeren Dasein hinschwankte, unser wehmüthigstes Mitgefühl in Anspruch nehmen. Sehen wir den Bruder von allen Gaben des Glückes überhäuft, ja selbst das scheinbar Widerwärtige und Hemmende als Förderniß zu seiner Entwicklung dienen, oder wenigstens bald überwunden

[1] Der Aufsatz im „Morgenblatt" 1846 Nro. 308—313" („Kornelie Goethe in Emmendingen") gründet sich fast lediglich auf „Wahrheit und Dichtung". Die Darstellung in der „Galerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter" von E. Heyden S. 81 ff. ist hieraus zum größten Theile wörtlich genommen.

und für ihn ohne nachtheilige Wirkung, so schlägt dagegen der Schwester alles, was sonst beglückend wirken könnte, zum Leiden aus, und alles Drückende wird es für sie in gesteigertem Grade; selbst der liebende und geliebte Bruder, dessen Glück sie mit allen Kräften ihrer Seele ersehnt, macht ihr vielfache Sorge und Qual, und verbittert ihr Leben noch mehr, als es die pedantische Strenge und Herbe ihres Vaters that, unter welcher sie auch die noch jugendliche, heiterm Genusse zugewandte Mutter leiden sah. In seinen mannigfachen Liebesleiden und sonstigen Bedrängnissen war sie es, die dem Bruder mit Trost und Rath zur Seite stand, und seine schwankenden Schritte lenkte; ihre Liebe folgte ihm überallhin, und fand erst dann eine gewisse Beruhigung, als sie ihn in Weimar in innigstem Verständnisse mit einer edlen Frau wußte, die, wie sie, ihm Trösterin, Beruhigerin und Beratherin werden sollte, wenn sie es auch schmerzlich empfinden mochte, daß sie selbst diese von der Natur ihr angewiesene Stelle bei dem weit entfernten Bruder nicht mehr einnehmen konnte. Und so sank sie vor der Zeit dahin, wie eine viel versprechende, innerlich reich entfaltete Blume, die rauhe Wetter zerstörten, ehe sie ihr volles, ahnungsvolles Auge zur lebenswarmen Sonne aufschlagen konnte.

Kornelia Friederike Christiane Goethe ward am 7. Dezember[1]

[1] Diesen Tag gibt sie selbst, wie auch der Bruder, als Geburtstag an. Vgl. Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" S. 277. Briefe an Frau von Stein I, 134. Getauft wurde sie am folgenden Tage (vgl. Maria Belli „Leben in Frankfurt am Main" III, 123), wie ihr Bruder am 29. August (daselbst 106). Hiergegen kann die Angabe des Emmendinger Kirchenbuches (vgl. das „Morgenblatt" a. a. O. S. 1251), wonach sie am 8. Juni 1777 gestorben und 26 Jahre, 8 Monat alt geworden, nichts beweisen, da der achte Monat, obgleich noch nicht vollendet, als ganz genommen wird; wie z. B. im Frankfurter Intelligenzblatt (Maria Belli VII, 16) das Alter von Goethe's Vater, der am 31. Juli 1710 geboren war und am 27. Mai 1782 begraben ward, auf 71 Jahre, 10 Monate bestimmt wird. Wäre J. G. Schlosser, wie Nicolovius angibt, am 7. Dezember 1739 geboren, so würden beide Gatten denselben Geburtstag haben; aber nach dem Frankfurter Kirchenbuch fiel dieser auf den 9. Dezember, womit auch die Angabe im

1750, fünfzehn Monate nach ihrem Bruder, geboren. Von ihren vier nachgeborenen Geschwistern überlebten nur zwei das zweite Lebensjahr, Hermann Jakob, geboren den 26. November 1752, gestorben den 11. Januar 1759, und Johanna Maria, geboren den 28. März 1756, gestorben den 9. August 1759; die beiden übrigen starben in noch zartem Alter, Katharina Elisabeth (geboren den 8. September 1754) am 19. Januar 1756, Georg Adolph (geboren den 14. Juni 1760) am 16. Februar 1761, so daß also mit dem Jahre 1759 — denn Georg Adolph kann kaum in Betracht kommen — die beiden Geschwister sich allein fanden. Goethe erwähnt in „Wahrheit und Dichtung" (B. 20, 39) mehrerer Geschwister, von denen ein Bruder (Hermann Jakob) um drei Jahre jünger, als er, von den Masern und Windblattern viel gelitten; er sei von zarter Natur, still und eigensinnig gewesen, habe kaum die Kinderjahre überlebt und kein eigentliches Verhältniß zu ihm gehabt. Auch eines sehr schönen und angenehmen Mädchens (Johanna Maria) erinnerte er sich, das aber auch bald verschwunden sei. Bettine erzählt uns nach dem Berichte der Mutter Goethe's, Wolfgang habe beim Tode seines Bruders Jakob keine Thränen vergossen, vielmehr über die Klagen der Eltern und Geschwister ärgerlich geschienen, als aber die Mutter ihn später gefragt, ob er seinen Bruder nicht lieb gehabt, eine Menge mit Lektionen und Geschichten beschriebene Papiere unter seinem Bette hervorgeholt, die er den Bruder habe lehren wollen — ein Zug, der für den neunjährigen, dazu frühreifen Knaben fast zu kindisch klingt. Aus derselben Quelle fließt die Erzählung, Goethe habe zu Kornelien, da sie noch in der Wiege gelegen, die zärtlichste Zuneigung gehegt, er habe ihr alles zugetragen, habe sie allein nähren und pflegen wollen, und sei eifersüchtig gewesen, wenn man sie aus der Wiege genommen, in welcher er sie beherrschte.

Die ersten Jahre brachte Kornelia mit ihrem Bruder viel bei

Frankfurter Intelligenzblatt (bei Maria Belli VIII, 117) stimmt, wonach er bei seinem am 17. Oktober 1799 erfolgten Tode 59 Jahre, 10 Monate und 7 Tage alt war. Als Advokat vereidigt wurde er am 17. Mai 1762.

der Großmutter zu, bei welcher die Familie eigentlich im Hause wohnte, und die auch gleich im Anfange den Haushalt führte. Später lebte sie in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und sah es gern, wenn die Kinder ihre Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank wär, bis an ihr Bett hin ausdehnten. Sie zeigte sich dem geliebten Enkelpaare sanft, freundlich und wohlwollend, und Goethe erinnerte sich derselben als einer schönen, hagern, immer reinlich gekleideten Frau. Es hat sich die Sage erhalten, daß die Großmutter Kornelia, geborene Walter, deren zweiter Gatte, Friedrich Georg Goethe, am 13. Februar 1730 gestorben war — von ihr erhielt Goethe's Schwester ihren Namen — auf dem Sterbebette ihrer Schwiegertochter, der Frau Räthin, da sie die übermäßige Sparsamkeit ihres Sohnes kannte, die Summe von zweihundert Dukaten als Nothpfenning übergeben habe; diese aber legte das Geld sogleich in die Hände ihres Mannes, dem die Erfüllung seines Versprechens, ihr die Zinsen davon, und wenn sie es wünsche, das Kapital selbst auszuzahlen, nie eingefallen sein soll. Den Kindern aber machte sie zu Weihnachten 1753 ein höchst willkommenes Geschenk mit einem Puppenspiel, dessen Direktion bald ganz in die Hände des Knaben überging. Gleich darauf erkrankte die Großmutter ernstlich, so daß die Kinder, die nun im Geräms vor dem Hause ihr Spielwerk treiben mußten, von ihr entfernt gehalten wurden; sie starb bereits am 26. März 1754. Unmittelbar hierauf folgte der Umbau des Hauses, bei dessen neuer Grundsteinlegung der fünfjährige Knabe, als Maurer gekleidet, den Stein unter manchen Feierlichkeiten einmauerte, wie wir dies in einem Exercitium vom Januar 1757 erwähnt finden.[1] Der Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, während des Umbaues nicht aus dem Hause zu weichen; doch als zuletzt das Dach theilweise abgetragen wurde und der Regen bis zu den Betten der Kinder allem übergespannten Wachstuch und allen abgenommenen Tapeten zum Trotz gelangte, sah er sich doch genöthigt, die Kinder auf eine Zeit lang wohlwollenden Freunden zu

[1] Vgl. Weismann aus Goethe's Knabenzeit S. 20.

überlassen, und sie in eine öffentliche Schule zu schicken. Wir gestehen, daß uns diese Erzählung Goethe's nicht ganz der Wahrheit gemäß scheint, da die kurze Zeit, welche zur Herstellung des zum Theil abgebrochenen Daches nöthig war, keineswegs zu einem solchen, den Grundsätzen des eigensinnig auf seinen Ansichten verharrenden alten Goethe zuwiderlaufenden Entschlusse veranlassen konnte. Da der Dichter von Privatstunden, die er mit anderen Kindern getheilt habe, mehrfach spricht (B. 20, 34. 75. 78), so ist es wahrscheinlich, daß während dieser Zeit die Zahl jener Privatstunden außerhalb des Hauses vermehrt wurde, wie die Kinder denn während des Dachbaues auf kurze Zeit bei Verwandten gewohnt haben werden. Für Kornelia hatte der Bau wohl nur die Folge, daß sie auf einige Zeit einer etwas größern Freiheit genoß, welche sie die bald zurückkehrende strenge Zurückgezogenheit um so härter empfinden ließ.

Denn kaum war der Hausbau vollendet, als der Vater, dessen Natur zu pedantischer Lehrhaftigkeit neigte, den unterbrochenen Unterricht mit um so größerm Eifer zur großen Qual der Kinder fortsetzte, die die Annehmlichkeit eines freiern Lebens gekostet hatten, und des ewigen Einpressens angelernter, dem kindlichen Alter wenig behagender Kenntnisse, besonders in der Lehrweise des strengen Vaters, herzlich müde wurden. Dieser, der es nicht lassen konnte, selbst seine Frau zum fleißigen Schreiben, Klavierspielen und Singen anzuhalten, wobei sie auch vom Italiänischen sich einige Kenntniß erwerben mußte, lehrte die Tochter sehr frühzeitig die italiänische Sprache in demselben Zimmer, in welchem Wolfgang seinen lateinischen Cellarius auswendig lernen mußte. Neben angestrengten Lehrstunden wurden die Kinder aber auch frühe mit allerlei sonstigen Arbeiten beschäftigt und oft geplagt, wie ihnen das Bleichen alter Kupferstiche und die Wartung der Seidenwürmer manche Unannehmlichkeit bereitete (B. 20, 143 ff. 36, 11). Je strenger aber der Vater sich in seinen Forderungen zeigte, um so enger schlossen sich Bruder und Schwester aneinander, in deren Bunde die Mutter nicht allein bei der Einschmuggelung der Klopstockischen

„Messiade", die im Goethe'schen Hause zu jener vom Dichter wundervoll beschriebenen tragikomischen Barbierszene (B. 20, 94 f.) Veranlassung gab, die Dritte war. Da der Vater, der sich nicht gern eine unnöthige Ausgabe erlaubte, kein Freund von ländlichen Ausflügen und sonstigen Vergnügungen war (B. 20, 181), so war es den Kindern um so erfreulicher, wenn er sie mit sich in seinen Baumgarten oder seinen sehr gut unterhaltenen Weinberg vor dem Friedberger Thore führte, oder sie bei den Großeltern Textor oder anderen Verwandten, besonders bei Tante Melber, bei welcher sie manche frohe Stunde genossen, einmal verweilen durften. Zu ihren erfreulichsten Festen gehörten die zweimal im Jahr eintretenden Geleitstage und Pfeifergerichte; besonders bei den letzteren waren sie sehr betheiligt, da diese, an welchen sie den Großvater nicht ohne Stolz im Glanze seiner Schultheißwürde erblickten, ihnen einen Becher oder ein Stäbchen, ein paar Handschuhe oder einen alten Räderalbus einzutragen pflegten. Die Meßbuden und vielfachen Meßsehenswürdigkeiten erregten gleichfalls großen Antheil; auch fehlte es nicht an festlichen und fröhlichen Umzügen in der sonst trüben und düstern Stadt. Noch im Jahre 1828 erinnerte sich unser Dichter mit Vergnügen jener „vorpolizeilichen" Epoche, wo sie als Kinder den vermummten Dreikönigen, den Fastnachtssängern und den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfenninge, Buttersemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten, und er bedauert, daß von allem diesem nur noch der Erntekranz übrig zu sein scheine, der aber eine kirchliche Form angenommen. [1] Von Festen außerhalb der Stadt, an denen er von den frühesten Kinderzeiten an sich erfreut habe, nennt uns Goethe das Hirtenfest auf den Gemeinweiden unterwärts am rechten Mainufer, und das Pfingstfest der Waisenkinder auf dem größern und schönern Gemeindeplatz auf der

[1] Vgl. B. 33, 318. Das Einmischen der Polizei in das heitere Spiel der Kinder und Knaben bedauert unser Dichter auch sonst mehrfach, wie er denn seine Freude daran hatte, derartige Vergnügen den Kindern zu bereiten. Vgl. Matthisson's „Erinnerungen" III, 191 f. Fouqué's Leben 120.

andern Seite der Stadt.[1] Aber diese seltenen Genüsse konnten den Kindern für den strengen Ernst und die trockene Nüchternheit des Vaters, der nur in Feuer gerieth und in seiner Art liebenswürdig wurde, wenn er auf seine Reisen zu sprechen kam, so wie für ein stets angestrengtes todtes Anlernen und pedantisches Einschulen keinen Ersatz geben, hätte nicht die heitere, freilich selbst gedrückte Mutter durch ihre Märchen und Geschichten die geliebten Kleinen für manches Bittere zu entschädigen gewußt.

Hatte ihnen früher der Hausbau eine größere Freiheit verschafft, so sollte mit dem Anfange des Jahres 1759 die Einrückung der Franzosen sie noch mehr von der strengen Aufsicht und Ueberbeschäftigung befreien. Die vielfachen militärischen Schauspiele zogen die schaulustigen Sinne an, und die ungewohnte Bewegung in dem jetzt Tag und Nacht unverschlossenen Hause, in welchem man den Königslieutenant de Thorane einquartiert hatte, wie die mancherlei Leckereien, die von dessen Nachtische den Kindern zu Gute kamen, schienen diesen sehr behaglich. Aber leider war der Vater wegen der verhaßten Einquartierung der Fremden in sein eben neugebautes Haus höchst verstimmt und düster, wodurch die Mutter sehr litt, an die Kornelia, weil sie weniger, als der Bruder, nach außen sich umthun konnte, sich enger anschloß. Der Haß des Vaters gegen die ihm so überlästigen Franzosen kam bald zu einem gefährlichen Ausbruche, doch wurden die Kinder glücklicherweise vom drohenden Uebel nichts gewahr, als bis es schon vorübergezogen war. Wie lange die Einquartierung des Grafen gedauert, wissen wir nicht. Goethe spricht von „einigen Jahren“ (B. 20, 134), was aber nicht so genau zu nehmen sein dürfte. Schon im Februar 1762 wohnte der Königslieutenant nicht mehr auf dem Hirschgraben, sondern proche la Comédie,[2] und wahrscheinlich ward Goethe's Vater schon im Jahre 1761, wenn nicht zu Ende des vorher-

[1] Vgl. B. 20, 25 f. Maria Belli II, 47, IV, 122.

[2] Vgl. Maria Belli V, 4. Des Königslieutenants geschieht auch IV, 165. 168 Erwähnung. Das französische Theater war im Junghof (IV, 142).

gehenden, von dieser Last erlöst, mußte aber, um von weiterer Einquartierung befreit zu bleiben, sich gefallen lassen, Miethsleute in's Haus zu nehmen; und so bezog denn der ihm befreundete Kanzleidirektor Heinrich Philipp Moritz den obern Stock.

Der alte Goethe, also wieder zur gewohnten Ruhe gelangt, beeilte sich jetzt, das während der letzten Jahre von seiner Seite Versäumte um so eifriger nachzuholen, und so mußte denn die Tochter angestrengter, als je, dem Italiänischen, Französischen und Englischen, dem Zeichnen, Singen und Klavierspielen Zeit und Thätigkeit zuwenden. Als sprachliche und rhetorische Uebungen ließ der Vater auch die Aufführungen dramatischer Stücke im Hause des geistreichen und freundlichen Schöffen von Olenschlager gelten, wie denn Kornelia in Schlegel's „Kanut" und in Racine's „Britannikus" die Elfriede und Agrippine darstellte.[1] Natürlich fehlte es auch nicht an Unterweisung in der Religion, aber leider ward der Religionsunterricht von einem guten, alten, schwachen Geistlichen gegeben, der seit vielen Jahren Beichtvater des Hauses gewesen und der sich damit begnügte, wenn man den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung an den Fingern herzuzählen und die kräftigen beweisenden biblischen Sprüche als Belege anzuführen wußte. B. 21, 94. 20, 46. Bei der innern Verstimmung über den strengen Pedantismus des lehrhaften Vaters, der allen Vergnügungen außerhalb des Hauses abhold war, mußte dieser geist-, gemüth- und seelenlose Vortrag der christlichen Lehre auf Korneliens Gemüth einen quälenden und beengenden Eindruck machen, und sie konnte um so weniger in den religiösen Verheißungen irgend einen Trost finden, als ihr klarer, reiner Verstand einer mystischen, schwärmerisch-frommen Auffassung des Christenthums widerstrebte, wozu selbst ihre sonst heitere Mutter in ihrer Bedrängniß hinneigte. Dazu mußte sie schon früh erkennen, daß ihr der Reiz körperlicher Schönheit abgehe, da die Züge ihres Gesichtes, die uns der Bruder so

[1] B. 20, 189. Diese Vorstellungen werden B. 20, 129 offenbar zu früh gesetzt; besonders dürfte die Aufführung des französischen Stückes nicht vor das Jahr 1762 fallen.

treu beschrieben hat (B. 21, 16), wie wir jetzt aus dem Portrait ersehen, das Goethe auf den breiten Rand eines Korrekturbogens des „Götz" im Jahre 1773 mit Bleistift flüchtig entworfen,[1] abstoßend wirkten. Wir dürfen es uns nicht versagen, hier seine Schilderung der Schwester (B. 21, 15 ff.) wörtlich einzurücken. „Sie war groß, wohl und zart gebaut, und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend, noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben

[1] Vgl. Jahn „Briefe an Leipziger Freunde" S. 272. Das Portrait findet sich daselbst vor S. 235. Es stammt aus dem Nachlasse von Friederike Oeser; daß aber Goethe, wie S. 50 behauptet wird, ihr die Zeichnung zugeschickt, möchte zu bezweifeln sein, da von Goethe's Briefwechsel mit ihr nach dem Jahre 1769 keine Spur nachzuweisen ist. Was die Verbindung mit Oeser selbst zwischen den Jahren 1768 und 1776 betrifft, so erzählt uns Goethe, daß er von Mannheim aus einen Brief an diesen über den Laokoon geschrieben, der aber nur seinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiedert habe (B. 22, 66), und wir finden ihn im Februar 1775, vielleicht auf Anlaß von Lavaters „physiognomischen Fragmenten", mit ihm in Verbindung. Dagegen durfte Jahn S. 107 nicht B. 21, 183 zum Beweise anführen, daß Goethe auch in Straßburg mit Oeser in Verbindung gestanden, und das Gedicht „Gellerts Monument von Oeser" gehört keineswegs dem Straßburger Aufenthalt, wie Jahn behauptet, sondern wie in der Quartausgabe angegeben wird, dem Jahre 1774 an, in welchem auch Kreuchauff's Beschreibung von Gellerts Monument erschien. Man vergleiche auch die „neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" B. 16 Stück 1 (1774) S. 133 ff. In den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom 2. Juni 1772 findet sich eine vielleicht von Goethe herrührende Anzeige der 1771 erschienenen „Epistel an Herrn Oeser".

zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen. Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehn konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte (welche dazu, wie Goethe anderwärts sagt, selten rein von Ausschlag war),[1] sondern auch alles that, um sie, scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich, zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke, schwarze Augenbraunen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick, wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden. Niemand kann seine eigene Gestalt zuwider sein; der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen, und da das Wohlwollen verschönt und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern sein konnte; sie wußte vielmehr vielleicht deutlicher, als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen,

[1] Zur Vergleichung setzen wir die ganze spätere Schilderung der Schwester B. 22, 343 f. (vgl. Eckermann II, 331) hierher. „Ein schöner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten. Dazu kam noch, daß eine hohe, stark gewölbte Stirn durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. — Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Konzerten, Bällen und sonstigen Einladungen."

daß sie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen sei." So also von allen Seiten sich unglücklich und bedrängt fühlend, schloß sie an der Brust ihres Bruders den innigsten Seelenbund, lebte und dachte nur in und mit ihm, nahm an ihm, allen seinen Freuden und Leiden, allem seinem Wissen und Wollen den gefühltesten Antheil.

Der in Aussicht stehende und endlich wirklich abgeschlossene Friede versetzte den Vater in eine heitere Stimmung, deren Wirkung sich auf die ganze Familie erstrecken und sie von seiner launenhaften Strenge einigermaßen befreien sollte. Die Mutter erhielt zum Friedensfeste eine goldene, mit Diamanten besetzte Dose, und auch die Kinder dürften sich diesmal seiner Freigebigkeit zu erfreuen gehabt haben; aber bei alle dem blieb der Zustand der Schwester, die nicht so häufig, wie der Bruder, das Haus verlassen und sich heiterer Ausflüge erfreuen durfte, ein sehr gedrückter. Die im Anfange des folgenden Jahres (1764) Frankfurt in ungemeine Aufregung setzenden Wahl- und Krönungsfeierlichkeiten boten auch Kornelien manches ergötzliche Schauspiel, aber nur zu bald sollte das Schicksal, welches ihr keinen ungetrübten Genuß vergönnen mochte, sich hierfür an ihr rächen: denn am Morgen nach dem Krönungstage, am 4. April, wurde das ganze Haus durch die Mittheilung erschreckt, daß Wolfgang durch schlechte Gesellschaft, in welche er gerathen, sich in die schlimmsten und gefährlichsten Händel verwickelt habe. Der Vater war vor Wuth ganz außer sich, und nur mit Mühe gelang es den Bitten der Mutter, der Schwester und der Freunde, den an seiner Ehre tiefgekränkten Mann zurückzuhalten, und die Sache durch den von dem Kriminalgericht abgesandten, der Familie befreundeten Rath Schneider untersuchen zu lassen. Die Schwester, welche nach dem Verhöre zum Bruder kam, um ihm Trost zu bringen, erschrak, als sie diesen auf dem Boden liegen fand, den er mit seinen Thränen benetzt hatte, und sie versuchte alles Mögliche, um ihn aufzurichten; aber ihre Tröstungen waren vergeblich, da seine Einbildungskraft ihm das schrecklichste Weh vorspiegelte, welches sein, wie er selbst, unschuldiges

geliebtes Gretchen erleiden werde. Schon am zweiten Tage konnten Mutter und Schwester, die mittlerweile ihre Besuche mehrfach wiederholt hatten, ihm im Namen des Vaters völlige Verzeihung anbieten, die er dankbar annahm, ohne aber sonst sich irgend einem Trost zugänglich zu zeigen. Vergebens versuchte man ihn aus dem Hause und zur Theilnahme an den weiteren öffentlichen Festlichkeiten zu bewegen; der Schmerz über Gretchen's und seiner übrigen Freunde Schicksal, das er sich mit den grellsten Farben ausmalte, durchwühlte immer tiefer seine ganze Seele, bis endlich die Natur ihr Recht behauptete, und eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat. Nur allmählich begann er wieder zu genesen und sich in sein Schicksal zu finden, doch hielt man es für gerathen, um ihn vor einem Rückfalle zu bewahren, ihm einen jungen Mann, der nach der Rückkehr von der Universität eine Hofmeisterstelle bekleidet hatte, zum Aufseher und Begleiter zu geben. Dieser, der durch rückhaltslose Mittheilung der hofmeisterlichen Weise, in welcher Gretchen sich über ihn geäußert hatte, ihn zu ruhiger Besonnenheit zurückführte, wußte ihn bald zu wissenschaftlicher Thätigkeit zu bewegen, und durch mannigfache Ausflüge in die nähere und entferntere Umgebung die verlorene Heiterkeit, wo nicht ganz herzustellen, doch von neuem anzuregen. Immer aber war es die Schwester, welche den Bruder, wohin er sich auch wandte, was ihn auch erfreuen oder quälen mochte, mit festesten Banden an sich schloß, ihn beruhigte und stärkte, wie sie selbst den schönsten Trost an seinem so rein und voll für sie schlagenden Herzen empfand.

In den Sommer 1765, vor den Abgang nach Leipzig, verlegt Goethe B. 21, 19 ff. mannigfache Land- und Wasserfahrten, die er und seine Schwester in munterer Gesellschaft gemacht, und an welchen unter anderen ein junger Engländer Theil genommen, welcher sich die Neigung seiner Schwester gewonnen habe. Aber sowohl die Einmischung jenes Engländers, wie die Zeitbestimmung beruht auf Irrthum. Was zunächst das Verhältniß zu jenem jungen Engländer aus der Pfeil'schen Pension betrifft, so werden wir weiter unten aus

Corneliens Tagebuch nachweisen, daß dieses in den Herbst 1768 fällt, wie denn auch die englischen Stellen in Goethe's Leipziger Briefen keineswegs eine solche Fertigkeit in der Sprache zeigten, wie sie ein vorhergegangener längerer Umgang mit einem geborenen Engländer, wie er B. 21, 18 angenommen wird, nothwendig gewähren mußte. Vgl. B. 21, 160. Die beiden Geschwister hatten die Anfangsgründe der englischen Sprache von einem Lehrmeister in vier Wochen erlernt und sich durch weitere Uebung, nicht ohne gelegentliche Hülfe jenes Lehrmeisters, gefördert (B. 20, 146); in seinem Briefwechsel mit J. G. Schlosser hatte Goethe die Uebung in dieser Sprache fortgesetzt. Noch bestimmter und sicherer läßt sich die Verlegung jener Lustfahrten in den Sommer 1765 als irrig erweisen. Goethe erzählt nämlich (B. 21, 19 ff.) von einem Freunde, der einst in einer solchen Gesellschaft, nachdem er humoristisch das Unglück der Ungepaarten geschildert, einen lustigen Vorschlag gemacht, diesem Uebelstande abzuhelfen. „Ich habe," also fuhr er fort, „schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall finden sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich sind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und lassen Sie sich's gefallen, denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünstigen, den Ihnen das Loos zuweist! Dies gilt nur innerhalb unseres Kreises; sobald er aufgehoben ist, sind auch diese Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hause führen soll, mag das Herz entscheiden." Hören wir nun weiter von Goethe, daß dieser Freund seine Rede mit Ton und Gebärden eines Kapuziners vorgetragen, was für ihn um so leichter gewesen, da er als Katholik genugsame Gelegenheit gefunden, die Redekunst dieser Väter zu studiren, so wie daß er, obgleich jung an Jahren, eine Glatze gehabt, so ist es unzweifelhaft, daß hier nur Rath Crespel gemeint sein kann, der aber, wie wir aus seinen eigenhändigen, in Abschrift uns vorliegenden Notizen ersehen,[1] um diese Zeit gar nicht in Frankfurt anwesend war, da er gleich nach der Krönung im

[1] Das Original befindet sich im Besitze der Frau Bergrath Buderus in Frankfurt, einer Tochter von Rath Crespel.

Jahre 1764 nach Paris ging, von wo er erst im August des folgenden Jahres zurückkehrte.

Rath Bernhard Crespel, geboren am 27. März 1747, war der Sohn des im Jahre 1705 zu Douai in Flandern geborenen Juwelenhändlers Peter Paul Ludwig Alexander Crespel und seiner Gattin Katharina Elisabeth, einer geborenen Rohr, deren eheliche Verbindung am 16. November 1746 erfolgte. Da Crespel, der in früher Jugend nach Frankfurt gekommen war (dennoch lernte er nie deutsch sprechen), in beständigem Verkehr mit hohen Herren stand, so erzeigte ihm der Fürst von Thurn und Taxis die Gnade, seinen Sohn schon in der Wiege zum Rath zu ernennen. Im Jahre 1758 feierte Rath Crespel in Heidelberg seine erste Kommunion; verweilte die Jahre 1759 und 1760 bis zum Sommer in Bruchsal, ging im August 1760 nach Pont a Mousson, wo er wahrscheinlich, wie auch an den anderen Orten, das Jesuitenkollegium besuchte, blieb dann vom November 1761 bis zum August 1762 in Frankfurt, begab sich darauf nach Metz, von wo er im Juni 1763 nach Frankfurt zurückkam. Als der alte Crespel in Begleitung seines Sohnes bei Gelegenheit der Krönung dem Kaiser Franz I. eine Hutagraffe, 300,000 Gulden an Werth, überbrachte, sprach er: Votre Majesté, voilà père et fils qui ont l'honneur de Vous présenter l'agraffe, worauf der Kaiser, bei welchem sich sein Sohn Joseph II. befand, erwiederte: Mais c'est, comme nous, mon cher Crespel, nous aussi sommes père et fils. Des Aufenthaltes in Paris während der Jahre 1764 und 1765 ist bereits Erwähnung geschehen. In Frankfurt hörte er bei einem dortigen Juristen die Institutionen, worauf er die Universität Würzburg besuchte. Im August 1768 kehrte er nach Frankfurt zurück, ging darauf im November nach Wetzlar, im April 1769 nach Göttingen, von wo er im Mai 1770 nach Hause zurückkam; im Jahre 1771 schwor er als Accessist. In Folge eines unglücklichen Zufalles waren ihm auf der Mitte des Kopfes keine Haare gewachsen.

Müssen wir nun jene von Goethe erwähnten Lustfahrten dem Sommer 1765 absprechen, so mochten doch die Geschwister im

Umgange mit anderen befreundeten Familien manche angenehme Stunden genießen. Hierher rechnen wir zunächst die Familie Crespel selbst, Fräulein Maria Katharina und Franziska Jakobea Crespel, von denen die erstere einige Tage älter, als Goethe, die andere fast zwanzig Monate jünger, als Kornelia, war. Vgl. oben S. 4. Die Mutter starb am 23. Oktober 1770, der Vater am 20. März 1794, nachdem er sich im Jahre 1776 sein Geschäft aufzugeben entschlossen hatte.[1] Neben dieser Familie ist zunächst zu nennen die des für sehr reich geltenden Kaufmanns Jakob Friedrich Gerock, der ein schönes Haus auf dem Markte bewohnte. Hier kommen zunächst die drei ältern Töchter Charlotte, Antoinette Luise und Katharina[2] in Betracht, die eine sehr sorgfältige Erziehung besaßen und in großer Heiterkeit das Leben genossen. Goethe soll die Töchter Gerock's im zweiten Gesange von „Hermann und Dorothea" in den Töchtern des Nachbars im grünen Hause (B. 5, 21 f.) geschildert haben; dagegen ist die Behauptung, bei Mignon habe dem Dichter Antoinette Gerock vorgeschwebt, ganz unbegründet.[3] Auch mit den Familien des Kanzleidirektors Moritz,

[1] Vgl. Maria Belli a. a. O. VI, 91 VIII, 51.

[2] Wenn im Briefwechsel Goethe's mit Jacobi S. 14 Gerold's statt Gerock's gedruckt steht, so ist dies ein bloßer Lesefehler des Herausgebers, der auch S. 9 in der Note die falsche Namensform hat. Die richtige Form Gerock gibt Goethe B. 22, 346. Auch in mehreren Briefen und sonst findet sie sich, wie in Wagner's Sammlung von Merck's Briefwechsel II, 99. III, 147. Leider habe ich mich früher verleiten lassen, dem Herausgeber von Jacobi's Briefwechsel zu folgen, wie O. Jahn (S. 245), Viehoff, Schaefer u. a. Den Irrthum bemerkte Maria Belli IV, 132. Die Familie Gerold kam erst in diesem Jahrhundert nach Frankfurt, und stand mit Goethe und seinen Eltern in gar keiner Verbindung.

[3] Schlosser verwendet sich in einem Briefe an Sarasin für den alten Gerock. Vgl. Hagenbach a. a. O. S. 78. Die Vermögensverhältnisse der Familie gestalteten sich später sehr ungünstig. Der alte Gerock starb am 7. Oktober 1796. Sein einziger Sohn ging früh nach England und kehrte nur auf kurze Zeit nach Frankfurt zurück. Katharina Gerock heiratete den Bandfabrikanten Dresler in Siegen; die zwei jüngsten Schwestern, Anna und Christiane, starben in Frankfurt unvermählt.

der wohl nach Beendigung des Krieges, wo keine Einquartierung mehr zu fürchten stand, nicht mehr bei Goethe wohnte,[1] und dessen Bruders, des Legationsrathes Moritz stand das Goethe'sche Haus in Verbindung. Bei letzterm lernten die beiden Geschwister die Tochter eines reichen Wormser Kaufmannes, Charitas Meixner, kennen, welche drei Jahre in der Familie Moritz zu ihrer weitern Ausbildung verweilte. Daß Goethe zu diesem durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Mädchen eine gewisse zärtliche Neigung fühlte, zeigen zwei von Leipzig aus an seinen Freund Trapp in Worms[2] geschriebene Briefe, vom 2. Juni und 6. Oktober 1766, aber von einem eigentlichen Liebesverhältnisse und einem Verlassen der Geliebten von Seiten des jungen unbeständigen Dichters zu reden[3] fehlt jede Berechtigung. Zu Korneliens besonderen Freundinnen gehörten Lisette Runkel, deren Bruder Stadtstallmeister war, und Maria Bassompierre, die Tochter eines der reichsten Reformirten. In Goethe's Hause weilte als Mündel ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war; er lebte ruhig mit der Familie, war sehr still und in sich gekehrt, und wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig; er beschäftigte sich, da er sich eine flüchtige leserliche Hand erworben, am liebsten mit Schreiben, und sah es daher gern, wenn man ihm etwas abzuschreiben gab, oder ihm diktirte, wodurch er sich in seine akademischen Jahre zurückversetzt fühlte.[4] Er soll Clauer geheißen und eine innige Liebe zu Kornelia gefaßt haben, die er aber sich selbst kaum zu gestehn wagte. Zu Goethe's innigsten Freunden in Frankfurt gehörten Johann Jakob Riese, drei Jahre älter, als Goethe, und der humoristische Johann Adam Horn, von denen der erstere auf die Universität Marburg ging, der andere aber

[1] Vgl. B. 21, 150.

[2] Es ist derselbe, an den die beiden Briefe aus Straßburg bei Schöll S. 31 ff. gerichtet sind.

[3] Viehoff I, 289 f.

[4] Vgl. B. 20, 169. 171.

um Ostern 1766 nach Leipzig kam. In den Leipziger Briefen an Riese wird unter den Freunden ein gewisser Kehr genannt und gegrüßt. Aus denselben Briefen ersehen wir auch, daß das Leben Goethe's in der letzten Zeit in Frankfurt nicht ganz reizlos gewesen sein könne; denn noch im April 1766 klagt er über allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens in Leipzig, und seufzt nach seinen Freunden und seinen Mädchen.

Die Abreise des Bruders nach Leipzig war für Kornelia höchst schmerzlich; denn nicht allein sollte sie jetzt auf lange Zeit den gewohnten Umgang desselben entbehren, der ihr bisher zum Trost und zur Freude gereicht hatte, sondern die unglückliche Lehrhaftigkeit des Vaters und sein strenger, starrer Ernst wendete sich jetzt, wo der Sohn in der Ferne war, auf sie allein, und schnitt ihr fast alle Mittel ab, sich nach außen umzuthun und zu erholen. Das Französische, Italiänische und Englische mußten fleißig getrieben, daneben auf das Clavierspiel und wohl auch auf das Zeichnen ein großer Theil des Tages verwandt werden. Den Besuch von Konzerten scheint der Vater gestattet, sonst aber ihren Umgang sehr beschränkt zu haben, was Kornelia um so tiefer empfinden mußte, je mehr sie in größeren Gesellschaften ihrer Altersgenossinnen sich an ihrer eigentlichen Stelle fand. Hierdurch entstand in ihrer Seele eine gewaltige Härte gegen den Vater, dem sie es nicht verzeihen konnte, daß er sie so pedantisch quäle und ihr so manche unschuldige Freude verhinderte oder vergällte, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie keine anerkennen wollte. Zwar that sie alles, was der Vater befahl und anordnete, aber auf die unlieblichste Weise von der Welt, ganz in hergebrachter Weise, aber auch nichts drüber und nichs drunter; aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte sie sich zu gar nichts.[1] Auch zu der Mutter, die in ihren Bedrängnissen Trost in religiösen Betrachtungen fand, bildete sich kein rechtes Verhältniß, da ihr großer Verstand sich mit der mystischen Richtung, welcher die Mutter sich

[1] Vgl. B. 21, 150.

näherte,[1] nicht vertragen konnte. Ehe der Bruder Frankfurt verließ, hatte er der Schwester anvertraut, daß er, sobald er nach Leipzig komme, das vom Vater ihm aufgenöthigte juristische Studium daran geben und sich den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und den schönen Wissenschaften widmen wolle. Die Schwester, welche den starren Sinn des Vaters zu wohl kannte, erschrak über ein solches Wagniß, und beruhigte sich kaum, als er ihr versprach, sie später nachzuholen, damit sie sich des glänzenden Zustandes, den er sich bald zu erringen gedachte, mit ihm erfreuen möge.[2] Zum großen Glücke für die Ruhe des elterlichen Hauses ließ sich der junge Student durch die Vorstellungen des Hofrath Böhme und seiner liebenswürdigen Gattin von diesem Entschlusse abbringen, wenn er auch nichts weniger als ein fleißiger Besucher seiner Fachvorlesungen wurde. Leider sollte Kornelia auch des Glückes eines offenen, ihren gegenseitigen Zustand lebhaft schildernden, wahrhaft tröstenden Briefwechsels mit dem Bruder entbehren: denn der Vater leitete ihren Briefwechsel mit diesem, und ließ ihm durch ihre Feder seine guten Lehren zukommen, und die Briefe, welche der junge akademische Bürger an die Schwester schrieb, kamen in seine Hände,[3] wodurch natürlich alle wahre Vertraulichkeit aus dem Briefwechsel schwinden mußte, so daß die Geschwister sich ihre Zustände nicht lebendig mittheilen, sondern höchstens andeuten konnten. Daher war es nicht zu verwundern, daß Goethe's Briefe an die Schwester häufig trocken und didaktisch nüchtern wurden, wie er denn besonders das, was Gellert in seiner Vorlesung gelehrt und angerathen hatte, sogleich wieder gegen Kornelia wendete und dieser als eigene Weisheit mittheilte.[4]

Je ferner sie auf diese Weise vom Bruder gehalten wurde, dem sie ihre Zustände nicht mit aller Offenheit, wie sie wünschte,

[1] Vgl. B. 21, 152 f. Lappenberg „Reliquien der Fräulein von Klettenberg" S. 258.

[2] Vgl. B. 21, 32.

[3] Vgl. B. 21, 150. 160.

[4] Vgl. B. 21, 165.

erschließen konnte, um so erfreulicher mußte es für ihr liebebedürftiges Herz sein, daß ihr ein günstiges Geschick im Sommer 1767 in Fräulein Katharina Fabricius eine Freundin zusandte, an die sie sich bald innig anschließen konnte. Katharina Fabricius war eine Tochter des fürstlich Leiningischen Raths und Syndikus Fabricius in Worms, welche die Sommermonate dieses Jahres nach Frankfurt zum Besuche kam.[1] Gleich nachdem die neue Freundin Frankfurt verlassen hatte, entspann sich ein in französischer Sprache geführter Briefwechsel zwischen den Freundinnen. Vom 1. Oktober 1767 bis zur Rückkehr des Bruders finden sich sechs Briefe Korneliens, deren letzter vom 28. Juli datirt ist.[2] Im ersten Briefe spricht sie ihre Betrübniß darüber aus, daß sie die Freundin, die in diesen Briefen bald aimable, bald agréable, bald solide amie heißt, habe fortreisen lassen müssen, ohne daß sie ihr Herz ganz vor ihr habe öffnen können, ohne ihr von einer traurigen Zeit Kunde zu geben, in welcher sie von Unruhe und Kummer gequält, von thörichten Wünschen gepeinigt gewesen, auf welche sie endlich verzichtet und dadurch Ruhe gewonnen habe. Jene thörichten Wünsche, wie sie Kornelia bezeichnet, können nur auf das Verlangen gedeutet werden, wirklichen Eindruck auf ein fühlendes Jünglingsherz zu machen, mit welchem sie einen heiligen Bund für's Leben schließen könnte: denn ihre Seele war sehr liebebedürftig, und jetzt, wo sie vom Bruder getrennt war, und ihre schöne Weiblichkeit sich immer mehr zu entwickeln begann, in gesteigertem Grade.

Unter den Freundinnen Korneliens tritt in diesen Briefen besonders Lisette Runkel hervor, von welcher sie anfangs als von

[1] Nach Jahn S. 236 wäre sie bei einer Cousine gewesen, aber die jungen Mädchen pflegten damals ihre Freundinnen als Cousinen, wie deren Brüder als Cousin's zu bezeichnen.

[2] Jahn S. 237. Wir müssen es höchlich bedauern, daß Jahn die Briefe und das Tagebuch Korneliens, die sich jetzt im Besitze des Herrn Dr. Hermann Härtel in Leipzig befinden, nicht vollständig und in ihrem ganzen Zusammenhang hat abdrucken lassen, wodurch die Benutzung sehr erschwert wird. Aber vielleicht war Jahn selbst durch die Bestimmung des jetzigen Besitzers gebunden.

einer sehr lieben Freundin und einem verständigen Mädchen mit warmer Zärtlichkeit spricht; allein bald zeigt sie sich ungehalten über ihre große Eitelkeit, ihre Putzsucht und Koketterie, welche ihren beschränkten Verhältnissen eben so wenig angemessen sei, als ihre große Anmaßung. Sie hat bei ihr einen ehrlichen, gutmüthigen, aber ungeschickten Menschen, einen Herrn G., kennen lernen, den sie, obgleich er sich als treuer, unermüdlicher Liebhaber zeigt, mit äußerster Kälte behandelt. Zu den Vergnügungen gehört im Sommer das Brunnentrinken in der Allee, wobei der bekannte Jurist Dr. Johann Balthasar Kölbele, dessen große Füße Goethe einmal scherzhaft erwähnt, ein Sechsundvierzigjähriger, eine Anzahl von Damen und Herren um sich versammelt, denen er Vorlesungen über Moralphilosophie hält, und bei den Damen spielt er zu allgemeiner Ergötzung den Galanten. Auch haben sie ein Konzert von zehn Instrumenten zusammengebracht, und nicht selten wird dem galanten Doktor zu Liebe gesungen. Auch sonstige Spaziergänge werden in gewählter Gesellschaft unternommen, mitunter Gärten besucht bei einem Herrn Glötzel und ihrem Oheim jenseits des Mains; einmal besteigt Kornelia zu ihrer höchsten Befriedigung mit einer Gesellschaft den Pfarrthurm, wogegen sie bedauert, an einer Partie ihrer Freundinnen nach dem Forsthause nicht Theil nehmen zu können. Zu Nachmittagsbesuchen, die Abends um acht Uhr regelmäßig endeten, ließ man sich gegenseitig anmelden. Im Winter wurden abwechselnd in den verschiedenen Familien große Dienstagsgesellschaften gegeben; Freitags versammelten die im Saale des Herrn Busch (im Gasthofe „zum römischen Kaiser") gehaltenen Konzerte die vornehme Welt. Kornelia nahm an diesen Vergnügungen gern Theil[1], wenn sie auch zuweilen dabei Langweile empfinden mußte. Einer höchst langweiligen Gesellschaft dieser Art bei einer genauen Bekannten von Katharina Fabricius gedenkt sie einmal, mit der Bemerkung, daß eine falsche Erziehung viele Mädchen so albern und abgeschmackt mache, daß sie wie die Bild-

[1] „Ich liebe die Veränderung, die Unruhe, das Geräusch der großen Welt und rauschende Unterhaltungen", schreibt sie selbst.

säulen da säßen und kein Wort als Ja und Nein zu sprechen wagten. Die witzige Leonore de Saussure, später Gattin des Kaufmanns Schmerber, hat sie einmal aus einer unerträglichen Langweile dieser Art gerettet. Kornelia war eine Bewunderin von Richardson's „Grandison.“ Auch die **lettres du Marquis de Roselle** von Beaumont (1764) las sie mit großem Vergnügen, und bittet ihre Freundin, sie mit Aufmerksamkeit durchzugehn, da hier das Laster unter dem Scheine der Tugend dargestellt werde, was zu großem Vortheil gereiche. „Der Marquis, der keine Welterfahrung hat,“ fährt sie fort, „fällt in die Netze dieser falschen Tugend, und verwickelt sich darin auf solche Art, daß es Mühe kostet, ihn herauszuziehen. Daß alle jungen Leute daran doch ein Beispiel nehmen möchten, die, wie dieser, ein offenes und aufrichtiges Herz haben, und den Trug nicht ahnen, welchen diese Art von Frauen mit ihnen spielt. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb unsere Jugend so verdorben ist, da ein Laster das andere erzeugt. Lesen Sie mehrmals den Brief, in welchem Madame de Ferval von der Erziehung ihrer Kinder spricht. Wenn nur alle Mütter die Lehren derselben befolgen wollten, sicher würde man keine so unerträglichen jungen Mädchen mehr sehn, wie Sie und ich ihrer kennen.“ Kornelia liebte natürliche Heiterkeit und ein offenes, freies Wesen, in welchem sich der innerste Sinn des Herzens ausspricht; alles gezwungene Wesen, alle frivole Leichtfertigkeit, alles eitele, herz- und gemüthlose Gebaren war ihr zuwider; sie schätzte nur die reine Natur einer edlen, aus innerstem Keime sich entwickelnden und offenbarenden Menschenseele, wie sie eine solche in ihrem Bruder freudig anerkannte und innigst liebte.

Die längst ersehnte Rückkehr desselben am 1. September gereichte besonders der Schwester, die sich so lange einsam gefühlt hatte, zu größter Freude, wenn sie auch das üble Aussehen des noch immer leidenden, eben von einer schweren Krankheit hergestellten Bruders erschreckte. Hatte sie ja den Geliebten ihres Herzens wieder, und durfte nach den Aussagen der Aerzte, welche den Sitz der Krankheit nicht in der Lunge, sondern in den zu dieser

führenden Theilen fanden, eine baldige völlige Herstellung hoffen. Die so lange voneinander getrennten Herzen, denen sogar eine freie, ganz ungescheute briefliche Mittheilung versagt gewesen, konnten sich jetzt wieder ganz einander erschließen, ihre geheimsten Wünsche und Erlebnisse, ihr ganzes Sinnen und Sein in lebhaftestem Wechseltausche offenbaren, wozu der Bruder bei seiner von der Krankheit ihm gebliebenen Reizbarkeit sich leidenschaftlicher, als je, aufgeregt fühlte. Kornelia beklagte sich mit bitterer Schärfe über die rücksichtslose Strenge und pedantische Starrheit des Vaters, unter welcher sie so viel gelitten habe, während die Mutter die herbe Weise, welche die Schwester dem Vater gegenüber zeigte, der Trotz mit Trotz erwiederte und nur um so unleidlicher wurde, je mehr er auf Widerstand gerieth, mit tiefbekümmerter Seele ihrem Wolfgang klagte. Dieser aber gestand der Schwester seine Liebesnoth, den Schmerz, sein geliebtes Käthchen auf immer verloren zu haben, wobei er die Feinheit und die Anmuth der reizenden Leipzigerinnen gegen die falsche Geziertheit und den ekeln Stolz seiner weniger gewandten Landsmänninnen scharf hervorhob. Kornelia eröffnete ihm dagegen das Verhältniß zu ihrer neuen Freundin Katharina Fabricius, zeigte ihm deren Briefe, deren Beantwortung sie ihm überließ, während sie selbst am 16. Oktober ein gleichfalls französisch geschriebenes Tagebuch für die entfernte Vertraute ihres Herzens begann, welches selbst für den Bruder ein Geheimniß bleiben sollte. Letzteres würde fast unbegreiflich sein, wäre die Veranlassung dazu nicht eine Liebesneigung, die sie dem Bruder nicht gestehn mochte, weil sie dieselbe für eine thörichte, ganz unbesonnene hielt, da sie es für unmöglich hielt, ihre Liebe durch Gegenliebe belohnt zu sehn.

Goethe scheint bald nach seiner Rückkunft die Bekanntschaft eines in der Pfeil'schen Pension wohnenden Engländers gemacht zu haben, der im nächsten Monate nach England zurückkehren sollte. Kornelia aber faßte, nachdem sie ihn mehrmals in ihrem Hause gesehen, eine leidenschaftliche Neigung zu ihm, welche sie sich kaum selbst zu gestehn wagte. In dieser Bedrängniß begann sie ihr

Tagebuch an die Freundin. „Es ist lange her", schreibt sie, „daß ich einen geheimen Briefwechsel mit Ihnen beginnen wollte, um Ihnen alles, was sich hier ereignet, mitzutheilen; allein, die Wahrheit zu gestehn, schämte ich mich, Sie mit Kleinigkeiten zu belästigen, welche die Mühe des Lesens nicht verlohnen. Endlich habe ich dieses Bedenken überwunden, als ich die Geschichte von Sir Karl Grandison gelesen; ich würde alles dafür geben, wenn ich dazu gelangen könnte, in einigen Jahren auch nur im geringsten die ausgezeichnete Miß Byron nachzuahmen.[1] Nachzuahmen? Ich Thörin, die ich bin! wie sollte ich das vermögen? Ich würde mich schon glücklich schätzen, besäße ich nur den zwanzigsten Theil von Geist und Schönheit dieser bewunderungswürdigen Dame; denn ich würde alsdann ein liebenswürdiges Mädchen sein; das ist der Wunsch, der mir Tag und Nacht am Herzen liegt. Ich wäre zu schelten, verlangte ich eine große Schönheit zu sein; bloß eine gewisse Feinheit in den Zügen, eine gleiche Gesichtsfarbe, und dann jene zarte Anmuth, die beim ersten Anblick einnimmt, das ist alles. Indessen ist dies nicht der Fall und wird es nie sein, wenn ich es auch thun und wünschen könnte; deshalb wird es besser sein, den Geist auszubilden, und zu lernen, wenigstens von dieser Seite erträglich zu sein." Wenn sie auch ihre Liebesneigung zu dem jungen Engländer der Freundin noch nicht anvertraut hat, so liegt bei dem Wunsche nach Schönheit doch das schmerzliche Gefühl zu Grunde, daß sie nie hoffen dürfe, weil ihr jede Schönheit abgehe, dessen Gegenliebe sich zu gewinnen. Sie setzt nun von neuem an, um zu ihrem Geständniß zu gelangen. „Welch ein ausgezeichneter Mann ist dieser Sir Karl Grandison! Schade, daß es keine Männer der Art mehr gibt! Könnte ich glauben, daß

[1]. Goethe beklagt sich nach seiner Rückkunft, daß die Frankfurter Mädchen vom Schönen, Naiven, Komischen gar nichts halten, dagegen „alle Meerwunder, Grandison, Eugenie, der Galeerensklave, und wie die phantastische Familie heißt", in großem Ansehen stehen. Vgl. Jahn S. 125. 141. 149. Man vergleiche auch das in Leipzig geschriebene Gedicht „Unschuld" B. 1, 44.

es noch einen gäbe, der ihm gliche, so muß er von dieser Nation sein. Ich bin außerordentlich für jene Leute eingenommen; sie sind so liebenswürdig und zugleich so ernst, daß man von ihnen bezaubert werden muß." So ist Kornelia von Grandison auf die Engländer und ihre große Liebenswürdigkeit gekommen, und schon an demselben Tage, am Nachmittage, geht sie zu ihrer ganz besondern Liebesneigung über. „Ich komme diesen Augenblick vom Tische", schreibt sie, „und habe mich weggestohlen, um mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten. Erwarten Sie nicht etwas mit Vorbedacht Ausgearbeitetes in diesen Briefen; das Herz ist es, was zu Ihnen spricht, und nicht der Geist. Ich wollte Ihnen gern etwas sagen, meine theure Katharina, und doch getraue ich mich nicht. — Aber nein! Sie werden mir vergeben; sind wir denn nicht alle zusammen Schwachheiten unterworfen? Es befindet sich hier ein junger Engländer, den ich sehr bewundere; fürchten Sie nichts, mein Kind! es ist nichts von Liebe, es ist reine Achtung, welche ich seiner schönen Eigenschaften wegen für ihn hege. Es ist nicht jener Mylord, von dem Fräulein Meixner (vgl. S. 141) Ihnen ohne Zweifel gesprochen haben wird; dieser ist ein unerträg — st! st! er ist auch Engländer,[1] und liebe ich nicht die ganze Nation bloß meines liebenswürdigen Harry wegen! Wenn Sie ihn nur sehn könnten, eine Physiognomie, so offen und sanft, obgleich mit einem geistreichen und lebhaften Zuge. Sein Betragen ist so höflich und so gebildet, er besitzt eine wunderbare Gabe von Geist, kurz er ist der reizendste junge Mann, den ich je gesehen habe.[2] Und, und — ach, meine Theure! er reist in

[1] Im Original heißt es: C'est un import . . st st! il est aussi Anglois. Das Wort importun wagt sie nicht auszuschreiben, weil sie keinem von der geliebten Nation ein solches Beiwort geben möchte. Der hier gemeinte Mylord wird wohl ein anderer Engländer aus der Pfeilschen Pension gewesen sein, der sich um die Gunst Korneliens bemühte, aber als ein eiteler, leerer Mensch, nur ihr Mißfallen erregte.

[2] Goethe's Beschreibung (B. 21, 19), wonach das Gesicht des von Kornelia geliebten jungen Engländers klein und eng beisammen und durch Blattern entstellt war, paßt hierzu nicht, und doch können wir unmöglich

vierzehn Tagen ab.[1] Ich bin darüber so betrübt, obgleich der Schmerz nicht dem ähnlich ist, wenn man liebt. Ich hätte gewünscht, mit ihm in derselben Stadt zu wohnen, um ihn sprechen, ihn täglich sehn zu können; ich würde nie einen andern Gedanken gehabt haben — der Himmel weiß es! —, und es ist — aber ich werde dessen beraubt sein, ich werde ihn nicht wiedersehn." Doch hat sie den Plan gefaßt, sich ein Portrait des Geliebten zu verschaffen. Sie will am nächsten Sonntag, am 23. Oktober eine musikalische Gesellschaft bei sich versammeln. Harry, der die Baßgeige vortrefflich spielt, soll unter den Geladenen sein; während er

beide für verschieden halten. Das Gedächtniß scheint hier unsern Dichter verlassen, und ihm wohl das Bild eines andern Engländers untergeschoben zu haben, deren er so viele in Frankfurt und Weimar kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Einer so innigen Liebe war Kornelia nur einmal fähig, und bei Goethe schwebt das ganze Verhältniß in der Luft, da man nicht sieht, weßhalb es sich löste.

[1] Jahn hat sich durch die irrige Zeitbestimmung in „Wahrheit und Dichtung" zu der Annahme verleiten lassen (S. 256), Goethe habe den jungen Engländer schon vor seinem Abgange nach Leipzig kennen lernen, dessen Neigung zu Kornelia sei aber erst später entstanden, und Goethe habe das Verhältniß zwischen beiden schon ausgebildet gefunden, als er zurückgekommen. Aber gibt man einmal zu, daß Goethe hier die Zeitfolge nicht genau befolgt habe, so hindert nichts, die ganze Bekanntschaft mit dem jungen Engländer in eine spätere Zeit zu setzen, wofür auch noch ein anderer, oben S. 138 angegebener Umstand spricht. Kornelia kann den jungen Mann noch nicht häufig gesehen haben; das Verhältniß zu ihm ist ein solches, wie es sich bei dem ersten Bekanntwerden bildet; von einem ausgebildeten Verhältniß, wie es Jahn nennt, zeigt sich keine Spur, ja es ist offenbar zwischen beiden jungen Leuten noch zu keinem Geständniß gekommen; Harry scheint die Liebe Korneliens gar nicht zu ahnen. Die Schwester wird ihre Neigung zu Harry ihrem Bruder erst nach dessen Entfernung zu gestehn gewagt haben; dieser aber stellte in „Wahrheit und Dichtung" das Verhältniß als wirklich von beiden Seiten gestandene Liebe dar, so daß Kornelia und der Engländer in der Gesellschaft schon als ein Paar gegolten, indem ihm wahrscheinlich der wahre Sachverhalt nicht mehr gegenwärtig war; denn an eine bewußte Ausschmückung möchte ich hierbei nicht denken, wenn auch die Einmischung des Paares in die lustige Gesellschaft vielleicht einer absichtlichen künstlerischen Wendung zuzuschreiben ist.

spielt, soll ein junger Maler ihrer Bekanntschaft (G. M. Kraus?), der aus Paris gekommen, und die Fertigkeit hat, rasch und verstohlen Portrait's zu entwerfen, ihn zeichnen. Dieser Gedanke beschäftigt sie die ganze Woche. Am 21. Oktober, einem Freitag, schreibt sie: „Je näher der ersehnte Tag heranrückt, um so mehr klopft mir das Herz. Und ich werde ihn also sehn! ich werde ihn sprechen! aber wozu dient mir das? — Ha, große Thörin! wirst du nicht für immer besitzen — wenigstens sein Bild! Und was verlangst du mehr? Ach, meine Theure, ich bin voll Freude; Sie sollen eine Kopie davon haben; gewiß Sie werden mir nicht Unrecht geben, daß ich ihn liebe! — Was habe ich gesagt! soll ich dieses Wort ausstreichen? Nein, ich will es stehn lassen, um Ihnen meine ganze Schwachheit zu zeigen. Verdammen Sie mich! — Heute höre ich nichts als Freude; ich tanze durch das ganze Haus, obgleich mir zuweilen ein Gedanke einfällt, der mich mahnt, mich zu mäßigen, da mehrere Hindernisse eintreten können. Aber ich höre nicht darauf, indem ich mir sogleich zurufe: Es muß!" Ein Traum in der darauf folgenden Nacht sagt ihr, sie werde ihren Harry nicht wiedersehn. Und wirklich bringt der Bediente, den sie am 22. Oktober ausgeschickt hat, die Damen einzuladen, die traurige Antwort, daß diese nicht kommen können. „Ich Unglückliche!" schreibt sie; „alles ist zu Ende. Mein Stolz ist nun recht bestraft. — Es muß so sein — ich war wohl berechtigt, also zu sprechen! — Haben Sie Mitleid mit mir! — Ich bin in einem Zustande, der Mitgefühl erregen muß! — es ist mir unmöglich fortzufahren! — verzeihen Sie mir alle diese Thorheiten!" Drei Tage darauf entschuldigt sie sich wegen des sehr verworrenen Schlusses ihres Tagebuchbriefes; sie habe nicht gewußt, was sie sage; eine starke Gemüthsbewegung habe sich ihrer ganzen Seele bemächtigt; sie wundere sich oft über sich selbst, daß sie so starke Gemüthsbewegungen habe, daß sie sogleich zum Aeußersten komme; aber es daure nicht lange, und das sei ein großes Glück, weil sie sonst unmöglich leben könne. „Für jetzt" fügt sie hinzu, „bin ich ziemlich ruhig, in der Hoffnung, daß in fünf Tagen wieder ein

Sonntag sein wird. Aber schweigen wir davon, aus Furcht, daß, wenn es uns damit noch einmal fehlgehn sollte, man Veranlassung haben wird, sich über unsern Plan lustig zu machen. Sie würden es sicher thun, nicht wahr? meine Theure, und ich würde es verdienen. Wenn er in dieser Woche abreist — doch lassen wir einer so erschütternden Vorstellung keinen Raum; schon der Gedanke allein erregt meinen Unwillen."

Am folgenden Tage ging der Bruder, zwei liefländische Freunde, die er zu Leipzig hatte kennen lernen, und die eben auf einer großen Reise begriffen waren, freundlich zu begrüßen, die Brüder Johann Georg und Heinrich Wilhelm von Olderogge; sie hatten wahrscheinlich zu Goethe's Leipziger Tischgesellschaft gehört, an welcher nach der Bemerkung B. 21, 65 einige Liefländer Theil nahmen. Auf Korneliens Bitten mußte der Bruder ihr eine Beschreibung seiner beiden Freunde geben. „Der ältere Herr von Olderogge, ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, ist groß, von gutem Wuchse," erzählte der Bruder, „aber sein Gesicht ist von wenig schmeichelhaften Zügen; er hat viel Geist, spricht wenig, aber alles, was er sagt, zeigt die Größe seiner Seele und seinen hohen Verstand; er ist in Gesellschaft sehr angenehm, treibt die Höflichkeit bis zur äußersten Spitze, indem er mit Herablassung Personen von geringerm Verdienst duldet, kurz er besitzt alle Eigenschaften, welche zu einem liebenswürdigen Kavalier erforderlich sind. Sein Bruder, etwa zwanzig Jahre alt, hat keinen so hohen Wuchs, wie der ältere, aber seine Gesichtszüge sind von einer reizenden Schönheit, wie ihr sie zu sehn liebt, ihr andern Mädchen; er ist lebhafter, als der ältere Bruder, spricht oft, obgleich zuweilen ungehörig, er hat einen liebenswürdigen Charakter, mit viel Feuer verbunden, welches ihm sehr wohl steht, auch ein wenig Unbesonnenheit, aber dies macht nichts. Es genügt dir zu wissen, daß sie die ausgezeichnetsten Kavaliere unserer ganzen Akademie waren." Diese Beschreibung, besonders die des jüngern Bruders, hatte Kornelien neugierig gemacht, die aber, als sie vernahm, daß die beiden Kavaliere am andern Tage einen

Besuch in ihrem Hause machen würden, in eine sonderbare Verlegenheit gerieth. „Ich bin neugierig, sie zu sehn", schreibt sie, „aber ich schäme mich, vor ihnen mich zu zeigen. Dies ist eine meiner Schwachheiten, die ich Ihnen gestehn muß. Sie kennen meine Gedanken hierüber, und werden mir verzeihen, wenn ich bei dem Gedanken erröthe, Personen von solchen Vorzügen eine so erniedrigende und so wenig sehenswürdige Gestalt zu zeigen. Es ist ein unschuldiges Verlangen, gefallen zu wollen; ich wünsche nichts. Ach, meine Theure, wenn Sie die Thränen sehen — nein, nein, ich vergieße keine, es ist nur — es ist nichts." Den ganzen folgenden Tag über, an welchem der Besuch der Herrn von Olderogge erwartet wird, befindet sie sich in gewaltigster Aufregung. „Tausend quälende Gedanken", schreibt sie Morgens um zehn Uhr, „tausend halb gebildete und verworfene Wünsche! Ich wollte — aber nein, ich wollte nichts. — Ich beneide fast die Ruhe, die Sie genießen, meine Theure, da Sie mit sich selbst zufrieden sind, wozu Sie Ursache haben, statt daß ich — ich kann nicht weiter fortfahren." Am Nachmittage will sie ausgehn, da es ihr unmöglich ist, die jungen Fremden zu sehn. „Zwanzigmal bin ich die Treppe hinabgestiegen, und eben so oft bin ich in mein Zimmer zurückgekehrt", schreibt sie Nachmittags um zwei Uhr. „Mein Bruder hat mich gefragt, ob ich heute ausgehe, und ich habe ihm Ja geantwortet; ich kann also nicht mehr zurück." Sie wagt es endlich auszugehn, aber auf dem Wege wird sie von einem Unwohlsein befallen, und kehrt zurück. Um fünf Uhr ist sie wieder zu Hause, und sie geht, sich auszukleiden. „Sie sind da, meine Theure", verkündet sie der entfernten Freundin, „und, denken Sie! gerade ist einer meiner Cousin's da, der einige Zeit am Hofe war; er ist auch bei den Herren. Wenn es ihm in den Kopf käme, mich zu sehn!" Von einem wirklichen Vetter kann hier nicht die Rede sein, da Goethe's Vater keine Geschwister hatte, und von den Geschwistern der Frau Rath ihre Schwester Johanna Maria sich erst am 11. November 1751 vermählte, die übrigen noch später, so daß der älteste Vetter Korneliens — und hier ist von mehreren

die Rede — damals nicht älter, als sechzehn Jahre sein konnte. Es muß demnach nach dem oben S. 144 Note 1 bereits erwähnten Sprachgebrauche der Sohn einer befreundeten Familie verstanden werden. Der Bruder kam darauf, um Kornelien den Wunsch ihres Cousins, sie zu sehn, mitzutheilen; er habe sie bereits bei den Herren von Olderogge sehr gelobt. Sie entschuldigte sich mit ihrem Unwohlsein, wobei sie so todtenblaß aussah, daß der Bruder in Schrecken gerieth. Der Cousin holte sie darauf mit Gewalt halb besinnungslos in den Saal, wo sie, um den Blicken der Fremden nicht ausgesetzt zu sein, sich nach den ersten Begrüßungen möglichst fern vom Lichte setzte. Nach einigen höflichen Redensarten begann der Cousin: „Meine theure Cousine, ich habe Ihnen noch nicht die Freude mitgetheilt, die ich empfunden habe, als ich bei meiner Rückkehr einen so liebenswürdigen Cousin hier antraf; man hat Ursache, Ihnen zu einem solchen Bruder Glück zu wünschen, der so sehr geliebt zu werden verdient." Kornelia erwiederte: „Ich bin entzückt, mein Herr, daß Sie gegenwärtig überzeugt sind, wie sehr ich berechtigt gewesen, über die Abwesenheit dieses geliebten Bruders betrübt zu sein; diese drei Jahre sind mir sehr lang geworden; ich wünschte jeden Augenblick seine Rückkehr." Goethe wandte sich zu Kornelia mit den scherzenden Worten: „Meine Schwester, meine Schwester! und jetzt, wo ich hier bin, verlangt niemand mich zu sehn; es ist gerade, als ob ich nicht hier wäre." „Keine Vorwürfe, mein Bruder!" entgegnete die Schwester. „Sie wissen selbst, daß dies nicht meine Schuld ist; Sie sind immer beschäftigt, und ich wage nicht, Sie so oft zu unterbrechen, als ich wollte." Der Cousin aber ergriff wieder das Wort, und bat Kornelien, die schon im vergangenen Winter sich in der Musik so sehr ausgezeichnet habe, sie möge ihre neuerdings gemachten Fortschritte hören lassen, wodurch die anwesenden Herren sich entzückt fühlen würden. Diese, welche unterdessen ihre Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, ging zum Klavier; die Herren stellten sich um sie herum, und der jüngere von Olderogge warf während des Spiels mehrmals seine Blicke auf sie, worüber sie, da sie es merkte, erröthete. Als der Cousin

nach Beendigung des Musikstückes sie zu ihrem Stuhl zurückführte, und an sie die Frage stellte, was er noch thun solle, um sie sich zu verbinden, bat sie ihn, seinen Platz wieder einzunehmen, worauf jener in die Worte ausbrach: „Ich sehe, worauf es ausgeht! Sie wollen, daß ich mich entferne. Sie sind es, mein Herr — er wandte sich dabei gegen den jüngern Herrn von Olderogge —, den sie erwählt hat, immer in ihrer Nähe zu sein." Der junge Mann, welcher Kornelien zu beleidigen fürchtete, gerieth in große Verlegenheit, die sich auf seinem Gesichte malte; Kornelia aber konnte sich das Vergnügen nicht versagen, ihm in's Gesicht zu schauen; sie glaubte in ihm ihren liebenswürdigen Harry zu sehn, und ihre Gedanken verwirrten sich. Der Bruder aber brachte das Gespräch auf Leipzig, auf die angenehme Zeit, die er dort verlebt, und zugleich beklagte er sich über Frankfurt, über die dort herrschende Geschmacklosigkeit, und er unterfing sich, die Frankfurter Damen für unerträglich zu erklären. „Welch ein Unterschied" rief er aus, „zwischen den Sächsischen und den hiesigen Mädchen!" Kornelia aber schnitt ihm das Wort ab, und wandte sich an ihren liebenswürdigen Nachbar mit der Bemerkung: „Mein Herr, dies sind die Vorwürfe, die ich alle Tage hören muß." „Sagen Sie mir", fuhr sie fort, „ob es wirklich der Fall ist, daß die Sächsischen Damen alle übrigen unserer Nation so sehr übertreffen!" „Ich versichere Sie," erwiederte hierauf Herr von Olderogge, „daß ich in der kurzen Zeit, welche ich hier bin, mehr vollkommene Schönheiten gesehen habe, als in Sachsen; was aber Ihren Herrn Bruder so sehr für jene einnimmt, ist, ich wage es zu sagen, eine gewisse Anmuth, ein gewisser bezaubernder Zug." „Ganz recht!" fiel der Bruder ein; „diese Anmuth und dieser Zug sind es, die ihnen hier fehlen. Ich gebe zu, daß sie schöner sind; aber was hilft mir diese Schönheit, wenn sie nicht mit einer unendlichen Anmuth verbunden ist, die mehr bezaubert, als die Schönheit selbst!" [1]

[1] Vgl. S. 145 f. 148 Note. Goethe's Werke B. 6, 59. Horn schreibt von Frankfurt aus: „Die Mädchen! o die sind hier ganz unerträglich! sehr stolz und ohne allen Menschenverstand. Ich möchte rasend werden, wenn

Beim Abschied bezeigte der jüngere Herr von Olderogge sich äußerst höflich gegen Kornelia, er küßte ihre Hand und drückte sie mehreremal, als ob er sie nicht wiedergeben wollte. „Was hatte er nöthig, sich so zu betragen?" schreibt sie der Freundin. „Ich beneide die schönen Damen, die er hier gesehen hat. Ist es denn nicht eine unendliche Wonne, einem solchen Manne zu gefallen? — Aber wozu sage ich das? Sie sehen, daß der Schlaf mich in Verwirrung bringt." Am folgenden Tage ist der Bruder den ganzen Tag in der Begleitung der beiden Fremden, um welches Glück ihn Kornelia beneidet. „Die Herren von Olderogge", schreibt sie Tags darauf, [1] „werden diesen Nachmittag kommen. Ich freue mich darauf; wenigstens werde ich noch einmal dieses liebliche Gesicht sehn, welches so viele Aehnlichkeit hat — st! st!" Aber kaum hat sie diese an ihren geliebten Harry erinnernden Worte geschrieben, als der Bruder sie mit der unangenehmen Nachricht überrascht, daß seine Freunde noch diesen Morgen abreisen, und er eben hingeht, um Abschied von ihnen zu nehmen. „Wenn Sie meine Qual sähen", klagt sie, „sie übersteigt meine Kraft. Jedes Vergnügen, das ich mir verspreche, versagt mir. Welchem Schicksal bin ich noch aufgespart! — Mein Bruder ist in diesem Augenblick gegangen, ihnen Lebewohl zu sagen. — Ha, welcher Gedanke schwebt vor meinem Geiste! [2] — Nein, nein! — Lebewohl!" Bald darauf empfängt sie die Nachricht, daß auch ihr Harry, den sie am nächsten Sonntag, den 30. Oktober, bei sich zu sehn gehofft hatte, abgereist sei. „Sie werden sicher Schmerzensausrüfe von mir erwarten", schreibt sie der Freundin, „wenn ich Ihnen sage, daß mein liebens-

ich an Leipzig denke. Nicht eine ist fähig, einen discours zu führen, als etwa vom Wetter oder von einer neumodischen Haube."

[1] Irrig bezeichnet Jahn S. 266 diesen Tag als einen Mittwoch: der Besuch der beiden Brüder fällt auf Mittwoch den 26. Oktober, wonach dieser Brief am Freitag geschrieben sein muß.

[2] Einen Augenblick denkt sie daran, den Bruder zu begleiten, aber sie faßt sich bald. Das schließende Lebewohl! gilt nicht der Freundin, sondern dem jungen Fremden, dem sie es in Gedanken zuruft.

würdiger Engländer abgereist ist, daß er abgereist ist, ohne mir das letzte Lebewohl sagen zu können, daß ich sein Portrait nicht habe, kurz daß alle meine Maßnahmen fehlgeschlagen sind. Aber, meine Theure, ich werde mich betragen, wie es mir geziemt, obgleich dies Sie nach demjenigen, was ich Ihnen schon geschrieben habe, in Erstaunen setzen wird. — Mein Herz ist unempfindlich für alles. — Keine Thräne, kein einziger Seufzer! — Und welche Ursache hätte ich auch dazu? Keine, denk' ich. — Und doch, meine theure Freundin, gäbe es wohl je einen unschuldigern Wunsch, als den, sein Bild immer zu sehn? Ich hatte immer ein außerordentliches Vergnügen, ihn anzublicken, und jetzt bin ich dessen beraubt. — Aber das macht nichts. Sie sehen meine völlige Gleichgültigkeit. — Mein Seelenzustand nähert sich der Unempfindlichkeit."

Es ist dies das einzige leidenschaftliche Verhältniß Korneliens, von welchem wir Kunde haben, und wir sind nach ihrem ganzen Charakter wohl berechtigt, es wirklich für das einzige zu halten. Kornelia wußte, wenn irgend ein Frauenherz, das Glück wahrer, inniger Liebe zu fühlen, und in ihm die höchste Befriedigung zu erkennen, doch sie war zugleich überzeugt, daß eine solche Liebe nothwendig körperliche Schönheit voraussetze, durch welche, verbunden mit einer edlen, freien, heitern Seele, sie hervorgerufen werde. Aber der Schmerz über die pedantische Strenge und die gemüthlose Härte des Vaters hatte frühe in ihr den Gedanken erregt, daß ihr kein Glück auf Erden blühen werde, und so stellte sie ihren Mangel an Schönheit mit bitterster Schärfe zu grillenhafter Selbstqual sich immer lebhaft vor, der es ihr unmöglich mache, je Gegenliebe zu gewinnen. Freilich mochte es auch für sie Augenblicke geben, wo sich das Glück zärtlicher Liebe so lebhaft ihrer Seele bemächtigte, daß sie in dem Gedanken daran sich beseligt fühlte, und jenes trübe Gespenst ihrer Seele vor der Liebe holdem Bilde zurückwich, besonders bei Lesung jener sentimentalen Romane, die damals zu Frankfurt an der Tagesordnung waren, aber ihr scharfer, unerbittlicher Verstand ließ sie bald wieder das ganze, große Unglück bitter erkennen, daß für sie das Glück der Liebe

nicht bestimmt sei, da sie auf Gegenliebe nicht hoffen dürfe. Das Tagebuch Korneliens bietet uns in dieser Beziehung die unzweideutigsten Beweise, deren wir mehrere bereits oben im Verlauf der Erzählung angeführt haben. Hier sei es uns gestattet noch einige bezeichnende Stellen dieser Art hinzuzufügen. Einmal schreibt sie der Freundin, die ihre Klagen über ihr abstoßendes Aeußeres nicht gelten lassen wollte: „Ich bitte Sie, machen Sie mich nicht mehr durch Ihre Lobsprüche erröthen, die ich in keiner Weise verdiene! Wenn Sie es nicht wären, meine Theure, so würde ich ein wenig aufgebracht sein über das, was Sie von meinem Aeußern sagen, da ich es dann für eine Satire halten könnte; aber ich weiß, daß es die Güte Ihres Herzens ist, welche Sie bestimmt, mich also zu betrachten. Doch mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlich werde. Es ist kein verstelltes Wesen, mein theures Kind, ich spreche von Herzensgrund, und ich sage Ihnen auch, daß ich zuweilen von Schmerz durchdrungen bin, und daß ich alles in der Welt dafür geben möchte, schön zu sein." „Was werden Sie davon sagen, meine Theure", fragt sie die Freundin, „daß ich für immer der Liebe entsagt habe?" „Lachen Sie nicht", fährt sie fort, „ich spreche im Ernst! diese Leidenschaft hat mir zu viel Leiden bereitet, als daß ich ihr nicht von ganzem Herzen Lebewohl sagen sollte. Es gab eine Zeit, wo ich, erfüllt von romanhaften Ideen, glaubte, eine Verbindung könne nicht vollkommen glücklich sein ohne gegenseitige Liebe; aber ich bin von diesen Thorheiten zurückgekommen." Man fühlt die Bitterkeit durch, mit welcher sie die konventionellen Ehen, die ihr Herz verwerfen mußte, als gewöhnliche, dem herrschenden Sinne ganz unanstößige Erscheinungen betrachtet. Mit herbem Schmerze spricht sie sich in einer spätern Stelle über ihre Ansichten von der Ehe und ihre völlige Hoffnungslosigkeit aus. „Welch eine gefährliche Gabe ist die Schönheit!" ruft sie aus. „Ich bin froh, daß ich sie nicht besitze, wenigstens halte ich es nicht für ein Unglück." „Es ist dies eine Art von Trost", fährt sie fort, indem sie unerwartet den Uebergang zum ganz entgegen-

gesetzten Geständniß macht; „und doch, wenn ich ihn gegen das Glück, schön zu sein, halte, so verliert er seinen ganzen Werth. Sie haben schon gehört, daß ich aus einem reizenden Aeußern sehr viel mache, aber vielleicht wissen Sie noch nicht, daß ich dies für unumgänglich nöthig zum Lebensglücke halte, und deshalb glaube, daß ich nie glücklich sein werde. Ich will Ihnen erklären, was ich über diesen Punkt denke. Es ist offenbar, daß ich nicht immer Mädchen bleiben werde; auch wäre es sehr lächerlich, einen solchen Plan zu machen. Obgleich ich schon längst die romanhaften Gedanken von der Ehe aufgegeben habe, so ist doch eine hohe Idee von der ehelichen Liebe in mir nicht ausgelöscht, von dieser Liebe, welche nach meinem Urtheil allein eine Verbindung glücklich machen kann. Wie könnte ich auf ein solches Glück Anspruch machen, da ich keinen Reiz besitze, welcher Zärtlichkeit einzuflößen vermöchte! Sollte ich einen Mann heiraten, den ich nicht liebe? Dieser Gedanke macht mich schaudern, und doch wird es die einzige Wahl sein, welche mir übrig bleibt: denn wo wäre ein Mann zu finden, der an mich dächte! Glauben Sie nicht, meine Theure, daß dies Verstellung sei; Sie kennen die Falten meines Herzens; ich verhehle Ihnen nichts, und wozu sollte ich es thun?" Wenn Goethe bemerkt (B. 22, 344), in dem Wesen seiner Schwester habe nicht die mindeste Sinnlichkeit gelegen, so müssen wir dies eben so in Abrede stellen, als die weitere Behauptung, daß diese nur gewünscht habe, das Leben in geschwisterlicher Harmonie mit ihm zuzubringen. Alle Glut der Leidenschaft lag in ihrem Herzen, aber sie wagte nicht, sich derselben ganz hinzugeben, weil sie die schmerzliche Ueberzeugung hegte, daß nur sinnliche Schönheit, die ihr abging, wahre Liebe hervorrufen könne; sie überwand ihre Sinnlichkeit, weil sie verzweifelte, irgend Gegenliebe zu finden, und doch brach das sinnliche Verlangen oft so stark hervor, wie wir es in dem Verhältniß zu Harry und der Begegnung mit dem jüngern Herrn von Olderogge finden. Die Ahnung, daß sittliche Vorzüge den Mangel sinnlicher Schönheit ersetzen können, war ihr nie gekommen, und sie selbst war, Dank der unterdrückenden Erziehung

des Vaters! nie zu dem Bewußtsein ihrer geistigen Vorzüge gelangt, wenn diese ihr auch eine gewisse Herrschaft über ihre gleichalterige Umgebung, besonders über junge Frauenzimmer, verschafften. Immer mehr versank ihre Seele in die traurige Vorstellung, daß für sie kein Glück der Liebe zu hoffen, daß ihr ganzes Leben verkümmert sei. So schreibt sie denn an ihrem Geburtstage: „Heute bin ich achtzehn Jahre alt geworden. Diese Zeit ist mir wie ein Traum hingeschwunden, und die Zukunft wird eben so dahingehn, nur mit dem Unterschied, daß ich noch mehr Leiden erfahren werde, als ich bisher empfunden. Ich ahne sie."

Beim Anfange des Winters traten gleich die gewohnten Gesellschaften und Konzerte wieder ein, doch wurden diese Genüsse Kornelien bald auf die traurigste Weise gestört, als der Bruder, der während der Zeit immer gelitten hatte [1], an ihrem Geburtstage, den 7. Dezember, von einer starken Kolik befallen wurde, so daß er zwei Tage lang die heftigsten Schmerzen litt; vergebens suchte man ihm Linderung zu verschaffen; die Schwester konnte es nicht aushalten, ihn in einem so schrecklichen Zustand zu sehn, ohne daß sie ihm zu helfen vermochte. Die Heilung erfolgte, da kein anderes Mittel helfen wollte, durch ein krystallisirtes trockenes, in Wasser aufgelöstes Salz, welches der Arzt von Fräulein von Klettenberg, J. Fr. Metz, auf geheimnißvolle Weise bereitet hatte. [2] Trotz der am dritten Tage eingetretenen Besserung konnte sich der Kranke doch keine Viertelstunde aufrecht halten; er erholte sich indessen bald wieder, wenn er auch drei Wochen das Zimmer hüten

[1] Vgl. den Brief an Fr. Oeser B. 6, 57.

[2] Goethe bemerkt (B. 21, 154 f.), sein Arzt und Wundarzt hätten zu den abgesonderten Frommen gehört, und er deutet an, daß ersterer mit Fräulein von Klettenberg in Verbindung gestanden. Der Hausarzt war Hofrath Joh. Phil. Burggrave, der im Juni 1775 im fast vollendeten fünfundsiebenzigsten Jahre starb, aber dieser gehörte keineswegs zu den Frommen. Daß der obengenannte Arzt Metz, geboren am 1. September 1724, gemeint sei, steht jetzt fest. Vgl. „Blätter für literarische Unterhaltung" 1850, 1088. Maria Belli VII, 17 f. Die Mutter ward damals durch einen biblischen Spruch getröstet. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 137.

mußte. Sein Zustand hatte allgemeine Theilnahme erregt; überall, wo Kornelia in Gesellschaft erschien, drängten sich Freunde und Freundinnen um sie, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Kornelia erzählt der Freundin, wie am vierten Tage nach jenem Anfalle, am 11. Dezember, einem Sonntage, der Resident für Baden-Durlach, Herr von Schmidt, der ihrem Vater als wirklichem kaiserlichen Rathe einen Besuch machen wollte, sie in ihrem Zimmer, das jetzt auch als Besuchzimmer diente, bei der Toilette überrascht habe. In äußerster Verlegenheit entfernte sie sich auf sehr ungeschickte Weise; sie war vor Schrecken todtenblaß geworden. „Im Vorbeigehen muß ich Ihnen sagen", schreibt sie der Freundin, „daß nichts mir besser steht, als wenn ich in Folge einer Aufregung erröthe oder erblasse." Am darauf folgenden Freitag sieht sie den Residenten im Konzert, und findet ihn so liebenswürdig, daß, wenn sie den Liebesgott malen sollte, sie ihn zum Modell wählen würde. Sie hört, wie er sich mit dem Marquis St. Sevère lebhaft über die schöne Lisette von Stockum unterhält, welches Mädchen auf beide großen Eindruck gemacht hat. „Glückliches Mädchen!" denkt sie. Der Resident unterhält sich nachher auch mit ihr, worüber sie sich denn glücklich und zufrieden fühlt. Uebrigens gereichte es Goethe's Familie, die gar nicht in einem Zustande war, sich, vielweniger ihn zu trösten, zu großem Troste, daß dieser trotz aller Beschwerden der Krankheit heiter und munter war.[1]

Anfangs Januar gab Legationsrath Moritz eine große Gesellschaft zur Feier seiner Wiederherstellung, aber bald darauf, um die Mitte des Monats, erlitt er einen neuen Anfall, der ihn wieder nöthigte, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten.[2] „O Mamsell",

[1] Vgl. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde S. 77.

[2] „In Wahrheit und Dichtung" (B. 21, 156 f.) wird nur eines Anfalles dieser Art gedacht, dagegen die Heilung der in Leipzig nach der Krankheit entstandenen Geschwulst am Halse (B. 21, 142) in die erste Zeit nach der Rückkehr verlegt, was uns nicht richtig scheint. Goethe war wieder hergestellt, aber noch krankhaft gereizt und blaß aussehend zurückgekehrt; erst im November scheint er wieder zu kränkeln begonnen zu haben, da die Briefe vom September und Oktober der Krankheit nicht erwähnen.

schreibt er am 13. Februar an Fr. Oeser, „es war eine impertinente Komposition von Laune meiner Natur, die mich vier (?) Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den Sessel anschraubte, daß ich eben so gerne die Zeit über hätte in einen gespaltenen Baum wollen eingezaubert sein. Und doch sind sie herum, und ich habe das Kapitel von Genügsamkeit, Geduld, und was übrigens für Materien in's Buch des Schicksals gehören, wohl und gründlich studirt, bin auch dabei etwas klüger geworden. — Trutz der Krankheit, die war, trutz der Krankheit, die noch da ist, bin ich so vergnügt, so munter, oft so lustig, daß ich Ihnen nicht nachgäbe, und wenn Sie mich in dem Augenblicke jetzt besuchten, da ich mich in einem Sessel, die Füße, wie in eine Mumie verbunden, vor einen Tisch gelagert habe, um an Sie zu schreiben." Zehn Tage früher hatte die Schwester statt des Bruders an ihre Freundin schreiben müssen, weil die Krankheit diesen hinderte.

Kornelia hatte unterdessen an ihren Frankfurter Bekanntschaften, von denen die drei Schwestern Gerock[1] und die jüngere Schwester der Katharina Fabricius ihr am nächsten gestanden zu haben scheinen, wenig Erfreuliches erlebt. Lisette Runkel, der wir oben erwähnten, fuhr einmal in glänzendem Putze mit dem reichen Besitzer des Gasthofes „zum König von England", Herrn B. (Breitenbach), nach Darmstadt, und erregte dort bei Hofe großes Aufsehen. Von dort kehrte sie, da der am 17. Oktober erfolgte Tod des Landgrafen die Hoffeste unterbrach, bald nach Frankfurt zurück. Kornelia und Lisette besuchten sich trotz der durch das öffentliche Benehmen der letztern eingetretenen Entfremdung, wie früher, und Lisette zeigte mitunter wahre Anhänglichkeit. Bei einem dieser Besuche, wo Lisette im Putz einer Prinzessin bei Kornelia erschien, theilte sie dieser mit, daß Breitenbach ihr zwar seine Hand angeboten habe, diese Heirat aber nicht zu Stande kommen werde, sie vielmehr mit einem jungen und reichen Amsterdamer Kaufmann

[1] Kornelia lobt ihre hübschen und muntern Cousinen, Charlotte, Antoinette und Katharina Gerock, als eine angenehme Gesellschaft. Jahn S. 245. Vgl. oben S. 140 Note 2.

Namens Dorval, der sich in Frankfurt in sie verliebt habe, bereits verlobt sei. Auch that Lisette zu dieser Zeit eine Erbschaft. Kornelia hat über dieses Glück der Freundin die größte Freude, und nimmt an ihrer Liebe den lebhaftesten Antheil. Diese theilt ihr denn die Briefe Dorval's mit, welche sie so aufmerksam liest, daß sie dieselben zum Theil aus dem Gedächtniß wieder aufschreiben könnte; sie bewundert das Feuer und die Ausdauer des zärtlichen Liebhabers, wenn sie auch die ganze Haltung etwas übertrieben und romanhaft findet. Aber bald erregt Lisettens Eitelkeit und Gefallsucht Kornelia's Unwillen, die in treuer, reiner Liebe das höchste Glück sieht. Während Dorval's Abwesenheit läßt sie sich von einem Schwarm von Anbetern den Hof machen. Breitenbach gibt in seinem Gasthofe einen glänzenden Ball, dessen Königin Lisette sein wird; Kornelia und ihre Cousine Katharina Gerock, die beide verhindert sind, auf demselben zu erscheinen, wollen wenigstens die Schwester der letztern (die älteste, Charlotte, oder die zweite Schwester, Antoinette?) so aufputzen, daß sie die Diamanten jener ausstechen könne.[1] „Sie und Mamsell Meixner", schreibt Kornelia an Katharina Fabricius, „sind die einzigen Freundinnen, denen ich mich anvertrauen kann. Ich glaubte eine ewige Freundin an Lisette zu haben, aber ihre Zeit hat nur kurz gedauert; die allgemeine Bewunderung hat sie verführt. Stolz auf ihre Eroberungen, verachtet sie die ganze Welt, und obgleich Dorval einzig von ihr geliebt wird, gefällt ihr der Weihrauch so vieler Herzen über allen Ausdruck; sie rühmt sich überall und triumphirt heimlich. Sie

[1] An einer andern Stelle hofft sie, als Simonette Bethmann mit Herrn Metzler verlobt ist, das werde wohl einen Ball geben. Jahn S. 244. Die Braut hieß eigentlich Elisabeth Bethmann, und war das einzige Kind eines sehr reichen Mannes in Bordeaux. Als ganz junges Mädchen war sie nach dem Tode ihrer Mutter nach Frankfurt zu einer unverheirateten Tante, Christiane Barbara Metzler, gekommen. Der Vater gab die Heirat nur unter der Bedingung zu, daß Metzler den Namen „Metzler-Bethmann" annehme. Die Heirat verzögerte sich, und fand erst am 11. März 1770 zu Bordeaux statt.

durch ihre Reize heruntergesetzt zu haben.[1] Urtheilen Sie selbst, meine Theure, ob sie mit solchen Gefühlen eine treue Freundin sein kann! Es gab eine Zeit, wo sie, wenig mit der Welt bekannt, sich in meiner Freundschaft glücklich fühlte, aber diese Zeit ist nicht mehr, und ich erkenne hieran, daß dies der Lauf der Welt ist."

Wir haben bereits oben S. 145 bemerkt, daß Kornelia im Runkel'schen Hause einen gutmüthigen, aber ungeschickten jungen Mann G. hatte kennen lernen, den sie seit etwa einem Jahre mit großer Verachtung behandelt hatte, weil sie erfahren, daß er sich auf eine wenig anständige Art über sie geäußert haben sollte. Dieser sah sich aber endlich veranlaßt, nach der Ursache der sonderbaren Behandlungsart zu fragen, wo er denn erfuhr, was man ihm Schuld gab; er erklärte dies für eine neidische Verläumdung der „boshaften Schlange, der Rst.", die aus Eifersucht oder Haß ihm diese Nachrede gemacht habe. In einer erbetenen Zusammenkunft mit Kornelia wußte er diese von seiner Unschuld völlig zu überzeugen. „Ich nahm ihn wieder zu Gnaden an", schreibt sie; „und siehe! der Friede ist gemacht. — Hahaha! Das ist zu kurz, werden Sie mir sagen; ich hatte eine genaue Beschreibung erwartet. Verzeihen Sie mir! ich vermag es nicht, aus Furcht, vor Lachen zu ersticken. Meine Theure, wenn Sie in einem Winkel versteckt gewesen wären, Sie würden sich nicht erhalten haben. — Stellen Sie sich unsere Lage vor, die tolle Figur, welche wir machten, als wir zusammenkamen!" Man sieht, Kornelia verlacht den Menschen, dessen Unschuld sie anerkennt, als einen Einfaltspinsel, der es wagt, um ihre Neigung sich zu bewerben; das Gefühl ihrer geistigen Uebermacht über den albernen Tropf tritt bezeichnend hervor. Unermüdlich verfolgt er nun Kornelien, hängt sich in Gesellschaften und Konzerten an sie, ohne irgend ein Zeichen ihrer

[1] De Vous abaisser par ses charmes. Die Reize der übrigen verlieren durch den Vergleich mit ihrer Schönheit. Das Vous muß wohl im allgemeinen Sinne genommen werden, wie die zweite Person häufig steht; wenigstens ist die Beziehung auf Katharina Fabricius sehr unwahrscheinlich.

Gunst zu erhalten; kann sie ihn nicht vermeiden, so fertigt sie ihn kurz ab; der närrische Mensch ist ihr zum Ekel, seine Albernheit und Ungeschicktheit bringt sie zum Lachen. Endlich erhascht er die Gelegenheit, Kornelien mit ihrer Cousine Katharina Gerock aus dem Konzert im Wagen nach Hause zu begleiten. Als er mit ihr allein ist, legt er seine Hand auf die ihrige, und spricht: „Theure Miß, [1] dieser Schritt wird Ihnen vielleicht frei scheinen; aber ich habe lange Zeit mich bemüht, Sie ohne Zeugen zu sprechen; die Gelegenheit ist günstig, und Sie werden mir diese Freiheit verzeihen." Dieser Anfang schien Kornelien zu lächerlich, um nicht herauszuplatzen; er aber merkte es nicht, sondern fuhr in seinem Vortrage fort. Er habe den Eindruck, welchen Kornelia auf ihn gemacht habe, unvorsichtig Lisette Runkel und ihrer Mutter verrathen, welche dadurch eifersüchtig geworden, und in Verbindung mit der Rst. ihm bei ihr zu schaden gesucht hätten, und es noch suchten. Er sei bestimmt, unglücklich zu sein, und werde es immer sein, wenn sie ihm nicht ihre Neigung zuwende. „Sagen Sie mir, Miß, werden Sie mich unaufhörlich hassen? Sprechen Sie nur ein Wort, und ich werde der Glücklichste der Sterblichen sein." Kornelia erwiederte: „Wenn dies Sie beruhigt, mein Herr, so will ich es aussprechen. Ich versichere Sie meiner Achtung und meiner Freundschaft. Mögen Sie glücklich sein! dies ist es, was ich von ganzem Herzen wünsche." Während Kornelia dies der Freundin erzählt, kann sie sich des Lachens nicht enthalten; denn die durch die Höflichkeit gebotene Versicherung ihrer Achtung und Freundschaft für den leeren und albernen Menschen kommt ihr doch ja zu lächerlich vor. Indessen hat die Mittheilung von G. sie aufmerksam gemacht, und sie entdeckt nun bald, daß Lisette und ihre Mutter jede Zusammenkunft dieses Menschen mit ihr zu verhindern suchen, ja daß sie falsche Bestellungen in ihrem Namen erfinden, um das Verhältniß zu stören, freilich unter dem Vorwande, ihr dadurch einen Gefallen zu erzeigen. Kornelia aber,

[1] Eine damals, wie es scheint, durch die Lesung englischer Romane üblich gewordene Anrede junger Frauenzimmer.

der diese Falschheit und Betrügerei von Herzen zuwider ist, veranlaßt nun selbst eine Zusammenkunft mit ihm im Runkel'schen Hause. „Als ich bei Lisette eintrat", erzählt sie, „fand ich dort ihre Mutter und eine Dame ihrer Bekanntschaft. Nach dem Kaffee spielten wir Quadrille.[1] Um sechs Uhr läßt sich Herr G. anmelden, und tritt in demselben Augenblick herein. Er grüßt uns zusammen, hernach stellt er sich mir gegenüber und sieht mich während einer ganzen Viertelstunde an. Er wagt nicht sich mir zu nahen, aber Madame Runkel bittet ihn in einem spottenden Ton, und er setzt sich zwischen uns beide Mädchen. Ich spreche zu ihm mit vieler Höflichkeit; Lisette betrachtet mich mit eifersüchtiger Miene, und die Mutter, die sich beleidigt fühlt, will sich rächen, indem sie mich aufzieht wegen meiner Zerstreuung und der Unaufmerksamkeit auf das Spiel; ich aber stelle mich, als verstände ich nicht, was sie sagen wolle." Auf dem Rückwege, auf welchem G. zum großen Verdrusse von Mutter und Tochter Kornelien begleitet, erzählt er ihr von „höllischen Erfindungen, sie zu trennen, von offenbaren Lügen", so daß sie gestehn muß, daß sie ihm während vier Jahren aus Leichtgläubigkeit Unrecht gethan habe; im Gefühle ihrer Schuld läßt sie sich zu der Aeußerung hinreißen: „Nur einen Fehler hat er begangen, daß er mich zu sehr schätzte. Bin ich nicht das tadelnswertheste Mädchen? Schelten Sie mich, meine Theure! denn ich habe es verdient." Als G. sie bis zu ihrem Hause begleitet hat, bleibt ihm noch vieles, ja die Hauptsache zu sagen übrig; aber die Thüre öffnet sich, und sie tritt herein, das Herz von tausend verschiedenen Gedanken zerrissen. „Beklagen Sie mich nicht!" schreibt sie der Freundin; „ich verdiene es." Aber hiermit hat sie auch das Unrecht gebüßt, welches sie dem einfältigen Menschen gethan, den ihr Herz und Verstand

[1] Ein dem Lombre ähnliches, damals beliebtes Kartenspiel, bei welchem besonders Schweigen beobachtet werden muß. Eine Beschreibung desselben gibt das dictionnaire encyclopédique. Vgl. auch Hieronymi Schlosseri poemata p. 27. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fr. von Stein S. 93.

tief unter sich fühlten. Vor seiner Abreise kommt Kornelia noch einmal mit ihm zusammen. „Meine Theure", schreibt sie darüber an die Freundin, „wenn Sie diese Unterredung angehört hätten, Sie würden in Lachen ausgebrochen sein; ich für meinen Theil war so ernsthaft, als es die Gelegenheit (er wollte sich von ihr verabschieden) verlangte." Man erkennt hier überall das tiefe Gefühl für Recht und den Sinn für äußern Anstand, zugleich aber das hohe Selbstgefühl einem so unwürdigen Bewerber gegenüber, woneben freilich die weibliche Eitelkeit hervortritt, die sich zu rächen sucht. Mit Lisette Runkel kommt es denn bald zu einem förmlichen Bruche für immer. „Wenn ich Zeit hätte", schreibt Kornelia, „so würde ich Ihnen die ganze Geschichte mittheilen, aber sie ist zu lang; es genügt Ihnen zu wissen, daß Mutter und Tochter mich der Verläumdung und der Falschheit beschuldigt haben, und daß ich diese Ausdrücke viel zu niedrig gefunden habe, um mich zu einer Rechtfertigung herabzulassen. Diese Sache hat in mir eine Revolution von einigen Tagen veranlaßt, aber jetzt ist sie vorüber, und ich habe meine Ruhe wieder gewonnen." Auch das Verhältniß Lisettens zu Dorval scheint sich zerschlagen zu haben; denn sie starb unverheiratet, zwischen 1799 und 1801.

Wenn Kornelia die feurige Neigung Dorval's und dagegen die leichtfertige Flatterhaftigkeit Lisettens mit einem eigenen sympathetischen Zuge empfindet, so tritt uns dasselbe Gefühl noch bezeichnender in einem andern Falle hervor. Maria B. (Bassompierre), Tochter eines der reichsten Reformirten, eine vertraute Freundin Kornelia's, hat sich mit einem jungen, schönen, geistreichen Manne, Herrn St. Albain, verlobt, der sich gegen Kornelia ungemein höflich und artig bezeigte. „Gestern Abend (wohl an einem Dienstagabend, wo bei Maria Bassompierre Gesellschaft war)," erzählt Kornelia, „brachte er mich in seinem Wagen nach Hause. Lange Zeit beobachtete er Stillschweigen; dann fragte er, als wenn er aus einem Traume erwachte, mich auf einmal mit Eifer: „Theure Miß, wann werde ich Sie wiedersehn?" — „Ei!" erwiederte ich lachend; „was kümmert es Sie, mich zu sehn?" — „Meine liebliche Miß,

Sie wissen nicht ... Sie glauben nicht ... was soll ich sagen? Aber nein, ich will nicht sagen. — Miß, kommen Sie morgen auf den Ball?" — „Nein, ich werde nicht hingehn; man hat es mir in Rücksicht meiner Gesundheit verboten. Miß Maria wird hinkommen, und dies genügt Ihnen. Glücklicher St. Albain, Sie werden bald mit diesem bewundernswerthen Mädchen verbunden sein! Was verlangen Sie mehr?" — „Ich? — Nichts als — Ihre Freundschaft. — Versprechen Sie mir diese?" — „Ja, St. Albain! und hier meine Hand zum Pfande! So lange als Ihre reizende Gattin mich mit ihrer Freundschaft beehren wird, haben Sie ein Recht auf die meinige. Ich werde Sie immer achten; wir werden zusammen in Freundschaft leben, wir werden uns oft sehn." — „Oft, Miß? Ist dieses ganz wahr? Bewahren sie diesen Gedanken! Aber ..." — „Ei, ja! Aber was denn noch?" Da hielt der Wagen still; er nahm meine Hand, und sprach: „Sie werden also nicht auf den Ball kommen?" — „Nein, sage ich Ihnen; aber nächsten Dienstag zu Miß Philippine (zur wöchentlichen Abendgesellschaft)." — „Also leben Sie wohl bis dahin! Ich werde Sie dort sicher sehn. Vergessen Sie nicht Ihr Versprechen!" — „Nein, nein, St. Albain! Ich werde es nicht vergessen." Sie fügt die Bemerkung hinzu: „Was wollte er hiermit sagen, meine Theure? Ich Thörin, die ich bin! Er glaubte sich verpflichtet, mir einige Komplimente zu machen; das ist alles. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich ihn schätze, und wie sehr er geschätzt zu werden verdient." Der Gedanke, daß dieser liebenswürdige Mann wirkliche Neigung zu ihr gefaßt habe, liegt ihr fern, da er ja der Verlobte ihrer Freundin ist, und sie, bei ihrem Mangel an Schönheit, es für unmöglich hält, Liebe zu erregen. Aber St. Albain erhitzt sich auf jenem Balle, wird krank und stirbt in wenigen Tagen; an demselben Dienstage, wo er Kornelien wiederzusehn versprochen hatte, fand sein Begräbniß statt. Diese ist außer sich vor Schmerz über den Tod des liebenswürdigen Mannes; sie stellt sich die Klagen der Braut und der Eltern desselben mit lebhaftesten Farben vor. Nur allmählich beruhigt sie sich, und geht nur mit

Widerwillen in das nächste Freitagskonzert. Die Musik gewinnt ihr keine Theilnahme ab; sie denkt nur an St. Albain und den Jammer seiner trostlosen Braut; sie fürchtet, daß man von diesem traurigen Falle mit ihr reden und ihr Herz noch mehr zerreißen werde; sie selbst hat sich das Wort gegeben, von ihm nicht mehr zu sprechen, wenn auch die Erinnerung an ihn sie nicht verläßt. Wie erstaunt sie aber, als Maria in gewählter Trauerkleidung in den Saal tritt, sich in ihre Nähe setzt, und ihr die frivolsten Aeußerungen zu hören gibt, daß sie gar keine Trauer empfunden habe, vielmehr heiterer sei, als jemals, und nur die dunkle Kleidung verwünsche, die sie in Folge des Todesfalles tragen müsse! Kaum vermag sie ihre Entrüstung zu verbergen, heimlich aber preist sie den Hingeschiedenen glücklich, daß er diese seiner so unwürdige Frau nicht bekommen habe, deren Freundin sie nicht länger sein kann.

Mit dem eintretenden Frühjahre 1769 begann das Leben auch für Kornelia, deren Bruder jetzt wiederhergestellt war, sich zu erheitern; aber leider fehlen uns hierüber genauere Nachrichten. Das Tagebuch wird von jetzt an nicht mehr mit dem frühern Eifer geführt, und in den letzten Monaten, Juni, Juli und August, sind nur wenige Blätter an einigen Tagen beschrieben. Aus den Briefen nach Leipzig ersehen wir, daß Goethe sich im ganzen wieder wohl fühlte, wenn auch nicht immer, wie er wünschte; dagegen quält ihn noch stets die Erinnerung an den Verlust von Käthchens Liebe, den auch der Trost der liebenden Schwester nicht zu lindern vermag. Um Ostern kommt sein launiger, freilich damals auch von Liebe gequälter Freund Horn von Leipzig zurück, welcher die gesellschaftlichen Kreise Goethe's und seiner Schwester mit seinem Witze belebt haben wird. Vielleicht war auch Riese zurückgekehrt, wogegen Crespel in Göttingen studirte. Ein Ausflug nach Worms, wo er Charitas Meixner und seinen Freund Trapp wiederfand, Katharina Fabricius, mit der er in Briefwechsel getreten war, persönlich kennen lernte, auch mit einer Familie von Kampf verkehrte, wird in den Sommer oder in den Herbst des Jahres

gefallen sein. Wie innig sich auch die Schwester an ihn anschloß und Herz in Herz überging, wie wohlwollend auch der Kreis der Freunde und Freundinnen war, in welchem er sich mancher heitern Stunde zu erfreuen hatte,[1] so war und blieb er doch verstimmt und konnte zu keinem rechten Behagen gelangen, ja oft mußte es der Schwester scheinen, daß die eigentliche Jugendkraft ihres einst so hoffnungsvollen Bruders vor der Zeit gebrochen sei; er fühlte sich von Frankfurt fortgetrieben, um in einer fremden Welt ganz zu gesunden und ein neues, frisches Leben zu beginnen. „Daß ich ruhig lebe," schreibt er am 23. Januar 1770 an Käthchen, „das ist alles, was ich Ihnen von mir sagen kann, und frisch und gesund und fleißig; denn ich habe kein Mädchen im Kopf. Horn und ich sind noch immer gute Freunde, aber wie es in der Welt geht, er hat seine Gedanken und seine Gänge, und ich habe meine Gedanken und meine Gänge, und da vergeht eine Woche, und wir sehen uns kaum einmal. Aber alles wohl betrachtet, Frankfurt bin ich nun endlich satt, und zu Ende des Märzens geh' ich von hier weg." Zu diesem Ueberdrusse an Frankfurt und dem ungeduldigen Triebe in die Ferne hin kam zuletzt noch ein Mißverhältniß zum Vater, der in seinem gewohnten Gange und seinen hergebrachten Ansichten durch nichts gestört sein wollte. Manche freie Aeußerung des Sohnes mag ihn verletzt und zu unerfreulichen Szenen Veranlassung gegeben haben, von denen in „Wahrheit und Dichtung" (B. 21, 173 f.) nur eine angeführt wird.

Hatte die Gegenwart des Bruders auch manche Besorgnisse und unerfreuliche Auftritte veranlaßt, bei welchen die Schwester sehr litt, so fühlte diese sich doch durch die Abreise Wolfgang's nach Straßburg gegen Ostern 1770 recht unglücklich; denn sie fand

[1] An seinen Freund Gottlob Breitkopf schreibt er im August 1769 (Hirzel „Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek" S. 3): „Ich habe ein halb Dutzend englische Mädchen, die ich oft sehe, und bin in keine verliebt; es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl sein."

sich jetzt, wo sie des Umganges des Bruders wieder entbehren sollte, viel einsamer, als je, wenn sie jenen auch mit den besten Hoffnungen in das schöne Elsaß entlassen hatte. Bei dem vielbewegten Leben in einem zerstreuenden Kreise frohmuthiger Genossen mochte auch der Briefwechsel mit der Schwester nicht sehr lebhaft werden, der ja schon deshalb nicht ganz frei sein konnte, weil der Vater Einsicht davon erhielt; wenigstens kamen ihm Wolfgang's Briefe zu Handen; und was die Schwester schreiben mochte, waren meistentheils nur die gewöhnlichen Klagen über ihre unerfreuliche Lage. Gleich in den ersten Monaten seines Straßburger Aufenthaltes hatte er durch einen von Versailles aus an Freund Horn gerichteten mystifizirenden Brief seine Frankfurter Freunde in große Angst gesetzt, da diese, besonders weil längere Zeit über keine Briefe von ihm anlangten, in Furcht geriethen, er möge ein Opfer des bei den Festlichkeiten in Paris geschehenen großen Unglückes geworden sein. Zwar sagt Goethe, die Eltern hätten hiervon nicht eher etwas erfahren, bis ein späterer Brief seine Rückkehr nach Straßburg von einer kleinen, etwa vierzehntägigen Reise gemeldet habe;[1] aber wollen wir dieses auch nicht in Zweifel ziehen, so könnte doch jene unglückliche Vermuthung eines dem Bruder zugestoßenen Unfalls zur Schwester gedrungen sein. Als später die Liebe zu Friederike Goethe's ganze Seele verschlang, wird der Verkehr mit der Schwester noch mehr gelitten haben, wenn sie ihm auch nicht aus dem Sinne kam, sondern er gerade bei der Frage, ob er nicht dem Vater zum Trotze die Verbindung mit der

[1] Jene Reise möchten wir bezweifeln; denn der mystifizirende Brief muß gegen Mitte Mai, anderthalb Monate nach seiner Ankunft, geschrieben sein. Daß aber in dieser Zeit Goethe zu einer vierzehntägigen Reise sich veranlaßt gesehen, obgleich die Johanniferien nahe bevorstanden, ist höchst unwahrscheinlich, wogegen es leicht erklärlich ist, daß Goethe auch ohne eine solche Abhaltung, besonders wenn er kurz vorher an die Seinigen geschrieben hatte, in ein paar Wochen nichts von sich hören ließ. Auffallend ist es auch, daß Goethe zuerst sagt, er habe „die Seinigen“ in Angst und Noth versetzt, später aber nur von den „nächsten Freunden“ mit Ausschluß der Eltern spricht.

Geliebten durchsetzen solle, mehr als je an das elterliche Haus erinnert wurde, woher er denn auch einen in größter Bewegung von Sesenheim aus an den Aktuar Salzmann geschriebenen Brief mit dem frommen Wunsche schließt: „Behüt' mir Gott meine lieben Eltern! Behüt' mir Gott meine liebe Schwester! Behüt' mir Gott meinen lieben Aktuarius und alle frommen Herzen! Amen."

Um so inniger aber wurde das Verhältniß zur Schwester wieder, als der herrlich entwickelte, von tiefstem Liebesschmerze durchdrungene Jüngling gegen Ende August 1771 nach Frankfurt zurückkehrte, wo freilich die Mutter gleich in den ersten Tagen ihres Sohnes ungebührliche Einladung eines harfespielenden Knaben dem Vater möglichst zu verbergen suchen mußte. Den tiefen Liebesschmerz, den ein bald einlaufendes Antwortschreiben Friederikens noch heftiger entflammte, goß er in den Busen der Schwester aus, die mit vollster, fröhlichster Hoffnung an ihrem Wolfgang hing, dessen Entschluß, Friederiken zu verlassen, sie nur billigen konnte, da sie die Unmöglichkeit einer Verbindung bei der eigensinnigen Strenge des Vaters erkannte, wenn sie auch die blutige Zerreißung des edelsten Bundes in aller ihrer grausenhaften Qual mitempfand. Auch in seine poetischen Plane und Bestrebungen, in seine Studien Homer's, Ossian's und der Volkspoesie weihte er die Schwester ohne Zweifel ein, wie er denn selbst erzählt, daß er ihr aus dem Stegreife solche Homerische Stellen, an denen sie zunächst Antheil nehmen konnte, übersetzt habe (B. 22, 127). „Die Clarke'sche wörtliche Uebersetzung las ich deutsch, so gut es gehn wollte, herunter; mein Vortrag verwandelte sich gewöhnlich in metrische Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt, womit ich sie aussprach, hoben alle Hindernisse einer verschränkten Wortstellung; dem, was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste." Auch seine Uebertragungen Ossian's (vgl. S. 120 f.) und die auf Herder's Antrieb gesammelten Volkslieder, theilte er der Schwester mit. „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht," schreibt er später an

Herder,[1] „die ich auf meinen Reisereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehäscht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: „Ich liebte nur Ismenen." Sie waren Ihnen bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf's dringendste Bitten erlaubt habe. — Ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen. Meine Schwester soll Ihnen die Melodien, die wir haben (sind NB. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat), sie soll sie Ihnen abschreiben."

Die erste Dramatisirung der Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen fällt, wie die Briefe an Salzmann zeigen (vgl. oben S. 60), in das Ende des Jahres 1770, wonach denn auch in diese Zeit dasjenige versetzt werden muß, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 149 f.) erst nach der Rückkehr von Wetzlar erzählt.[2] „Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart (des Drama's), und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt, und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten,

[1] Bei Schöll „Briefe und Aufsätze" S. 130. Vgl. S. 70 Note.

[2] Viehoff hätte auch hier die durch die Briefe an Salzmann gewonnene Kenntniß in der Darstellung benutzen, und nicht bloß in einer Note (II, 76) den Widerspruch hervorheben sollen. Die Worte: „Berlichingen — habe ich erhalten," können nur von dem ganzen Stücke, unmöglich von einem Theile verstanden werden. Auch verspricht ja Goethe am 28. November, er werde das Drama an Salzmann schicken, *wenn es fertig sein werde*. Ob die Vollendung sich noch bis in den Januar 1771 hinein verzog, ist nicht bestimmt zu sagen. Nach „Wahrheit und Dichtung" arbeitete er am „Götz" etwa sechs Wochen; er hatte aber schon einen Theil vollendet, als er am 28. November an Salzmann schrieb.

daß sie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehn, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte. Ich schrieb die ersten Szenen, und Abends wurden sie Kornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde, ja sie äußerte einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr; ich fuhr den nächsten Tag fort, und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen; auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an's Werk, das ich geradeswegs verfolgte, ohne weder rückwärts, noch rechts noch links zu sehn, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuskript geheftet zu erblicken.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kornelia auch deshalb den Bruder zur Ausführung des Drama's trieb, weil sie hoffte, daß diese Dichtung die beste Ableitung für jene selbstquälerische Unruhe sein werde, die ihn in der ersten Zeit nach seiner Rückkunft, besonders nachdem er Friederikens tiefschmerzliche Antwort erhalten, wie einen schuldbewußten Sünder verfolgte; that er ja wirklich eine poetische Buße, indem er die Treulosigkeit Weislingen's darstellte, und die mit allen Reizen geschmückte, aber von gewaltigster sinnlichen Gier zu allen Verbrechen gestachelte Adelheid von Walldorf, die in der ersten Bearbeitung viel bedeutender und überwiegender hervortrat, als später, ergriff ihn so mächtig, daß er darüber sein eigenes Leiden vergessen lernte. [1]

[1] Goethe hatte wohl Recht zu behaupten (B. 22, 151), er habe sich, indem er Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, wogegen Viehoff (II, 81) sich nicht hätte beigehn lassen sollen, den Einwand zu erheben, man sehe nicht, weshalb er sie denn zu einem so ränkevollen, unweiblich ehrsüchtigen Wesen gemacht habe. Der Dichter spricht

Goethe selbst erzählt uns (B. 22, 83 f.), wie die Epoche düsterer Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, ihm höchst peinlich, ja unerträglich gewesen. „Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Theil an anderen; ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehn möchte, wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherschweifens in der Gegend den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern, zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt sehr zu statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse (den Gasthöfen „zum König von England" und „zum goldenen Löwen"), und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel: Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegengehn mußte." Dieses sonderbare Leben kann unmöglich lange gedauert haben, da es dem geordneten Gange des Goethe'schen Hauses zu sehr widersprach, auch der Dichter selbst aus solcher leidenschaftlichen Aufregung sich bald wieder in sich selbst finden mußte, besonders jetzt, wo eine an allen seinen

ja nur von der Darstellung ihrer unendlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit, die Weislingen und Sickingen, Franz und dem Zigeunerknaben den Kopf verrückt; erst bei der Darstellung derselben verliebte er sich in sie, ohne deshalb die einmal ersonnene, zum Abschlusse nothwendige Fabel des Stückes abändern zu können und zu wollen.

Herzensangelegenheiten ernsten Antheil nehmende Schwester, welcher dieser Zustand große Noth machen mußte, ihn zu beruhigen eifrig bestrebt war; über den Anfang November dürfte derselbe schwerlich hinausgereicht haben.

Unter den Frankfurter Freunden des Dichters nahmen Horn, der bereits am 4. Mai 1770 als Advokat vereidigt worden, Gerichtschreiberadjunkt, Riese, Kastenschreiberadjunkt,[1] und Crespel, Postaccessist, die erste Stelle ein. In ein näheres Verhältniß trat er um diese Zeit auch zu den Gebrüdern Schlosser, von denen er den jüngern, Johann Georg, der fast zehn Jahre älter war, als er selbst, bereits in Leipzig kennen gelernt hatte, und er war mit diesem von dort aus in brieflicher Verbindung geblieben. Seit dem Sommer 1769 war derselbe wieder in Frankfurt, wo er, wie sein Bruder Hieronymus Peter, als Sachwalter auftrat. Sie, wie sein Oheim, Johann Jost Textor, der seit dem Tode des Großvaters (6. Februar 1771) in den Rath gekommen war, übergaben ihm kleinere Sachen, denen er gewachsen war; doch konnte er seine Praxis um so mehr, wie er an Salzmann schreibt, in Nebenstunden bestreiten, als der Vater mit größtem Eifer sich derselben annahm, und selbst die Hauptsache besorgte. Wichtiger aber war es für unsern Dichter, daß er durch die Gebrüder Schlosser auch mit Merck und dem ganzen sehr gebildeten Darmstädter Kreise bekannt wurde, in welche Bekanntschaft auch die Schwester bald hineingezogen ward (B. 22, 128). Geheimerath von Hesse, dessen Gattin und Schwägerin, Herder's Braut, Professor Petersen und Rektor Wenck bildeten neben Merck die ausgezeichnetsten Theilnehmer dieses Kreises.[2] Der klatschsüchtige Böttiger weiß zu erzählen, wie Goethe in Darmstadt auf der steinernen Treppe seines

[1] Wenn Goethe B. 22, 68 die Sache so darstellt, als ob er erst jetzt mit Riese vertraut geworden sei, so beruht dieß auf Irrthum. Man vgl. die von Jahn herausgegebenen Leipziger Briefe Goethe's an Riese.

[2] Schon im Herbst 1771 verweilte Merck im Goethe'schen Hause, von wo er seiner Gattin schrieb: Mlle (Goethe) est une jolie personne et toute la famille de très bonnes gens (Wagner III, 23).

Freundes Merck den Mädchen Audienz gegeben habe, wie er denn auch den Dichter von den artigsten Frankfurter Frauen zur Stadt hinaus begleiten läßt. In Frankfurt hatte Goethe's Schwester einen Kreis gebildeter Frauenzimmer, den sie durch Geist und reine Gemüthlichkeit beherrschte, um sich gesammelt, denen der Bruder sich auf's beste zu verbinden wußte, wenn er mit seinen nordischen und indischen Märchen, die er so köstlich zu erzählen verstand, hervorrückte.[1]

Bald sollte Schlosser, der von jetzt an viel mit Goethe verkehrte, mit diesem auch in litterarische Verbindung treten, und zwar durch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", welche Schlosser auf Veranlassung von Merck und mit diesem in dem Jahre 1772 übernahm, indem er sich hierzu mit Herder, Wenck, Höpfner, Petersen und anderen tüchtigen Mitarbeitern in Verbindung setzte. Noch am 3. Februar schreibt Goethe an Salzmann: „Mit der gelehrten Anzeige habe ich keinen Zusammenhang, als daß ich den Direktor (Deinet)[2] kenne und hochschätze, und daß ein Mitinteressent (Schlosser) mein besonderer Freund ist."[3] Aber schon im Februar geben die Frankfurter Anzeigen drei Rezensionen, welche Goethe später in seine Werke aufnahm, und zwar hatten wenigstens zwei davon schon am Anfange des Jahres vollendet vorgelegen.[4] Wahrscheinlich hatten die Mitarbeiter sich das Wort gegeben, sich nicht zu verrathen. In das Frühjahr, etwa in den März, fällt der von Goethe so köstlich beschriebene erste Besuch Höpfner's

[1] B. 22, 128. Vgl. daselbst S. 108 f.

[2] Der fürstlich Waldeckische Hofrath Deinet kaufte die Zeitung vom Jahre 1772 an. Vgl. von Schwarzkopf „über die Frankfurtischen Zeitungen" S. 27 f.

[3] Weiter heißt es: „Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigenen Empfindungen und Gedanken vortreten. Die Gesellschaft ist ansehnlich und vermehrt sich täglich." Man vgl. dazu die lobenden Urtheile von Boie in einem Briefe an Merck (bei Wagner I, 45) und von Schlözer in einem Briefe an Joh. Müller vom 8. März 1772, Wagner zu der ersten Sammlung von Merck's Briefen S. XIII. f. 32. 37.

[4] Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 93 Note.

in Gießen, den er irrig in die Zeit seines Wetzlarer Aufenthaltes setzt.[1]

Als Goethe sich um Ostern 1772 nach Wetzlar begab, fühlte die Schwester, die er bisher in alle Geheimnisse seiner Seele eingeweiht, der er alles, was er dachte und dichtete, mitgetheilt, der er alle Briefe, die er erhielt, und seine Antworten darauf gezeigt hatte, sich um so mehr vereinsamt, als bald ein neues, in kurzem leidenschaftliches Verhältniß alle Sinne und Thätigkeiten des Dichterjünglings verschlang, ein Verhältniß, das er selbst der Schwester anzuvertrauen sich scheute, weil er ihre strenge Beurtheilung und ihre dringenden Abmahnungen fürchtete. In dieser Zeit war es, wo einer der würdigsten und edelsten Männer, der jüngere Schlosser, der durch die Verbindung mit dem Bruder freien Zutritt in das Goethe'sche Haus erhalten hatte, sich um Kornelia's Hand bewarb. Diese, welche wohl empfand, daß sie auf ein längeres Zusammenleben mit dem Bruder, wie sie es so herzlich wünschte, kaum hoffen dürfe, ohne ihn aber im elterlichen Hause sich sehr einsam und verlassen fühlen mußte, wo der starre Ernst des Vaters keine wahre Heiterkeit gedeihen ließ, ja ihren „festen, nicht leicht bezwinglichen Charakter" zu manchem Widerstande nöthigte, entschloß sich gern, dem höchst achtbaren, mit den reinsten Absichten und herzlicher Neigung ihr zugethanen Manne zu folgen, der einer baldigen Anstellung in Karlsruhe entgegensah. Freilich war es nicht die heilige Glut der Liebe, welche sie für Schlosser empfand, sondern nur wahre Hochachtung, die sie mit vollstem Zutrauen diesem entgegenführte; aber auf das Glück der Liebe hatte sie längst Verzicht geleistet, da sie die traurige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß diese, welche zunächst durch sinnliche Reize angeregt werden müsse, für sie etwas Unerreichbares sei. „Soll ich einen Mann heiraten," hatte sie vor mehreren Jahren an Katharina Fabricius geschrieben, „den ich nicht liebe? Und doch wird dies die einzige Wahl sein, die mir übrig bleibt; denn wo sollte ich einen

[1] Vgl. B. 22, 120 ff. E. Wagner zu den Merckischen Briefen III, 186.

liebenswürdigen Mann finden, der Neigung zu mir fühlte?" Schlosser hatte ihre vortrefflichen Eigenschaften, ihren hohen, durchdringenden Verstand und ihr tiefes Gemüth schätzen gelernt, und ihr, ohne Anspruch auf glühende, leidenschaftliche Liebe zu machen, seine Hand geboten; sie sollte ihm eine treue Lebensgefährtin, die liebende Mutter seiner Kinder sein: zu beidem fühlte sie sich geschickt, und sie beredete sich, in dieser Verbindung ein stilles, bescheidenes Glück zu finden, da ihre einsame Stellung im Vaterhause ihr immer unerträglicher geworden.

Wenn Goethe als Hauptgrund, weshalb Schlosser seine baldige Rückkehr von Wetzlar gewünscht, und ihm das Versprechen derselben abgenommen habe, das Verlangen nach einem freiern Umgange mit der Schwester anführt, der durch seine Anwesenheit leichter vermittelt werden könne (B. 22, 129), so scheint uns dies wenig wahrscheinlich; ja in dem Augenblicke, wo Goethe ihn mit Merck in Gießen und Wetzlar anwesend sein läßt, befand er sich in Frankfurt [1] und wir haben guten Grund, zu glauben, daß Schlosser unsern Dichter gar nicht in Wetzlar besucht habe. War das Verhältniß zur Schwester bereits ein näheres geworden, so ist gar nicht abzusehn, wie ein freierer Umgang mit einem so ernstwürdigen, allgemein geachteten Manne irgend hätte Anstand finden können. Merck war im August, ehe er nach Gießen ging, in Frankfurt, wo man ihn, wie er schreibt, sogleich in ein Haus führte, wo er Goethe's Schwester finden sollte. „Aber ich fand dort mehr, als ich gehofft hatte, den Anblick zweier reizenden Mädchen, nach dem Ideal unseres Goethe gebildet, ganz Herz, voll von Naivetät, und die eine von beiden der Sitz der Grazien." Sind hier die Fräulein Crespel oder die beiden ältern Fräulein Gerock, Charlotte und Antoinette, zu verstehn? „Vielleicht," heißt es in demselben Briefe, „werde ich am Montag (den 24.) Goethe und seine Schwester mit mir nach Darmstadt bringen." Bald darauf meldet er der Gattin: „Goethe ist noch in Wetzlar; er wird

[1] Nach dem Briefe Merck's vom 18. (nicht 28.) August hatte dieser Schlosser in Frankfurt gesehen, war aber allein nach Gießen gefahren.

in Koblenz zu uns stoßen; unterdessen werde ich seine Schwester morgen früh mitbringen. Wir reisen um sieben Uhr, und rechnen, daß wir um die Stunde des Mittagessens ankommen werden. Ich muß Fräulein Fahlmer im Namen der Madame de la Roche besuchen, und eine Anzahl junger Mädchen von Goethe's Bekanntschaft." Johanna Fahlmer, angeheiratete Tante der Jacobi's,[1] war von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, wo sie besonders mit der Familie Gerock befreundet war. Goethe rühmt (B. 22, 214) die große Zartheit ihres Gemüthes und die ungemeine Bildung ihres Geistes, wodurch sie ein Zeugniß von dem Werth des Jacobi'schen Kreises gegeben, in welchem sie herangewachsen war. Am Schlusse seines Briefes meldet Merck: „Eine Neuigkeit, welche du noch nicht weißt, ist, daß Herr Schlosser sich sehr eifrig um Fräulein Goethe bewirbt, und günstige Aufnahme gefunden hat."

Als Goethe im Herbst 1772 von Wetzlar zurückgekehrt war, mußte die Schwester von neuem das Amt einer Trösterin und Beruhigerin an dem wieder einmal gestrandeten Bruder übernehmen; war es ja das drittemal, daß er, im innersten Herzen verwundet, nach Hause zurückgekehrt war. Schlosser scheint um die Mitte des Jahres 1773 nach Karlsruhe gegangen zu sein, wo er eine feste Anstellung zu erhalten hoffte. Goethe bemerkt (B. 22, 345 f.), seine Schwester habe an einem langwierigen Brautstande gelitten, was ganz irrig ist; Schlosser habe sich, nach seiner Redlichkeit, nicht eher mit ihr verlobt, als bis er seiner Anstellung gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt gewesen; die eigentliche Bestimmung aber habe sich auf undenkliche Weise verzögert." Dagegen berichtet Nicolovius (S. 33): „Durch Gönner,

[1] Der Vater Johann Konrad Jacobi heiratete eine Tochter des Bankiers Christoph Fahlmer in Düsseldorf, dessen Tochter zweiter Ehe, Johanna Fahlmer, eine Jugendgespielin J. G. Jacobi's war, von welchem sie vielleicht auch den Namen Adelaide erhielt, unter welchem sie bei Fr. Jacobi erscheint. Vgl. Jacobi's „auserlesener Briefwechsel" I, 142. 161. Ihre Erzieherin und spätere Gesellschafterin war ein Fräulein Bogner. Vgl. daselbst I, 148.

mehr aber noch durch seine Kenntnisse und entschiedenen Geistesfähigkeiten empfohlen, begab sich Schlosser nach Karlsruhe, wo er alsbald bei der dortigen markgräflichen Regierung in Thätigkeit gesetzt ward." Im Herbste kam Schlosser als markgräflich-Badenscher Hof- und Regierungsrath, wie er in der Copulationsanzeige heißt,[1] nach Frankfurt, um die Vermählung zu vollziehen und seine Frau mit sich nach Karlsruhe zu führen. Vielleicht erfolgte erst jetzt die Verlobung.[2] Am 1. November 1773 ward der Bund der Ehe geschlossen,[3] und am 14. verließen die Neuvermählten Frankfurt.[4] Welchen tiefen, fast eifersüchtigen Schmerz Goethe bei der Trennung von der Schwester empfand, zeigen nicht bloß die wenigen Worte, welche er nach der Vermählung und dann nach der Abreise an Frau Betti Jacobi richtete, sondern vor allem eine bisher unbeachtete Stelle in einem Briefe an dieselbe vom 31. Dezember. Nachdem er dort bemerkt hat, Maximiliane la Roche werde nächstens die Anzahl braver Geschöpfe vermehren, die nichts weniger als geistig seien, wie Betti freilich vermuthen müsse, fährt

[1] Bei Maria Belli VI, 48.

[2] Daß die Behauptung Goethe's in „Wahrheit und Dichtung", am Hochzeitstage seiner Schwester sei ein Brief von Weygand in Leipzig angekommen, worin dieser Buchhändler sich ihm als Verleger angeboten, und er diesem damals den eben sauber geheftet vorliegenden „Werther" geschickt habe, unmöglich richtig sei, habe ich in meinen „Studien zu Goethe's Werken" S. 115 Note gezeigt. Vielleicht verwechselte Goethe den Verlobungstag mit dem Vermählungstage, und das Manuskript, welches er an Weygand schickte, wären dann die „Lustspiele nach dem Plautus" von Lenz gewesen, die in Weygand's Katalogen, wie oben bemerkt, unter den Namen von Goethe und Lenz gehen. Das erste Werk Goethe's, das bei Weygand erschien, war „Clavigo". Daß Goethe Lenz den Verleger besorgt, sagt er selbst, und schon am 3. November hatte Goethe Aushängebogen der „Lustspiele nach Plautus" in Händen. Die hier gewagte Vermuthung möchte wahrscheinlicher sein, als die a. a. O. S. 117 gemachte.

[3] Zur Feier der Vermählung ließ Schlosser's Bruder Hieronymus Peter ein Gedicht, unter dem Titel: „Von der verliebten Schwärmerei", drucken.

[4] Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 12.

er fort: „Denn unter uns, weil's so eine gar mißliche Sache auf der Erde mit Bekanntschaften, Freund- und Liebschaften ist, daß; meint man oft, man hab's an allen vier Zipfeln, pumps reißt der Teufel ein Loch mitten drein, und alles verschütt'. Wie mir's noch neuerdings gangen ist, das mich sehr verdrossen hat. Und also auf mein Wort zu kommen, bin ich weit geschäftiger, zu suchen, wo was Lieb's, Freundlich's und Gut's steckt, als bisher, und guten Humor, weil ich allerlei Unvermuthetes finde &c., daß ich einigemal auf dem Sprunge gestanden habe, mich zu verlieben. Davor doch Gott seie!" Er will künftig auf eine höhere, geistige Liebe verzichten, da ihn eine neulich gemachte Erfahrung wieder erinnert hat, wie leicht einer solchen, mit ganzer Seele gehegten Liebe das Schicksal plötzlich einen Streich spiele. Goethe's ganze Seele hat an der Schwester gehangen, welcher er sich völlig versichert hielt; da kommt eine Laune des Schicksals, die ihm die Schwester auf immer entführt und den einzigen Seelenbund durch die weite Entfernung und die Anhänglichkeit, welche sie dem Gatten zubringt, traurig zerreißt. Goethe will nun jetzt, nachdem er den Schmerz überstanden, keinen solchen geistigen Bund mehr schließen, sondern sich nur des behaglichen Zusammenlebens mit heiter sinnlichen Naturen erfreuen, an sie sich anschließen und mit ihnen die Süßigkeit des Daseins genießen, ja er hat bereits mehr als einmal auf dem Punkte gestanden, einem heiter geselligen, dem reinen Lebensgenusse offen zugewandten Mädchen seine ganze Neigung zuzuwenden. Daß ein anderes Erlebniß, als die Trennung von der Schwester in den Worten: „Wie mir's noch neuerdings gangen ist, das mich sehr verdrossen hat", angedeutet sei, ist sehr unwahrscheinlich, da es gleichzeitig mit der Trennung von der Schwester erfolgt sein müßte, und wir von einem so bedeutsamen Ereigniß anderwärts wenigstens eine leise Spur finden müßten.

Daß Schlosser noch zur Zeit seiner Vermählung glaubte, er werde in Karlsruhe bleiben, ergibt sich aus dem Briefe von Fräulein von Klettenberg an das junge Paar vom 2. November 1773.[1]

[1] Vgl. Lappenberg a. a. O. S. 154.

welcher mit den Worten schließt: „Wann unsere lieben Neuvermählten in ihrem holden Karlsruh bisweilen an den Bockenheimer Wall denken, so erinnern sie sich doch auch an die in dieser Gegend wohnende und ihnen und ihrem Hause genau verbundene und ganz ergebenste Freundin Susanna Katharina von Klettenberg." [1] Aber leider ward die Hoffnung auf Karlsruhe getäuscht, indem Schlosser als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg nach dem freilich in einem herrlichen, fruchtbaren Lande reizend gelegenen, aber doch einsamen und höchst beschränkten Emmendingen versetzt wurde. Das mußte für Kornelia ein erschütternder Schlag sein, und sie immer mehr in der düstern Anschauung bestätigen, daß ein unholdes Schicksal sie zu ihrem Opfer sich erwählt habe. Zwar durfte sie in Emmendingen sich der Gesellschaft einer heitern Freundin, Charlotte Gerock, erfreuen, an deren Stelle später die zweite Schwester, Antoinette Luise, trat; aber wie hätte sie, die in weiteren Kreisen ihrer Altersgenossinnen sich zu bewegen und sie durch klaren Verstand und feines Gefühl zu beherrschen wußte, sie, welche das Bedürfniß einer heitern, geistreichen Unterhaltung tief empfand und in dem geliebten Bruder das einzige Herz gefunden hatte, das sie ganz verstand, wie hätte sie, aus den bisherigen, wenn auch nicht glänzenden, doch ansehnlichen Verhältnissen eines wohlhabenden Frankfurter Hauses, in welches besonders durch die Bekanntschaften des Bruders ein regeres Leben gekommen, in das stille Amthaus [2], aus einer großen, bewegten Stadt in den einsamen Landort versetzt, von allen Bekannten und ihrem einzig geliebten Bruder getrennt, jedes heitern Lebens, jedes geistreichen Zusammenseins mit gebildeten Frauen beraubt, an der Seite eines ernsten, würdigen, von Herzen geneigten, aber etwas trockenen und

[1] Etwa in der Mitte des Jahres 1773 hatte Goethe an Salzmann geschrieben: „Meine Schwester heiratet nach Karlsruh."

[2] Die Behauptung, Schlosser habe in dem heutigen Amthaus, der Post, dem Wirthshause „zur Krone" gegenüber, gewohnt, beruht auf Irrthum. Das damalige Amthaus, dessen obern Theil Schlosser bewohnte, war das Gebäude der jetzigen Stuck'schen Bierbrauerei.

eintönigen, die Bedürfnisse des weiblichen Herzens weniger empfindenden, dazu mit der Entfernung von Karlsruhe selbst unzufriedenen Mannes, sich glücklich finden können? Hierzu kam der grillenhafte, seit vielen Jahren gehegte und zu eigener Qual gepflegte Gedanke, daß das wahre Glück der Liebe ihr versagt, das Schicksal ihr feindlich gesinnt sei, was sie jetzt um so tiefer empfinden mußte, als sie wider Erwarten aus der bewegten Residenz nach dem stillen Emmendingen hatte wandern müssen, und die Amtsgeschäfte nebst sonstigen Arbeiten ihren Gatten den größten Theil des Tages von ihr getrennt hielten. Endlich war sie auch seit ihrer Entfernung von Frankfurt körperlich sehr leidend. So konnte denn ihr Leben in Emmendingen bei aller Achtung, die sie dem tüchtigen und edlen Schlosser zollen mußte, in der ersten Zeit kein frohes und glückliches sein; sie trauerte um ein verlorenes Glück — denn als ein glücklicher Zustand mußte ihr jetzt ihre gesellschaftliche Stellung zu Frankfurt erscheinen — und um den unersetzbaren Mangel glühender Seelenliebe, welcher sie in schwermüthiger Sehnsucht entgegenschmachtete. Nur das Glück des geliebten Bruders war es, welches ihr noch innigen Antheil erregte und wahre Herzensfreude bereitete. Der stürmische Beifall, mit welchem sein „Götz" allerwärts aufgenommen wurde, war ihr ein wahres Labsal. Aber leider mußte sie auch an seinem bedauerlichen Leidenszustande Theil nehmen, in welchen ihn das Verhältniß zu der sich immer unglücklicher fühlenden Maximiliane Brentano versetzte,[1] deren Unglück sie gewissermaßen mit dem ihrigen vergleichen konnte, wenn sie sich auch wohl nicht gleich jener zu dieser Verbindung, wie Goethe andeutet,[2]

[1] Vgl. B. 22, 168 ff. Goethe's Mutter schreibt an die Herzogin Amalia im Jahre 1779, Frau von la Roche, fange es recht darauf an, ihre Töchter unglücklich zu machen. Vgl. Dorow „Reminiscenzen" S. 132 ff. S. auch meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 112 ff.

[2] Vgl. B. 22, 344 f. Wenn daselbst von verschiedenen bedeutenden Anträgen unbedeutender Männer, solcher, die sie verabscheute, die Rede ist, so erinnern wir an die oben S. 164 ff. erwähnten Bewerbungen eines gewissen G. Aehnlich mag es sich mit sonstigen Bewerbungen verhalten haben, wenn anders die Angabe gegründet ist.

bereden ließ. Vergebens hoffte Kornelia, den Bruder im Laufe des Jahres 1774 bei sich zu sehn; denn die früher bestimmte Reise in die Schweiz unterblieb;[1] dagegen freute sie sich der nach der Vollendung des „Werther“ neu aufblühenden frischen Heiterkeit des Geliebten, wie sie an seinem „Werther“ selbst den gefühltesten Antheil nahm, und der Beifall, welcher dem Dichter in einer bis dahin in Deutschland unerhörten Weise von allen Seiten entgegenscholl und seinen Namen mit ewigem Ruhm bekränzte, ihrem Herzen zu jubelnder Freude gereichte. Dagegen konnten ihr die ernstern wissenschaftlichen, moralischen und politischen Bestrebungen ihres Gatten keine Theilnahme abgewinnen, doch suchte sie diesem ihre stillen Schmerzen möglichst zu verbergen, so daß er sich bald ganz behaglich in seinem neuen Wirkungskreise fühlte. „In der That,“ schreibt dieser am 8. Januar 1774 an seinen Bruder, „ist auch kein Augenblick mir noch langweilig worden, und wird auch keiner da ich in meiner kleinen Familie alles finde, was ich wünsche. Wenn du je heiratest, mein Bruder, so geb' dir Gott eine Frau, die deiner Liebe so werth ist, als meine, die mich täglich mehr an sich fesselt, und nie mit einem Augenwink die Gewalt mißbraucht, die ihr mein Herz übergibt.“ Auch ließ ihn Kornelia bald das Glück der Vaterfreude genießen. „Meine Schwester ist schwanger, und grüßt euch, wie auch ihr Mann,“ schreibt Goethe schon am 8. Juni 1774 an Schönborn (B. 27, 476). Doch erst am 28. Oktober Nachts um zehn Uhr beschenkte sie ihren Gatten mit einer Tochter, die zwei Tage später auf den Namen Maria Anna Luise getauft ward.[2] Stellvertreterin für die abwesenden Taufzeugen war Antoinette Luise Gerock.[3]

Ende Februar 1775 bittet Goethe Knebel, er möge sich in Karlsruhe nach der Stimmung des Markgrafen und des

[1] Vgl. Merck's Brief an seine Gattin vom 14. Februar 1774.

[2] Sie vermählte sich im Jahre 1795 mit Nicolovius. Vgl. A. Nicolovius „Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius“ S. 58 f. 198 ff. 222 f.

[3] Andere Erwähnungen von Charlotte und Antoinette Gerock soll das Kirchenbuch nicht enthalten.

Präsidenten Hahn gegen Schlosser erkundigen, was er ein paar Monate später selbst thun konnte, auf der Schweizerreise, auf welcher er Kornelien besuchte, die auch diesmal wieder die wilde Liebesglut, die ihn glühender, als jemals ergriffen hatte, beruhigen sollte.[1] Die Verwandten von beiden Seiten waren eifrig bestrebt, die Verbindung der schon Verlobten zu hintertreiben. Goethe hatte sich an die Stolberge angeschlossen, welche nach der Schweiz reisten, wo der jüngere derselben die Wunde zu heilen hoffte, welche ihm die durch die Pflicht gebotene Trennung von einer schönen Engländerin geschlagen hatte, die er unter dem Namen Selinde feierte.[2] In der Ungewißheit, was er beginnen solle, wollte er sich bei der Schwester und bei Lavater Trost und Rath holen. Kornelia, welcher Lili's Erziehung und das ganze Verhältniß ihres Hauses sehr wohl bekannt war, drang mit ernsten, für den Liebenden um so schmerzlicheren Gründen auf ihn ein, um ihn zur Lösung eines Verhältnisses zu bewegen, welches für beide Theile nur ein unglückliches sein könne. Wir werden hierauf in den zweitfolgenden Aufsatze näher zurückkommen. Es war das letztemal, daß Goethe die geliebte Schwester sah, welche ihm die leicht zu entdeckenden Ursachen, weshalb sie sich nicht glücklich finde, mit eindringlicher Gewalt darlegte. Er schied von ihr, ohne ihr in Betreff Lili's eine bestimmte Versprechung geben und ihr selbst irgend einen lindernden oder Hoffnung spendenden Trost gewähren zu können.

Die wirklich erfolgte Trennung von Lili, wie schmerzhaft sie auch sein mußte,[3] und der gastliche Aufenthalt des Bruders am

[1] In brieflicher Verbindung war Goethe mit der Schwester immerfort geblieben, wie er dieser zum Beispiel am 7. März, in der ersten Zeit seiner Liebe zu Lili, geschrieben hatte. Vgl. den dritten Brief an Auguste von Stolberg.

[2] Vgl. Goethe's siebenten Brief an Auguste Stolberg.

[3] Goethe spricht B. 22, 388 auch von „wahrhaft schmerzlich mächtigen" Briefen der Schwester, durch welche sie die Trennung von Lili geboten; indessen dürften dieser seit seiner Rückkehr von der Reise (gegen den 25. Juli) bis zur Lösung des Verhältnisses nicht gerade viele erfolgt sein.

Weimarer Hofe erfüllten Kornelien, die bald darauf von ihrem körperlichen Leiden befreit wurde, mit freudigster Hoffnung. Aber in Weimar gerieth Goethe, der sogleich seine eben gedruckte Stella der Schwester zusandte,[1] bald wieder in die schmerzlichste Herzensspannung; sein Zustand war so ganz wundervoll aufgeregt, daß er ihn niemand vertrauen konnte. Der edlen Frau von Stein hatte er sein ganzes Herz, besonders seine noch immer nachklingenden Liebesleiden offenbart, diese aber, welche seine gewaltsam bewegte Seele zu beruhigen, seine blutenden Wunden zu heilen suchte, war selbst seinem Herzen gefährlich geworden; eine leidenschaftliche Sehnsucht zu ihr war erwacht, die er nur mit größter Anstrengung zu bekämpfen und in die heiligen Schranken der Sittlichkeit zu bannen wußte. So schreibt er denn, bei völligem Unvermögen, über seine jetzige Lage irgend jemand Rechenschaft zu geben, nach langem Schweigen am 11. Februar 1776 an seine innigst geliebte Freundin Auguste Stolberg, der er alle seine geheimsten Gefühle für Lili in ihrem leidenschaftlich bewegten Wechsel anvertraut hatte: „Könntest du mein Schweigen verstehn! Liebstes Gustchen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!" Die dringenden Briefe der Schwester, die ihre Einsamkeit beklagte und genauere Kunde von seinen Weimarer Verhältnissen verlangte, von denen das Gerücht vielleicht schon damals sonderbare Geschichten herumtragen mochte, scheinen ihm in dem Briefe an Frau von Stein vom 23. Februar den Wunsch auszupressen: „O hätte meine Schwester einen Bruder irgend, wie ich an dir eine Schwester habe!" Am 10. April wendet er sich wieder an Gustchen, die mittlerweile eine heftige

[1] In dem Briefe an Merck vom 22. Januar 1776 (bei Wagner steht irrig, wie Riemer (II. 21) bemerkt, 1778) schreibt er: „Lieber Bruder, freue dich der Beilage, schick's aber gleich mit dem Brief auf reitender Post an meine Schwester." Die Beilage kann nur seine „Stella" sein, die er auch an Auguste Stolberg sandte. Der Frau von Stein meldet er die Ankunft der gedruckten „Stella" erst am 29. Januar, weil er sonst zu sehr aufgeregt war. Schon am Anfange des Jahres hatte er einen Brief an die Schwester geschrieben, welchen er erst Frau von Stein mittheilt (Schöll I, 4).

Krankheit überstanden hatte. „Mein Herz, mein Kopf," schreibt er, „ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, so tausendfach sind meine Verhältnisse, und neu und wechselnd, aber gut. — Gustchen! nur eine Zeile von deiner Hand, nur ein Wort, daß du auch mir wieder lebst!" Nach dem Empfange ihrer Antwort am 16. Mai verspricht er: „Ja, Gustchen, morgen fang' ich dir ein Journal an! — Das ist alles, was ich thun kann — denn der dir nicht schrieb bisher, ist immer derselbe." Das Tagebuch ward auch wirklich am 17. begonnen, und bis zum 24. geführt. Hier schreibt er nun am 20., nachdem er der Freundin schon gute Nacht gewünscht hat: „Eine große Bitte hab' ich! — Meine Schwester, der ich so lange geschwiegen habe, als dir, plagt mich wieder heute um Nachrichten oder so was von mir. Schick' ihr diesen Brief, und schreib' ihr! — O daß ihr verbunden wärt! Daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von dir auf sie leuchtete, und wieder von ihr ein Trostwort zur Stunde der Noth herüber zu dir käme! Lernt euch kennen! Seid einander, was ich euch nicht sein kann! Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben; wir sind's nicht werth. Gute Nacht! — halb Eilfe." Ehe er am 24. das Tagebuch absendete, fügte er am Schlusse die Adresse seiner Schwester hinzu. Auguste sandte eine Abschrift des Tagebuchs wirklich an Kornelia, worauf diese aber erst am 10. Dezember folgende Antwort ertheilte:

„Ganz unverzeihlich ist's, bestes Gustchen, daß ich Ihnen noch nie[1] geantwortet habe; ich will mich auch gar nicht entschuldigen; denn was sollte, was könnte ich sagen! — Ihre häusliche Glückseligkeit ahne ich, und wünschte als Schwester unter Ihnen aufgenommen zu sein; das ist aber einer von den Wünschen, der nie erfüllt werden wird; denn unsere gegenseitige Entfernung ist so groß, daß ich nicht einmal hoffen darf, Sie jemals in diesem Leben zu sehn.

[1] Soll wohl heißen nicht. Oder sollte wirklich Auguste durch die Aufforderung des Bruders bewogen worden sein, ihr mehrmals zu schreiben, sie durch herzliche Liebe, die sie ihr entgegenbrachte, zu trösten? Wir möchten dies kaum glauben.

— Wir sind hier ganz allein; auf 30, 40 Meilen[1] ist kein Mensch zu finden. — Meines Manns Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als in's Grab taugt. — Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich; hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus, und wenn die schläft, schläft alles. — Leben Sie wohl, bestes Gustchen! Ich umarme Sie im Geist, kann Ihnen aber nichts mehr sagen, weil ich zu entfernt von Ihnen bin."

An demselben Tage, an welchem Goethe an Gustchen die Bitte geäußert hatte, sie möge der Schwester seinen Brief mittheilen, schreibt er an Frau von Stein:[2] „Hier einen Brief von meiner Schwester. Sie fühlen, wie er mir das Herz zerreißt. Ich hab' schon ein paar von ihr unterschlagen, um Sie nicht zu quälen.[3] Ich bitte Sie flehentlich, nehmen Sie sich ihrer an, schreiben Sie ihr einmal, peinigen Sie mich, daß ich ihr was schicke!" Die Antwort Kornelia's auf die Zuschrift der verehrten Frau ist uns erhalten (Schöll gibt sie unter Goethe's Briefen vom Juni), und zeigt eine größere Vertraulichkeit, als der eben angeführte an Auguste Stolberg, an die auch die Antwort viel später erfolgte.

[1] Es muß hier — der Brief ist nur in einer Bleistiftkopie erhalten — offenbar 3, 4 Meilen heißen, wie auch Schaefer vermuthet. Mit dem nahen Kolmar, wo Pfeffel und Lerse wirkten, stand das Schlossersche Haus in vielfacher Verbindung. „Ich lernte bei Lerse und durch ihn zuerst Goethe's Schwester, die erste Schlosser, kennen," schreibt Heinse an Jacobi (Werke B. 9, 85 f.), „das lieblichste Wesen, durchaus Gefühl und Seele, voll reinen Klanges. Ach, so etwas kann nicht wieder ersetzt werden, wenn es einmal durch den Tod entrissen ist! — Ihre Briefe waren mir, wie Lersen selbst, wirklich heilige Reliquien." Vgl. auch den unten S. 198 mitgetheilten Brief Pfeffel's an Sarasin gleich nach Kornelia's Tod.

[2] Schöll setzt den undatirten Brief zwischen zwei Briefe vom 19. und 21. Mai. Den hier erwähnten Brief der Schwester erhielt Goethe nach seiner eigenen Angabe am 20. Mai.

[3] Frau von Stein würde es schmerzlich berührt haben, die Klagen Kornelia's über das Schweigen des Bruders einer solchen Schwester gegenüber zu lesen; jetzt aber muß er den Brief der Freundin mittheilen.

„Wie soll ich Ihnen danken, beste, edelste Frau, daß Sie sich in der unendlichen Entfernung meiner annehmen, und mir suchen meine Einsamkeit zu erleichtern! O wenn ich nur hoffen dürfte, Sie ein einzigesmal in diesem Leben zu sehn, so wollte ich nie schreiben, und so alles bis auf den Augenblick versparen: denn was kann ich sagen, das einen einzigen Blick, einen einzigen Händedruck werth wäre! Umsonst such' ich schon lang eine Seele, wie die Ihrige, und werde sie hier herum nie finden. — Es ist das das einzige Gut, was mir jetzt noch fehlt; sonst besitz' ich alles, was auf der Welt glücklich machen kann. Und wem meinen Sie, meine edelste Freundin, dem ich diesen jetzigen Wohlstand zu danken habe? — Niemand anders, als unserm Zimmermann, der mir in meiner Gesundheit alles Glück des Lebens wiedergeschenkt hat![1] — Noch vor kurzer Zeit war ich ganz traurig und melancholisch; das beinah dreijährige Leiden des Körpers hatte meine Seelenkräfte erschöpft, ich sah alles unter einer traurigen Gestalt an, machte mir tausend närrische ängstliche Grillen, meine Einbildungskraft beschäftigte sich immer mit den schrecklichsten Ideen, so daß kein Tag ohne Herzensangst und drückenden Kummer verging. Nun aber sieht's, Gott sei Dank! ganz anders aus, ich finde überall Freude, wo ich sonst Schmerzen fand, und weil ich ganz glücklich bin, befürchte ich nichts von der Zukunft. O meine Beste, wenn der Zustand dauert, so ist der Himmel auf der Welt. — Alles Vergnügen, das hier in den herrlichen Gegenden die schöne Natur gibt, kann ich jetzt mit vollem Herzen genießen; meine Kräfte haben so wunderbar zugenommen, daß ich gehn und sogar reiten kann. Ich entdecke dadurch alle Tage neue Schätze, die ich bisher entbehren mußte, weil die schönsten Wege zu gefährlich zum Fahren sind. Meines Bruders Garten hätt' ich wohl mögen blühen sehn; nach

[1] Zimmermann scheint in Emmendingen auf der Hinreise nach der Schweiz oder, was wahrscheinlicher ist, auf der Rückreise (am 5. Okt. 1775 war er schon wieder in Hannover) eingesprochen zu haben.

der Beschreibung von Lenz[1] muß er ganz vortrefflich sein; in der Laube unter euch, ihr Lieben, sitzen, welche Seligkeit!"

Die Nachricht von Frau von Stein, daß sie im Sommer des nächsten Jahres nach der Schweiz reisen und auf diesem Wege auch Emmendingen besuchen werde, erregte Kornelia's höchste Freude, die sie gleich nach dem Empfange derselben, am 20. Oktober, aussprach:

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, beste Frau, was die Nachricht, daß Sie künftigen Sommer hierher kommen werden, für eine sonderbare Wirkung auf mich gethan hat. Ich hielt bis jetzt für ganz unmöglich, Sie jemals in dieser Welt zu sehn; denn die entfernteste Hoffnung war unwahrscheinlich gewesen, und nun sagen Sie mir auf einmal: Ich komme! — Schon zwanzigmal habe ich heute Ihren lieben Brief gelesen, um gewiß versichert zu sein, daß ich mich nicht betrüge — und doch, sobald er mir aus den Augen ist, fang' ich wieder an zu zweifeln. Ihre Silhouette (die Frau von Stein ihr ohne Zweifel nach der Sitte der Zeit zugeschickt hatte) wird jetzt mit weit mehr Aufmerksamkeit studirt, wie sonst. — Aber um Gottes willen, wie kann Zimmermann eine Gleichheit zwischen uns beiden finden![2]

„Es ist mir diesen Sommer eine Fatalität begegnet, die ich gar nicht vergessen kann. Ich war ganz gesund, und just bei Lavater's und des jungen Zimmermann's Ankunft[3] überfällt mich ein entsetzlicher Paroxysmus von Gliederschmerzen, an dem ich aber

[1] Lenz muß von Straßburg aus, ehe er nach Weimar ging, Emmendingen besucht haben. Das Gedicht auf den herzoglichen Garten, welchen Goethe benutzte, erwähnt auch die Mutter im Briefe an Klinger vom 26. Mai 1776. Vgl. S. 81 Note 2.

[2] Frau von Stein stand mit Zimmermann, den sie im Sommer 1773 in Pyrmont kennen gelernt hatte, in brieflicher Verbindung. Vgl. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 178. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 8. 46.

[3] Schlosser hatte im Frühjahre Lavater besucht. Ueber Zimmermann's Sohn vgl. Tissot „Leben des Ritters von Zimmermann" S. 177 ff. der deutschen Uebersetzung.

selbst Schuld war, weil ich mich erkältet, ermüdet und der feuchten Luft ausgesetzt hatte. Gleich den andern Tag darauf durch ein einziges Bad kam ich völlig wieder zurecht, und seitdem spüre ich nicht das mindeste davon. Urtheilen Sie selbst, ob mir das nicht höchst empfindlich sein mußte, daß mich der junge Mensch in dem kritischen Augenblick sah — und nur in dem Augenblick. „Für Ihre Musik, meine Liebste, kann ich Ihnen nicht genug danken, ob ich schon nur den kleinsten Schatten davon auszuführen im Stande bin. Das Rezitativ vom „Orpheus" (von Gluck) muß eine erstaunende Wirkung thun. Ich glaub', ich käm' von Sinnen, wenn ich einmal wieder so etwas hörte. Hier sind wir abgeschnitten von allem, was gut und schön in der Welt ist."

Goethe äußert im November an Frau von Stein (Schöll I, 70): „Was ich auch meiner Schwester gönne, das ist mein, in mehr als einem Sinne mein." Indessen ist nicht sicher zu bestimmen, in welcher Beziehung hier der Schwester Erwähnung geschieht. Wahrscheinlich will Goethe vergleichsweise andeuten, das, was Frau von Stein ihm schenke, bleibe doch ihr Eigenthum.

Leider sollte der Winter, wie wir aus dem oben mitgetheilten Briefe an Auguste Stolberg sehen, Kornelia's Gesundheit wieder sehr angreifen.[1] Im folgenden Jahre (1777) kam Lenz auf einige Zeit nach Emmendingen, der von Goethe nicht das Beste erzählt haben dürfte. Vgl. oben S. 87 f. Kornelia, welche gegen Mitte des Jahres ihre zweite Entbindung erwartete, scheint sich damals in ziemlich behaglichem Zustande befunden zu haben, wenn sie auch kränkelte und ihre Abgeschiedenheit noch nicht ganz verschmerzen konnte. Schlosser, der um Ostern, die im Jahre 1777 auf den 13. April fiel, kurze Zeit bei Merck zugebracht, wo er

[1] Am 30. Januar 1770 hatte Schlosser sich bei Sarasin in Basel, den er im Frühjahr 1776 kennen gelernt hatte, nach einem soliden Weinhändler erkundigt, da der Arzt seiner Frau gerathen habe, nach dem Nachtessen einen Löffel Alikanthe oder Malaga zu nehmen. Sarasin wartete sogleich aus seinem eigenen Keller auf, wofür Schlosser am 5. Februar freundlich dankte. Vgl. Hagenbach a. a. O. S. 77.

mit dem dort noch weilenden Claudius zusammengetroffen war,[1] fühlte sich heiterer, als je, ja zu Scherz und Laune aufgelegt, was auch Kornelien zu besonderm Troste gereichen mußte. „Ich hab' euch schon zwei-, dreimal fragen wollen, lieber Merck," schreibt er am 3. Mai „ob der Wein[2] angekommen ist, und wie er behagt; aber seitdem ich euch gesehen habe, bin ich — und dem Himmel sei's herzlich gedankt! — auf ein neues Steckenpferd gekommen, dessen Erhaltung mir so lieb ist, als die Erhaltung meines Braunen und meiner Rappen. Ich stecke in der Mathesis, und wenn ich noch einige Wochen herum habe, so werde ich alle meine freien Stunden bloß allein mit ihr zubringen. Ihr wißt nun, wie wenig man Briefe schreibt, wenn man so was hat. Zudem hab' ich einen Vogel acquirirt, der singt, wie ein Kastrat; den fütter' und tränk' ich, und stell' ihn vor's Fenster, und seh' ihn Viertelstunden lang herumhüpfen. Neben dem Vogel steht ein gelbes Nelkenstöckchen, das ich selbst voriges Jahr aus Samen gezogen habe, und das mich herzlich freut. Dann hab' ich auch eine Drechselbank, und ob ich gleich schon drei Jahre (also fast seit seiner Ankunft in Emmendingen) drechsele, so hab' ich doch, weil ich nicht mehr, als vier oder fünf Lektionen nehmen wollte, erst seit drei Wochen das Geheimniß gefunden, mir selbst darauf fortzuhelfen. Nun drechsele ich schon Tocadillebecher, Büchsen, Schreibzeuge und dergleichen; auf künftigen Winter schaff' ich mir auch eine Hobelbank an. Rechnet dazu mein Amt und meinen Braunen, und denkt euch nun, daß mir die Zeit nicht mehr lang genug ist." Man sieht, welche Mittel selbst Schlosser in Emmendingen anwenden mußte, sich die Langeweile zu vertreiben, da von sonstiger Unterhaltung außer derjenigen, welche die schöne Natur bot, nichts zu finden war. „Ich hoffe auch" fährt Schlosser fort, „daß der Teufel mich sobald nicht mehr müßig antreffen, und zur Autorschaft verleiten soll." Sollte in diesem Entschluß, der Schriftstellerei zu

[1] Vgl. den Brief von Claudius an Merck vom 13. Mai 1777 (II. 91).

[2] Wahrscheinlich, nach einer weiter unten vorkommenden Beziehung, Affenthaler.

entsagen, etwa der Einfluß Kornelia's zu erkennen sein? Von seiner zweiten Frau schreibt Wieland an Merck (Wagner I, 147), sie habe sich fest in den Kopf gesetzt, ihn von dem leidigen Autorwesen ganz zurückzubringen. Goethe's Vater klagte in einem Briefe an Schönborn vom 24. Juli 1776, daß Schlosser mit Druckschriften nicht fertig werden könne. Nur die an den Buchhändler Weygand in Leipzig für einige zwanzig Louisdor's verkaufte Schrift „Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuches" will er noch zu Ende führen, wozu er nur noch einiger Wochen bedarf. Er würde das Ding auch in's Feuer werfen, hätte er es nicht fast seit einem halben Jahre verkauft, ehe er noch den Stall so voll Steckenpferde gehabt, und müßte er nicht Wort halten. „Und dann möcht' ich auch nicht gerne das kleine Kapitälchen verlieren, das wieder neues Futter für meinen Vogel, meine Mathesis, meine Drechselbank und meine Blumenstöcke gibt. Denn bis nun konnte ich wegen einiger vorgegessener Revenüen sie nur sparsam aus der Haushaltung füttern, aber im künftigen Winter trete ich wieder in meine Revenüen ein, und dann kann ich sie, ohne des Publikums Beutel zu mißbrauchen, selbst wohl mästen." Ein Exemplar seiner neuen Schrift möchte er auch an den Darmstädtischen Staatsminister Moser schicken. „Denn so wenig ich auf den Burschen halte,"[1] schreibt er, „so möcht' ich ihn doch nicht gerne ganz wegwerfen, weil ich schon lange das Projekt in mir habe, wenn ich einmal nicht mehr zu dienen brauche, mir bei euch ein Häuschen und ein Gärtchen zu kaufen, und dann bloß mit euch und meinen Steckenpferden zu leben.[2] Wir wollten dann ein gemeinschaftliches suchen, und öftere Wanderungen anstellen und uns über

[1] Auch Merck achtete ihn nicht (vgl. Wagner's dritte Sammlung S. 205 ff.), wie ihn der Herzog Carl August sein Lebenlang nicht leiden konnte (Wagner I, 257). Daß Goethe ihn als Philo in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" dargestellt, hat Lappenberg a. a. O. 205 ff. erwiesen.

[2] Drei Jahre früher, als Schlosser aus dem Badenschen Staatsdienste trat, hatte Merck in Folge trüber Melancholie seinem Leben ein gewaltsames Ende gemacht.

die Welt ein wenig lustig machen; denn seitdem ich mir den Wahlspruch in's Herz geschrieben: Never to be hot on a cold subject, bin ich um zwei Drittel toleranter und tolerabler worden. Ich dächte, mein Weib sollte unter euch auch ganz gut leben, und vielleicht ziehen wir sie in unsere Pößchen hinein; das würde dann einen Kreis geben, dergleichen keiner mehr in Europa wär'. Alle vierzehn Tage wollten wir so eine Media notte machen, wie neulich bei Claudius, und ich denke, ein Kerl, der von nichts dependirt, und den nichts mehr ärgern kann, müßte des Henkers sein, wenn er unter ehrlichen Leuten nicht auch lustig und glücklich sein sollte. Dann wollen wir uns lauter Affenthaler Rothen kommen lassen, und vom Größten bis zum Kleinsten alles neben uns gelten lassen. — — — Eure Silhouette von Claudius hat uns viele Freude gemacht. Sie hängt neben dem Fräulein von Rathsamhausen, dem schönsten Weibergesicht, das ich seit langem gesehen habe; dann kommt meine Frau, und ihr, lieber Merck, schließt den andern Flügel. — Wie wär's, ihr kommt den Sommer einmal zu uns? Wir wollten zusammen nach Kolmar und Straßburg, was euch gewiß gefallen soll." Er beklagt sich weiter darüber, daß Goethe ihm neulich durch seinen aus dem elterlichen Hause mitgebrachten vertrauten Bedienten (Philipp Seidel) habe schreiben lassen, ohne nur ein „Grüß dich Gott!" hinzuzusetzen, obgleich auch die Mutter sich häufig mit Seidel's Briefen begnügen mußte, ohne daran Anstoß zu nehmen.[1] „Das Ding hat mich anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt. Nun fühl' ich's nicht mehr! Er war innig von mir geliebt, er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgültig gegen ihn zu sein." — Natürlich mußte diese

[1] Vgl. K. G. Jacob in Raumer's „historischem Taschenbuch" auf das Jahr 1844. S. 434 f. An Auguste Stolberg schreibt er am 18. Mai 1776, sie solle von Philipp ihre Brüder sich erzählen lassen. Jacobi läßt in einem Briefe an Goethe auch Seidel grüßen. (Briefwechsel S. 78.) „Verzeihen Sie," schreibt Goethe einmal im Jahre 1809 an seine Nichte, Luise Nicolovius, „daß ich durch eine fremde Hand schreibe. Es ist einmal eine eingewurzelte Unart, daß meine Hand zum Schreiben faul und unentschlossen geworden, und meine Freunde haben mich durch ihre Nachsicht verwöhnt."

Entfremdung zwischen Bruder und Gatten Kornelien schmerzlich sein. Der Brief schließt mit den Worten: „Ich umarme euch herzlich, grüß' eure lieben Kleinen. Noch ist meine Frau ihrer Last nicht los; zwischen hier und Pfingsten (die 1777 auf den 25. Mai fiel) hoff' ich aber. Ein Bub wär' mir herzlich lieb; ich wollt' wunderliches Zeug mit ihm machen, um doch im Alter einen Freund zu haben."

Einige Wochen später, nachdem die oben bezeichnete Schrift über die Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts beendet war, schreibt Schlosser wieder an seinen Herzensfreund Merck.[1] „Ich habe mich so in die Mathematik verliebt, lieber Merck," beginnt er, „daß ich selten mehr Briefe schreiben mag.[2] Jede Nebenstunde sitz' ich über den Zirkeln und Linien, und ich finde täglich mehr, daß kein Studium für den Verstand besser ist, ob's gleich vielleicht, wenn's früh angefangen wird, das Herz auch in Linien und Zirkel schließt. Mich dünkt, nach deiner Philosophie mußt du das eben auch für kein groß Unglück halten, und Stolberg mag mit seiner Fülle des Herzens so viel sagen, als er will, so komm' ich doch täglich mehr auf die Idee — ich rede nach meinen Erfahrungen, Begriffen und Hoffnungen —, daß, wenn's hier ein Ende mit uns hätte, das Herz ein schreckliches Geschenk für den Menschen war (wär'?). — Fülle des Herzens ist nur für einen

[1] Wagner, dem Nicolovius S. 28 folgt, hat diesen undatirten Brief in das Jahr 1773 gesetzt. Daß dieses aber durchaus irrig sei, zeigt nicht allein die bestimmte Beziehung auf den Brief vom 3. Mai 1777, sondern ergibt sich auch aus anderen Andeutungen. So konnte z. B. Schlosser im Jahre 1773 unmöglich Stolberg's erwähnen, den er damals noch nicht persönlich kennen gelernt hatte, was erst im Spätjahre 1775 geschah; eben so wenig hatte derselbe sich damals schriftstellerisch bekannt gemacht. Wenn Schlosser fragt: „Wann kommen die Köpfe und der Ossian?", so scheint Merck ihm diese bei seiner Anwesenheit in Darmstadt versprochen zu haben. Merck ließ im Jahre 1777 den Ossian bei Fleischer in Frankfurt drucken.

[2] Man vgl. hiermit die Stelle im Briefe vom 3. Mai: „Ich stecke in der Mathesis, und wenn ich noch einige Wochen herum habe, so werde ich alle meine freien Stunden bloß allein mit ihr zubringen. Ihr wißt nun, wie wenig man Briefe schreibt, wenn man so was hat."

Zustand, wie ich mir mein Elysium denke, immer im Genuß lebendiger Harmonie; bis dahin, o könnt' ich bis dahin mein Herz ganz schweigen machen! Da ich dir neulich schrieb, hofft' ich noch, daß ich's könnte; nun hoff' ich nicht mehr, will's nicht mehr versuchen, aus Furcht, es ganz zu erschlaffen, daß es nie mehr gestimmt werden könnte. Ich hab' — du weißt's — immer ein Leben in der Zukunft geglaubt und gehofft. Ich hoff's und glaub's nun mehr, als je, brauch's nun mehr, als je!" Glaubte er, fährt er fort, mit dieser Welt sei alles aus, so würde er sich schon längst eine Kugel vor den Kopf geschossen haben; jetzt aber komme ihm derjenige, der sich umbringe, wie ein Junge vor, der aus der Schule hinauslaufe, und im andern Leben wieder von neuem beginnen müsse; überhaupt fange er an, sich eine Seelenwanderung zu denken, die ihm lieb sei.[1] „Mich dünkt, wer stirbt, ehe er zur Liebe und zur Reinheit ausgefüllt ist, oder ehe er alle Freuden und Leiden der Welt getragen hat, muß wieder wandern. — Das letzte aller Leiden ist, hoff' ich, das größte — getrennte Liebe, und dann hat meine Wanderung ein Ende." Es ist, als ob eine trübe Ahnung seines baldigen Unglückes ihn hier beschlichen hätte. Dagegen tritt am Ende des Briefes wieder eine hoffnungsvolle, heitere Stimmung hervor. Er fragt Merck, den er schon im Briefe vom 3. Mai auf den Sommer zu sich eingeladen hatte, wann er komme, worauf er fortfährt: „Ich habe vor, mein kleines Schlafstübchen nach und nach tapezieren und mit Kupfern und Gipsköpfen beleben zu lassen; denn Freude such' ich, und ich finde wenig mehr; aber alles, was die Stürme beschwören, und meine Leere füllen kann, ist mir willkommen. Es ist noch was zwischen Freude, Leiden und Gleichgültigkeit; ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, aber was es ist, weiß ich; das möchte ich gern erreichen; es ist so etwas vom Kinderleben. Leb' wohl! das gönn' ich dir auch."

[1] 1781 erschien Schlosser's erstes und im folgenden Jahre mit Beziehung auf einige von Herder gegen ihn gerichtete Dialoge sein zweites Gespräch „über die Seelenwanderung".

Aber der herbste Schlag sollte Schlosser kurze Zeit darauf ganz unerwartet treffen. Seine geliebte Gattin, die sich allmählich in die ungewohnte Einsamkeit schicken gelernt hatte, starb am 8. Juni[1] desselben Jahres (1777) Morgens um eilf Uhr im Wochenbette, nachdem sie ihm am 10. Mai eine zweite Tochter, Elisabeth Katharina Julie, welche zum Theil der Großmutter ihre Namen verdankte, geschenkt hatte. Das Kind war erst acht Tage nach der Geburt getauft worden. Pfeffel meldet die Trauerkunde am 11. Juni an Sarasin. „Die edle, gute Schlosserin," schreibt er, „ist nun ganz ein Engel; gestern wurden ihre vergänglichen Reste dem Mutterschoße der Erde übergeben. Weinen Sie eine Thräne auf den frühen Hügel, und denken Sie dabei an Haller's großen Gedanken: Kein Grab kann Geister decken! Eine Trennung zweier Herzen, wie Schlosser's und seiner Gattin, ist der furchtbarste Schlag, den die Sichel des Todes versetzen kann. Sie haben sie nur wenig gekannt, die rechtschaffene Frau; Lerse und ich, besonders Lerse kannte sie näher, und in helleren Augenblicken, als da sie kränklich bei Ihnen vorüberschlich. Ich las mit meiner ersten Klasse Young's „Nachtgedanken", als die Nachricht einlief, und ein Donner Gottes fuhr in unsern kleinen Kreis, wovon die meisten Eleven vom vorigen Jahre her sie kannten." Auf Sarasin's Trostbrief erwiederte Schlosser: „Mein lieber Freund! Ich dank' euch, daß ihr mir die Hand gereicht habt, da meine Wunde noch ganz frisch war. Es ist was Edles an dem Gefühl, daß brave Leute Theil an unserm Unglück nehmen, das Gott neben das Leiden gelegt; wer ertrüg's sonst! Ich kann und will nicht sagen, was ich verloren habe, aber daß ich nun ganz allein bis zu Grab wandern muß, das ist vor alles, was ich sagen kann. Ich mag mich nicht aus dem Besitz meines Schmerzens setzen; sonst ging ich mich zu zerstreuen. Ich muß mich erst gewöhnen an das Alleinsein. Gott laß Sie und Ihre Frau nie fühlen, was das ist!" Diese Zeugnisse zeigen deutlich genug, daß das

[1] Nicolovius S. 61 gibt irrig den 7. Juni an; das Begräbniß fand am 10. Juni statt.

Verhältniß zwischen beiden Gatten ein sehr herzliches gewesen, wenn es auch nicht auf leidenschaftlicher Liebe beruhte. „Die arme Schlosserin,“ heißt es in einem Briefe von Merck aus dem Herbste 1777, „ist seit drei Monaten in der Ewigkeit, und ihr Mann untröstlich. Sie ist im Kindbett gestorben, und hinterläßt zwei Töchter. Die eine Gerock (Antoinette, die sich später dort mit einem Herrn Ruff verheiratet und eine Kleinkinderschule errichtet haben soll) führt die Wirthschaft. Sie haben gut zusammen gelebt, obgleich sie's nur getragen hat. Für ihn weiß ich keinen Rath, als die Zeit, die so alles abthut.“ Lenz (vgl. oben S. 88), den die Todesnachricht tief ergriff, beschrieb die Macht, welche Kornelia auf ihn geübt, in folgenden Versen:

Wie hob mich das Gefühl auf Engelschwingen
Zu edlern Neigungen empor!
Wie warnt' es mich bei allzufeinen Schlingen,
Daß ich nie meinen Werth verlor!
Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war,
Die Gottheit, die es wieder rührte.
Ihr zart Gefühl, das jeden Mißlaut spürte,
Litt auch kein Wort, auch keinen Blick,
Der nicht der Wahrheit Stempel führte.
Ach, diese Streng' allein erhält das reinste Glück,
Und ohne sie sind freundschaftliche Triebe,
Ist selbst der höchste Rausch der Liebe
Nur Mummerei, die uns entehrt,
Nicht ihres schönen Namens werth.

Goethe wurde durch die unvorhergesehene Todesnachricht, die er am 16. Juni erhielt, gewaltig erschüttert. „Um Achte,“ meldet er an diesem Tage an Frau von Stein, „war ich in meinem Garten, fand alles gut und wohl, und ging mit mir selbst, mitunter lesend, auf und ab. Um Neune kriegt' ich Briefe, daß meine Schwester todt sei. — Ich kann nun weiter nichts sagen.“ Zu

seinem Tagebuch ist der 16. Juni mit den bedeutsamen Worten bezeichnet: „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag“, und die drei folgenden Tage mit „Leiden und Träumen“.[1] Wohl mochte es ihn schmerzlich berühren, daß er in der letzten Zeit die Schwester vernachlässigt habe, und der Gedanke ihn niederdrücken, wie wenig Glück ihr das Leben gebracht, welches ihm selbst so freundlich huldige; auch dürfte er damals den Entschluß gefaßt haben, ihr Andenken zu feiern, wovon ihn aber die bewegten Verhältnisse und die ganz eigene Schwierigkeit der Aufgabe abbrachten. Fast vierzig Jahre später (181½) äußert er in „Wahrheit und Dichtung“ (B. 21, 15) in Bezug auf die Schwester: „Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen; allein es ließ sich dazu keine andere Form denken, als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen, und indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf eine solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur, wie durch Hülfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen.“

[1] Nicht Träume, wie Viehoff (II, 355. 360.) und Schaefer (I, 255) lesen. Auch ist unter jenem Träumen nicht mit Viehoff der Gedanke und Vorsatz zu verstehn, der Schwester eine ihrer würdige Darstellung zu widmen, vielmehr versetzte der Dichter sich träumerisch in die schönen mit jener verlebten Tage zurück und erging sich in wunderbaren Gedanken über das Jenseits. Erst in den folgenden Tagen konnte ihm der Entschluß kommen, ihr Andenken zu feiern.

In seinem tiefen Schmerze durfte Goethe jetzt bei Frau von Stein auf ihrem Gute Kochberg Trost suchen, wohin er im vorigen Jahre um diese Zeit nicht hatte kommen dürfen. Zwölf Tage nach dem Empfang der Todesnachricht schreibt er an die Mutter: „Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, da das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich, sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so beisammen.“ Wir finden ihn bald darauf im herzoglichen Schlosse Dornburg, wohin er sich im Jahre 1828 nach dem Tode des Großherzogs auf einige Zeit zurückzog; dann macht er mehrere Besuche auf Kochberg bei den Kindern der Frau von Stein. Am 17. Juli wendet er sich wieder einmal an seine Auguste Stolberg, die ihm aus ihrer Ruhe in die Unruhe des Lebens einen neuen Laut herübergegeben hat.[1]

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

So sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt; und das bewahrheitet sich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen; dafür schiert sie mich auch wieder, wie ein geliebtes Weib. Den Tod meiner Schwester wirst du wissen. Mir geht in allem alles erwünscht, und leide allein

[1] A. von Binzer (in der Anmerkung zu dem Briefe) gibt irrig den 16. Juli als den Tag der Todesnachricht an. Auch die Vermuthung, daß die vier Verse am 16. Juli (Juni) entstanden seien, ist haltlos, bei der Annahme des Juli unmöglich richtig, wie die Worte: „So sang ich neulich“ zeigen. Eher ist wohl an die dem 16. Juni vorangehenden Tage, vom 12. an, zu denken.

um andere." Wie erschütternd mußte das Unglück der Schwester, die gerade gestorben war, als ein behaglicheres, zufriedeneres Leben für sie möglich zu werden schien, als Schlosser's Ernst vor ihrer heitern Milde sich aufzuklären schien, wie erschütternd mußte ihr Unglück im Gegensatze zu seinem unendlichen Glücke sich vor seine Seele drängen! Der nächste Geburtstag der Schwester fand ihn auf der Harzreise in Klausthal, von wo uns ein Tageblatt in den Briefen an Frau von Stein erhalten ist, welches zeigt, wie er an diesem Tage der hingegangenen Kornelia und seiner Jugend in sehnsüchtiger Wehmuth gedachte. „Seltsame Empfindung, aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier herauf zu kommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen. — Geburtstag meiner abgeschiedenen Schwester."

Als Schlosser im folgenden Jahre (1778) die gemüthliche, reich gebildete, edle Johanna Fahlmer heimführte — die Vermählung erfolgte am 24. September —, bat der Oheim des Dichters, Schöff Dr. Textor, diesen um ein Hochzeitsgedicht. Die Mutter aber schrieb darüber an Seidel, am 7. September 1778: „Da ich nicht glaube, daß euer Herr dazu Zeit und Laune hat, so tragt entweder es einem andern dortigen Poeten auf oder macht ihr euch dran! — Wenn aber alles nicht anginge, so meldet es bei Zeiten, damit die hiesigen Poeten ihren Pegasus besteigen können." [1] Und freilich hatte die Mutter das wundersame Gefühl des Sohnes richtig vorempfunden, der früher, als er die erste Nachricht von dem neuen Bunde vernommen, ihr geantwortet hatte: [2] „Sagen kann ich über die seltsame Nachricht Ihres Briefes gar nichts. Mein Herz und Sinn ist zeither so gewohnt, daß das Schicksal Ball mit ihm spielt, daß es für's Neue, es sei Glück oder Unglück, fast gar kein Gefühl mehr hat. Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde. Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir einst darunter sitzen, Schatten und Früchte

[1] Vgl. Jacob a. a. O.

[2] Im November 1777. Vgl. Riemer II, 51.

haben mögen! Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung haben, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel=Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch mit euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jetzo zu sagen: Das ist meine Mutter und meine Geschwister! (Matthäus XII, 49.)[1] Was euch betrifft, so segnet Gott! denn ihr werdet auf's neue erbaut in der Nähe, und der Riß ausgebessert." An Johanna Fahlmer selbst, die ihm ihre mit Schlosser einzugehende Verbindung gemeldet, hatte er folgendes, sein tiefes und feines Gefühl ehrendes Schreiben im November 1777 gerichtet:[2] „Gott segne dich, und lasse dich lang leben auf Erden, wenn dir's wohl geht! Mir ist's wunderlich auf deinen Brief: mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. Ich bin sehr verändert; das fühl' ich am meisten, wenn eine sonst bekannte Stimme zu mir spricht, ich eine sonst bekannte Hand sehe. Daß du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thränen bei deinem Glück! Das Schicksal habe seine Mutterhand über dir, und halte dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit dir Freude genieße, die es meiner armen Ersten versagt hat! Lebe wohl! grüße Schlosser und sag' was Leidliches Fritzen (Jacobi)! Ich bin gar stumm!"

Auf der Reise nach der Schweiz kam Goethe mit dem Herzog am Abend des 27. September in Emmendingen an, von wo er am folgenden Tag an Frau von Stein schreibt: „Hier bin ich nun noch am Grabe meiner Schwester; ihr Haushalt ist mir wie eine

[1] Er muß sich an die ihm gegenwärtigen Weimarer Verhältnisse halten, die ihn ganz in Anspruch nehmen, während die Eltern einen solchen Zuwachs oder vielmehr eine solche Herstellung der in der Verwandtschaft eingetretenen Lücke mit mehr Antheil betrachten können.

[2] Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Jacobi S. 24, wo aber der Brief irrig als nach der Vermählung geschrieben bezeichnet wird. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 247 hat den Irrthum wiederholt.

Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Die an ihre Stelle getretene Fahlmer, mein Schwager, einige Freundinnen (Antoinette und Katharina Gerock?) sind mir so nah, wie sonst. Ihre Kinder sind schön, munter und gesund." An Merck meldet er später von Bern aus: „In Emmendingen alles recht gut; hinter Freiburg in die Hölle, einen guten Tag mit Schlosser's und den Mädels." Eben so zufrieden äußert sich Schlosser an Merk: „Daß der Herzog von Weimar, Goethe und Wedel bei uns waren, werdet ihr von der guten Frau Aja [1] gehört haben. Ich habe mich Goethe's wieder recht gefreut. Des Herzogs auch um beider willen. Auch Wedel's. Das ist ein reiner, gerader Mann, der uns sehr lieb worden ist. Der Herzog verdient Goethen zu haben und Herzog zu sein." Es war ein eigenes Spiel des Kornelien so unholden Schicksals, daß der Bruder von Friederiken und Lili, die er im besten Behagen fand, zum Grabe der Schwester wallfahrten mußte, die Trösterin und Beratherin in seinen Liebesleiden gewesen war; eine fromme Schuld war es, die er der trautesten Freundin und Gespielin seiner Jugend zu zahlen hatte, ehe das Leben ihn nach neuen Richtungen hinzog. Auf Kornelia's Grabe sehen wir ihn das Weiheopfer seiner entschwundenen Jugend bringen; er hatte eben das dreißigste Lebensjahr vollendet.

Im weitern Verlaufe seines Lebens vermied es der Dichter aus frommer Scheu, den Namen Kornelia's zu erwähnen, der in seinem Herzen so sehnsüchtige Erinnerungen weckte. Aber bei den Weihestanzen zu seinem „Faust" schwebte ihm auch der geliebten Schwester Bild vor der Seele, und als er im Jahre 1809 mit den Vorarbeiten zu seiner Lebensbeschreibung begann, mußte seine Erinnerung sich dieser wieder besonders zuwenden. Die schöne Schilderung Kornelia's im sechsten Buche von „Wahrheit und Dichtung" gehört dem Jahre 1811 oder dem folgenden an. Als aber Goethe in seinen letzten Lebensjahren der Vollendung von „Wahrheit und Dichtung" entgegenarbeitete, da gab er, ohne sich

[1] Scherzname für Goethe's Mutter.

der frühern Schilderung zu erinnern, eine neue Ausführung über seine Schwester, welche aus einer weniger lebendigen Erinnerung hervorgegangen ist, als die frühere (B. 22, 343 ff.). Nach dem Tode ihrer Tochter Luise schrieb er (am 20. Oktober 1811) an deren Gatten Nicolovius:[1] „Wenn sie bei so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte, so erinnert sie mich an ihre Mutter (Kornelia), deren tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhabener Geist sie nicht vor einem gewissen Unmuth mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit fern von ihr und nur durch einen seltenen Briefwechsel mit ihr verbunden, fühlte ich doch diesen ihren der Welt kaum angehörigen Zustand sehr lebhaft, und ich schöpfte daraus bei ihrem Scheiden zunächst einige Beruhigung." Die jüngere Tochter Julie war bereits im Jahre 1793 gestorben. „Eigentlich sollte ich Schlosser'n (in Karlsruhe) besuchen", äußert Goethe aus dem Lager bei Marienborn am 7. Juli 1793 an Jacobi; „ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehn. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind." Zwölf Tage später schrieb er: „Mit Schlosser'n werd' ich in Heidelberg zusammenkommen, ich weiß noch nicht, wann? Die arme Julie ist indeß abgetreten."[2] Und nach der Zusammenkunft mit seinem Schwager bemerkt er am 11. August: „Mit Schlosser'n brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr, und ist ein

[1] Vgl. Nicolovius S. 202 f. Er hatte sie nur als ein- und später als zweijähriges Kind gesehen, nicht, wie Goethe selbst behauptet, niemals.

[2] Der Ausdruck abtreten ist einer der Euphemismen, welche Goethe zur Bezeichnung des Abscheidens von der Erde später liebte. Der Gedanke an den Tod war seiner Natur, welche überall eine faßbare Fortentwicklung verlangte, stets zuwider, wenn er sich auch nicht vor dem, was „hinter dem Vorhange" liege, gerade fürchtete. So bezeichnete er kurz vor seinem eigenen Hinscheiden den Tod des auf der Reise verstorbenen Sohnes als Außenbleiben. Vgl. unten S. 403.

großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben", wonach unmöglich ein solches Mißbehagen zwischen beiden Freunden hervorgetreten sein kann, wie es Goethe in der „Belagerung von Mainz" (B. 25, 266 f.) mit offenbar zu scharfer Bezeichnung ihrer sich entgegenstehenden Ansichten darstellt. Es war das letztemal, daß beide sich sahen. Schlosser starb sechs Jahre später in seiner Vaterstadt, wohin er, einem höchst ehrenvollen Rufe folgend, ein Jahr früher aus seiner Eutinischen Ruhe zurückgekehrt war.

Auf dem Emmendinger Kirchhofe, an welchem der feuersprühende, dampfaufwirbelnde Eisenbahnzug ganz nahe, nur durch wenige Schritte einer Gartenanlage getrennt, vorbeieilt, liegt die arme Kornelia einsam und allein; auch ihr Gatte hat sie verlassen, um in heimischem Boden zu ruhen. Die Schlosser'sche Familiengruft ist vor mehr als dreißig Jahren bei der Vergrößerung des Kirchhofes umgegraben worden; keine Spur deutet mehr auf die Stelle, welche die theuren Reste wahrt. Auch Schlosser's Ruheort bezeichnet kein Denkmal, da die Seinigen glaubten, dem Sinne reiner Demuth, welcher den Verewigten beseelte, durch eine solche Bezeichnung zuwider zu handeln. Goethe's Gebeine dagegen ruhen hochgeehrt in der Weimarer Fürstengruft auf dem neuen Kirchhofe, nahe bei Schiller's, Karl August's und seiner trefflichen Gemahlin irdischen Ueberresten, zu ewiger Erinnerung. Aber mag auch das unholde Schicksal, welches Kornelien noch im Grabe verfolgte, ihren Ruheort der Kunde der Menschen entzogen haben, in dem reichduftenden Kranze, welcher die Schläfe des deutschen Dichterfürsten umwindet, prangt auch der Schwester Lilienblüthe in unvergänglichem Glanze, und ihr Name wird mit wehmüthiger Verehrung so lange gefeiert werden, als deutsche Dichtung Herzen rühren und erfreuen wird: denn sie war es, die als des geliebten Bruders freundlicher Schutzgeist in den gefährlichsten Entwicklungen seines gequälten Herzens um ihn waltete, die ihn in den ärgsten Bedrängnissen emporhob, mit unaussprechlich süßer Labung den fast Verschmachtenden erquickte, deren Liebe frischen Lebensodem in

seine Seele goß. Und die Liebe zu ihr ist in seinem Herzen nie erloschen, wenn er auch, stets dem Gegenwärtigen mit aller Lebhaftigkeit seines vollen Daseins hingegeben, selten seinen Blick zu der früh Vollendeten zurückwenden mochte, deren Bild, gleich dem mildblickenden Abendstern, sein ganzes Jugendleben mit allen seinen Freuden und Leiden, seinen Strebungen und Irrungen ahnungsvoll in seiner Seele aufregte.

III.

Anna Sibylla Münch.

Wenn wir hier einen bisher in der Goethelitteratur nicht erschollenen Namen in das Leben unseres Dichters einführen, so glauben wir damit nur eine Pflicht zu erfüllen, welche die Nachwelt dem Andenken eines edlen, reizenden Mädchens schuldet, das, wenn auch nur auf kurze Zeit, die zärtliche Neigung unseres Dichters fesselte, und auch noch in seinen spätesten Lebensjahren als „die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" seinem Geiste vorschwebte.[1] Mit ihrem Namen hat Goethe sie nicht bezeichnet, auch nicht einmal mit ihrem Vornamen, wie Aennchen, Friederiken, Lotten und Lili, mag er nun desselben sich nicht mehr erinnert oder ein anderer Grund, etwa daß seine Leipziger Geliebte schon als Aennchen bezeichnet ist, ihn dazu bestimmt haben. Jedenfalls verdient auch sie eine namentliche Erwähnung im Kreise derjenigen Frauen, denen Goethe's Herz zugeneigt war.

Der Sommer des Jahres 1773 war der erste, welchen Goethe seit dem Jahre 1769 in Frankfurt verlebte. Die Schwester, bereits an Schlosser verlobt, hatte einen Kreis von gebildeten Frauenzimmern um sich versammelt, an dem Goethe's Freunde sich

[1] Vgl. B. 22, 318.

gern betheiligten, und wie im Winter an allen Dinstagen zu größeren Abendgesellschaften, so im Sommer zu freundlichen Lustfahrten und ländlichen Vergnügungen sich zu verbinden, denen der Vater jetzt auch nicht mehr, wie früher, entgegen sein konnte. Zu diesem Kreise gehörten Goethe's Freunde Horn, Riese, Crespel, Crespel's Schwestern und die Gerock's, deren schon im vorigen Aufsatze Erwähnung geschehen. Auch Johanna Fahlmer, die von Düsseldorf nach Frankfurt herübergezogen war (vgl. S. 180 Note), wird sich, als genaue Bekannte des Gerock'schen Hauses an diesen Gesellschaften betheiligt haben. Im Jahre 1773 müssen auch Fr. H. Jacobi's Gattin Helena Elisabeth (Betti) und dessen ältere Halbschwester Charlotte Katharina, die eben aus einer Erziehungsanstalt zurück war, in Frankfurt gewesen und unserm Dichter bekannt geworden sein, von denen letztere auch an jenen geselligen Vergnügungen muntern Antheil nahm. Goethe erzählt in „Wahrheit und Dichtung", bei Gelegenheit des ersten Besuches bei Jacobi im Juli 1774, wie ihm zuerst durch Johanna Fahlmer eine Ahnung von dem Werthe des Jacobi'schen Kreises aufgegangen (B. 22. 214 f.). „Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobi'schen Schwester (der ältern Halbschwester), die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an Rubens'sche Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten bei längerm und kürzerm Aufenthalt in Frankfurt mit meiner Schwester die engste Verbindung geknüpft, und das ernste, starre, gewissermaßen lieblose (?) Wesen Korneliens aufgeschlossen und erheitert." Aus dem kurzen, in Folge jener Bekanntschaft eingeleiteten Briefwechsel zwischen Goethe und Betti Jacobi ergibt sich, daß letztere einige Monate vor ihrer Niederkunft (im Oktober 1773) mit Charlotte auf kurze Zeit in Frankfurt war, doch ihrer nahen Niederkunft wegen an jenen Gesellschaften sich nicht betheiligte. Fr. Jacobi

schreibt am 30. August 1773 an Frau von la Roche, er habe sich entschlossen, seiner Betti, Adelaiden (Johanna Fahlmer) und Charlotten bis Koblenz entgegenzureisen, und ein paar Tage vor diesen bei jener Freundin einzutreffen, und am 30. September dankt Wieland Jacobi für dessen ihm zugeschicktes kleines Tagebuch über seinen Aufenthalt bei Frau von la Roche, wonach die Abreise von Frankfurt in den September fällt.[1] Johanna Fahlmer heißt in dem Briefwechsel Tante oder Täntchen.[2] „So kurz ich Sie auch gesehen habe," bemerkt Goethe im ersten dieser Briefe, „ist mir's doch ein so ganz lieber Eindruck Ihrer Gegenwart, und daß Sie mich noch ein bißchen mögen."[3] Nach

[1] Die Bemerkung Goethe's in einem Briefe an Betti vom 3. November 1773, Charlotte und Johanna Fahlmer würden ihr von ihnen und ihrer Wirthschaft erzählt haben, die bunter und monotoner sei, als eine Chinöise, könnte zu der Meinung verleiten, beide seien länger, als Betti in Frankfurt zurückgeblieben. Aber zur Erklärung der Worte genügt vollkommen der Umstand, daß Betti gehindert war, an den heiteren Lustfahrten Theil zu nehmen.

[2] Sie ist auch gemeint im Briefe der Mutter Goethe's an Crespel vom 5. Januar 1777 (Wagner schreibt III, 147. 375 irrig Coespel), wo es heißt: „Eure Grüße an die Max (Brentano), Tante, Gerock's habe wohl ausgerichtet. Sie haben euch alle sammt und sonders lieb und werth, und wünscheten, daß ihr wieder da wäret." Aehnlich äußert dieselbe in einem frühern Briefe an Crespel (vom 1. Februar 1777) bei Maria Belli „Meine Reise nach Constantinopel" S. 323, besonders Jungfer Fahlmer, Max Brentano und die Gerock's ließen ihn grüßen.

[3] Der Herausgeber hat die Veranlassung dieses Briefes oder vielmehr dieses Billets nicht verstanden, wenn er S. VII meint, der erste vorausgegangene Brief Goethe's fehle. Vielmehr schrieb Goethe dieses Billet kurz vor der Abreise Betti's von Frankfurt, von der er bereits Abschied genommen hatte. Dieser hatte er beim Abschiede noch versprochen, das von ihr verlangte Märchen zu schicken; da er dieses aber nicht finden konnte, sandte er statt dessen Wanderers Sturmlied. Auch die Worte: „Geben Sie's der la Roche und leben Sie recht herzlich wohl!" erklären sich so, da Betti auf ihrer Rückreise bei Frau von la Roche einsprechen sollte. Gegen die Annahme von Deycks (Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe S. 33), der Brief sei nach Thalehrenbreitstein geschrieben, spricht der ganze Charakter des Billets, das nicht als ordentlicher Brief gelten kann.

der Verheiratung der Schwester und Betti's Niederkunft schreibt dieser: „Ist's dem lieben Bübchen wohl? und wie heißt's?“ [1] In der Antwort, welche Betti der Tante in die Feder diktirt, beklagt sie sich scherzhaft, daß die Gerock's ihr noch nicht Glück gewünscht, weshalb dieses Schreiben auch nur „dem bösen Menschen mit dem guten Herzen gelte, welcher brave neue Bekanntschaften nicht so ehrenrührig behandle und außer Acht lasse“, worunter natürlich niemand als Goethe gemeint ist. „Die Mädchen thun nicht wohl“, fährt sie fort; „wenn ich wieder nach Frankfurt komme, so bin ich schlank, rasch, munter, und kann hübsch ohne Hrn. Doktor's (Goethe's) Arm gehn; dann werden sie mich gerne haben, und ich sage: Ich will nun auch nicht; laßt mich bei lieb Großmama (Frau Clermont, die zur Meßzeit mit ihrem Gatten, Johann Adam Clermont, in Frankfurt war) sitzen!“ Weiter schreibt sie, sie habe am Hochzeitstage der Schwester dieser einen recht schönen Segen beim lieben Gott ausgemacht. „Sagen Sie das Ihrer lieben Schwester, und daß ich noch immer mißvergnügt bin, daß sie zu Darmstadt tanzen mußte, während ich zu Frankfurt herumschliche. [2] — Und was habe ich für mein Schleichen? Anstatt eines holden Mädchens einen großen, starken Jungen.“ Am letzten Tage des Jahres versichert Goethe scherzhaft, daß er einigemal auf dem Sprunge gestanden habe, sich zu verlieben, und er klagt, daß von den drei, vier Paaren, die er seit dreiviertel Jahren verheiratet habe, ihm noch niemand gute Hoffnung melden wolle, und in demselben Briefe bemerkt er, er habe deshalb Lotten nicht so im Detail Zug für Zug portraitiren können, wie der Maler, der sie gezeichnet hatte, weil er in's Ganze so verliebt

[1] Wenn es darauf heißt: „Meine Wette sodann, liebe Frau, meine Wette!“ so deuteten diese Worte wohl auf Goethe's scherzhafte Voraussagung eines Knaben hin, während Betti sich ein Mädchen gewünscht hatte.

[2] Wahrscheinlich bei einem besondern Feste, welches die Darmstädter Freunde ihr bereitet hatten. Von dem heitern Darmstädter Leben im Winter 1773 redet Merck im Briefe an seine Gattin bei Wagner III, 85. On danse à tout moment, schreibt er.

sei, und Gott gewollt habe, daß ein Liebhaber ein schlechter Beobachter sei. Eine gewisse Neigung zu Charlotte scheinen die Briefe zu verrathen; er läßt diese wiederholt grüßen und fragt bei Johanna Fahlmer an, ob es wahr sei, daß sie diese bei ihrer Rückkehr (um Ostern) nach Frankfurt wieder mitbringe. „Ich mag ihr wohl manchmal etwas vorplaudern", schreibt er; „Sie wissen ja, wie's geht, wenn ich in's prophetische Radotiren komme."[1] Aus den angeführten Stellen und der ganzen Haltung dieses kurzen Briefwechsels ersieht man recht deutlich, ein wie heiterer und freier, fast muthwilliger Ton in diesem Kreise herrschend war.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch Sophie von la Roche und deren Tochter Maximiliane Euphrosyne (um die sich J. G. Jacobi bemüht hatte) sich im Sommer 1773 einige Zeit in Frankfurt aufgehalten, und daß während ihrer dortigen Anwesenheit die Verbindung der letztern mit Brentano eingeleitet worden, worauf man die Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Betti Jacobi aus dem Februar 1774 deuten kann: „Ich fühle, daß ich ihr (der Frau von la Roche) weit mehr bin, sie mir weit mehr ist, als vor zwei Jahren (im Herbst 1772 hatte er sie näher kennen lernen), ja als vor'm halben Jahr."[2] Hiernach würden auch diejenigen Personen, welche zur Verheiratung Brentano's

[1] Diesen undatirten Brief hat der Herausgeber zwischen zwei Briefe vom November und Dezember 1773 gesetzt, während er im Februar oder März 1774 geschrieben scheint. Goethe zeigt nämlich der Freundin an, daß seine Farze gegen Wieland vor kurzem gedruckt worden, wovon er sie zuerst benachrichtigen will. Die Farze scheint aber im Februar oder März 1774 erschienen zu sein; denn Lessing fragt unter dem 20. April 1774 seinen Bruder, ob er sie gelesen habe. Wieland zeigte sie im Juniheft des „Merkur" an. Wagner irrt, wenn er unter den von Höpfner Nicolai angebotenen Puppenspielen Goethe's im Briefe vom 26. Juli 1774 auch die Farze auf Wieland versteht (III, 101).

[2] Der Brief, der nach dem Herausgeber „etwa im Februar 1774" geschrieben sein soll, gehört sicher der ersten Woche dieses Monats an; denn die dritthalb Wochen, die sie, wie Goethe schreibt, bisher herumgeschwärmt haben, sind vom 15. Januar an zu rechnen, an welchem Tage die Neuvermählten nach Frankfurt kamen.

beigetragen hatten, schon im Jahre 1773 mit Goethe in Verbindung getreten sein, unter denen in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 169) besonders Dumeix, Frau Serviere (bei Goethe steht Servières) und die sehr reiche, mit Brentano verwandte katholische Familie des Kaufmanns Franz Maria Schweizer hervorgehoben werden, der eine geborene Allesina (so ist der Name zu schreiben) zur Frau hatte, in dessen prächtigem, auf der Zeil liegendem Hause,[1] dem jetzigen Russischen Hofe, ein höchst heiterer Ton besonders unter den Frauenzimmern herrschte. „Der Dechant von St. Leonhard Dumeitz faßte Vertrauen, ja Freundschaft zu mir. Er war der erste katholische Geistliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein sehr hellsehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältnisse der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse gab." Damian Friedrich Dumeix[2] war Dechant am kaiserlichen Kollegialstifte zu St. Leonhardi, wo er auch wohnte (seit 1778 Kapitular am kaiserlichen Wahl- und Krönungsstift St. Bartholomäi), auch fürstlich Stabloischer Geheimerath, ein aufgeklärter Mann und ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, doch lebte er sehr eingezogen, auf einen kleinen Kreis beschränkt; täglich besuchte er Frau Serviere, durch die er bei Brentano eingeführt ward. In seinen letzten Lebensjahren erblindete er, und starb bei

[1] Vgl. B. 23, 33. 26, 19. 35. Maria Belli X, 12 *

[2] So schrieb er selbst seinen Namen, und so schreibt auch Goethe im Briefwechsel mit Jacobi S. 18 und selbst in der ersten Ausgabe von „Wahrheit und Dichtung", wo man jetzt Dumeitz liest. Dumeitz, später Dumeiz geben die Frankfurter Staatskalender. Dumeiz läßt Wagner in der Sammlung Merckischer Briefe I, 30. III, 22 f. 86 drucken. In Wieland's „ausgewählten Briefen" III, 51 nennt Wieland den Dechant du Merz in Frankfurt seinen Freund, wo offenbar du Meiz zu lesen ist. Auch der von Bettine in einem Briefe vom August 1808 (Briefwechsel mit einem Kinde I, 310 f.) genannte Probst D'umée ist wohl dieselbe Person; denn Dumeix war später Probst in Erfurt. Er soll 1810 gestorben sein; doch dürfte man nach diesem Briefe genöthigt sein, seinen Tod zwei Jahre früher zu setzen, wäre Bettine überhaupt zuverlässiger.

Verwandten in Mainz. Goethe hatte ihn durch Merck schon im Jahre 1771 kennen lernen, wo er auch zuerst mit Frau von la Roche zusammenkam.[1] Frau Serviere bezeichnet Goethe als eine wohlgebildete, obgleich nicht junge Frau, deren Gestalt ihm noch genau erinnerlich sei, ohne Zweifel dieselbe, die im Briefe Goethe's an Betti Jacobi aus dem Anfange Februar gemeint ist.[2] Frau Maria Johanna Serviere, geborene Togny-Delsance aus Frankfurt, war eine sehr geistreiche, angenehme, aber ernste Frau, zur Zeit, wo Goethe sie kennen lernte, zwei- oder dreiundvierzig Jahre alt. Ihr Gatte stammte aus Lünel bei Montpellier, wo er in einem Schlosse eine bedeutende Parfümeriefabrik besaß; nur zu den beiden Messen kam er jährlich auf einige Wochen nach Frankfurt, wo seine Frau allein das ganze Geschäft führte. Eben hatte er seine Gattin und seine Töchter — ihre Ehe war mit drei Töchtern und zwei Söhnen gesegnet — mit nach Lünel genommen, um ihnen seine Anlagen zu zeigen, als die französische Revolution ausbrach; er mußte die Zerstörung seiner Fabrik und seines ganzen dortigen Besitzthums ansehn, und rettete kaum sich und seiner Familie das Leben. Dies Unglück überlebte er nicht lange; seine Frau führte noch einige Zeit das Geschäft, welches sie dann ihrem Schwiegersohn Denant übertrug. Sie starb am 8. Dezember 1805, vierundsiebzig Jahre und acht Monate alt.

Auch der damals zweiunddreißigjährige Seidenfabrikant und Komponist Johann André in Offenbach nebst Gattin gehörte zu dem mit Goethe befreundeten Kreise. Er hatte damals ein Singspiel „der Töpfer" komponirt, welches am 29. Oktober 1773 zum Besten wohlthätiger Stiftungen aufgeführt ward (Maria Belli VI, 38). „Der Töpfer ist hier mit großem Beifall aufgeführt worden," schreibt Goethe am 3. November 1773 an Betti Jacobi. „Daß aber ja keine Freude rein sei, will der Verlag seiner Partitur nicht aus der Stelle." Eine günstige Anzeige desselben brachten die

[1] Vgl. Wagner's Sammlung von Merck's Briefen III, 22.

[2] „Thun Sie noch den lieben Dumeix dazu und eine Freundin, so haben Sie unser ganzes Klümpchen."

„Frankfurter gelehrten Anzeigen“ am 2. November. In dem Briefe an Betti vom Anfang Februar heißt es: „Danke für den Antheil an André's Schicksal. Er ist giftig, läßt mir aber nichts merken, scheint's, traut er mir nicht und meint, ich hätte Ihnen gar nichts geschickt. Genug, wir haben das Unsrige gethan. — Am meisten schiert's ihn, daß man seine Produktion unter die Nachahmungen gesetzt hat. (Vgl. Goethe B. 22, 301) Tirelireli! was ist's um einen Autor.“ Wahrscheinlich gehörte auch Jakob Ludwig Passavant schon damals zu Goethe's Freunden, und nahm an den gesellschaftlichen Vergnügungen dieses Kreises Theil. Im Juli 1774 machte Goethe ein Hochzeitsgedicht auf dessen Bruder Jakob; im Juli 1775 durchreiste er mit ihm die kleinern Kantone in der Schweiz, und er war der einzige von seinen Freunden, der im Oktober 1775 von seiner noch nicht erfolgten Abreise wußte. Vgl. Goethe's Briefe an Lavater S. 16.

Endlich gehört in den Kreis der Familien, welche sich zu frohem Zusammenleben mit Goethe's näheren Freunden geeint hatten, auch die des für reich geltenden Kaufmanns Philipp Anselm Münch, geboren im März 1711, der ein großes und angenehmes Haus machte. Er wohnte in der Döngesgasse; das Haus ist jetzt neu gebaut und Neu Nr. 20, Alt Lit. H. Nr. 169 bezeichnet, Eigenthum des Herrn Zimmermann. Er hatte einen Sohn und drei Töchter, von denen die älteste Anna Sibylla Münch, geboren am 3. Juli 1758, in ein näheres Verhältniß zu unserm Dichter treten sollte. Goethe beschreibt sie (B. 22, 262) als ein sehr gutes Wesen, von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. „Ihre Gestalt,“ fährt er fort, „war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen.“ Zweifeln könnte man, ob sie bereits im Jahre 1773 zu der Gesellschaft gehört habe.

Die Gesellschaft versammelte sich wöchentlich an einem bestimmten Tage, wahrscheinlich am Freitage[1], an demselben Tage, an welchem im Winter die Konzerte stattfanden, zu Ausflügen und Lustfahrten; besonders beliebt waren Wasserfahrten, wie Goethe eine solche auch im „Wilhelm Meister“ B. 16, 136 ff. beschreibt, vielleicht in besonderer Erinnerung jener frohen Gesellschaft; selbst das dort dargestellte Komödienspiel dürfte wirklich in ähnlicher Art ausgeführt worden sein, und man könnte in dem Landgeistlichen ein Bild von Dumeix sehn. Man vergleiche auch die Beschreibung der Wasserfahrt in den „Wahlverwandtschaften“ B. 15, 248 ff. Bei einem Ausfluge dieser Art, als die Gesellschaft, nach einer sehr glänzenden Wasserfahrt und einem anmuthigen Spaziergang, zwischen schattigen Hügeln gelagert, im Grase oder auf bemoosten Felsen und Baumwurzeln sitzend — so beschreibt Goethe den Ort —, froh und heiter ein ländliches Mahl verzehrte, gebot der humoristische Rath Crespel (vgl. S. 138 f.) mit schalkhafter Würde, man möge sich in einen großen Halbkreis niedersetzen; vor welchen er dann hintrat, und in launigem Tone nicht ohne Nachahmung der scheltenden Kapuzinerpredigten eine wohlausgeführte Rede hielt, in welcher er, nachdem er mit emphatischer Klage auf den Uebelstand hingewiesen, daß in ihrer Gesellschaft diejenigen, welche die Geliebten in ihrer Mitte hätten, sich an diese anschlössen, wodurch die andern, denen ein solches Glück nicht beschieden wäre, sich immer und ewig ungepaart sähen, mit dem Vorschlage einer Paarungslotterie hervortrat. Die Namen der Herren sollten in einen Beutel gethan werden, und die Damen sich ihr Loos ziehen, wen sie in der Versammlung bis zur nächsten Loosung als ihren begünstigten Diener anzuerkennen sich verpflichtet hielten; diejenigen Herren aber, deren Namen im Beutel zurückblieben und denen demnach keine Dame zu Theil würde, sollten die Sorge für Geist, Seele und Leib übernehmen, besonders für die Seele, weil die

[1] Den Freitag nennt Goethe B. 22, 264 ausdrücklich als Tag, an welchem im Jahre 1774 die Gesellschaften stattfanden. Auch in Weimar gab Goethe Freitagsgesellschaften.

beiden andern sich schon eher selbst zu helfen wüßten. Die humoristische Art, in welcher der Redner, der sich auf seine durch großes Nachdenken sich früh zugezogene Glatze berief[1], diesen seltsamen, durch seine Neuheit überraschenden Vorschlag vorbrachte, versetzte die Gesellschaft in so gute Laune, daß man um so lieber darauf einging, als das Ganze nur ein Versuch sein sollte, und man, falls derselbe sich als ungehörig erwiese, schon bei der nächsten Versammlung davon abgehn könne. Zum Glücke blieben diejenigen, welche die Trennung weniger heiter aufgenommen haben würden, diesmal zusammen. Crespel gab die einzelnen Zufallspaare unter gewissen feierlichen Zeremonien zusammen, und man trank auf ihre Gesundheit. Die ungepaarten Herren sorgten für die möglichste Erheiterung der Gesellschaft; neue artige Spiele wurden in Gang gebracht, in einiger Ferne eine unerwartete Abendkost bereitet, und bei der Rückfahrt, dem hellen Mondschein zum Trotz, die Jacht beleuchtet. Als diese endlich an's Land stieß, rief Crespel das aus der Messe ihm geläufige: Ite, missa est, wodurch die Trennung der durch's Loos zusammengekommenen Paare ausgesprochen werden sollte. Jeder führte die Dame, welche ihn erloost hatte, aus dem Schiffe heraus, wo er sie ihrem eigentlichen Herrn übergab und dagegen die seinige, wenn er eine solche besaß, wieder eintauschte.

Der erste Versuch war so glücklich ausgefallen, daß dieses Lotteriespiel bei der nächsten Versammlung für den ganzen Sommer festgesetzt wurde, wo es denn sehr viel zur Heiterkeit der Gesellschaft beitrug. Crespel aber verfehlte nicht, auch bei den folgenden Zusammenkünften als kapuzinermäßiger Redner die Gesellschaft zu ergötzen. So erwiederte er, als man ihm den Vorwurf machte, er habe bei seiner frühern Rede das Beste derselben,

[1] Goethe läßt (B. 21, 22) den Redner auch sagen: „Ich bin der Aelteste unter ihnen, das mir Gott verzeihe!" Indessen darf man diese Aeußerung der aus dem Gedächtniß natürlich mit großer Freiheit wiedergegebenen Rede um so mehr bezweifeln, als der Redner ja die Glatze nicht von seinem Alter herleitet. Crespel war damals sechsundzwanzig Jahre alt.

den Schluß, für sich behalten, das Beste einer Rede sei die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke — denn mit der Ueberzeugung sei es eine mißliche Sache —, müsse gar nicht reden, und da man sich damit nicht zufrieden geben wollte, führte er auf fratzenhafte Weise, mit unpassenden Bibelsprüchen, nicht zutreffenden Gleichnissen und nichts erläuternden Anspielungen den Satz aus, daß man, wolle man in der Welt zu etwas kommen, seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane verbergen, besonders aber in der Liebe des tiefsten Geheimnisses sich befleißigen müsse. Wie mit dieser Schilderung Goethe's seine weitere Bemerkung zu vereinigen sei: „Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden", wüßten wir nicht zu sagen. Der Redner, der einen Satz ausführt, muß diesen doch bestimmt hinstellen, und gerade darin scheint der Hauptspaß des Redners bestanden zu haben, daß er sich der streng beweisenden logischen Form bediente, aber so, daß seine Beweise sämmtlich auf Trugschlüssen oder närrischen Folgerungen beruhten. „Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen," sagt Goethe, „so bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuiterschulen ausgebildet, und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite zusammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, und hätte mich gern zum Proselyten seiner Menschenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen; denn ich hatte noch immer große Lust, gut zu sein, und andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf vieles aufmerksam geworden." Die Altersbestimmung von zweiundzwanzig Jahren trifft nicht zu, was aber wenig zu verwundern ist, da Goethe sich leicht um ein paar Jahre vergreifen konnte. Crespel war im Sommer 1765, in welche Zeit Goethe dies irrig verlegt, achtzehn, im Sommer 1773, in welchen es wirklich fällt, sechsundzwanzig Jahre alt. Auch was über Crespel's Menschenverachtung gesagt wird, dürfte nicht gegründet sein, wenn dieser auch eine besondere Neigung besessen

haben mag, das Schiefe an den Dingen hervorzuheben und zu belachen; ein kalter Menschenverachter hätte sich unmöglich die Theilnahme von Goethe, seiner Mutter und dem ganzen heitern Kreise erwerben können, welche wir bestens bezeugt finden; auch würde ein solcher sich nicht einer so fröhlichen, harmlosen Gesellschaft angeschlossen und sich bei ihr in der am wenigsten ernstlich gedachten Rolle eines Abraham a Sancta Clara gefallen haben.

Neben dem humoristischen Redner Crespel machte Freund Horn, gewöhnlich seiner Kleinheit wegen Hörnchen genannt, die lustige Person,[1] der, während er sich selbst preiszugeben schien, um so mehr berechtigt schien, anderen eines zu versetzen. Ein stehender Witz war die Beziehung auf seine krummen Beine, doch bildete er sich viel auf seine dicken Waden ein.[2] Da er ein sehr guter Tänzer war, und als solcher viel gesucht wurde, behauptete er, es sei eine Eigenheit der Frauenzimmer, daß sie immer krumme Beine auf dem Plan sehn wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich, seine Laune und Witz zur Belebung und Ergötzung der Gesellschaft unerschöpflich, wo es denn freilich nicht immer ohne Verdruß abging, da er manchmal die Grenze überschritt. Auch durch launige Gedichte suchte er den heitern Kreis zu erfreuen, wie er denn einmal einen bei einer großen Schlittenfahrt

[1] An Käthchen Schönkopf schreibt Horn (S. 85): „Ich spielte, ohne Ruhm zu melden, (im Schönkopfischen Hause) immer die lustige Person.“ Man bezeichnete ihn auch mit dem Spitznamen der Peganer. Vgl. Jahn S. 100.

[2] Horn schreibt an Käthchen Schönkopf (bei Jahn S. 26): „Auf der Reise wäre ich bald unglücklich gewesen: denn meine krummen Beine, wie die Mamsell spricht, hatten sich so mit den Andräischen (Andreä'schen) verwickelt, daß man sie, um uns zu trennen, beinahe hätte zerbrechen müssen.“ Hiernach würde der Witz auf seine krummen Beine von Käthchen Schönkopf ausgegangen sein; Horn nahm ihn nur auf, und spielte gern darauf an. Goethe B. 21, 26 läßt diesen Witz von Horn selbst ausgehn. An Käthchen Schönkopf schreibt Goethe (bei Jahn S. 82): „Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet; jetzt werden sie ihm zum Unglück gereichen.“ Vielleicht weil er immerfort zum Tanzen genöthigt ward.

vorgekommenen lächerlichen Zufall in der Art der Zachariä'schen und Löwen'schen komischen Heldengedichte darstellte. Daß auch Goethe selbst es nicht an launigen, oft muthwilligen Scherzen und Neckereien fehlen ließ, dürfen wir wohl annehmen, um so eher, als er in solchen Ausbrüchen neckischer Lust ein Gegenmittel gegen neue leidenschaftliche Verwicklungen sehn mochte, die er möglichst zu meiden suchte.

Nachdem ihm nun auf diese Weise Sommer und Herbst unter manchen wöchentlichen Ausflügen vorübergegangen, veranlaßte die Vermählung der Schwester, welche am 1. November vollzogen wurde, manche Festlichkeiten, die ihn aber bei der bevorstehenden Trennung von der heißgeliebten Kornelia nicht heiter zu stimmen vermochten. Daher konnte er am 9. November[1] auf den fröhlichen Brief von Betti Jacobi, in der Laune, in welcher er war, nicht viel erwiedern. „Wenn ich mit Ihnen nicht von Herzen reden kann, lieber stille!" schreibt er. Und noch zwei Tage nach der Abreise der Schwester, am 16. November, kann er diese nur in zwei Zeilen melden und einen Gruß hinzufügen. Die Wintergesellschaften, vermuthlich, wie früher, an den Dinstagen, werden indessen ihren Fortgang gehabt haben, ohne daß Goethe dadurch seiner Verstimmung entrissen worden wäre, wenn auch in einzelnen Augenblicken sein fliegender Humor durchgebrochen sein wird. Erst am Ende des Jahres fühlte er sich durch die Nachricht von der baldigen Vermählung von Maximiliane la Roche mit dem Frankfurter Kaufmanne Brentano von neuem gehoben. „Auf's neue Jahr," schreibt er an Betti Jacobi, „haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmäßig aufgeputzt.[2] Max la Roche

[1] Daß Brief 4 der Briefe zwischen Goethe und Betti Jacobi vom 9. und nicht vom 7. November datirt werden müsse, da derjenige, worauf Goethe hier antwortet, zu Düsseldorf am 6 November geschrieben ist, hat Deycks a. a. O. S. 35 bemerkt.

[2] Der Vergleich mit dem Schönenraritätenkasten ist dem Dichter sehr gebräuchlich. Vgl. B. 7, 109, den Brief an Engelbach bei Schöll S. 47 und den ersten Brief an Betti Jacobi, auch Lenz bei Stöber S. 66.

heiratet hierher. Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist. Und also heisa! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuthen müssen.“ Jetzt, fährt er fort, suche er nur mit solchen heiter geselligen, natürlich angenehmen Wesen das Leben zu genießen, und er habe wirklich schon in Gefahr gestanden, sich zu verlieben. Vgl. oben S. 181 f.

Die Ankunft Brentano's mit der Neuvermählten und ihrer Mutter zu Frankfurt am 15. Januar gab zu manchen Festlichkeiten Veranlassung, an denen sich Goethe gern betheiligte. Dieser schreibt am Anfang Februar: „Diese drittehalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich; denn seit dem fünfzehnten Jänner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt, das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ Man sieht, wie bedeutend sich das Gefühl für Maximiliane Brentano in kurzer Zeit gesteigert hat.

Am Schlusse jenes Briefes heißt es: „Eine mächtige Kälte zieht durch's Fenster bis hierher an mein Herz, zu tausendfacher Ergötzung. Ein großer Wiesenplan draußen ist überschwemmt und gefroren. Gestern trug's noch nicht, heut wird gewagt. Vor zehn Tagen ohngefähr waren unsere Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mitanzusehn. Da haben wir uns prästirt! Gleich drauf thaut' es, und jetzt wieder Frost. Halleluja! Amen!“ Offenbar deutet er auf dieselbe Geschichte hin, welche Bettine im Briefwechsel mit einem Kinde II, 261 aus dem Munde der Mutter also erzählt: „An einem hellen Wintermorgen, an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den

Fremden an den Main zu fahren. „Mutter, Sie hat mich ja noch nicht Schlittschuh fahren gesehen, und das Wetter ist heut so schön!“ Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an (so läßt Bettine die Mutter sprechen), der einen langen Schlepp hatte, und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil, zwischen den anderen durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche, und lacht mich ganz freundlich an. „Nun, was willst du?“ sag' ich. — „Ei, Mutter, sie hat ja doch nicht kalt im Wagen; geb' Sie mir Ihren Sammetrock!“ — „Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen?“ — „Freilich will ich ihn anziehen!“ — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eise. Bettine, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr! Ich klatschte in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug. Damals war deine Mutter (Maximiliane Brentano) mit auf dem Eise; der wollt' er gefallen!“ In den wesentlichsten Punkten kommt hiermit die ohne Zweifel daraus geflossene, wenn auch durch eigene Erinnerung näher bestimmte Darstellung Goethe's selbst am Anfange des vierten Theiles von „Wahrheit und Dichtung“ überein, wo er diese Geschichte unter den Beispielen eines gelegentlichen Handelns ohne Bedenken anführt, wie es der offene, frohgemuthe Jüngling sich wohl erlaubt habe, ohne sie chronologisch näher zu bestimmen. „Ein sehr harter Winter,“ erzählt er, „hatte den Main völlig mit Eis bedeckt, und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste nothwendige und lustig-gesellige Verkehr regte sich auf dem Flusse. Grenzenlose Schlittschuhbahnen, glattgefrorene weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an, und war also, wie späterhin meine Mutter, dem Schauspiele zuzusehn, angefahren kam, als leichtgekleidet,

wirklich durchgefroren. Sie saß im Wagen, in ihrem rothen Sammetpelze, der, auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!" rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter besonnen zu haben; „mich friert grimmig." Auch sie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der purpurfarb, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich sorglos auf und ab; auch war das Gedränge so groß, daß man die seltene Erscheinung nicht einmal sonderlich bemerkte, obschon einigermaßen: denn man rechnete mir sie später unter meinen Anomalien im Ernst und Scherze wohl einmal wieder vor." Bettinens, von Goethe befolgter Bericht[1] weicht darin von der Wahrheit ab, daß, wie obige Aeußerung in Goethe's Brief beweist, er nicht auf dem Main, der in diesem Winter gar nicht zufror, sondern auf einem großen überschwemmten und zugefrorenen Wiesenplan Schlittschuh lief, und mit seinen Freunden in künstlichen Wendungen und einer damit verbundenen halbpantomimischen Darstellung auf der glatten Fläche hinglitt. Nach seiner eigenen Aeußerung hatte Goethe das Schlittschuhlaufen erst spät gelernt; er versetzt dies selbst in den Winter 177½ (B. 22, 90 ff.): indessen ist auf eine solche Zeitbestimmung gar nicht viel zu geben, und es wäre wohl möglich, daß der junge Dichter erst im Winter 177¾ dieser Kunst, und zwar mit leidenschaftlichem Eifer, sich gewidmet, wonach die Einladung der Mutter sich besser motiviren würde. Den Anfang in der Kunst mag er

[1] Eine ungenauere Darstellung gibt Falk „Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt" S. 5 nach der Erzählung einer nahen Freundin von Goethe's Mutter. „Einst beim Schlittschuhlaufen, wo sie (Goethe's Mutter) im Schlitten neben einer Freundin saß und diesen munteren Spielen der Jugend zusah, nahm ihr Wolfgang die Kontusche ab, hängte sie sich um und scherzte lange auf dem Eise hin und her, ehe er sie der Mutter wiederbrachte, die ihm lächelnd versicherte, daß die Kontusche recht wohl zu seinem Gesichte gestanden hätte."

auf jenem kleinen im Winter gebildeten Teiche vor der Stadt versucht haben, auf dem wir ihn im November 1774 finden.

Kaum waren die Festlichkeiten im Brentano'schen Hause vorüber und Sophie la Roche abgereist, als Maximiliane sich im dunkeln Handlungshause [1] unglücklich zu finden begann, wodurch Goethe, der Zeuge ihrer sich täglich steigernden Unzufriedenheit war, und umsonst die Freundin zu trösten versuchte, selbst sehr verstimmt ward, so daß er in dem Gedanken, welche Wonne ihm selbst eine Verbindung mit der unglücklichen jungen Frau gebracht haben würde, und in der Ueberzeugung, ihm sei keine wahre Befriedigung seines Herzens bestimmt, von einem gewaltigen Lebensüberdrusse befallen wurde, von dem er sich aber durch die rasch hingeworfene Dichtung des „Werther“ (im Februar und März 1774) befreite. [2] Mit dem beginnenden Frühlinge fühlte er sich wohlgemuther und heiterer gestimmt, als je: eine grenzenlose Dichtungs- und Schaffungskraft war in ihm erwacht, die ihm nicht selten zu eigener Qual gereichte. Die Farze gegen Wieland und der Prolog auf Bahrdt erschienen; auch bildeten sich „Pater Brey“ und der Prolog zum „Puppenspiel“.

Die schöne Jahreszeit versammelte bald wieder die fröhliche Gesellschaft, deren abgegangene Mitglieder durch andere ersetzt werden mochten, zu fröhlichen Land- und Wasserfahrten. Vielleicht trat damals Goethe's Straßburger Freund, Heinrich Leopold Wagner, zur Gesellschaft; wenigstens war er ohne Zweifel schon im Anfange des Jahres 1775 in Frankfurt, obgleich er erst am 21. September 1776 als Advokat vereidigt ward.[3] Auch Klinger's Bekanntschaft könnte Goethe schon damals gemacht haben. Rath Crespel hatte sich aber einen neuen Gesellschaftsscherz ersonnen; es sollte nämlich jetzt alle acht Tage nicht mehr, wie früher, um liebende Paare, sondern um wirkliche Gatten geloost werden;

[1] Im Jahre 1777 scheint Brentano in seine spätere Wohnung in der großen Sandgasse zum goldenen Kopfe gezogen zu sein. Vgl. Merck's Briefe I. 371. III. 147. Maria Belli II. 64**.

[2] Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken“ S. 113 ff.

[3] Vgl. ebendaselbst S. 196 ff.

wie man sich gegen Geliebte betrage, sei allen jetzt bekannt genug, wie sich aber Gatte und Gattin in der Gesellschaft zu benehmen hätten, das sei ihnen noch unbekannt, und müsse nun vor allen Dingen gelernt werden.[1] Die von ihm angegebenen Regeln waren im allgemeinen die bekannten, daß man thun müsse, als ob man einander gar nicht angehöre, woher man nicht nebeneinander sitzen, nicht viel miteinander sprechen, noch weniger sich Liebkosungen erlauben dürfe, dagegen habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könne, sondern müsse vielmehr darauf bedacht sein, sich seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden. Die lustige Gesellschaft ging auch hierauf gern ein, und begann die Mariagenlotterie mit bestem Humor, der besonders durch einige barocke Paarungen belebt wurde. Wunderbar genug wurde unserm Dichter gleich von Anfang an zweimal hintereinander die heitere sechzehnjährige Tochter des Kaufmanns Münch, Anna Sibylla, zu Theil, der er um so leichter, seiner Ehestandspflicht gemäß, mit Freundlichkeit und Achtung begegnen konnte, als er es schon vorher aus allgemeinem Gefühl und natürlichem Wohlwollen zu thun gewohnt war. Als aber nun gar zum drittenmale das Loos sich für diese Verbindung entschied, da erklärte Crespel, sie könnten jetzt, da der Himmel so offenbar gesprochen habe, nicht mehr voneinander getrennt werden. Das durch das Gesetz vorgeschriebene freundlich

[1] Nach Goethe's Darstellung würden zwischen der Loosung der Geliebten (1765) und dieser neuen Mariagenlotterie (1774) neun Jahre in der Mitte liegen, was an sich, abgesehen von sonstigen Gründen (vgl. S. 138), unmöglich der Fall sein kann; denn binnen neun Jahren mußte sich eine solche Gesellschaft durchaus ändern, und es ist eben so unwahrscheinlich, daß das für ein Jahr beliebte Scherzspiel mehrere Jahre sich erhalten haben sollte, als Crespel sich auf eine vor neun Jahren gemachte Erfahrung würde berufen haben. Hiernach beruht auch die Bemerkung auf Irrthum, welche Goethe bei dem Jahre 1774 macht: „Auch jener wunderliche Redner — war nach mancherlei Schicksalen gescheider und verkehrter zu uns zurückgekehrt.“ Ueber Crespel's Studien vgl. oben S. 139. Die Beziehung auf die zunehmenden Jahre (B. 22, 261) muß demnach auch wegfallen.

zutrauliche Betragen befestigte wirklich ein näheres Verhältniß des durch das Loos zusammengekommenen Paares, und da nach der Vorschrift die Gepaarten sich mit dem traulichen Du anreden mußten, so wurde unser Paar diese Wochen über desselben so gewohnt, daß sie auch, wo sie sonst zusammenkamen, sich desselben unwillkürlich bedienten. Das Mädchen ward dem Dichter immer werther, da ihre heitere Natürlichkeit und ihr offenes Wesen ihn freundlich ansprachen, und er befreundete sich immer mehr mit dem Gedanken, sie wirklich als Gattin heimzuführen.

Bei dem großen Aufsehen, welches die am 16. Februar erfolgte, das Recht leidenschaftlich unterdrückende Verurtheilung von Beaumarchais in ganz Europa erregte, achtete es Goethe für angemessen, eines Tages dessen viertes, die Reise nach Spanien und seine Verwicklungen mit Don Josef Clavijo y Flaxardo beschreibendes Mémoire in der Gesellschaft vorzulesen. Es fand vielen Beifall, und ward nach den verschiedensten Seiten hin durchgesprochen, bis endlich Goethe's Hälfte sich an ihren mehrmals angeloosten Gatten mit den Worten wandte: „Wäre ich deine Gebieterin und nicht bloß deine Frau, so würde ich dir auftragen, dieses Mémoire zu einem Schauspiele zu bearbeiten, wozu es mir ganz geeignet scheint.“ Worauf dieser, dem schon beim ersten Lesen der Gegenstand dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, sofort mit heiterer Neigung erwiederte: „Damit du, meine Liebe, siehst, daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich dir, heute über acht Tage das gewünschte Stück vor unserer Gesellschaft vorzulesen.“ Man war über die Kühnheit eines solchen Versprechens sehr verwundert; doch hatte Goethe bereits, als er an diesem Abend sehr spät nach Hause kam, das Stück ziemlich ausgedacht. Als er nämlich seine angelooste Gattin nach Hause führte, war er wider Gewohnheit still, worüber diese ihre Verwunderung nicht verbergen konnte, und fragte, was ihm sei. Er aber erwiederte, er sinne das Stück aus, und sei schon mitten drinn; er wünsche nur, ihr zu zeigen, daß er ihr gern etwas zu Liebe thue. Sie drückte ihm darauf zur Erkenntlichkeit die Hand;

als er diese aber eifrig küßte, meinte sie, er müsse nicht aus der Rolle fallen, da Zärtlichkeit nach der Meinung der Leute sich nicht für Ehegatten schicke. „Laß sie meinen!“ rief Goethe dagegen; „wir wollen es auf unsere Weise halten.“ Nachdem er das geliebte Mädchen bis zur Thüre ihres Hauses geleitet hatte, entfernte er sich mit einem zärtlichen Abschiede; die innere Aufregung trieb ihn noch einige Zeit umher, ehe er mit dem fast vollständigen Plane im Kopfe und zärtlichster Neigung im Herzen nach Hause zurückkehrte.

Dieser Abend, an welchem der von jugendlicher Schaffungskraft und hinreißendem Gefühle glühende Dichter den Plan zum „Clavigo“ entwarf, muß in den Mai fallen; denn schon am 1. Juni 1774 meldet er seinem Freunde Schönborn in Algier (B. 27, 475): „Dann hab' ich ein Trauerspiel gearbeitet, „Clavigo“, moderne Anekdote, dramatisirt, mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit; mein Held, ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im „Götz“, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Szenen, die ich im „Götz“, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte.“ Der letzte Freitag im Mai — und an einem Freitage ward der eben vollendete, acht Tage früher versprochene „Clavigo“ vorgelesen — fiel im Jahre 1774 auf den 27., gleich nach Pfingsten; da aber kaum anzunehmen, daß Goethe trotz der einfallenden Pfingsttage den „Clavigo“ in acht Tagen versprochen haben werde, so dürfte derselbe am 20. zum erstenmal vorgelesen worden, am 13. der Freundin zugesagt worden sein, und wenn, wie es nach der Erzählung scheint, dies Versprechen nicht vor der dritten Zusammenkunft geschah, so würden jene Ausflüge der fröhlichen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des April begonnen haben. Goethe wußte wohl, daß er seiner Gesellschaft nur durch einen tragischen Ausgang der Geschichte genügen und sie durch Clavigo's reuigen Tod allein mit diesem schwankenden Charakter aussöhnen könne, der, bei aller Gutmüthigkeit und Liebe, durch das Streben nach Ruhm und Macht zur Treulosigkeit gegen die Geliebte verleitet wird; aber auch dieses

Streben würde nicht im Stande sein, ihn zum Verrathe seiner Liebe hinzureißen, wenn nicht ein klar verständiger Freund ihm zur Seite stände, der nur von der einen Leidenschaft durchglüht ist, seinen Clavigo zu den höchsten Ehrenstufen und Würden gelangen zu sehn, der aber für seinen Mangel an der schönsten menschlichen Tugend, an reiner Frauenliebe, dadurch auf das empfindlichste gestraft wird, daß er seine Hoffnung auf Clavigo ein schmähliches Ende nehmen sieht. Daher mußte der Dichter, wie sehr er sich auch sonst an Beaumarchais hält, aus welchem er sogar die dramatisch wirksamen Darstellungen wörtlich herübergenommen hat, dem Stücke einen eigenen Schluß geben, so daß der dichterische Clavigo sich viele Jahre lang auf der deutschen Bühne umbrachte,[1] während der wirkliche Goethe's Stück noch zweiunddreißig Jahre überlebte, wie auch Marie Luise Caron de Beaumarchais nicht aus Gram über den Verräther ihrer Liebe starb, sondern sich in Paris, wohin sie mit dem Bruder zurückkehrte, verheiratete. Clavigo ward seines Amtes entsetzt und floh, um sich der Verhaftung zu entziehen, zu den Kapuzinern, aber bald durfte er sich wieder hervorwagen, und schon im Jahre 1773 — die Geschichte mit Beaumarchais spielt 1764 — sehen wir ihn mit der Herausgabe des Mercurio historico y politico de Madrid beauftragt.

Goethe wußte mit der Vorlesung des auch durch die Neuheit des Stoffes anziehenden Stückes in der traulichen Gesellschaft die beste Wirkung hervorzubringen, besonders aber mußte Anna Sibylla Münch, die ihn zur Ausarbeitung veranlaßt hatte, eines solchen Erfolges sich freuen; es war, wie Goethe selbst bemerkt, als ob sein Verhältniß zu ihr, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, sich durch diese Dichtung enger zusammenzöge und befestigte. Bei dem großen Ruhme, welchen der jugendliche, auch durch manche sonstige Exzentritäten Aufsehen erregende Dichter sich in raschem Fluge erworben hatte, konnte die Kunde von seinem neuen Drama und der artigen Veranlassung desselben auch in den weiteren Kreisen

[1] Zu Hamburg wurde 1789 auf Anstehen des spanischen Gesandten die Aufführung des Clavigo untersagt. Vgl. Meyer's „Schröder" II, 47.

Frankfurt's nicht lange verborgen bleiben, und vor allem mußte das Verhältniß den beiderseitigen Eltern zu Ohren kommen, welche mit einer daher zu hoffenden Verbindung nicht unzufrieden waren, wenn sie auch zunächst die Sache ihren Gang gehn ließen und der Entwicklung dieser zärtlichen Neigung nicht vorgreifen mochten.

Kurze Zeit nach der Beendigung des „Clavigo", in der Nacht vom 28. Mai, einem Sonnabend, auf den 29., brach in der engen Judengasse Feuer aus,[1] das bald auf schreckliche Weise überhand nahm, so daß man endlich, um dem um sich greifenden Elemente ein Ziel zu setzen, mehrere Häuser niederreißen mußte. „Ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu," schreibt Goethe an Schönborn, „und die wunderbarsten, innigsten, mannigfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber= und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind."[2] In „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 283) findet sich ausführlich erzählt, wie er, in Schuhen und seidenen Strümpfen, wie man damals zu gehn gewohnt war, die thätigste Theilnahme am Löschen genommen, indem sein Zureden bewirkte, daß man bis zum Orte des Feuers eine Gasse bildete, in welcher er die Feuereimer rasch zu ihrem Ziele befördern half, ohne Rücksicht auf seine bald durchnetzten Kleider. Da viele, die von Neugierde zum Brande getrieben wurden, ihn bei diesem feuchten Geschäfte sahen, so wurde diese für einen Frankfurter von guter Familie auffallende Betheiligung am Löschen bald zum allgemeinen Stadtgespräche. Auch in Weimar sehen wir unsern Dichter stets bereit, bei den häufigen Brandunglücken thätige Hülfe zu leisten.[3]

[1] In der Judengasse brach häufig Feuer aus. Nach dem Brande vom Jahre 1711 ward sie etwas erweitert. Es war verboten, mit Licht ohne Laterne die Läden und Gewölbe, die sich in der Stadt und in der Judengasse befanden, zu betreten. Vgl. Maria Belli VII, 109 f. VIII, 121.

[2] Vgl. die ähnliche Aeußerung in den Briefen an Frau von Stein I, 131.

[3] Vgl. Goethe's Bericht an Auguste von Stolberg vom 24. Mai 1776. Riemer II, 27. 89 f. 123 f.

Auch auf seine Geschäfte als Advokat mußte Goethe neben seinen dichterischen Arbeiten und den Ansprüchen, welche das gesellschaftliche Leben an ihn machte, einen Theil seiner Zeit verwenden. So finden wir ihn um diese Zeit als Bevollmächtigten der Erben der Vorstadt- und Buddeischen Handlung, in welcher Eigenschaft er am 10. Juni und darauf am 18. Oktober 1774 alle Schuldner derselben auffordert, in vierzehn Tagen Zahlung zu leisten, mit Androhung, „gegen die Säumigen ernsthaftere Maaßregeln zu ergreifen".[1] Indessen fiel die Hauptarbeit bei diesen Geschäften dem Vater und einem gewandten Schreiber zu. Ersterer, dem sein Charakter als kaiserlicher Rath das öffentliche Auftreten als Advokat nicht erlaubte, hatte schon früher seine eigenen Rechtshändel, so wie die seiner nähern Vertrauten in der Weise betrieben, daß die von ihm ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advokaten gegen eine billige Vergütung unterzeichnet wurden. Als aber der Sohn zu praktiziren begann, war ihm dieß eine willkommene Gelegenheit, seinen Geschäftskreis zu erweitern. Goethe berichtet, bei der Beschreibung des Verhältnisses zu Lili (B. 22, 304), er habe die frühesten Morgenstunden der Dichtung geweiht, der wachsende Tag aber habe den weltlichen Geschäften gehört, was freilich nicht im strengen Sinne genommen werden darf, da der junge, von Schaffungsdrang und Lebenslust glühende Dichter oft ganze Tage den Geschäften fremd blieb. Der Vater, fährt er fort, der gründlich und tüchtig, aber von langsamer Konzeption und Ausführung gewesen, habe die Akten als geheimer Referendar studirt,[2] und wenn sie zusammengetreten, ihm die Sache vorgelegt, worauf er selbst die Ausfertigung mit solcher Leichtigkeit vollbracht habe, daß es dem Vater zur höchsten Freude gediehen. Natürlich waren dem Dichter des „Götz" diejenigen Sachen am liebsten, in welchen er sich als Redner ergehn konnte, besonders wenn es galt,

[1] Vgl. Maria Belli VI, 56. 59.

[2] Abweichend hiervon berichtet Goethe B. 22, 143 von der Zeit nach der Rückkehr von Wetzlar (Herbst 1772), er selbst habe die Akten gelesen, mit denen sich dann auch der Vater bekannt gemacht habe.

die neuen Ideen des überall sich verbreitenden Humanismus zur Geltung zu bringen. „Gefängnisse wurden gebessert," schreibt Goethe selbst, „Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheiraten befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Kollegium der Aerzte zu erfechten wußte.[1] Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteien gegeneinander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden mit Verstand, Scharfsinn und Kraft der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war.[2] Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen, und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlichern und lebhaftern Styl. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir in einem solchen Falle ein sehr

[1] Der im Januar 1799 zu Frankfurt verstorbene Arzt Johann Michael Hoffmann war der Sohn des Scharfrichters in Marburg. Er studirte in seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen und Straßburg, und promovirte an letzterm Orte im Jahre 1766. Als er aber in demselben Jahre in Frankfurt als Arzt auftreten wollte, wurde ihm dieses seiner Abkunft wegen verweigert. Am 3. Juni jedoch wurde ihm die Erlaubniß unter der Bedingung gewährt, daß er eine Bürgerstochter oder Bürgerswittwe heirate. Die Stadtphysici legten hiergegen Berufung beim Reichshofgericht in Wien ein, wo aber die Sache 1768 zu Hoffmann's Gunsten entschieden und die Kläger abgewiesen wurden. Maria Belli VIII, 112 f. Er verheiratete sich am 2. März 1772 mit Justina Katharina Vogel.

[2] Ueber Goethe's Abneigung gegen die Juden und die Furcht vor ihrer alles verschlingenden Gewalt vgl. B. 19, 96 f. 118. 20, 178 f. Brief an Zelter Nr. 179. Briefe an Frau von Stein II, 258. Briefwechsel mit einem Kinde I, 215 ff. Riemer I, 427—429, dessen weitere Ausführung auch auf den folgenden Seiten Goethe gewiß nicht gebilligt haben würde.

artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen Plaidoyer's dienten uns zu Mustern und zur Anregung." Dagegen machte ihn sein späterer Schwager Schlosser in einem ähnlichen Falle, wo er seine energisch abgefaßte Streitschrift seiner damit gar wohl zufriedenen Partei vorgelesen, tadelnd darauf aufmerksam, daß es beim Rechtsstreite hauptsächlich auf eine gründliche Behandlung der Rechtsfrage, nicht auf rednerischen Styl ankomme.

Eine besondere Erleichterung im geschäftlichen Betriebe fanden Vater und Sohn an einem trefflichen Kopisten, auf den sie sich zugleich wegen aller Kanzleiförmlichkeiten verlassen konnten (B. 22, 143). „Dieser hielt von seiner Seite," berichtet Goethe (B. 22, 305), „unser sich immer mehr ausdehnendes Geschäft, das sich sowohl auf Rechtsangelegenheiten, als auf mancherlei Aufträge, Bestellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhause wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeisterlichen Audienzen[1] war er auf seine Weise gelitten, und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangestiegen waren, von seinem ersten Eintritt in's Amt her in seinem noch unsichern Benehmen wohl kannte, so hatte er sich ein gewisses Vertrauen erworben, das man wohl eine Art von Einfluß nennen konnte. Das alles wußte er zum Nutzen seiner Gönner zu verwenden, und da ihn seine Gesundheit nöthigte, seine Thätigkeit mit Maß zu üben, so fand man ihn immer bereit, jeden Auftrag, jede Bestellung sorgfältig auszurichten." Nach einer aus sehr guter Quelle uns zugekommenen Andeutung wäre dieser Schreiber niemand anders gewesen, als jener Pfeil, von dem Goethe erzählt, sein Vater habe ihn erzogen, und er sei bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Sekretär, genug nach und nach alles in allem gewesen, habe darauf, nachdem er sich verheiratet, eine Pension errichtet, die nach und nach sich zu einer kleinen Schulanstalt erweitert habe (B. 20, 142). Jene Pension, in welcher viele junge Engländer und Franzosen sich bildeten (vgl. B. 21, 18), würde an sich dieser Annahme nicht

[1] Die ältere und jüngere burgemeisterliche Audienz bestanden jede aus einem Burgemeister oder Rathsherren, zwei Schöffen und einem Aktuar.

entgegenstehn, da die jungen Leute nur bei ihm wohnten, und er ihnen für die meisten Unterrichtsgegenstände eigene Lehrmeister hielt, aber das, was Goethe weiter von der Persönlichkeit jenes Schreibers berichtet, von dem er bedauert, daß er ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle eingefügt habe, steht hiermit im entschiedensten Widerspruch. Ein allzuleichtfertiges akademisches Leben, erzählt er, habe den Gang seiner Studien unterbrochen; eine Zeit lang habe er sich mit siechem Körper in Dürftigkeit hingeschleppt, und er sei erst später durch seine schöne Handschrift und Rechnungsfertigkeit in bessere Umstände gekommen; von einigen Advokaten unterhalten, sei er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt geworden, und habe sich durch seine Rechtlichkeit und Pünktlichkeit viele Gönner verschafft; er sei stark in den Vierzigen gewesen. „Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper schlank und regelmäßiger Gesichtsbildung, sein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit und Ueberzeugung, was zu thun sei, auch wohl heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hindernissen.“

Eine besondere Erwähnung verdient noch die zum Theil leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Malen von Portrait's und sonstigen Zeichnungen. In einem Briefe an Goethe vom 6. November 1773 gedenkt Betti Jacobi einer Landschaft des letztern, die vor ihrem Bette hängt, und spricht ihre Hoffnung aus, bald auch die Portrait's von Goethe's Mutter, Katharina Gerock und sonstigen Frankfurter Bekannten von Goethe's Hand zu erhalten. „Wie schön ich zeither gezeichnet habe,“ schreibt Goethe darauf am 31. Dezember, „mag ich nicht sagen, weil ich noch in ansehnlichem Reste stehe.“ Um diese Zeit, in das Jahr 1773 oder 1774, dürften das Portrait Crespel's von Goethe's Hand, jetzt im Besitze der Frau Bergrath Buderus, und die Abbildung Riese's in schwarzer Kreide fallen, die Riese's noch lebender Neffe aufbewahrt, ferner die Zeichnung von Fräulein von Klettenberg nebst ihrer Umgebung (B. 22, 227), so wie auch der gemalte Ofenschirm mit dem Kopfe

Virgil's, nebst Emblemen, einer Rohrpfeife, einem Schwerte, der Sonne, Lorbeerkranz, Blumen, Gewinden und Kränzen, welche er seinem Freunde Hieronymus Peter Schlosser zum Geschenke machte. Dieser sprach seinen Dank in folgenden Versen aus, die sich in seinen Poemata (1775) unter Nro. 79 finden.

Adcessit nostris rebus noua, Goete, supellex,
Cedit Virgilio Mulciber, arte tua.
Ille ferox, fortisque, et matre superbior ipsa,
(Terribilis coniux sit licet illa Iouis)
Adsuetus flammis ardenti et ludere ferro,
Et victor Phoebi, et Dardanidum, et Veneris;
Cyclopum dominus, dominus Trinacridos Aetnae
Cedit, quis possit credere? Virgilio;
Qui sua virginea redimitus tempora lauru,
Dat legem flammae, et corpora nostra tegit.
Iamque ego, fornacis nimio securus ab aestu,
Cum Musis horas partior et Themide,
Quae, quoniam virtus opera ad maiora vocauit,
Subducta Aonidum dicitur una choro.
Ah, nescis, quam nunc vatis mihi lectio grata est,
Quum sit praesto oculis ipse poeta meis;
Dumque lego, variis picta aptem emblemata rebus,
Atque suis tribuam singula quaeque libris:
Haec est, Formosum Corydon, quae fistula lusit,
Et, Dic Damoeta, et Tityre tu patulae;
Hic est magnanimi Aeneae Vulcanius ensis,
Turne, recognoscas, tu, Rutulique tui;
Quique facit laetas segetes sol aureus ille est;
Hinc illinc flores, palmaque nobilior.
Omnia pulcra licet, multum pulcerrimus ipse,
Ostendit medius tam iuuenile caput.
O ego tuta suis dare labris suauia possem,
Blandaque turgidulis oscula ferre genis,
Nec color haereret nostro, male fidus, in ore:
Virginis ut pictae fucus ab ore fugit.

Sed non haec labiis, facies veneranda, profanis
Tangatur, vitta sanctior est Cereris.
Pascuntur sensus omnes dum mente Maronis:
Pascuntur vultu, lumina sola, suo.

Die Erwiederung Goethe's, welche in den Werken B. 6, 70 f. mit der falschen Jahreszahl 1776 steht,[1] lautet also:

Du, dem die Musen von den Aktenstöcken
Die Rosenhände willig strecken,
Der zweener Herren Diener ist,
Die ärger Feinde sind, als Mammonas und Christ,
Den Weg zum Richter selbst mit Blumen dir bestreust,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leihst:
Kein Wunder, daß auch deine Gunst
Zu meinem Vortheil diesmal schwärmet,
Das flache Denkmal unsrer Kunst
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an deiner Seite stehn,
Schenk' ihm, auch unverdient, die Ehre;
Und möchtest du an dem Versuche sehn,
Was ich gern dir und gern den Musen wäre.[2]

In einem von Nothnagel ihm eingeräumten Kabinette hatte sich der Dichter einige Zeit mit Oelmalerei beschäftigt, und ein paar Stillleben nach der Wirklichkeit nicht ohne Glück dargestellt, aber sich bald in größere, seine Fähigkeiten weit übersteigende Unternehmungen verwickelt, in denen er stecken bleiben mußte. Sonst gaben die Frankfurter Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen ihm vielfache Gelegenheit, seinen Kunstsinn zu üben, und es gelang ihm, sich von den die Messe beziehenden Italiänern einige schöne Gipsabgüsse antiker Köpfe zu erwerben, unter anderen die Köpfe

[1] Aus Schlosser's Poemata abgedruckt erschien das Gedicht in dem „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1776" S. 179.

[2] In den Werken steht V. 4 ärgre, V. 5 bestreuest, V. 6 leihest und im letzten Verse gern dir und deinen Musen.

des Laokoon, seiner Söhne und der Töchter der Niobe [1], wie er auch aus der Verlassenschaft eines Kunstfreundes Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im kleinen ankaufte. [2]

Eine höchst bedeutende Wirkung übten auf unsern Dichter die Ende Juni erfolgende Zusammenkunft mit Lavater und das innige Freundschaftsbündniß, welches er in Düsseldorf in der Mitte Juli mit Fritz Jacobi schloß, wodurch sein Geist zu einer lebendigen Durchdringung und tiefern Fassung seines ganzen Wesens getrieben wurde. Auf der Lahnfahrt, am 18. Juli, schrieb Goethe, wenn wir seiner Darstellung ganz trauen dürfen, [3] beim Anblicke der Burgruine Lahneck die schöne Ballade „Geistesgruß“ (B. 1, 76 f.) in das Stammbuch des Lavater begleitenden Zeichners Lips, in welcher sich das Herüberragen der Vergangenheit in die Gegenwart auf schaurige Weise ausspricht. Die Geschlechter der Vorfahren, die nur in Trümmern zu uns reden, haben, wie die von frischem Blute belebte Gegenwart, einst das Leben genossen und durchgekämpft; dieses kecke Leben spricht der auf dem alten Thurme erscheinende Geist eines Helden, der einst als Stammvater diese Burg bewohnte, als das ewige Menschenloos aus, und er wünscht den auf dem Flusse Schiffenden eine glückliche Fahrt. Schon hier erkennen wir den eigentlichen Charakter der meist knapp und markirt den Gegenstand andeutenden, die größten Schauer und die eigensten, tiefsten Gefühle der Menschheit ausprägenden Goethe'schen Ballade.

[1] „Ueber Ihren Laokoonskopf (wohl eine Abzeichnung des Gipsgusses) habe ich mich nicht gefreut, weil Sie es nicht haben wollten,“ schreibt Betti Jacobi am 6. November 1773 an Goethe. „Leider brachte ich nichts von schönen Gipsfiguren von Frankfurt mit; Sie und die Tante (Johanna Fahlmer) mögen sie mir nun um Ostern herschicken.“

[2] Vgl. B. 22, 142 f.

[3] Simrock (das malerische und romantische Rheinland S. 282) setzt hierin gar keinen Zweifel. Indessen scheint es uns, als ob eher eine der bei Ems gelegenen zerstörten Burgen, an denen Goethe bei seinen Ausflügen von Ems aus vorüberfuhr, etwa Balduinstein, zu dem Gedichte die Veranlassung gegeben.

Zu Ems soll der Maler Georg Johann Melchior Kraus oder (wie Goethe u. a. früher immer schrieben) Krause, der verschiedene Gegenden der Lahn in Wasserfarbe aufgenommen hatte, mit Goethe zusammengetroffen sein. [1] Dieser, der Sohn des Wirthes zur weißen Schlange in Frankfurt, [2] geboren am 26. Juli 1733, [3] war Schüler von J. H. Tischbein in Kassel, ging 1761 nach Paris, wo er sich der damals herrschenden Weise von Greuze und Boucher anschloß. 1767 kehrte er zurück, und ward im folgenden Jahre Mitglied der Akademie der schönen Künste zu Wien. Nach der Rückkehr von Leipzig, im Oktober 1768, würde Goethe nach unserer oben S. 151 geäußerten Vermuthung ihn in Frankfurt kennen gelernt haben, wo ihn im folgenden Jahre auch Fiorillo antraf. Längere Zeit verbrachte er nach Goethe (B. 22, 395) auf der Burg Stein bei Nassau, wo die älteste Tochter, Johanna Luise, geboren den 28. Februar 1752, seine Schülerin war. Diese edle, herrliche Seele, die Schwester des großen Staatsministers von Stein, mußte sich, da sie frühere Bewerber ausgeschlagen hatte, mit dem Grafen von Werthern zu Neunheiligen in Thüringen, kursächsischem Gesandten in Spanien, ehelich verbinden. [4] Die Vermählung erfolgte am 12. Juli 1773, worauf die Neuvermählten eine Reise durch Frankreich und Spanien machten. Da Kraus auf ihre Einladung ihnen im Jahre 1774 nach Neunheiligen folgte, wir ihn aber im Juli desselben Jahres in Ems treffen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Gräfin Werthern um diese Zeit, eben zurückgekehrt, bei ihrer Mutter verweilte, und Kraus sie dort wieder traf. Goethe besuchte aus Ems auch Frau von Stein, wo er, wie er

[1] Vgl. Nagler's Künstler-Lexikon VII. 164.

[2] Vgl. Fiorillo „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland" III, 395 Note.

[3] Ueber ihn vergleiche man die paar Blätter von seinem Freunde Bertuch: „Georg Melchior Kraus. Ein paar Worte zu dessen Portraite. Abgedruckt aus dem Journal des Luxus und der Moden Januar 1807." Schöll „Weimar's Merkwürdigkeiten" S. 92 f.

[4] Pertz „das Leben des Ministers Freiherr von Stein" I, 8. Vgl. daselbst S. 111. 132 f.

sagt, große Gesellschaft, unter anderen auch Frau von la Roche traf (B. 22, 211). Möglich wäre es, daß auch er hier die Gräfin Werthern fand, obgleich er nichts davon erwähnt, und daß diese von dem talentvollen Dichter, dessen „Werther" wenige Monate später die Welt in Erstaunen setzte, am Weimarer Hofe erzählte.[1]

Vom Rheine aus sandte der Dichter das „dem Passavant-Schüblerischen Brautpaare" zum 25. Juli im Namen der Brüder des Bräutigams gewidmete Gedicht (B. 6, 13 f.), und zwar mit folgender an denjenigen, welcher das Gedicht von Goethe verlangt hatte, gerichteten Nachschrift: „Spat, doch nicht zu spat, hoff' ich. Grüßen Sie Passavant! Und meinem Vater doch auch einige Exemplare dieses Carmens." Es kam aber wirklich zu spät, und der Bruder des Bräutigams, der spätere Prediger Jakob Ludwig Passavant, überreichte es diesem erst bei seiner goldenen Hochzeit. An Goethe's Jubiläum (1825) wurde es diesem mitgetheilt,[2] und befindet sich jetzt nebst der angegebenen Nachschrift in den Händen des Sohnes jenes Jakob Passavant, zu dessen Hochzeitfeier es gedichtet ward. Zum Verständnisse des Gedichtes bemerken wir, daß die Braut, Fräulein Magdalena Schübler, eine Tochter vom Hofrath Schübler in Zweibrücken war, deren Schwester Elisabeth Henriette einige Zeit vorher sich mit dem Frankfurter Kaufmann Peter Friedrich d'Orville vermählt hatte. Der Brüder des Bräutigams waren außer dem Prediger Jakob Ludwig[3] drei, Philipp, Johann David und Christian.

Als Goethe am 13. August[4] von der Rheinreise nach Frankfurt

[1] Bekanntlich hat Goethe später von ihr das Bild zu seiner Gräfin in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" hergenommen. Vgl. meine Studien zu Goethe's Werken' S. 262 f.

[2] Vgl. die Schrift: „Goethe's goldner Jubeltag" S. 43.

[3] Dieser, dessen Goethe B. 22, 353 ff. 409 als eines seiner Freunde Erwähnung thut, ward deutsch reformirter Pfarrer zuerst zu Hannöverisch Minden, dann zu Detmold, zuletzt in seiner Vaterstadt. Vgl. oben S. 215.

[4] Gleich nach der Rückkehr, in der Nacht vom 13. August, einem Sonnabend, schreibt Goethe an Jacobi. Er hatte sich in Ems wieder mit Basedow zusammengefunden, dessen Grille zu Liebe er in der vorigen Nacht

zurückgekehrt war, fühlte er sich von der heiligsten Flamme der Freundschaft und dem gewaltigsten Schaffens- und Wirkensdrange wundersam durchglüht. Neben dieser gährenden Aufregung konnte das zärtliche Verhältniß zu dem lieben, reizenden Mädchen, dem er von Herzen gewogen war, keinen Fortgang gewinnen: war es doch keine höhere, geistige Liebe, die ihn zu diesem zog, sondern das bloße sinnliche Gefallen an dieser rein sich entfaltenden, glücklich gebildeten Natur, mit welcher sich auf's Leben zu verbinden ihm nicht unerfreulich schien. Gehörte sie ja auch zu den „braven, herzlich lieben Geschöpfen, die nichts weniger als geistig sind", wie es in den Briefen an Betti Jacobi S. 15 f. 19 heißt. An den heiteren Lustfahrten wird Goethe auch nach seiner Rückkehr wieder den gewohnten Antheil genommen haben, und sein Humor, bei aller sonstigen geistigen Aufregung, oft zum glänzendsten Durchbruche gekommen sein, auch gegen sein liebes Mädchen sich verbindlich, wie zuvor, gezeigt haben, und wir dürfen wohl vermuthen, daß er nicht verfehlt haben wird, ihr ein Exemplar seines zunächst auf ihre Anregung entstandenen „Clavigo" zu verehren. Je mehr das väterliche Haus durch die von allen Seiten zuströmenden Fremden beunruhigt wurde, welche die Bekanntschaft des jungen, in kurzer Zeit so ungemein berühmt gewordenen Dichters zu machen suchten, und je mehr zu fürchten stand, daß der Sohn zu einem schweifenden, aller festen Bestimmung entbehrenden Leben verleitet werden würde, um so eifriger suchten Goethe's Eltern das angesponnene Verhältniß zu Anna Sibylla Münch, welcher die Mutter schon früher geneigt gewesen, fortzuführen und zu einem erwünschten Abschluß zu bringen, wenn man auch dem Sohne noch vor der Heirat eine Reise nach Italien gönnen wollte, auf die der Vater

auf dem Postwagen gefahren war. Die „Dillenburgischen Intelligenz-Nachrichten" vom 20. August 1774 nennen unter den in der vorigen Woche wieder abgereisten Kurgästen Basedow und Goethe. Nach denselben „Intelligenz-Nachrichten" vom 27. August würde Goethe nicht vor dem 14. abgereist sein, was auf einem leicht erklärlichen Versehen beruht, wenn nicht etwa Goethe den Brief an Jacobi falsch datirt hat.

stets sein Augenmerk gerichtet hielt, da er die Anschauung dieses natur- und kunstgesegneten Landes zur Vollendung der Ausbildung für durchaus nöthig hielt. Häufig wurde das Gespräch darauf hingelenkt, daß der Familienkreis seit der Verheiratung der Schwester doch zu enge geworden, und daß eine Schwiegertochter die Einsamkeit des weiten Hauses zur Freude der Eltern glücklich beleben werde. „Wenn ich heirate," hatte er schon am 23. Januar 1770 an Käthchen Schönkopf geschrieben, „so theilen wir das Haus, ich und meine Eltern, und ich kriege zehn Zimmer, alle schön und wohl möblirt im Frankfurter Gusto." Eines Tages ergab es sich wie von ungefähr, daß Goethe's Eltern jenem von ihnen begünstigten Frauenzimmer auf einem Spaziergange begegneten, sie in den Garten (wahrscheinlich in den Weinberg vor dem Friedberger Thor, nach B. 20, 187) einluden, und sich längere Zeit mit ihr unterhielten. Beim Abendtische wurde hierüber gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohl gefallen habe, da sie die Haupteigenschaften besitze, welche dieser, als ein Kenner, von einem Frauenzimmer fordere. Auch fehlte es nicht an mancherlei Anzeichen, daß man an die Einrichtung eines zweiten Haushaltes denke, da im ersten Stocke manches eingerichtet, die Leinwand gemustert, an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht wurde, ja einmal überraschte unser Dichter die Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete. Freilich sollte die Heirat erst nach der italiänischen Reise erfolgen, aber die vorsorgliche Mutter war schon jetzt auf den neu einzurichtenden Hausstand bedacht. Solchen Vorbereitungen und Anmahnungen zur baldigen ehelichen Verbindung und zunächst zur Verlobung gegenüber verhielt sich der Dichter ganz leidend, indem er, im freudigen Gefühl seiner Unabhängigkeit, keinen Schritt thun wollte, die in Aussicht stehende Verbindung zu beschleunigen. Zu der nach dem Plane des Vaters der Verheiratung vorhergehenden italiänischen Reise fühlte er sich jetzt am wenigsten geneigt, wo ihn so manche Verbindungen an Deutschland fesselten, wo neuerdings der begeisterte Freundschaftsbund mit Fritz Jacobi ihn zu einem lebendigen Zusammenwirken mit diesem aufgeregt hatte.

Was Goethe's dichterische Schöpfungen in den beiden ersten Monaten nach der Rückkehr von Jacobi betrifft, so verspricht er schon am 14. August in einem Briefe an diesen neugewonnenen Freund, „Drama's, Lieder, allerlei" schicken zu wollen, und eine Woche später: „Du kriegst bald kleine Sachen von mir, wie ich sie finde; es liegt allerlei hier und da"; er hofft, auf gute Tage wieder ein Stück zu machen, obgleich viele am „Clavigo" irre wurden. In diese Zeit fallen die ersten Szenen des „Faust", „Satyros", wohl auch „Prometheus" und die Anfänge des „ewigen Juden.[1]"

Anfangs Oktober erhielt Goethe Klopstock's Besuch. „Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt,"[2] erzählt Goethe B. 22, 252, „als er mir anzeigte, daß er nach Karlsruhe zu gehn und daselbst zu wohnen eingeladen sei; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen, und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und

[1] Vgl. meine Schriften über „Faust" (I. 76) und „Prometheus" (S. 24 f.). Die Anfänge des „Mahomet" können nicht, wie Goethe angibt, in das Jahr 1774 gehören, da das Gedicht „Mahomet's Gesang," welches dazu gehörte, bereits im „Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774," also im Jahre 1773, erschien. Dies hat richtig Schaefer (Goethe's Leben I, 177) bemerkt, während Viehoff (II, 38) sich zu der durch nichts berechtigten Annahme verleiten läßt, der Hymnus „Mahomet's Gesang" sei zuerst ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrauch gedichtet gewesen, ehe Goethe auf den Gedanken gekommen, ein Drama „Mahomet" zu schreiben. Im Musenalmanach wird der Hymnus als ein Wechselgesang zwischen Ali und Fatima (Mahomet's Tochter und Ali's Gattin) bezeichnet, und es ist ein bloßes Versehen, womit Viehoff seine wunderliche Annahme zu stützen sich nicht scheut, wenn Goethe in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 226) ihn von Ali allein singen läßt. Uebrigens bildete der Hymnus ohne Zweifel den Anfang des vierten Aktes.

[2] An den mit Klopstock befreundeten Schönborn, der in Frankfurt die Bekanntschaft Goethe's und seiner Eltern gemacht hatte, meldete Goethe am 1. Juni 1774: „Ich habe Klopstocken geschrieben, und ihm zugleich was geschickt; brauchen wir Mittler, um uns zu kommuniziren?" Goethe wird ihm lyrische Gedichte gesandt haben; auch sein Schrittschuhlaufen wird nicht unerwähnt geblieben sein.

nachdem ich einige (?) Tage vergebens gewartet hatte, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Außenbleiben entschuldigte, und meine Bereitwilligkeit, ihm entgegenzukommen, sehr wohl aufnahm."

Der Markgraf von Baden hatte durch den Kirchenrath Professor Johann Lorenz Böckmann, einen geborenen Lübecker (geb. 8. Mai 1741), Klopstock zu sich einladen lassen, und als der Dichter sich dazu bereit erklärt, ihn durch folgendes vom 3. August 1774 datirte Handschreiben erfreut: [1]

„Mein lieber Herr Klopstock!

Der Kirchenrath Böckmann bringt mir die angenehme Nachricht, daß Sie dem Rufe, welcher Ihnen durch denselben zugegangen ist, zu folgen gedenken. Ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen, und den Dichter der Religion und des Vaterlandes in meinem Lande zu haben. Sie begehren einen uneingeschränkten Aufenthalt, und werden denselben bei mir jederzeit haben; die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen, und von den Wissenschaften ganz unzertrennlich.

Ich wünsche Sie bald persönlich versichern zu können, wie sehr ich Ihre Verdienste schätze, und mit wie vieler Achtung ich sei

Ihr wohlaffektionirter

Karl Friedrich, Markgraf zu Baden."

Klopstock gedachte auf der Reise nach Baden die hoffnungsvollen jungen Talente der Dichtkunst näher an sich zu schließen, und so wollte er besonders dem in enger Verbindung mit ihm stehenden Göttinger Dichterbunde seine Weihe geben. [2] Der Verabredung gemäß — denn Klopstock liebte es, sich von einer Station zur andern begleiten zu lassen — holten Hahn und Miller ihn in einer Miethkutsche von Eimbeck ab, wo er bei seinem alten Freunde

[1] Wir geben das Schreiben nach Schubart's „deutscher Chronik" 1775. S. 37 f.

[2] Hauptquelle zum folgenden sind die Briefe von Voß und Ernestine Boie vom 17. November 1774.

Superintendent Kaiser abgestiegen war. Da es aber ungeachtet aller Vorsicht bekannt geworden war, daß Klopstock nach Göttingen kommen werde, so schrieb er an Voß, er möge mit Hölty und dem Bruder des Herausgebers des „Göttinger Musenalmanach's", H. Chr. Boie, der selbst auf einer Reise nach Holland begriffen war, in dem eine halbe Meile vor Göttingen liegenden Orte Bovenden mit ihm zusammentreffen; dort wolle er mit ihnen den Tag über zubringen, um gleich am andern Morgen von Göttingen abzureisen. So kam denn der Sänger des „Messias" am Abend des 24. September in Begleitung der fünf Bündner in Göttingen an, wo er auf Boie's Stube übernachtete. Aber sein Vorsatz, am andern Morgen, einem Sonntage, abzureisen, ward dadurch vereitelt, daß, weil man das schöne Wetter zum Einfahren des Heu's benutzte, weder Post= noch Miethpferde zu haben waren; doch besuchte er in Göttingen niemand, und wies alle ab, die sich melden ließen. Am 26. September früh fuhr Klopstock mit Hahn und den beiden Miller nach Kassel, wo Leisewitz sie erwartete. Aber auch hier versäumte er einen Posttag, wonach sich die Verzögerung seiner Ankunft in Friedberg erklärt.

Goethe berichtet, das Betragen des Dichters, den er als klein von Person, aber gut gebaut beschreibt, sei ernst und abgemessen gewesen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm; im ganzen habe seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten gehabt, da er sich als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, betrachtet habe. Auch darin habe er eine Eigenheit der Weltleute angenommen, daß er nicht leicht über Gegenstände geredet, über die man gerade ein Gespräch erwartet oder gewünscht; von litterarischen und poetischen Dingen habe man ihn selten sprechen hören. Indessen wird er doch, da er damals ganz vom Göttinger Dichterbunde voll war, gegen Goethe, den er auch dafür zu gewinnen hoffte, nicht mit derartigen Gesprächen zurückgehalten haben. Damals, wenn nicht erst auf der Rückreise im April 1775, scheint Goethe ihm die Anfänge seines „Faust" vorgelesen und sich seinen

Beifall erworben zu haben;[1] denn daß dies in Karlsruhe geschehen, wie in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 342 f.) erzählt wird, ist entschieden irrig, da Goethe, als er auf der Schweizerreise nach Karlsruhe kam, diesen dort nicht mehr antraf, wie wir im folgenden Aufsatz zu erweisen gedenken. Da Klopstock an dem Dichter des „Götz" und dessen Freunden in Folge seiner Eisoden (Werke B. 3, 181 ff. 189 ff.) eifrige Schlittschuhläufer fand, so unterhielt er sich mit ihnen weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchdacht hatte. Zunächst mußten sie sich belehren lassen, daß man nicht von Schlittschuhen, sondern von Schrittschuhen reden müsse; von hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhen wollte er nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen Friesländischen, von denen sich unser Dichter denn auch bald ein Paar zu verschaffen suchte. Wie wir bisher gefunden, daß Klopstock sich ein Stück auf den Weg begleiten ließ, so dürfte auch Goethe mit ihm bis Mannheim gegangen sein, wo ihn Böckmann abholte, wenn dieser nicht etwa bis Frankfurt entgegenkam.[2] In Darmstadt führte Goethe den Sänger des „Messias", von

[1] Später nahm er an dem „Faust" entschiedenes Aergerniß, welches er in seinem zuerst in der „Minerva" vom Jahre 1816 erschienenen unglücklichen Epigramme „der alte und neue Faust" aussprach:

Was man erzählt von Doktor Faust,
Ist weiter nichts als Lug der Möncherei;
Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen braust,
Wie Windsbraut braust,
Von Doktor Faust,
Ist, bei den Alten! lediglich
Kraftmänniglich,
Verwünscht Geschrei
Der traurigen Genieerei.
Ob's Alte oder Neue besser sei,
Zu schlichten wär' Bockmelkerei.

[2] Aus einem Briefe Goethe's an Böckmann vom 14. November dieses Jahres sehen wir, daß dieser einmal im Crespel'schen Hause gewesen, vielleicht als er zur Abholung Klopstock's nach Frankfurt kam.

dessen Oden die dortige treffliche Landgräfin schon vor Klopstock selbst eine Sammlung für einen engern Kreis hatte drucken lassen,[1] bei seinem Freunde Merck ein. Dieser schreibt am 6. Mai 1775 an Nicolai: „Klopstock war vergangenen Herbst bei uns, und hat sich in meinem Garten an meinen großen Trauben geweidet. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehn, daß ich ihn nie, nach meiner Vorstellungsart, für einen wahren poetischen Kopf gehalten habe, so wie es viele gibt, die es ungleich mehr sind, wie er. Aus seinem Umgang erhellt ein klarer, heller Menschenverstand, mit sehr viel Weltkunde und Weltkälte. Noch nie hab' ich einen Menschen so schön deutsch und abgemessen reden hören. Sein Herz scheint ruhig, in sich selbst gekehrt, seines Werths bewußt. Dabei ist er per Intervallen offen, und scheint im ganzen Verstande des Worts ein ehrlicher Mann." Das bekannte Gedicht „an Schwager Kronos" (B. 2, 53 f.) soll, nach der Angabe in der Quartausgabe, den 10. Oktober 1774 in der Postchaise entstanden sein; vielleicht befand sich damals der Dichter in der Bergstraße auf der Rückkehr von der Begleitung Klopstock's. Dieses Gedicht, welches an einzelne Hauptpunkte der Fahrt anknüpft, zeigt die merkwürdigste Verschlingung des Bildes mit seiner wirklichen Beziehung; denn unter dem Postillon denkt Goethe sich die ihn durch's Leben rasch hinführende Zeit, die er in frohem Genusse und regem, unaufhaltsamem Streben durchstürmen will.[2]

Im Spätherbst machte Goethe auch die Bekanntschaft des würdigen Karl Ulysses von Salis-Marschlins. „Von Salis,[3] der in Marschlins die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber," berichtet Goethe (B. 22, 260), „ein ernster, verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensart unserer

[1] Vgl. Merck's Briefe I, 21 f.

[2] „Der Schwager Chronos," schreibt Karl August an Herder (Herderalbum S. 25), („Goethe brauchte ihn einmal als Postillon) ist doch im Grunde ein guter Fuhrmann, der seine Passagiere zu beurtheilen weiß."

[3] Musculus im Namenregister zu Goethe verwechselt ihn mit dem bekannten Dichter Johann Gaudenz von Salis.

kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im stillen wird gemacht haben." Dieser, geboren am 25. August 1728, hatte im Jahre 1770 mit Professor Planta dessen Seminarium zu Haldenstein übernommen. Da dasselbe wegen Mangel an Raum nach Marschlins verlegt werden und eine neue Einrichtung im Sinne der Zeit erfahren sollte, so reiste Salis zu Basedow nach Dessau, der ihm zur Leitung der umzuwandelnden Schulanstalt den Professor Dr. Bahrdt in Gießen empfahl. Bahrdt übernahm hastig die angebotene Stelle, da er sich dadurch sehr mißlichen Verhältnissen entrückt sah. Salis aber erkundigte sich in Frankfurt bei dem Besitzer der Frankfurter gelehrten Anzeigen Deinet nach Bahrdt genauer, und durch Deinet scheint Salis mit dem Goethe'schen Kreise in Verbindung gekommen zu sein. [1] Bahrdt begab sich vorab auf einige Zeit nach Dessau, und ging erst im folgenden Mai nach Marschlins.

Gegen Mitte Oktober erschienen „Werther's Leiden", welche Jacobi schon am 19. Oktober ganz in Ruhe genossen hatte. Dieser wunderbar in die Zeit eingreifende, weil aus dem innersten Wesen derselben geschöpfte Roman sollte bald die Augen von ganz Deutschland auf den Dichter des „Götz", der durch den „Clavigo" und die übrigen kleinern Werke seinen Ruhm nicht sonderlich vermehrt hatte, von neuem hinwenden, ihm die Theilnahme aller empfindsamen Herzen erwerben und seinen Namen mit glänzendstem Ruhme schmücken, ihn freilich daneben auch lieblosen Vorwürfen und Verdammungen, wie unverständigen Angriffen bloßstellen. Bemerkenswerth ist es, daß „Werther's Leiden", wie alle früher herausgegebenen Werke unseres Dichters mit einziger Ausnahme des „Clavigo" ohne Goethe's Namen erschienen, und er sogar vom Buchhändler ausdrücklich die Verschweigung seines Namens gefordert hatte, doch hielt dieser so wenig sein Versprechen, daß er im Meßkataloge sie mit Goethe's Namen bezeichnete. Der Dichter selbst war um diese Zeit, wie er an Merck schreibt (Wagner I. Nr. 17), mit Portrait's im großen und mit kleinen Liebesliedern beschäftigt, die wohl

[1] Vgl. Bahrdt's eigene Lebensbeschreibung II, 268. 277.

sehnsüchtiger Art waren, und das verlorene Glück der Liebe sangen, vielleicht zum Theil auch humoristisch schlossen. Wie jede zärtliche Neigung, wenn ihr nicht neue Wärme zuströmt, allmählich erkaltet, so war auch Goethe's Verhältniß zu Anna Sibylla Münch, statt sich zu steigern, allmählich zu einem bloß verbindlichen, vertraulichen geworden, wie es zwischen Verwandten und Jugendbekannten stattzufinden pflegt. Die Eltern hatten durch ihre scharf ausgesprochene Begünstigung desselben ihm Eintrag gethan, aber auch ohne dies hätte es bei der durch den Bund mit Jacobi von neuem gewaltig angefachten Glut und dem schrankenlosen Schaffungs- und Freiheitsdrange des Dichters keinen Bestand haben können. Eine wirkliche Leidenschaft, wie Goethe sie zu dem reizenden, aber keine verwandten Töne in seinem Herzen anschlagenden Mädchen nicht fassen konnte, mußte ihn ergreifen, wenn seine Seele sich der Liebe eröffnen und zu einem Bunde für's Leben sich getrieben fühlen sollte.

Gleich nach jenem eben erwähnten Briefe an Merck, in welchem Goethe bedauert, daß er nichts zu schicken habe, an einem Dinstagmorgen halb sieben Uhr, höchst wahrscheinlich in der zweiten Hälfte Oktober, am 18. oder 25. Oktober, schreibt Goethe an denselben: „Hier etwas gegen das Ueberschickte. (Das Gedicht „Prometheus" lag dem Briefe bei.) Ich hab' seit drei Tagen an einer Zeichnung in dem mir möglichsten Fleiße gearbeitet, und bin noch nicht fertig. [1] Es ist gut, daß man einmal alles thue, was man thun kann, um die Ehre zu haben, sich näher kennen zu lernen. Grüße Frau und Kinder! Schick' mir die Studien zurück und was Neues dazu! Adieu! Ordne, lerne an den Romanzen, [2] und gehe so eben nach

[1] In dem frühern Briefe an Merck heißt es: „Wär' ich nicht auch fleißig gewesen, ich wäre auf deine Zeichnungen neidisch geworden. Recht sehr gut sind sie, und Ihr Sinn erschließt sich mannigfaltig, sehr geehrtester Herr!" In „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 142) bemerkt Goethe, er habe die liebevolle Aufmerksamkeit und den gelassenen Fleiß durch den auch schon der Anfänger etwas leiste, nicht immer rein und wirksam erhalten können.

[2] Es sind wohl deutsche Volkslieder, nicht englische Romanzen gemeint. Vgl. oben S. 70 Note 1. 173 Note 1.

Offenbach, wenn was dran liegt. Dinstag Morgens halb sieben."
Die Bekanntschaft von André in Offenbach hatte Goethe schon früher gemacht, wie wir oben S. 214 sahen. Die Beschäftigung mit der Kunst führte den Dichter bald darauf zu einigen auf diese bezüglichen Liedern, von denen er zwei am 4. und 5. Dezember an Merck sandte. [1]

Trotz der mannigfaltigen Beschäftigungen fehlte es doch nicht an Zerstreuungen und Vergnügungen, zu denen besonders das Schrittschuhlaufen gehörte. „Martini Abend (10. November) hatten wir das erste Eis," schreibt Goethe an Klopstock's Freund, den Kirchenrath Böckmann, [2] dem er die Anfertigung von einem Paar Schrittschuhen nach Klopstock's Anweisung übertragen hatte, „und vom Sonntag (den 13. November) auf den Montag Nachts fror es so stark, daß ein kleiner Teich, der sehr flach vor der Stadt liegt, [3] trug. Das entdeckten zweie (Crespel und Riese?) Morgens, verkündigten mir's, da ich sogleich Mittags hinauszog, Besitz davon nahm, den Schnee wegkehren, die hindernden Schilfe abstoßen ließ, durch ungebahnte Wege durchsetzte, da mir denn die andern mit Schaufel und Besen folgten, und ich selbst nicht wenig Hand anlegte. Und so hatten wir in wenig Stunden den Teich umkreiset und durchkreuzt. Und wie weh that's uns, als wir ihn bei unfreundlicher Nacht verlassen mußten! Der Mond wollte nicht herauf, nicht hinter den Schneewolken hervor." [4] An demselben Abend befand sich Goethe im Crespel'schen Hause mit Riese, Maria

[1] Vgl. Wagner I, 55 †

[2] Hofrath, wie ihn Wagner III, 109 nennt, war er damals noch nicht.

[3] Wahrscheinlich die im Winter überschwemmte Wiese am sogenannten Kettenhof vor dem Bockenheimer Thor. Vgl. oben S. 224.

[4] Nur ein Gesetz: wir verlassen nicht eh' den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt. (Klopstock.)

Goethe B. 22, 91: „Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht; wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort." Vgl. B. 18, 258 f. wo Flavio und Hilarie sich von dem glatten Boden nicht ablösen können. Ueber Klopstock's Eisoden vgl. Menge „Erinnerungen an Fr. L. Stolberg" S. 6 ff. Goethe an Knebel Nro. 319.

Katharina und Johann Bernhard Crespel, wo er in das Stammbuch Peter Reynier's vom Jahre 1680 folgende Verse schrieb (B. 6, 65 f.):

„Wer etwas hierin will machen lassen,
Den bitte, Unzucht drauß' zu lassen:
Er wiederige mich wieder um so viel;
In Ehren — stand ihm dienen will."[1]
Ein theures Büchlein siehst du hier,
Voll Pergament und weiß Papier,
Das wohl schon an die hundert Jahr'
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Prädestination ist ein Wunderding.
Wie es dem lieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's jeder schaut,
Dem König von Garba[2] seiner Braut.

[1] Die beiden letztern Verse stehen nur in der Quartausgabe, sind in allen übrigen ausgefallen. V. 3 ist wohl zu lesen: Erwiederige nicht (nich) wieder ihm (jm) so viel d. h. ich erwiedere ihm dagegen nicht das Geringste, wie erwiederigen oberdeutsch statt erwiedern steht; im vierten Verse schreibe man Stand, so daß Stand dienen ähnlich wie Stand halten gesagt wird. Reynier setzte diese Verse gleichsam als Motto in sein Stammbuch, welches Fräulein Crespel in dem wahrscheinlich vor kurzem von ihrem Vater gekauften Hause fand.

[2] Es muß Garbo gelesen werden; denn Goethe deutet hier auf die Geschichte hin, welche bei Boccaccio II, 7 erzählt wird. Der Sultan von Babylon Beminedab hat seine wunderschöne Tochter Alatiel dem arabischen König von Garbo zum Weibe versprochen. Das Schiff, auf welchem er sie dem Bräutigam mit vielen Schätzen zusendet, geht zu Grunde. Alatiel erlebt viele Schicksale und muß die Lust vieler Liebhaber befriedigen, von denen einer den andern tödtet oder auf eine andere Weise um die schöne Beute bringt, bis sie endlich durch einen glücklichen Zufall zu ihrem Vater zurückkehrt, den sie durch ein geschickt ausgesonnenes Märchen über die Art, wie sie ihre Keuschheit erhalten, zu täuschen weiß. Und so wird Alatiel, nachdem sie durch so viele Hände gegangen, vom König von Garbo mit höchster Freude aufgenommen. Ed essa, che con otto huomini forse diecimilia volte giaciuta era, so schließt die Novelle, a lato a lui si coricò per pulcella, e fecegliele credere, che così fosse: e Reina con lui lietamente poi più tempo visse; e percio si disse: Bocca baciata non perde ventura, anzi rinnuova, come la luna. Die

Davon ich die Historiam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie solches auf dem vor'gen Blatt
Herr Reynier 's[1] sich ausgebeten hat.
Möcht' er wohl vorgesehen haben,
Was drüber kämen für feine Knaben.
G'nug, er das Buch für gutes Geld
Für seine Freunde weiß bestellt.
Drei, vier Blätter, die sind beschrieben,
Die andern sind auch weiß geblieben,
Hat sie das Geschick mit zugedacht.
Nach Erbschaftsmoder und langer Nacht,
Zog es endlich der Jungfrauen Flor[2]
Aus Schutt und Staub und Graus hervor,
Und gab es mir, und schenkt' es mir,
Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,[3]
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt' mit Werken meiner Händ';
Dazu bei Schnee und Winternacht

Worte wie's jeder schaut scheinen auf eine am Rande skizzirte, wohl nicht zu anständige Zeichnung hinzudeuten, wie der König von Garbo mit seiner Braut zu Bette geht. Die Mahnung des seligen Reynier hatte den Widerspruchsgeist des humoristischen jungen Dichters geweckt, der nicht unterlassen konnte, an eine solche höchst unanständige Geschichte zu erinnern, an deren Schlusse Boccaccio's zuhörende Damen aufseufzen. Forse n'eran di quelle, fügt dieser hinzu, che non meno per vaghezza di così spesse nozze, che per pietà di colei sospiravano. Daß Goethe schon damals mit Boccaccio bekannt war, zeigt diese bisher noch nicht nachgewiesene Geschichte. Wir werden weiter unten, in dem Aufsatze über Lili, sehn, daß Goethe im Jahre 1776 eine andere Erzählung Boccaccio's zu seinem Gedichte „der Falke" benutzen wollte. Ueber unsere Erzählung, die auch Lafontaine in seiner Fiancée du roi de Garbe behandelte, vgl. Val. Schmidt „Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie" S. 11. Du Méril Histoire de la poésie Scandinave. S. 346.

[1] Die Quartausgabe liest Reyniers.

[2] Hiervon erhielt Fräulein Crespel den Beinamen Jungfernflor, welchen sie im befreundeten Kreise beständig führte.

[3] Man erinnere sich, daß eben „Werther's Leiden" erschienen waren.

Der Anfang alsobald gemacht,
Da wir wohl hinter'm Ofen saßen,
Borsdorfer Aepfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirch' zwei große Dieb',[1]
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Christ eintausend Jahr'
Siebenhundert und vierundsiebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit dem achten Glockenschlag.
Frankfurt am Main, des Witzes Flor,
Nicht weit vom Eschenheimer Thor;
Findest das Haus nach dem ABC,
Hundert siebenundfunfzig Lit. D.[2]
Und hiermit mach' ich den Beschluß;
Hab' freilich alles nicht beschrieben,
Genug, was wir zusammen trieben,
War nicht actus continuus.

Am folgenden Abend fügte er folgende Nachschrift hinzu:

Den Abend drauf, nach Schrittschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,

[1] Crespel und Riese. Das Kastenamt und die Kirchenbuchführung waren damals vereinigt, aber wahrscheinlich muß statt Kirch' gelesen werden Kast', da Riese unter seinen Freunden den Namen Kastendieb führte. Auffallend ist es, daß hier nicht Horn erwähnt wird, der mit zu diesem engen Freundeskreise gehörte. Riese besaß ein doppeltes Schachbrett, an welchem Goethe, Crespel, Horn und er selbst zusammen zu spielen pflegten.

[2] In des alten Crespel Anzeige von der Aufgabe seines Geschäfts (bei Maria Belli VI, 91) vom 26. März 1776 wird das Haus in der Eschenheimer Gasse Lit. D. Nro. 157 als seine Wohnung bezeichnet. Am 1. Juli 1794 verkauften die Erben des im März desselben Jahres verstorbenen Crespel dieses Haus an den Chirurgus Ernst Unzer, von welchem es noch jetzt das Unzer'sche Haus genannt wird, mit dem Beinamen zum goldenen Huhn; es ist das dritte Haus vom Thore ab und liegt neben dem neugebauten Mühlens'schen Hause, wo der Reichsverweser Erzherzog Johann während seiner Anwesenheit in Frankfurt wohnte.

Staatskirchentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.[1]

Als er an diesem Abend um zehn Uhr nach Hause kam, schrieb er gleich an Böckmann: „Ich komme vom Eis, erst durch eine Gesellschaft und durch ein Abendessen am Tisch, wo Sie auch saßen. Ich bin sehr müde, ich habe Bahn gemacht, gekehrt mit den Meinigen, neue Freta entdeckt zc. Ich war auf'm Eis zc., den 14. November 1774." Den andern Tag fiel Thauwetter ein, doch fragt er Böckmann an diesem Tage, ob er die Schrittschuhe habe machen lassen, indem er bemerkt, er habe niemand finden können, dem er die Verfertigung anvertraut hätte.

Wenn der junge, in raschem Siegeslauf auf der Bahn des Ruhmes dahinfliegende Dichter schon bisher durch die vielfachen ehrenvollen Besuche von bedeutenden Dichtern und Gelehrten[2] die allgemeinste Aufmerksamkeit der Frankfurter auf sich gezogen hatte, die sich nicht genug wundern konnten, wie dieser ein solches heiter lustiges, fast studentenmäßiges Leben arglos fortsetzte, so mußte der neugierige

[1] Durch die ihm aus Dapper bekannt gewordenen indischen Märchen wußte Goethe die Gesellschaft immer anzuziehen und zu erheitern. „Der Altar des Ram," erzählt er (B. 22, 109), „gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit der Personen dieses Märchens blieb doch der Affe Hannemann der Liebling meines Publikums." Rama gewinnt mit Hülfe des in Affengestalt erscheinenden Windgottes Hanuman die schöne Sita von Ravana. Wenn Goethe sagt, er habe die indischen Fabeln zuerst aus Dapper's Reisen kennen gelernt, so ist hier jenes Holländers „Beschreibung" (nicht Reisebeschreibung) von Persien und dem Lande des Großmoguls" gemeint, von welcher im Jahre 1683 eine deutsche Uebersetzung von J. Chr. Beer zu Nürnberg erschien.

[2] Einige Monate später, am 13. Februar 1775, schreibt er an Auguste Stolberg: „Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in anderen wiederfindet."

Antheil, den sie an ihm nahmen, und sein Ansehen um so höher steigen, als gar fürstliche Personen seine Bekanntschaft zu machen suchten. Anfangs Dezember trat der Erbherzog von Sachsen-Weimar mit seinem jüngern Bruder die Reise nach Karlsruhe an, wo er die Bekanntschaft der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt machen sollte, welche die Herzogin Amalia ihm zur Braut bestimmt hatte.[1] Gegen den 10. Dezember kamen sie in Frankfurt an, wo Knebel, der Erzieher des Prinzen Konstantin, am Abend des 11. dem Dichter einen Besuch machte, und als dieser den Wunsch äußerte, über die Verhältnisse in Weimar, von denen er so viel Gutes vernommen, nähern Aufschluß zu erhalten, gar freundlich erwiederte, es sei nichts leichter, als dieses, da der Erbherzog, der eben mit seinem Bruder in Frankfurt sei, ihn zu sprechen und kennen zu lernen wünsche. Wahrscheinlich hatte Herzogin Amalia den Erbherzog auf den jungen talentvollen Dichter hingewiesen, obgleich dieser ihren geliebten Wieland heftig angegriffen hatte. Nach einer aus guter Quelle stammenden Nachricht[2] hätte Herzogin Amalia unsern Dichter im Herbst 1772 in Bad Ems kennen lernen, wo seine Schönheit und sein geistreiches Wesen ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wenn aber eine damals erfolgte Einladung der Herzogin nach Weimar als Veranlassung zur wirklichen Hinreise angegeben wird, so können wir dies unmöglich gelten lassen, da einmal die mehrmalige Zusammenkunft Goethe's mit Karl August im Dezember 1774, im Juni, September und Oktober 1775 feststeht, und an eine solche Einladung eines litterarisch noch gar nicht bekannt gewordenen jungen Mannes — denn im Herbst 1772 waren nur die von Breitkopf in Musik gesetzten Lieder erschienen — kaum zu denken ist. Eher würde man eine solche

[1] Schon am 24. Dezember schreibt die Herzogin Amalia an Graf Görtz: „Sie werden die Freude begreifen, die ich über den Entschluß meines Sohnes, die Herzogin Luise zur Frau zu nehmen, empfinde.“ Vgl. Görtz „historische und politische Denkwürdigkeiten“ I, 10. Knebel's „litterarischer Nachlaß und Briefwechsel“ I S. XXIV.

[2] Bei Maria Belli III, 106*, deren Angabe durch einen nahen Verwandten Goethe's als eine in der Familie gehende Sage bestätigt wird.

im Jahre 1774, wo Goethe mit Lavater und Basedow in Ems war, anzunehmen geneigt sein, da er damals bereits durch den „Götz“ und die Farze auf Wieland allgemeines Aufsehen erregt hatte; aber die Herzogin Amalia verließ in den Jahren 1772—1775, nach dem Zeugnisse der Hoffourierbücher, wie mir Herr Hofrath Preller mittheilt, Weimar nur zu kleinen Ausflügen, wie nach Gotha und Erfurt, war sicher nicht in Ems, so daß die in Goethe's Familie gehende Sage auf einer Verwechslung, etwa mit der Gräfin von Werthern (vgl. S. 238), beruhen muß. Knebel stellte den Dichter dem Erbherzog und dem Prinzen Konstantin noch an demselben Abende vor; diese aber unterhielten sich mit ihm nicht allein auf das freundlichste, sondern zogen ihn auch zur Tafel, und nahmen ihm das Versprechen ab, ihnen nach Mainz zu folgen. Knebel blieb am folgenden Tage, dem 12. Dezember, bei Goethe in Frankfurt zurück, mit dem er am 13. nach Mainz fuhr, von wo er an demselben Tage an seine Schwester Henriette schrieb: „Ich blieb gestern allein in Frankfurt, um den besten aller Menschen (Goethe) zu genießen. Heute bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unsere Prinzen wieder angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Komödie gehn.“ Zwei Tage verlebte er in Mainz mit den beiden Prinzen, dem Grafen Görtz, Knebel und dem übrigen Gefolge im Gasthofe „zu den drei Kronen“. In wiefern Goethe's Darstellung des Mainzer Aufenthaltes in „Wahrheit und Dichtung“ (B. 22, 247 ff.) der Wahrheit gemäß sei, läßt sich nicht genau bestimmen, jedenfalls scheint er demselben eine zu lange Dauer beizulegen. Als Goethe mit diesem Theile seiner Lebensbeschreibung beschäftigt war, schrieb er an Knebel (am 27. März 1813): „Eins wollte ich dich recht schön ersuchen, um eine detaillirte Nachricht von unserm ersten Zusammentreffen, und was damals in Weimar (Frankfurt?) und Mainz vorgefallen. Ueber diese so wie einige andere Epochen hat der Fluß Lethe so ziemlich seine Gewalt ausgeübt. Ich bin eben an der Stelle, und möchte nicht gern stocken bleiben.“ Jedenfalls wurde damals eine Versöhnung mit Wieland eingeleitet. Einen förmlichen Brief, wie

in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt wird, dürfte Goethe schwerlich an Wieland gerichtet, sondern wohl nur einige Worte zu einem Briefe Knebel's an Wieland hinzugefügt haben,[1] wie er es bei einem ähnlichen Briefe an Knebel's Schwester that. So war denn das Verhältniß zu dem Weimarer Hofe auf das freundlichste eingeleitet.[2]

Als aber Goethe, noch voll von der zutraulichen Güte der Weimarer Prinzen, nach Hause zurückkehrte, wurde er von der Nachricht, daß Fräulein von Klettenberg während seiner Abwesenheit verschieden sei, schmerzlich getroffen. Diese treue, frommgläubige Freundin, welche mit seliger Ruhe alle Verwicklungen und Verirrungen der in natürlicher Reinheit sich entfaltenden schwunghaften Jünglingsseele beobachtet hatte, war am 9. Dezember gefährlich erkrankt und vier Tage darauf der Erde entrückt worden.[3] Wohl hätte er gewünscht, ihr vor allem seine weitern Aussichten mit reinem Vertrauen vorlegen und sich ihres einsichtigen Rathes erfreuen zu können, aber er sollte eben zeitig genug kommen, um die geliebte, viel erfahrene, mit Heiterkeit ihrem Gotte zugewandte Freundin zur Grabstätte zu geleiten; sie, deren klar alle menschlichen Verhältnisse durchschauenden Geist er in so manchen Lebenslagen erprobt hatte, war jetzt dahingegangen, ohne ihn für die Folge seiner Tage gesegnet zu haben, und doch fühlte er ahnungsvoll, daß er auf einem bedeutenden Entwicklungspunkte seines Lebens angelangt war; wies

[1] Schon am 28. Dezember hatte er, wie er an Knebel schreibt, auf seinen „Gruß“ eine freundliche Antwort Wieland's.

[2] Wenn Guhrauer als Datum der beiden ersten Briefe des Knebel'schen Briefwechsels den 13. und 28. Februar 1774 angibt und damit gegen die richtige Chronologie, welche den ersten Besuch Knebel's in den Dezember setzt, zu Felde zieht, so ist dies ein unverzeihliches Versehen, freilich nicht größer, als wenn er einen Brief vom 28. Oktober (1780) vom 13. Februar (1779) datirt. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 364 mit Brief 14 des Goethe-Knebel'schen Briefwechsels.

[3] Man vergleiche den Bericht des Pfarrers Claus bei Lappenberg S. 279, der nicht in der Stammtafel den 16. Dezember als Todestag angeben durfte. Auch die Bestimmung (Maria Belli X, 132), daß sie fünfzig Jahre, eilf Monate und dreiundzwanzig (volle) Tage alt geworden, stimmt, da sie am 19. Dezember 1723 geboren ward.

ihn ja jetzt alles nach Weimar hin, wo auch seinem Genius eine freie Bahn sich eröffnen konnte, wie dort Wieland bereits eine ruhige, heitere und ehrenvolle Stätte gefunden hatte. Aber ehe er dorthin gelangte, sollte noch einmal die glühendste Leidenschaft der Liebe sein Herz ergreifen, der gewaltigste Sturm der Gefühle sein Innerstes von Grund aus erschüttern, damit er nach so manchen Leiden, die ihn zum Dichter der Liebe geweiht, in Weimar in der Freundschaft des edelsten Fürsten sich selbst wiederfinde und in einem beschränkten, aber sicher zu überschauenden Kreise heranwachse und gedeihe.

Das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch war allmählich in sich erloschen. Ueber ihr weiteres Leben haben wir nur wenige Nachrichten. Nach dem Tode ihres Vaters, am 8. November 1788, übernahm der Bruder das Geschäft, in welchem die Erbschaft der drei Schwestern blieb; er heiratete ein Fräulein von Backhausen aus Heilbronn, und kaufte sich ein Gut in Liederbach in der Nähe von Frankfurt; aber das Geschäft ging unglücklich und verschlang sein eigenes, wie seiner Schwestern Vermögen. Am 18. Juli 1799 ward Anna Sibylla Münch, die unter diesen traurigen Verhältnissen sehr litt, als Konventualin in das Lutherische Katharinenkloster zu Frankfurt aufgenommen, wo sie am 6. November 1825 starb. Auch eine ihrer Schwestern starb unverheiratet, die andere soll sich mit einem Prediger Schmidt in Leipzig vermählt haben.

Zum Schluß sei es vergönnt, nochmals auf den lustigen Rath Crespel zurückzukommen, dem wir zum erstenmal den gebührenden Platz unter Goethe's Jugendfreunden angewiesen haben. Er blieb noch ein Jahr länger, als Goethe, in Frankfurt, wo er im gewohnten Kreise sehr beliebt war, besonders auch bei Goethe's Mutter, an deren Samstagsgesellschaften er Theil nahm.[1] Im November 1776 ging Crespel als Archivarius nach Regensburg, wo er sich aber, da ihm ein vortheilhaftes Aeußeres und

[1] Ihrer „Samstagsmädel" erwähnt Goethe's Mutter auch in dem Briefe an die Herzogin Amalia vom 11. April 1779 (Dorow's „Reminiscenzen" S. 132).

weltmännische Gewandtheit abgingen, sehr unbehaglich fühlte. In einem Briefe vom 5. Januar 1777 von Goethe's Mutter an Crespel [1] schreibt diese, nachdem sie ihm für die geschwinde Bestellung eines Briefes gedankt, und ihm zugleich einen neuen Auftrag gegeben hat: „Ich weiß, ihr nehmt die viele Mühe, so euch das Ding macht, nicht übel; ihr sollt auch dafür am runden Tische sitzen, und über eurer Haupt soll ein ganzes Füllhorn vom Guten ausgeschüttet werden. Gestern (der 4. Januar war ein Samstag) wäre es für euch ein Hauptspaß gewesen. Jammerschade, daß ihr in Regensburg sitzt! Acht junge Mädels waren bei mir, zwei Demoisellen Clermont, die Minchen Stark (Tochter ihrer Schwester Anna Maria) u. s. w. Wir spielten Stirbt der Fuchs, so gilt sein Balg, [2] und da gab's euch Pfänder, daß es eine Lust war. Auch wurden Märchen erzählt, Räthsel aufgegeben, es war mit einem Wort ein groß Gaudium. Eure Grüße an die Max (Brentano), Tante (Johanna Fahlmer), Gerock's habe wohl ausgerichtet; sie haben euch sammt und sonders lieb und werth, und wünscheten, daß ihr wieder da wäret. Nur für einen gewissen Peter ist eure Abwesenheit ein groß Labsal; es ist überhaupt ein wunderlicher Heiliger. [3] Bis die arme Max in's neue Haus kommt, wird's vermuthlich noch manchen Tanz absetzen." Einen weitern Brief der Frau Rath an Crespel, in welchem letzterer von neuem wegen des betreffenden Geschäfts [4] beauftragt wird, am 1. Februar 1777

[1] Bei Wagner III, 147.

[2] Vgl. Goethe's Gedicht, das den Namen von diesem Spiel führt (B. 1, 11 f.). Dasselbe erschien erst 1789, soll aber zur Straßburger Zeit gedichtet sein.

[3] Wohl der Gatte von Max Brentano, Peter Anton Brentano, den Crespel mit seinem Spotte verfolgt zu haben scheint. Er war keineswegs ein Mann, „mit dem sich leben ließ", wie Goethe gehofft hatte.

[4] Es handelt sich um eine Schuld von achtzehn Gulden, die Crespel einziehen oder sich eine gute Anweisung, in Frankfurt zahlbar, geben lassen soll. „Ich und Herr Rath," schreibt Goethe's Mutter, „bedauern nur die viele Mühe, die euch das Ding verursacht." In dem vorigen Briefe heißt es: „Einen mächtigen, großen Lobstrich soll ich euch im Namen des Papa's (Rath Goethe) schreiben. — Nun hat der Vater noch eine Bitte."

geschrieben, hat Frau Maria Belli im Anhange zu ihrer Schrift „Meine Reise nach Konstantinopel“ S. 322 ff. abdrucken lassen. „Lieber Sohn!“ schreibt Goethe's Mutter. „Auf der einen Seite hat mir Ihr Brief große Freude und Wonne gemacht; denn alles, was von Ihnen, mein Bester, kommt, vergnügt mich. Aber um Gottes willen, sagen Sie nur, was das für ein trauriger Ton ist, der Ihrem Brief das Ansehen vom Propheten Jeremia in seinen Klagliedern gibt. Auf das Regensburg habe ich nun Zeit meines Lebens einen unversöhnlichen Haß; das muß ein garstiger Ort sein, wo man unsern lieben, braven Crespel kränken und seinen trefflichen Charakter verkennen kann. Eine Stange Gold von vierzig Pfund ohne allen Stempel ist doch wahrlich besser, als ein Vierteldukätchen, welches noch so schön geprägt und von Juden und Christen für gäng und gäbe gehalten wird. Verdienste bleiben Verdienste, und werden von allen rechtschaffenen Leuten gefühlt und hochgeschätzt; um der andern seidnen Buben [1] ihren Beifall oder Tadel braucht sich ein ehrlicher Kerl nicht zu bekümmern. Denkt, durch was alles euer Bruder, der Doktor (Goethe selbst), sich hat durchschlagen müssen, was für Gewäsch, Geträtsch, Lügen u. s. w., bloß weil die Leute nicht begreifen konnten, wie man, ohne von Adel zu sein, Verstand haben könnte. Fasset also eure Seele in Geduld, machet, daß ihr eure Geschäfte bald in Ordnung bringt, alsdann flieget zu uns! Mit aller freundschaftlichen Wärme sollt ihr empfangen werden; drauf verlaßt euch! Wir kennen euren innern Werth, und was ihr wiegt, und wir nicht allein, sondern andere gute Menschen wissen's auch; unter denen grüßt euch besonders Jungfer Fahlmern, die Frau Residentin [2] und die Gerock's. Alle Samstag reden wir vom Bruder Crespel und bedauern, daß ihr uns nicht lachen helft. Wir haben jetzt ein Steckenpferd, welches uns ein groß Gaudium

[1] Im „Götz“ erzählt Georg (B. 9, 58): „Und die seidnen Buben beguckten mich von vorn und hinten.“ Regensburg war damals noch Sitz des Reichstages.

[2] Maximiliane Brentano; denn Frau von la Roche hatte Brentano zu der Würde eines kurtrierischen Rathes und Residenten verholfen. Merck I, 448.

macht: das ist die neue deutsche Opera von Herrn Professor Klein in Mannheim, Günther von Schwarzburg [1]; sie ist von der löblichen Samstagsgesellschaft mit Noten, Anmerkungen, ja sogar mit Handzeichnungen verbessert und vermehrt worden. Ferner hat uns Philipp [2] ein Verzeichniß von den Weimarer Karnevalslustbarkeiten zugeschickt." Einen Brief von Frau. la Roche an Crespel vom 18. April 1777 theilt ebenfalls von Maria Belli (a. a. O. S. 331) mit, doch ist derselbe ohne besondere Bedeutung. Er beginnt mit den Worten: **Crespel! que faitez vous? vivez vous encore? Cette feuille doit vous prouver, que la mama existe — qu'elle n'a pas cessé de vous estimer — quoiqu'elle a cessé de vous écrire.** Der Schluß lautet: **Etes vous heureux, mon fils? aimez vous le séjour de Ratisbonne? ditez-moi cela et assurez vous de l'estime et de l'amitié de tout ce qui s'appelle de la Roche.**

Im Mai 1777 kehrte Crespel von Regensburg nach Frankfurt zurück, wo er sich im bekannten Kreise bald wieder behaglich fühlte. Im Jahre 1779 sah er ohne Zweifel seinen Freund Goethe in Begleitung des Herzogs in Frankfurt wieder. Am 27. März 1787 vermählte er sich mit Fräulein Maria Henriette Schmiedel (geboren am 7. Dezember 1753). Goethe's Mutter hob seinen ältesten Sohn aus der Taufe. Die Ehe war eine überaus glückliche. Als Gatte und Vater verdiente Crespel alles Lob, wenn er auch, als höchst origineller Mann, manche Eigenheiten hatte, wie er denn seine Kleider und Schuhe selbst verfertigte. Nach dem Tode seines Vaters verkaufte er sein Haus in Frankfurt (am 1. Juli 1794) und zog, um dem Wunsche seiner kränkelnden Frau zu willfahren, nach Laubach, wo ein Oheim derselben wohnte, und Graf Solms ihm für eine geringe Entschädigung ein großes Grundstück überließ, weil er ihn bei sich zu fesseln wünschte. Das Haus, welches er darauf baute, zeichnet sich freilich von außen durch seine bizarre Bauart unvortheilhaft aus, ist aber im Innern sehr wohnlich und

[1] Vgl. Merck I, 100. II, 94.

[2] Vgl. oben S. 195 Note.

bequem. Crespel starb am 24. November 1813; er erlebte also noch das Erscheinen des zweiten Theiles von „Wahrheit und Dichtung", in welchem er ohne Nennung seines Namens eingeführt wird, dagegen erschien der dritte Theil mit der Erzählung der Mariaggenlotterie erst nach seinem Tode.

Einen sehr schlimmen Dienst hat dem Andenken Crespel's der wunderliche Clemens Brentano erwiesen, der einst unserm phantastischen Ernst Theodor Amadeus Hoffmann ein so bizarres Bild von Crespel entwarf, daß dieser sich veranlaßt sah, manche Züge desselben zu einer zuerst in Fouqué's „Frauenalmanach" für das Jahr 1818 [1] mitgetheilten Erzählung zu verwenden, welcher er den Namen „Rath Crespel" vorzusetzen und so einen ehrenwerthen Mann einer keineswegs erfreulichen Unsterblichkeit zu überantworten wagte. Der eigentlichen Erzählung fehlt jede historische Grundlage; nur daß es bei dem Hausbau etwas wunderlich zugegangen, aber nicht in der Weise, wie es Hoffmann darstellt, so wie das etwas ungelenke äußere Wesen Crespel's, die Selbstanfertigung seiner Kleider, die Liebe zur Musik — er spielte vortrefflich die Viola d'amour — und vielleicht einige andere kleine Züge sind in der Wirklichkeit begründet. Das Erscheinen dieser Erzählung nußte Crespel's das

[1] Die Erzählung erscheint dort S. 225 ff. in einem Postscriptum eines an den Herausgeber gerichteten Briefes, und es geht ihr folgende, jetzt weggefallene Schilderung von Rath Crespel vorher, die ohne Zweifel stark übertrieben ist: „Ein nicht zu großer, aber sehr hagerer Mann in einem grauen Kleide, so zugeschnitten, wie ihn jetzt unsere Jünglinge tragen, und die Tracht deutsch nennen, jedoch mit vielen Schnüren besetzt. Dazu war der Mann nach der Militärmode der siebzehnhundertsechziger, siebziger Jahre frisirt, nämlich ein Toupée, einer aufgeworfenen Schanze nicht unähnlich, pistolenhalfterförmige Locken und ein langer, imposanter Zopf mit angehefteter Kokarde. Sein Gesicht war sehr bleich, aber auf den spitzen, hervorstehenden Backenknochen ein rother Fleck; unter überhängenden Augenbraunen blitzten ein paar große, graue Augen hervor; die Nase war gebogen, scharf gezeichnet, der Mund heraufgezogen zum ironischen Lächeln, das Kinn lang und hervorragend." Sein Wohnort wird dort mit C., nicht mit H — bezeichnet, der junge in Antonie verliebte Komponist durch . . B . . .

Andenken ihres zärtlich geliebten Vaters in frommer Erinnerung ehrende Kinder tief verletzen; sie wollten deshalb Clemens Brentano zur Rede stellen, der durch seine bizarre Schilderung die erste Veranlassung zu dieser auch von Hoffmann's Seite nicht zu entschuldigenden novellistischen Verunglimpfung gegeben hatte, aber seine Familie behauptete, seinen Aufenthaltsort nicht zu wissen. Auch über ihm hat sich seit dem Jahre 1842 die Gruft geöffnet; möge es keinem zweiten Hoffmann in den Sinn kommen, sein wunderlich tolles, die herrlichsten Geistesgaben verschwenderisch mißbrauchendes, in Widersprüchen und seltsamsten Sprüngen sich erschöpfendes Leben auf ähnliche Weise darzustellen! Crespel's Name aber möge fürder unter Goethe's besten und anregendsten Jugendfreunden mit Anerkennung genannt werden, die wir ihm um so mehr schulden, als der große Dichter, der bei seinem stets vorwärtsdrängenden, die Gegenwart ganz ausfüllenden, und kaum einen Rückblick auf die Vergangenheit gestattenden Streben und Wirken so manche frühere Fäden ganz fallen lassen mußte, seiner nicht ganz nach Gebühr und nur mit Verschweigung seines Namens gedacht hat.

IV.

Anna Elisabeth Schönemann (Lili) und Auguste Luise von Stolberg.

Wenn je einen Dichter die Leidenschaft der Liebe von frühester Jugend bis zum spätesten Greisenalter mit flammender Glut entzündete und alle ihre unendlichen Freuden und Schmerzen mächtig durchempfinden ließ, so war es Goethe. Aber die Natur hatte diesem so glücklich gebildeten Geiste mit der Weichheit eines tief empfindenden Herzens die Kraft duldender Entsagung verliehen, durch welche er aus allen leidenschaftlichen Verhältnissen, wenn auch unter erschütternden Leiden, reiner und geläuterter hervorging, und endlich in dem freilich die längste Zeit über der kirchlichen Weihe entbehrenden ehelichen Bunde allen Anfechtungen zum Trotz treu und standhaft blieb. Uebergehen wir die erste Neigung des heranwachsenden Knaben, über welcher zum Theil noch ein schwer aufzuhellendes Dunkel ruht, so verliebte sich der etwas altkluge Leipziger Student in seinem siebzehnten oder achtzehnten Jahre in die drei Jahre ältere Tochter des Wirthes Christian Gottlob Schönkopf, der eine geistvolle und lebendige Frankfurterin, eine geborene Hauk, zur Frau hatte, und ein kleines Weinhaus im Brühl besaß. Aber Goethe verlor bald die herzliche Neigung der Geliebten — sie hieß Anna Katharina, und ward gewöhnlich Käthchen genannt[1] —

[1] In „Wahrheit und Dichtung" nennt er sie Aennchen. Das Gedicht „Glück und Traum" (B. 1, 38), in den „neuen Liedern" bei Breitkopf „an

durch die mannigfachen eigensinnigen Quälereien, die er ihr bereitete, besonders durch seine tollen Eifersüchteleien, so daß er sich einen andern vorgezogen sehn mußte, wenn auch ein vertrauliches Verhältniß zu ihr und der Familie noch fortbestand. Der Schmerz über diesen Verlust, den er sich selbst zuschreiben mußte, erhielt seinen dichterischen Ausdruck in dem kleinen Schäferspiele: „die Laune des Verliebten". [1] Hatte diese erste Liebe noch etwas Knabenhaftes, so wurde er sich dagegen in der Sesenheimer Pfarrerstochter aller Reize einer in reinster Unschuld und Natürlichkeit prangenden, mit innigster Hingebung dem Geliebten zugewandten Seele voll bewußt. Wie ihm in Friederike das reizende Landmädchen entgegentrat, so fand er zu Wetzlar in der höher gebildeten, aber in beschränktem Kreise sich bewegenden Amtmannstochter das Bild glücklichster Häuslichkeit, welche in ihrer selbstbewußten, auf reinstem Wohlwollen und schönster Gemüthlichkeit beruhenden Thätigkeit auf alle den wohlthätigsten Eindruck übte. Doch mit blutendem Herzen mußte er dem immer beängstigenderen Verhältniß zu seiner geliebten Lotte entsagen, da er sie als Verlobte eines andern, tüchtigen und achtungswerthen Mannes fand. Gleich nach der Trennung von Lotte sollte in Thalehrenbreitstein die älteste Tochter der Frau von la Roche, Maximiliane Euphrosyne, ihm den lieblichsten Anklang seiner schmerzlich bewegten Gefühle bieten, doch wagte er nicht ein engeres Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, da er bereits so viele bittere Erfahrungen in der Liebe gemacht hatte, und sich nicht von neuem unbesonnen einer Leidenschaft hingeben wollte, die ihn ohne Zweifel ergriffen haben würde, hätte ein längeres Zusammensein ihn mit dem so liebenswürdigen Mädchen verbunden gehalten. Als diese

mein Mädchen" überschrieben, führt im „Almanach der deutschen Musen" auf das Jahr 1776, wo es in der ursprünglichen Form erscheint, die Ueberschrift: „An Annetten".

[1] Als er sie als Frau Dr. Kanne im März 1776 in Leipzig wieder gesehen hatte, schrieb er an Frau von Stein: „Alles ist (in Leipzig), wie's war, nur ich bin anders; nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals — mais — ce n'est pas Julie." Ein paar Tage später lesen wir: „Ich habe mein erstes Mädchen wiedergesehen."

darauf nach Frankfurt heiratete und er dort in täglichem Zusammenleben die jedes Glückes würdige jugendliche Freundin, welcher der neue, ihr durch falsche Rücksichten aufgedrungene Zustand unbehaglich war, bitter leiden, sich selbst vom Besitze eines solchen herrlichen, zu seinem vollen Herzen sprechenden Wesens ausgeschlossen sah, da überfiel ihn eine unsägliche Verzweiflung am Leben, der er sich durch die dichterische Abspiegelung in „Werthers Leiden" entledigte. Wie aber darauf der Zufall ein zärtliches Verhältniß zu begünstigen schien, das jedoch bald erlosch, weil es nur aus reinem Wohlwollen floß und der glühenden Kraft sehnender Leidenschaft ermangelte, haben wir im vorigen Aufsatze darzustellen versucht. Wenn Goethe's Mutter Lili die erste Heißgeliebte ihres Sohnes nannte,[1] so dürfen wir dies in dem Sinne vollkommen billigen, daß die Glut der Leidenschaft ihn diesmal ganz verschlang, weil er in Lili das seinem Geiste ebenbürtige Mädchen gefunden zu haben glaubte, welches die nothwendige Erfüllung seines Wesens bilde, von dessen Besitz sein ganzes Lebensglück abhängig sei, wogegen er in Friederike nur das heitere, natürliche, reizende Mädchen geliebt hatte, das seine Gefühle verstand und zu erwiedern wußte, und das Verhältniß erst dann ihn zu leidenschaftlichem Schmerze trieb, als er erkannte, wie unglücklich er sie durch seine Liebe gemacht hatte, da er in jugendlichem Rausche Anforderungen in ihrem Herzen erregt hatte, die er nicht zu befriedigen vermochte. Ja man darf wohl sagen, daß Goethe im höchsten Sinne des Wortes nur einmal geliebt habe, indem er in Lili allein die vom Schicksal ihm bestimmte Seele, von der alle Ahnungen seines Herzens ihm seit früher Jugend verkündet zu haben schienen, das einzige ganz gleichstimmige Wesen gefunden zu haben glaubte, an dessen Erlangung sein Dasein geknüpft sei.

Je höher der Ruhm des Dichters durch die nicht allein von der Jugend mit leidenschaftlicher Hast verschlungenen „Leiden des jungen Werther's" gestiegen war, um so mehr bemühten sich die

[1] Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde I, 138 (130).

angesehensten Familien Frankfurt's, ihn in ihre Kreise zu ziehen, was ihnen aber selten gelang, da er meist Einladungen in vornehme Gesellschaften, welche ihn, beim Mangel wahrhaft geistreicher oder gemüthlicher Unterhaltung, arg langweilten, von sich ablehnte. Er selbst erzählt: „Der Quasifremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens, dann wieder als Hurone Voltaire's, Cumberland's Westindier,[1] als Naturkind bei so vielen Talenten, erregte die Neugierde, und so beschäftigte man sich in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen, ihn zu sehn." An einem der letzten Abende des Jahres 1774 ersuchte ihn ein Freund (man könnte an Georg Meermann oder Philipp Nikolaus Schmidt denken, die sich in diesen Kreisen bewegten und mit Goethe bekannt waren, oder an den Musiker Kayser?), er möge ihn zu einem Konzerte in dem höchst angesehenen reformirten Hause der Wittwe Schönemann begleiten. Johann Wolfgang Schönemann, geboren am 17. Mai 1717 hatte sich im März 1749 mit der Tochter des Kaufmanns Johann Nos d'Orville, Susanna Elisabeth, geboren im Jahre 1722, vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen sechs Söhne und zwei Töchter,[2] von denen Anna Elisabeth, Goethe's Lili, am 23. Juni 1758 geboren ward,[3] die andere das dritte Jahr nicht überlebte. Schönemann hatte ein sehr bedeutendes Bankgeschäft in dem schönen, auf dem großen Korn=

[1] Zum Bären vgl. „Lili's Park (B. 2, 71 ff.) an Frau von Stein I, 173. Der Hurone ist aus Voltaire l'Ingenu. Cumberland's Lustspiel „der Westindier" wurde zu seiner Zeit — es erschien im Jahre 1769 — mit großem Beifall aufgenommen. Das Stück wurde auf dem herzoglichen Privattheater zu Weimar im Jahre 1778 aufgeführt, wo Goethe den Belcour machte. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 152 f.

[2] Von Lili's sechs Brüdern starben zwei in jungen Jahren; einer, Heinrich, ward drei Monate nach dem Tode des Vaters geboren; die übrigen waren alle älter, als Lili.

[3] Der 23. Juni wird als ihr Tauftag angegeben (Maria Belli IV, 130). Nach Goethe war sie an diesem Tage geboren (B. 22, 306. 308), wonach sie am Tage ihrer Geburt getauft wurde, was bei Vornehmen, wenn es anders möglich, allgemeine Sitte war.

markt neben der deutsch-reformirten Kirche gelegenen Eckhause, jetzt Eigenthum des Kaufmanns Peter Bonn, dessen Großvater es von Lili's Mutter kaufte. Aus einem auf einen kleinen Platz schauenden Fenster des Hinterhauses soll Lili durch Zeichensprache sich oft mit Goethe verabredet haben. Schönemann starb schon im Jahre 1763, doch setzte die Wittwe, deren Vater erst im September 1770 im einundachtzigsten Jahre starb, das Bankgeschäft fort, und machte nach wie vor ein glänzendes Haus. Bei ihr versammelte sich, was damals in Frankfurt als Ausnahme galt, jeden Abend eine gewählte Gesellschaft, und wer einmal eingeführt war, galt stets willkommen. Den Hauptanziehungspunkt bildete die schöne, liebenswürdige und geistreiche Tochter, die durch eine ausgezeichnete Erziehung ihre Talente auf die reichlichste Weise entfaltet hatte, da sie nicht nur im Zeichnen, Singen und Klavierspielen wohl bewandert war, sondern auch artige Gedichte machte und sich mit zierlicher Gewandtheit in jeder Beziehung bewegte. Eben war Goethe mit seinem Freunde in das geräumige Wohnzimmer zu ebener Erde getreten, als die sechzehn Jahre alte Lili[1] sich an den in der Mitte stehenden Flügel setzte, und eine Sonate mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Der junge Dichter stellte sich an das untere Ende des Flügels, um die Gestalt und das Wesen der Spielerin nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; alle Bewegungen, zu denen sie durch das Spiel genöthigt wurde, waren ungezwungen und leicht. Nach Beendigung der Sonate trat sie ihm gegenüber an das Ende des Flügels, und sie begrüßten sich, da bereits ein Quartett begonnen hatte, nur stillschweigend; beim Schlusse des Quartetts aber trat er ihr näher, und sprach seine herzliche Freude aus, daß gleich die

[1] In demselben Alter standen Friederike, Lotte und Anna Sibylla Münch, als der Dichter in ein näheres Verhältniß zu ihnen trat. Auch Maximiliane von la Roche lernte er in diesem Alter kennen. Merkwürdig, daß die Neigung des Knaben und des noch unentwickelten Jünglings älteren Mädchen galt; man denke an Gretchen, die Schwester von Derones — denn so hieß der Schauspielerknabe wirklich — und Käthchen in Leipzig.

erste Bekanntschaft ihn durch ihr schönes musikalisches Talent erfreut habe. Lili wußte hierauf einige artige Worte zu erwiedern, und er glaubte eine Anziehungskraft eigenster Art zu empfinden, während sie in ihrer einmal gegeneinander eingenommenen Stellung sich gegenseitig anblickten. Da die Gesellschaft an diesem Abend beständig hin und her wogte, so blieb jede andere Art der Annäherung unmöglich, doch gab die Mutter beim Abschied den Wunsch zu erkennen, den Dichter bald in ihrem Hause wieder begrüßen zu können, was die Tochter von ihrer Seite mit einiger Freundlichkeit wiederholte.

Er verfehlte nicht, seinen Besuch in freien Tagesstunden [1] zu wiederholen, wo sich denn ein heiter verständiges Gespräch ergab, das noch kein leidenschaftliches Verhältniß ahnen ließ, wenn auch die Stunden, die er theils in Gegenwart der Mutter, theils mit Lili allein zubrachte, zu seinen angenehmsten Genüssen gehörten, da ihre natürliche Offenheit und ihre geistreiche Anschauung, verbunden mit dem unendlichen Reize ihres ganzen Wesens, ihn wie ein verwandtes Sein ansprachen. Es währte nicht lange, daß sie ihm in ruhig vertraulicher Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte, die Zustände, unter welchen sie im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügen aufgewachsen war und sich entwickelt hatte, wobei sie ihre Brüder, Verwandten und nächsten Bekannten auf geistreich heitere Weise schilderte; nur ihre Mutter ließ sie in ehrwürdigem Dunkel ruhen. Auch ihrer selbst schonte sie hierbei nicht, und läugnete unter anderen kleinen Schwächen gar nicht, daß sie eine gewisse Anziehungsgabe, mit der zugleich die Eigenschaft, die Angezogenen wieder fahren zu lassen, verbunden sei, an sich bemerkt zu haben glaube, ja sie gab im Laufe des Gespräches zu, daß sie diese Gabe auch an ihm versucht habe, jedoch dadurch bestraft worden sei, daß sie sich auch von ihm angezogen fühle. Alle diese Bekenntnisse gingen aus einer so reinen, kindlich offenen,

[1] Goethe erzählt, dies sei nach schicklichen Pausen geschehen: indessen ist kaum zu zweifeln, daß die Pausen nur kurz waren und bald kein Tag ohne Besuch hinging; denn das Verhältniß entwickelte sich sehr rasch.

sich ganz hingebenden Seele hervor, daß er sich dadurch, wie von seinem eigenen, auf heiterm Grunde hervortretenden Bilde gefesselt fühlte. Hatte ihn in Friederike das einfache Landmädchen mit allen Reizen holden Naturlebens angezogen, hatte ihn Lottens stille, auf Besonnenheit und Güte beruhende Häuslichkeit ganz eingenommen, so erschien ihm in Lili das im Mittelpunkt der Bildung und des Prunklebens erzogene Weltmädchen, dessen geniale Leichtfertigkeit auf wahrer Herzlichkeit und tiefer Gemüthlichkeit beruhte, das im Kreise bewundernder Lobpreiser und Verehrer jene ungezwungene Gewandtheit und jene spielende Leichtigkeit sich erworben hatte, durch welche sie alle Welt zu bezaubern wußte. Unser Dichter fühlte sich durch das herzige, frei natürliche, geistreichem Scherze, ja zum Theil übermüthiger Laune geneigte Wesen unwiderstehlich gefesselt — war dies ja das Abbild seines eigenen Selbst —, dagegen berührte ihn die leichtfertige Weltgewandtheit, mit der sie allen zu gefallen, über die Herzen aller zu gebieten suchte, höchst unbehaglich — und doch entsprach auch dieser Zug vollkommen seiner eigenen, mit Allgewalt alle Herzen für sich gewinnenden und in freiestem Lebensgenusse sich gefallenden Natur —; sie und ihr Herz wünschte er allein zu besitzen, es auch nicht dem Scheine nach mit anderen zu theilen, ihm sollte es sich in trautem Wechselgespräche ganz eröffnen, an ihm hängen, nur in ihm und durch ihn leben. Um so schmerzlicher mußten für ihn die Tage sein — und dieser waren gerade an dem mit dem Beginne der eigentlichen Winterlustbarkeiten zusammentreffenden Anfange seiner Bekanntschaft gar viele —, wo er sie nur in glänzenden gesellschaftlichen Kreisen sehn sollte, wo sie mit ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft alle bezauberte, ohne daß er sich ihrer herzlich vertrauten Neigung erfreuen durfte. Wie sehr ihn auch inneres Mißbehagen bestimmte, sich vom höhern Gesellschaftsleben zurückzuziehen, so sah er sich jetzt doch durch das Verhältniß zu Lili in diese Kreise und ihre rauschenden Festlichkeiten hineingezogen: denn er fühlte wohl, daß er auch dies Lili zu Liebe dulden müsse, die ganz mit seinem Herzen verwachsen war, wie er dies tiefempfunden in dem die vollsten

Herzenstöne anschlagenden, „an Belinden" überschriebenen Liede (B. 1, 57 f., aus dem März 1775) [1] ausspricht, welches der Geliebten mitgetheilt und von dem gemeinschaftlichen Freunde André in Musik gesetzt wurde.

Warum [2] ziehst du mich unwiderstehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Ahnungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden [3]
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst,
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

[1] Das Lied sandte Goethe zur Aufnahme in die „Iris" am 21. März 1775 an Jacobi. Vgl. Goethe's Brief an Jacobi von diesem Tage. Am 15. April war es bereits erschienen. Vgl. den Brief von diesem Tage an Auguste Stolberg.

[2] In „Wahrheit und Dichtung" B. 22, 407 steht bei Anführung des Anfanges irrthümlich „Ach wie ziehst".

[3] So steht im ersten Abdrucke, in der „Iris" (Märzheft 1775) II, 240. Wenn Wagner die jetzige Lesart: „Hatte ganz dein liebes Bild empfunden", bereits in einer an Merck überschickten Abschrift gefunden haben will (I, 69**), so muß dies auf Irrthum beruhen. Im Jahre 1789 ließ Goethe drucken: „Hatte schon dein liebes Bild empfunden". Im ersten Drucke des vierten Theiles von „Wahrheit und Dichtung", wo das Gedicht in der spätern Gestalt angeführt wird, stand irrig „das liebe Kind" statt „dein liebes Bild".

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Dasselbe Gefühl spricht sich in dem gleichzeitigen Gedichte: „Neue Liebe neues Leben" (B. 1, 56 f., zuerst in der „Iris" II, 242 f.) in einer etwas heiterern Weise aus.

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, worum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh';
Ach! wie kamst du mir dazu?

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verwandlung, ach! wie groß!
Liebe, Liebe! laß mich los![1]

[1] Im vorletzten Verse schrieb Goethe schon im Jahre 1789 Veränderung, wie im sechsten Verse der ersten Strophe warum, im achten nur dazu?

Um die Zeit dieser gewaltsam auflodernden Liebesglut fällt auch der Anfang von Goethe's Briefen an seine nie mit Augen gesehene Freundin Auguste Luise von Stolberg.[1] Durch den Göttinger Dichterbund und dessen Patron Klopstock war Goethe auch mit den Grafen Stolberg, die bereits im Herbst 1773 Göttingen verlassen und nach Kopenhagen gegangen waren, in Verbindung gekommen. Diese hatten besonders über „Werther's Leiden" dem Dichter ihren enthusiastischen Beifall zu erkennen gegeben. Auch die Schwester Auguste hatte, ohne sich zu nennen, ihm ihre Gefühle ausgesprochen, worauf er „der theuern Ungenannten" gleich nach dem Empfange ihres Briefes, gegen den 18. Januar,[2] im ersten Gefühlssturme zu erwiedern begann. „Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort, das einen Complex von all denen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick!" Es ist eine charakteristische, besonders in diesem Briefwechsel hervortretende Eigenheit Goethe's, daß er auch den vertrautesten Seelen gegenüber seine ihn im Innern durchwühlenden Gefühle nicht auszusprechen vermag, da eine heilige Scheu ihn zurückhält, seine geheimsten, ihn schmerzlich ergreifenden Regungen

[1] Friedrich Stolberg richtete im Jahre 1773 an diese seine damals zwanzigjährige Schwester von Göttingen aus folgende Verse (B. 1, 32):

Beste, du klagst nicht, doch entschleicht
Mancher sehnende Seufzer deinem Busen,
Trübt dein blaues, schmachtendes Aug' ein Schleier
Schweigender Wehmuth.
Dir, die so zärtlich meine Seele liebet,
Dir, ach, zürne nicht! schwieg ich seit dem bangen
Abschiedskusse! Sage mir, bestes Mädchen,
Sage, wie konnt' ich?

[2] Fünf Tage früher hatte er an Knebel, den er um Rücksendung seiner ihm anvertrauten kleinen Gedichte gebeten, die Aeußerung gethan, er habe einige sehr gute produktive Tage gehabt.

zu verrathen. Das, was ihn damals so gewaltig aufregte, war gerade die ihn ganz verschlingende und schon beängstigende Liebe zu Lili, die er oft nur zu seiner Qual in glänzenden Gesellschaften sehn sollte, wo sie ihre Anziehungskraft gegen alle übte. Gleich darauf, vielleicht nach einem bei Lili abgestatteten Besuche, kehrt er zu seinem Briefe zurück. „Ich komme doch wieder," fährt er fort. „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe![1] — Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei,[2] was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt!" Endlich am 26. Januar will er den Brief fortschicken; er legt, nach der Silhouettenliebhaberei der Zeit, seine Silhouette bei, indem er zugleich um die der Unbekannten bittet, „aber nicht in's kleine; den großen, von der Natur genommenen (nicht durch den Storchschnabel verkleinerten) Riß bitt' ich." Doch auch diesmal blieb der mit dem „herzlichsten Adieu" schließende und bereits datirte Brief liegen. Vor der wirklichen Absendung fügt er hinzu: „Der Brief ist wieder liegen blieben. O haben Sie Geduld mit mir! Schreiben sie mir, und in meinen besten Stunden will ich an Sie denken. Sie fragen, ob ich glücklich bin. Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich, aber ich bin wie ein kleines Kind, weiß Gott! Noch einmal Adieu!" Was ihn eigentlich beglückt und quält, verräth er der Freundin nicht.

Um diese Zeit befand sich auch Friedrich Jacobi, mit welchem Goethe im vorigen Juli den innigsten Seelenbund geschlossen hatte,

[1] In der Liebe will der Mensch sich nicht einseitig in sich beschränken, sondern sich selbst außer sich erfassen; es treibt ihn, sich im Unendlichen wieder zu finden, nach diesem ziehen ihn seine geheimsten Ahnungen und Wünsche hin.

[2] Kurz vorher ließ Goethe seinen Prometheus sagen (B. 7, 241):

Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei.

zu Frankfurt, wo er auf der Reise nach Karlsruhe vier Wochen, bis in den Februar, verweilte. Wenn dieser nebst dem ihm befreundeten Kreise seine Zeit und Theilnahme auch vielfach in Anspruch nahm,[1] so war es doch besonders die Liebe zu Lili, welche sein Herz bedrängte und ihn völlig hinriß, was er freilich dem Freunde, dem sein schaffender und wirkender Geist sich verwandt fühlte, verheimlicht zu haben scheint, wogegen er der entfernten Freundin immer näher trat, und seine Gefühle, wie er es in ähnlichen Fällen immer zu thun pflegte (vgl. oben S. 7), ihr anvertraute, gleichsam an ihrem Busen Erleichterung seines gepreßten Herzens suchte. Dieser schreibt er am 13. Februar, einem Montage, wohl am frühen Morgen nach einem rauschenden Festballe: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird,[2] der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachtsgoethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt." Man erkennt, wie dieses Leben ihm herzlich zuwider ist, und wie auch seine Leidenschaft zu Lili, der zu Liebe er in das rauschende Leben sich gewagt hat, auf einen Augenblick abgekühlt scheint. Wie wenig er in solchen Vergnügungen sich behaglich finde, schildert er der ihm schon ihrem Namen und Stande

[1] An Wieland schreibt Jacobi von Mannheim aus am 11. Februar 1775, er habe eben vier Wochen mit Goethe, so zu sagen, tête-à-tête zugebracht.

[2] Man vergleiche das Lied „an Belinden". Das Kartenspiel, welches Goethe nur als ein nothwendiges gesellschaftliches Uebel duldete, ohne ihm Geschmack abgewinnen zu können, muß ihm in der damaligen Zeit gar verhaßt gewesen sein.

nach bekannt gewordenen Freundin, die er noch immer als „theure Unbekannte" anredet, in folgenden Worten: „Aber nun gibt 's noch einen (Goethe), den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnet, dem nun bald seine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Drama's, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maaße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." In letzterer Beziehung spricht er seine Freude über die Besuche vieler edlen Menschen aus, die von allen Gegenden her zu ihm kommen. Da das Verhältniß zu Lili augenblicklich sich etwas erkältet zu haben schien, so schloß er sich um so inniger an die ferne, nie gesehene Freundin an. „Ob mir übrigens verrathen worden, wer und wo Sie sind", so schließt er den Brief, „thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühl' ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe. Recht wohl —! Diese Kußhand —! Leben Sie recht wohl!" Aber es dauerte nicht lange, so schlug die Liebesflamme zu Lili wieder hoch auf.

In die letzte Hälfte des Februar scheint die Vollendung der ältern Bearbeitung von „Erwin und Elmire" zu fallen, von welchem — es erschien zuerst im zweiten Bande der „Iris"[1] — Goethe

[1] Am 27. Januar schreibt Jacobi an Wieland, dieses Stück — denn kein anderes ist das dort genannte „Drama mit Arien" — werde in den dritten Theil (das dritte Stück des zweiten Bandes) der „Iris" kommen.

schon am 21. März Abdrücke in Händen hatte. Er hatte das Stück, aus welchem die glühendste, tiefempfundenste Liebe spricht, der Geliebten mit folgenden voranstehenden Versen zugeeignet:

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm' ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er ist von mir.

„Erwin und Elmire“ erscheint gleichsam als Gegenstück zu „der Laune des Verliebten“: wie in dem letztgenannten Schäferspiel der Liebhaber die Geliebte durch leere Eifersüchteleien quält, womit der Dichter auf sein Verhältniß zu Käthchen hindeutet, so hat in „Erwin und Elmire“ die Geliebte den Liebhaber durch ihre scheinbare Kälte fast zur Verzweiflung gebracht, daß er auf und davon gegangen ist, worin sich wohl eine gewisse Mahnung an Lili aussprechen sollte, die zur großen Qual des Geliebten alle anzuziehen sucht. Noch eine andere dramatische Dichtung, in welcher die glühendste Liebe ihren Ausdruck gefunden hat, scheint in dieser Zeit begonnen worden zu sein, „Stella.“ Diese meint Goethe ohne Zweifel, wenn er am 7. März an Auguste schreibt: „Bald schick' ich Ihnen eins (ein Drama) geschrieben. Könnt' ich gegen Ihnen über sitzen, und es selbst in ihr Herz wirken! — Liebe, nur daß es Ihnen nicht aus Händen kommt! Ich mag das nicht drucken lassen.“ Bereits am 21. März schreibt Goethe an Jacobi: „Daß Du meine „Stella“ so lieb hast, thut mir sehr wohl; mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist. — Ich erwarte „Stella“ (eine Abschrift des Stückes, von dem er Jacobi Ende Februar manches hatte sehn lassen), und dann kriegst gleich das andere Exemplar.“

Nach der Mitte Februar kam auch Jung Stilling nach Frankfurt, der, in Goethe's Hause freundlich aufgenommen, durch seine verzweifelnden Klagen über den unglücklichen Ausgang der Staaroperation an dem Oberhofmeister von Lersner ihm und seinen Eltern, die ihn vergebens aufzurichten suchten, große Noth machte. Schon in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom 12. November

1773 wird auf die glücklichen Operationen des Dr. Jung hingewiesen, dem von der ziemlichen Anzahl von Blinden, die er bis dahin operirt habe, noch kein einziger verunglückt sei. Am 7. Januar 1775 aber ließ der Hausarzt des Herrn von Lersner, Professor Dr. J. M. Hoffmann, folgende Anzeige in's „Frankfurter Journal" rücken: „Herr Dr. Jung von Elberfeld hat sich endlich nach vielem Ersuchen entschlossen, einen hiesigen Herrn am grauen Staare zu operiren, auf dessen Kosten er zu Ende des Februar hier ankommen wird. Da derselbe Herrn Prof. Sorber aus Marburg und so vielen anderen unter Gottes Beistand ihr Gesicht auf die beste Art wiedergegeben hat, so macht Endesunterzeichneter bekannt, daß Patienten, die sich dieser erwünschten Gelegenheit zu ihrem Besten bedienen wollen, ihre Adresse und beschriebene Augenkrankheit an ihn franco schicken können, von dem sie alsdann die gehörige Antwort bekommen sollen, damit niemand vergebliche Reisekosten anwende. Dieser menschenfreundliche und geschickte Herr Dr. Jung, der sonst nie so weit verreist, wird aber von vielen Patienten sehnlichst zurückerwartet; daher er nach dem 11. März niemand mehr zu operiren vornehmen kann." [1] Goethe berichtet, Jung habe ihm gleich nach der Operation gestanden, daß er des Erfolgs wegen, da er die Linse mit einiger Gewalt habe ablösen müssen, in Sorge sei, wogegen Jung selbst erzählt, alles sei nach Wunsch gelungen, und er sei nie zufriedener gewesen, erst nachher sei die Sache bedenklich geworden und endlich ganz mißlungen. Die schreckliche Angst und Qual, welche der unglückliche Ausgang ihm bereitet, schildern beide übereinstimmend.

Auch Jacobi traf auf seiner Rückreise von Karlsruhe Ende Februar in Frankfurt ein, wo er die Fastnacht (Fastnachtsonntag

[1] Hierdurch wird Stilling's Aussage (Jung Stilling's häusliches Leben S. 42), er sei in der ersten Woche des Januar (der erste Januar fiel im Jahre 1775 auf einen Sonntag) von Elberfeld nach Frankfurt abgereist, genügend widerlegt. Nach Goethe (B. 22, 287) meldete er sich im Anfange des Jahres an. Jung Stilling schwebt auch am Ende des ersten Theils der „Wahlverwandtschaften" (B. 15, 147) vor.

fiel in diesem Jahre auf den 26. Februar)[1] zubrachte, welche Goethe in rauschenden Vergnügungen an Lili's Seite verlebte. „Den 28. Februar haben wir getanzt," schreibt dieser an Auguste Stolberg, „die Fastnacht beschlossen. — Ich war mit von den ersten im Saale, ging auf und ab, dachte an Sie — und dann — viel Freud' und Lieb' umgab mich. Morgens, da ich nach Hause kam, wollt' ich Ihnen schreiben, ließ es aber und redete viel mit Ihnen." So schreibt Goethe Augusten am 6. März Nachts bei seinem Freunde André in Offenbach, wohin er vielleicht Sonntag den 5. wegen der musikalischen Komposition der Lieder in „Erwin und Elmire" gegangen war. Von neuem scheint eine Spannung zwischen dem liebenden Paare eingetreten zu sein, weshalb er in der genannten Nacht wieder seine Zuflucht zu der Freundin nahm, die er jetzt zum erstenmal mit ihrem Vornamen anredete. „Warum soll ich Ihnen nicht schreiben," beginnt er, „warum wieder die Feder liegen lassen, nach der ich bisher so oft reichte! Wie immer, immer hab' ich an Sie gedacht. Und jetzo! Auf dem Land bei sehr lieben Menschen — in Erwartung — liebe Auguste — Gott weiß, ich bin ein armer Junge." Er erwartete in dem eben zur Stadt sich bildenden Offenbach die Ankunft Lili's, die bei Onkel d'Orville, einem lebhaften jüngern, schon längst verheirateten Manne von liebenswürdigen Eigenheiten weilte, wo anstoßende Gärten und bis an den Main reichende Terrassen den schönsten und freiesten Blick in die Gegend gewährten. Ihm gegenüber wohnte der Fabrikherr Nikolaus Bernhard,[2] ein älterer Mann, der eine

[1] Nach dem Briefe an Frau von la Roche wird er am 24. oder 25. Februar angekommen sein; er wollte bis zum 2. März verweilen. Damals erhielt wohl Goethe Nicolai's Schrift auf den „Werther" und dichtete die Arie in „Erwin": „Ein Schauspiel für Götter". Vgl. meine Studien zu Goethe's Werken S. 195. Merck's Briefe II, 123.

[2] Von diesem heißt noch der Montag in der dritten Meßwoche der Nickelchestag, weil dieser wohlwollende Mann seinen Arbeitern diesen Tag zum Besuche der Messe freigab, worin ihm die übrigen Fabriken in Offenbach folgten, woher auch die Benennung dieses Tages als Offenbacher Meßtag stammt.

Schwester der Frau Schönemann geheiratet hatte, und ein schönes Haus mit weitläufigen Fabrikgebäuden besaß; Goethe nennt ihn mit seinem Familientitel Onkel Bernard.

„Was soll ich Ihnen sagen," fährt Goethe fort, nachdem er des Beschlusses der Fastnacht gedacht hat, „da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen! Liebe! Liebe! bleiben Sie mir hold! — Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! — Gute Nacht! Ich dachte, mir sollt's unter'm Schreiben besser werden. — Umsonst! mein Kopf ist überspannt. Ade!" Am folgenden Morgen treibt es ihn früh aus dem Bette, um seiner Schwester Kornelia sein gepreßtes Herz zu öffnen, worauf er noch an die Freundin ein Wort richtet, der er für ihre Silhouette dankt. „Wie ist mein und meines Bruders Lavater physiognomischer Glaube wieder bestätigt! Diese rein sinnende Stirn, diese süße Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe, dieses gewisse Kinn, der Adel des Ganzen! Danke, meine Liebe, danke." Am Abend schreibt er: „Heut' war der Tag wunderbar, habe gezeichnet — eine Szene (im „Faust?") geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe, ich ging' zu Grunde." Er will ihr nächstens ein Drama in der Handschrift schicken, das er nicht drucken lassen will. „Denn ich will, wenn Gott will, künftig meine und Kinder in ein Eckelchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publiko auf die Nase zu hängen." So läßt A. von Binzer drucken; die zu dem Worte meine beabsichtigte durch Nr. 3 angedeutete Note, so wie auch Note 5 sind ausgefallen. Wahrscheinlich wollte Binzer bemerken, daß Goethe bei dem Worte meine, durch irgend eine Störung veranlaßt, abgebrochen habe; denn das folgende scheint am folgenden Morgen geschrieben. Nachdem er sich nämlich über das „Ausgraben und Seziren" seines armen „Werther," so wie über die abgeschmackten „Freuden Werther's" von Nicolai bitter beklagt hat, fährt er fort: „Nun denn, Sie nehmen mir auch das nicht übel. — Nimmt mir's doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer

nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind; denn ob ich gleich finde, daß es viel raisonnabler sei, Hühnerblut zu vergießen (wie es bei Nicolai geschah), als sein eigenes — die Kinder tollen über mir; es ist mir besser, ich geh' hinauf, als zu tief in Text zu gerathen." Nachdem er in sein Zimmer zurückgekehrt ist, fährt er sogleich fort: „Ich hab' das älteste Mädchen lassen anderthalb Seiten im „Paradiesgärtlein" herabbuchstabiren; mir ist ganz wohl, und so gesegnete Mahlzeit! Ade! — Warum sag' ich dir nicht alles! — Beste! — Geduld, Geduld hab' mit mir!" Noch an demselben Nachmittag oder Abend oder am folgenden Tage scheint Lili nach Offenbach gekommen zu sein, wo er sich wieder an ihrem Wesen ganz erfreuen konnte, da er sie nicht in dem ihn belästigenden und beängstigenden Schwarm zudringlicher Liebhaber und Verehrer sah, die sie an sich heranzog, sondern in vertraulichem Zusammensein mit ihr ihre ganze Liebenswürdigkeit und himmlische Güte rein genießen konnte.

Am 10. März finden wir den Dichter wieder in Frankfurt, wo er, auf seiner Bergere liegend, auf dem Knie an Auguste schreibt: „Liebe, der Brief soll heute fort, und nur sag' ich Ihnen noch, daß mein Kopf ziemlich heiter, mein Herz leidlich frei ist. — Was sag' ich! — O Beste, wie wollen wir Ausdrücke finden für das, was wir fühlen! Beste, wie können wir einander was von unserm Zustande melden, da der von Stund' zu Stund' wechselt! Ich hoffe auf einen Brief von Ihnen, und die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden." Hierauf folgt eine Reihe von Gedankenstrichen, welche die Unmöglichkeit, seinen Zustand auszusprechen, andeuten sollen. Er zeichnet darauf seine ganze Stube, wie sie vor ihm steht, um die Zeichnung der Freundin zu übersenden. Der Brief schließt mit den Worten: „Halten Sie einen armen Jungen am Herzen! Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig! — Amen." Je seltener solche Beziehungen auf den Himmel bei Goethe sind, um so bedeutsamer erscheinen sie. Wir erinnern nur an die Stelle

aus einem Briefe an Salzmann, oben S. 31. Fragen wir aber nach dem Grunde jener gewaltsamen Aufregung, so dürfte dieser nur in den Hindernissen zu suchen sein, die sich, wie Goethe wohl sah, seiner Vermählung mit Lili entgegensetzten. Seinem Vater sagte die Verbindung mit einer andern Religionsgebräuche übenden,[1] an ein glänzendes Gesellschaftsleben gewohnten Familie wenig zu, und er fühlte sich sehr mißstimmt, daß der Sohn statt der früher in Aussicht stehenden, zu den Verhältnissen seines, wenn auch stattlichen, doch auf äußern Glanz und ein bewegtes, vornehmes Leben wenig berechnenden Hauses ganz passenden Schwiegertochter eine Staatsdame ihm zuführen sollte, deren Anforderungen hoch hinaus gingen. Dazu kam, daß das Schönemannische Haus, bei all seinem Glanze, keineswegs als ein feststehendes, gesichertes galt, sondern besonders auch seines Aufwandes wegen gerechten Bedenken Raum gab. Frau Schönemann dagegen wünschte die Verbindung ihrer Tochter mit einem durch Glanz und Reichthum ausgezeichneten Hause, wodurch ihr Bankgeschäft gehoben würde, wofür sie in dem Dichterruhme des aus einer wohlhabenden, aber schlicht bürgerlichen Familie stammenden jungen Goethe keinen Ersatz fand. Auch die Brüder Lili's scheinen die Verbindung nicht gern gesehen zu haben.[2] So mußte denn das von beiden Familien wenig begünstigte Verhältniß für die Geliebten sehr peinlich sein, die nur mit der Hoffnung einer spätern Ausgleichung sich trösten konnten.

[1] „Die sogenannten Reformirten," bemerkt Goethe B. 22, 329, „bildeten, wie auch an anderen Orten die Refugié's, eine ausgezeichnete Klasse." Daselbst erwähnt er ihrer Kirche in Bockenheim. Erst im Dezember 1787 erhielt die sogenannte französisch reformirte Gemeinde die Erlaubniß, ihren Gottesdienst in Frankfurt zu halten. Vgl. Maria Belli I, 85 **

[2] Goethe spricht gleich am Anfang (B. 22, 297) von Lustpartien, die zur Unlust ausgelaufen, wo oft ein retardirender Bruder, mit welchem er nachfahren sollte, durch übermäßige Verzögerung, indem er erst seine Geschäfte mit der größten Gelassenheit oder vielleicht gar Schadenfreude vollendet, die wohldurchdachte Verabredung verdorben habe. An solche Lustpartien möchten wir wenigstens im Anfang gar nicht denken, da die Geliebten ja in Offenbach sich am leichtesten zusammenfanden.

Den aufgespannten Zustand sprechen die wenigen am 19. März, einem Sonntag, Nachts um eilf Uhr, geschriebenen Worte aus: „Mir ist's wieder eine Zeit her vor Wohl und Weh', daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär' ich im Himmel." Vier Tage später erhält er am Nachmittag die Antwort Augustens, worin sie ihm von ihren Zufällen und heftigen Fieberanfällen berichtet; doch mußte er sofort zu einem verdrießlichen Geschäfte, wo er, unter allerlei Leuten sich bewegend, an die entfernte Freundin dachte, und ihr ein Zettelchen mit Bleistift schrieb. Abends um halb sieben setzt er sich nieder, um sich brieflich mit der Geliebten zu unterhalten. „Danke, danke für die Schilderung dein und deines Lebens," schreibt er. „Wie wahr, wie voraus von mir gefühlt! — O könnt' ich auch! — — Behalt' mich lieb!" Hier scheint eine Unterbrechung stattgefunden zu haben. Als er zum Briefe noch an demselben Abend zurückkehrt, bittet er sie um die Silhouetten aller ihrer Lieben, besonders von Ehlers, bei dem sie ihn entschuldigen möge, daß er ihm nicht schreibe. „Ich habe wahrlich nimmer nicht(s) zu sagen; nur ihr Mädchen kriegt mich doch wieder dran." „Jetzt gute Nacht," schließt er, „und weg mit dem Fieber! — Doch wenn du leidest, schreib' mir! — ich will alles theilen. O dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann und rette mich von mir selbst!" Die Ahnung, daß er Lili verlieren und ihren Verlust nicht werde überstehn können, durchzittert ihn.

Auf seinen am 7. März geschriebenen Brief an die Schwester wird er um diese Zeit wohl schon Antwort erhalten haben, in welcher sie ihm das Unpassende des Verhältnisses darstellte. A. von Binzer hat in einer Anmerkung die Behauptung Kornelia's, daß ein an so glänzende Weltverhältnisse gewöhntes Mädchen sich unmöglich in das Goethe'sche Haus schicken könne, als eine unbegründete darzustellen gesucht. Die Haushaltung im väterlichen Hause sei doch gewiß nicht ärmlich gewesen; der Vater, obgleich

selbst praktischer Jurist (?), habe doch Enthusiasmus und Schönheitssinn genug gehabt, um seinen Sohn, mit Hintansetzung seiner Brotstudien — die Geschäfte besorgte großentheils der Vater, der eine Rathsstelle für den Sohn im Auge hatte —, fortwährend zur Dichtung zu ermuthigen; die Mutter sei als Frau Rath aus Bettinens Briefen als eine treffliche Frau bekannt; auch habe Kornelia wohl nicht gewußt, was ein liebendes junges Mädchen ihrem Geliebten opfern könne. Aber Kornelia war sich nur zu wohl bewußt, was sie unter der Lehrhaftigkeit ihres Vaters gelitten, der in der Schwiegertochter, wie es Goethe treffend andeutet (B. 22, 266), einen neuen Lehrling zu finden hoffte; sie kannte den strengen Ernst und die starre Regelmäßigkeit ihres Vaters, der, wenn er auch an seinem Tische mehr Gesellschaft als früher zu sehn sich gewohnt hatte, doch in ein vornehmes Gesellschaftsleben sich unmöglich schicken mochte, wie auch die Mutter Goethe's sich nie in den vornehmen Ton fügen konnte. Eine freundschaftliche Verbindung zwischen beiden Familien schien rein unmöglich, wie denn eine solche auch nach der Verlobung nicht stattfand. Dazu kam die den Bruder so sehr quälende Gefallsucht Lili's, welche Kornelia freilich gar zu strenge beurtheilt haben dürfte.

Der Brief an Auguste ward erst am 25. März abgesandt. Vier Tage vorher schrieb unser Dichter an Jacobi, sein Herz und Sinn sei jetzt wo anders hingewandt, als nach seinen Dichtungen. „Sagen kann ich dir nichts — denn was läßt sich sagen! Will auch nicht an morgen und übermorgen denken; drum Ade! — Bleib' bei mir, lieber Fritz! — Mir ist, als wenn ich auf Schrittschuhen zum erstenmale allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen, und das, wohin all meine Seele strebt." Die Hindernisse, welche sich von allen Seiten der Verbindung mit Lili entgegenstellten, machten ihn höchst unglücklich, wozu noch die Qual kommen mochte, daß Lili es nicht lassen konnte, bei allen zu glänzen und allen freundlich zu thun. Die Freunde des Dichters, Merck, Crespel, Horn, Riese, und die Goethe näher befreundeten Familien scheinen eine solche

Verbindung, durch die er ihnen entfremdet werden könnte, auch nicht begünstigt zu haben. Dazu kam die Qual, welche er seines „Werther" wegen auszustehn hatte, und die üble Stellung, in welche ihn sein Freund H. L. Wagner durch die Schrift „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" gesetzt hatte, die man ihm zuschrieb, woher er am 9. April jenen öffentlich als den Verfasser dieser ohne sein Wissen und Willen erschienenen Farze erklärte. [1] Auch eine Geldverlegenheit in Folge von wiederholten, größeren Ausgaben scheint ihn gedrückt zu haben. [2]

Aus der Zeit vom 25. März bis zum 14. April fehlen uns alle brieflichen Mittheilungen Goethe's, was wir um so mehr bedauern müssen, aber auch um so leichter erklärlich finden, als gerade in diesen Zeitraum Goethe's Verlobung mit Lili fällt, die freilich nach des Dichters eigener, die Zeitverhältnisse arg verschiebender Darstellung nach dem 23. Juni erfolgt sein würde. Noch vor diese, Ende März, fällt Klopstock's Besuch auf seiner Rückreise von Karlsruhe, auf welcher er am 3. April nach Göttingen kam. [3] „Klopstock fand mich in sonderbarer Bewegung," schreibt Goethe am 14. April an Knebel. „Ich habe von dem Theuren nur geschlürft." In einem Briefe Boie's vom 10. April an Merck heißt es: „Klopstocken haben Sie also bei seiner zweiten Durchreise nicht gesehen? Er kam mir hier sehr unvermuthet, und blieb nur eine Nacht hier." Auch diesmal sah Klopstock keinen der Göttinger

[1] Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 196 f. 211 ff.

[2] Hierauf scheint der Anfang des Briefes an Jacobi vom 21. März zu deuten: „Danke dir für alles, Erwin, Geld ꝛc.", obgleich man auch an das Honorar für die Beiträge zur „Iris" denken könnte. Man vergleiche den Brief vom 2. Oktober 1782. Zehn Karolin lieh ihm Merck, bei dem er schon im August angefragt hatte (Wagner I, 69), vor der Ankunft des Herzogs Karl August im Oktober (Wagner II, 54). Man wird hierdurch an den außergewöhnlichen Aufwand erinnert, den Ferdinand in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" der Geliebten wegen macht (B. 19, 288 f. 292 f.).

[3] Vgl. Briefe von J. H. Voß I, 264. Schubart's „deutsche Chronik" vom 11. Mai 1775.

Gelehrten, nicht einmal Heyne. Boie begleitete ihn nach Eimbeck, zum Superintendenen Kaiser, wo Klopstock sich einen in jenen harmlosen Zeiten sehr beliebten Spaß erlaubte, indem er seinen Göttinger Freund, den Kaiser noch nie gesehen hatte, für den Dichter des „Werther" ausgab. „Selbst durch Eimbeck, wo man gar nicht liest," schreibt Boie, „lief die Nachricht, daß Goethe da sei, wie ein Lauffeuer. Die Entwicklung macht' uns hernach allen viel Spaß."

Die Verlobung erfolgte wohl in den Ostertagen (Ostern fiel 1775 den 16. April) oder kurz nachher auf ungeahnt rasche Weise. Fräulein Delf, welche mit einer ältern Schwester in Heidelberg ein Geschäft hatte, war, wie gewöhnlich, zur Ostermesse, die im Jahre 1775 mit dem 2. April begann, zu Einkäufen nach Frankfurt gekommen. Goethe, der sie im Schönemannischen Hause kennen lernte, führte sie bei seinem Vater ein, dem sie wohl gefiel. Diese nun war es, welche die Vermittlung zwischen beiden Familien übernahm. „Sie kannte sehr wohl unsere Wünsche, unsere Hoffnungen," erzählt Goethe; „ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag; kurz, sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug, sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!" — rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme." Um diese Zeit wird ihm Lili jenes goldene Herzchen umgehängt haben, welches den Dichter später zu einem schönen Liede veranlaßte. Von einer Wechslung der Ringe findet sich keine Spur, doch fehlte es auch von Seiten des Dichters wohl nicht an mancher kleinen Liebesgabe.

Mit diesem Augenblicke trat in Goethe's Seele eine gewisse Sinnesänderung hervor. War die Geliebte ihm bis dahin schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie ihm nun als würdig und bedeutend; den Werth ihres Charakters, ihre Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem erkannte er jetzt ganz,

und er freute sich dieser Vorzüge als eines Kapitals, von dem er zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hatte. Wie tief er das Glück seines Bräutigamstandes empfunden, den er noch in den „Wanderjahren“ (B. 18, 239) als den anmuthigsten bezeichnet, der uns in dem gesitteten Kreise des Lebens vergönnt sei, ergibt sich aus seiner Schilderung desselben in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ (B. 17, 111 f.). „Die Liebe zwischen beiden Personen,“ heißt es dort unter anderm, „nimmt dadurch nicht ab, aber sie wird vernünftiger; unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich weg.“

Am 14. April schreibt Goethe an Knebel. „Lieben Sie mich noch und denken Sie an mich? Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere, und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte. — Ich habe allerlei gethan und doch wenig. Hab' ein Schauspiel („Claudine von Villa Bella“) [1] bald fertig (am 4. Juni sandte er es von Emmendingen aus an Knebel), treibe die bürgerlichen Geschäfte [2] so heimlich leise, als trieb' ich Schleichhandel, bin sonst

[1] Die Vermuthung von Schaefer (Goethe's Leben I. 197), Goethe habe dieses „Schauspiel mit Gesang“, welches mit der Feier von Claudinens Geburtstag beginnt, dazu bestimmt, Lili an ihrem Geburtstage zu erfreuen, scheint uns wenig für sich zu haben. Eben so wenig glauben wir, daß in dem Liedchen Crugantino's: „Liebliches Kind, kannst du mir sagen u. s. w.“ (B. 34, 277), eine Andeutung von Goethe's Mißstimmung liege, da es vielmehr eine versteckte Liebeserklärung Crugantino's enthält. Den Kern des Stückes bildet die glühende, von Claudine verheimlichte Liebesneigung, die endlich durch die Furcht um des Geliebten Leben zum Durchbruch kommt, und jetzt, wo es den Geliebten gilt, keine Angst und Scheu kennt. Claudine ist ein Bild glühendster Liebe, die sich durch kein Hinderniß, keine Rücksicht von dem in Gefahr schwebenden Geliebten zurückhalten läßt.

[2] Die juristische Praxis. Sieben Jahre später schreibt er an Knebel (I, 39): „Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden, eben so getrennt lass' ich jetzt den Geheimderath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimderath sehr gut bestehn kann.“

immer der, den Sie kennen.“ Den folgenden Tag, den 15. April, fällt der fünfte Brief Goethe's an Auguste, deren Brüder ihm ihre baldige Ankunft gemeldet hatten. „Hier, Beste, ein Liedchen von mir,“ schreibt er der Freundin „darauf ich hab' eine Melodie von Gretry umdichten lassen.[1] Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder zu mir! — Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen, oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir so wohl thun, sie zu haben. — Ich halte mich oft in Gedanken an Sie. Wenn ich wieder munter werde, sollen Sie auch Ihr Theil davon haben. Lassen Sie nur meine Briefe sich nicht fatal werden, wie ich mir selbst bin, da ich schreibe. Ich meine, alle Falten des Gesichts drückten sich drin ab.“ Und eilf Tage später — so lange blieb der Brief liegen — fügt er hinzu: „Wie erwart' ich unsere Brüder! welch ein lieber Brief von euch dreien! Hier die (versprochenen) Schattenrisse! Sie sind nicht alle gleich gut, doch alle mit fühlender Hand geschnitten. Diesmal kein Wort weiter! Behalten Sie mich am Herzen!“ Seiner Verlobung erwähnt er mit keiner Sylbe, doch erkennt man leicht die eingetretene Beruhigung der aufgeregten Leidenschaft.

Am 19. April vollendete Goethe die Durchsicht des ersten Bandes von Lavater's „physiognomischen Fragmenten“, zu welchem er als Schluß das „Lied eines physiognomischen Zeichners“ dichtete, jetzt „Künstlers Abendlied“ überschrieben.[2] An den Buchhändler

[1] Vielleicht das Gedicht „Rettung“ (B. 1, 17), das im Maiheft der „Iris“ erschien. Das Lied „an Belinden“ kann wohl deshalb nicht gemeint sein, weil dies im Hefte der „Iris“ stand, auf welches er sie hinweist.

[2] Das Datum des Briefes an Reich Nro. 10 (Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde“ S. 224. Briefe von Goethe an Lavater S. 173) vom 28. Mai 1775 ist ohne Zweifel falsch gelesen, wie nicht selten die Herausgeber von Briefen den Mai und März in den Datirungen verwechselt haben. Schon die Vergleichung der Briefe an Reich unter sich und mit dem ersten Bande der „physiognomischen Fragmente“, von welchem Goethe bereits am 11. Mai die Exemplare erwartete, beweist unwidersprechlich, daß der betreffende Brief am 28. März geschrieben sein muß.

Reich, dem er an jenem Tage den Schluß der Lavater'schen Handschrift sandte, schreibt er, ein Umstand nöthige ihn zu verreisen. Wohin er damals, wie es scheint, auf mehrere Tage (am 26. April war er wieder zurück) gegangen sei, ist nicht zu errathen.

Die durch Fräulein Delf eroberte Zustimmung der Eltern ward stillschweigend, ohne weitere Förmlichkeit, anerkannt, aber ein Familienzusammenhang wollte sich demungeachtet nicht bilden, vielmehr ward von beiden Seiten immer lebhafter empfunden, wie wenig ihre Häuser zusammenpaßten, woher bald neue Mißstimmung und Trennungsversuche eintraten. Oheim d'Orville, welcher der Verbindung nicht entgegen war, und bei mehrtägigem Aufenthalt der Geliebten zu Offenbach sich ihnen sehr gewogen gezeigt hatte, lud auf einen der letzten Tage des April oder auf Anfang Mai Lili zu sich ein, wo er, wie es scheint, die Verlobung festlich zu feiern gedachte, etwa auf den 30. April, einen Sonntag, oder den 1. Mai. Aber am Vorabend ließ Lili durch ihren ältesten Bruder Georg, der, da er sich nicht verstellen konnte, ungebärdig bei ihm eintrat, ihrem Verlobten sagen, daß es ihr völlig unmöglich sei, am Mittage, wie sie gehofft hatte, zu erscheinen; erst gegen Abend denke sie ihre Ankunft erwirken zu können; sie bitte ihn aber so herzlich dringend, als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die er nach Offenbach melden möge, bei den Freunden gemildert, ja versöhnt werde. Wie der Dichter diese theilweise Vereitelung des Festes durch das am Morgen hinausgesandte Gelegenheitsgedicht: „Sie kommt nicht!" zu allgemeiner Erheiterung zu benutzen wußte, findet man auf anziehende Weise in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 307 f.) erzählt. [1]

[1] Goethe verlegt das Fest auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni, und erwähnt keiner Verlobungsfeier. Aber am genannten Tage war er schon in der Schweiz, so daß diese Angabe auf einem Irrthum beruhen muß, der sich um so leichter erklärt, als ihm von jenem Gelegenheitsgedichte weder Abschrift noch Konzept geblieben war, so daß er auch den Titel aus dem Gedächtniß herstellen mußte. Ein anderes Fest als eine heitere Verlobungsfeier (Lili's Namenstag fällt in den November) dürfte kaum zu vermuthen stehn.

Lili erschien erst gegen Abend, wo sie zu ihrer Ueberraschung von ganz heiteren, ja lustigen Gesichtern bewillkommt wurde. Daß ihr Ausbleiben am Mittag durch vielfaches Reden über ihr Verhältniß veranlaßt worden, war leicht zu erkennen; vermuthlich zeigten sich besonders die ältern Brüder der Verbindung abgeneigt. Indessen möchte die erste Hälfte des Mai die Verlobten noch mehrfach in Offenbach zusammengeführt haben.[1]

Vor der Mitte Mai scheinen die beiden Stolberge mit ihrem Freunde, Heinrich Christian Kurt von Haugwitz, unseligen Andenkens,[2] der von Paris kam, in Frankfurt eingetroffen zu sein. Am 29. April befanden sich die gräflichen Brüder noch in Wandsbeck; in den ersten Maitagen dürften sie von Hamburg abgereist sein.[3] Goethe empfing die durch Briefe ihm lieb und werth gewordenen Freunde mit leidenschaftlichem Jubel. Die ausgelassene Lust der Grafen, die bei Goethe meist zu Tisch waren, wurde von Goethe's Mutter, die damals den Namen Frau Aja erhielt, auf die glücklichste Weise getheilt, und in den Schranken heitern Tollens gehalten. Welch ein übermüthiger Ton bei ihnen herrschte, zeigt Goethe's Brief an die beiden Grafen aus dem Oktober: „Dank' euch Ungeheuern für eure Briefe, und so das Meerweib (Spitzname für Haugwitz) nicht schreibt, so haut's, wenn es aus dem Bade steigt, mit Nesseln. Ich hab' euch drei dramatisirt: Graf Christian Truchseß, Graf Friedrich Leopold und Junker Kurt, wo ihr auf dem großen Krönungssaal zu Frankfurt in naturalibus hingestellt seid." Mit den Grafen ging Goethe auch nach Offenbach, wo er sie bei seinen Freunden einführte und sie mit einem lieben Mädchen seiner Bekanntschaft zusammenführte, welches er

[1] Herder schreibt im Mai an Hamann (Hamann's Werke V, 141): „Goethe geht mit Heiratsgedanken."

[2] Vgl. Vehse „Geschichte des Preußischen Hofs und Adels und der Preußischen Diplomatie" V, 263 ff.

[3] Vgl. Briefe von J. H. Voß I, 192. 266. Boie's Briefe an Merck vom 10. April 1775 (I, 65).

selbst ein seltsames Geschöpf nennt.[1] Auch bei Lili stellte er sie ohne Zweifel vor, doch suchten die Familie Schönemann und ihre Freunde diese während der Anwesenheit der Stolberge, mit denen Goethe auch weitere Ausflüge machte, dem Dichter auf jede Weise zu entfremden, wie auch von Goethe's Familie und Freunden ähnliche Mittel in Anwendung gebracht wurden. Goethe ging mit den Stolbergen und Klinger bis Mainz und vielleicht weiter rheinabwärts; denn am 7. August 1791 schreibt Friedrich Stolberg (B. 6, 35 f.): „An einem schönen Abend ließen wir uns (von Mainz) an die Ingelheimer Au rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor sechzehn Jahren in meines Bruders, Goethe's, Haugwitzens und Klinger's Gesellschaft dort zubrachte." Goethe scheint Klinger erst in diesem oder im vorigen Jahre, wo er den von Schröder ausgesetzten Preis durch seine „Zwillinge" gewann, kennen gelernt zu haben.[2] Nach einem Briefe von Jacobi fand dieser ihn im Januar oder Februar 1775 bei Goethe.[3] Um diese Zeit kam auch Bahrdt auf seiner Reise in die Schweiz nach Frankfurt; ob er bei dieser Gelegenheit unsern Dichter gesehen, und vielleicht der B. 22, 180 erwähnte Besuch (der dort genannte „Prolog" erschien 1774) erst damals stattgefunden, läßt sich nicht entscheiden.[4]

[1] Vgl. Goethe's achten Brief an Auguste und meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 98 ff. und VII der Vorrede.

[2] Klinger, getauft den 18. Februar 1752, war der Sohn eines Konstablers; er verlor seinen Vater, als er noch nicht ganz acht Jahre alt war. Der Lehrer Johann Kaspar Zinck war es, der seine unentgeldliche Aufnahme auf das Gymnasium bewirkte. Vgl. Maria Belli IV, 16. 171.

[3] Jacobi schreibt am 29. Juni 1803 an Klinger: „Es sind nun bald dreißig Jahre, daß wir bei Goethe zum erstenmal uns sahen."

[4] Das Frankfurter Journal bringt Montag den 22. Mai folgende Anzeige: „In abgewichener Woche ist der berühmte Dr. Bahrdt hier durchgereist. Er geht mit einigen Unterlehrern nach Marschlins in Graubündten, allwo das dasige Philanthropinum diesen seinen Direktor mit sehnsuchtsvollem Verlangen erwartet." Vgl. oben S. 246. Eine Selbstvertheidigung Bahrdt's gegen Verunglimpfungen bringt dasselbe Blatt unter dem 11. August.

Um diese Zeit, oder etwas früher, etwa zur Meßzeit, und wohl nicht erst im Herbste, scheint der Maler Kraus von seiner Thüringer Reise nach Frankfurt zurückgekehrt zu sein, wo er sich nur kurze Zeit aufgehalten haben möchte. Er war auf jener Reise auch längere Zeit in Weimar gewesen, von dessen geselligem, litterarischem und Künstlerleben er dem jungen Dichter ein gar freundliches Bild entwarf. Beim Durchblättern und Durchschauen seiner reichlichen Portefeuille's fanden sich manche landschaftliche und persönliche Darstellungen, welche die dortigen Verhältnisse näher vor Augen stellten.[1] Auch mochte Kraus ihm vom Wunsche vieler bedeutenden Frauen und Männer Weimar's berichten, den Dichter des „Werther" bald in Weimar zu sehn; vielleicht hatte die Herzogin Mutter selbst einen solchen Wunsch geäußert. Bald darauf scheint er nach Dresden gegangen zu sein, wo er sich mit Professor Zingg zu einer Reise in's Erzgebirge verband. Im Herbst desselben Jahres, gleich nach dem Regierungsantritte des Herzogs Karl August von Weimar, ward er herzoglicher Rath.

Ein anderer von Goethe's Jugendbekannten, Philipp Christoph Kayser, der Sohn eines Organisten, geboren zu Frankfurt am 10. März 1755, hatte sich bereits früher, wohl im Anfange des Jahres, wahrscheinlich auf unseres Dichters Empfehlung an Lavater, als Musiklehrer nach Zürich begeben.[2] Schon frühe hatte dieser ein eigenthümliches musikalisches Talent entwickelt und sich besonders als Klavierspieler ausgezeichnet, wie auch durch sinnige Auffassung musikalischer Schöpfungen. „Kayser in Zürich," schreibt Goethe zehn Jahre später an Knebel,[3] „hat mich von Jugend auf interessirt; sein stilles, zurückhaltendes Wesen hat mich gehindert, ihn früher in die Welt zu bringen, das, wie ich nunmehr sehe, sehr glücklich

[1] Vgl. B. 22, 394. 397 f.

[2] Sulzer, Gerber im „Tonkünstler-Lexikon" u. a. nennen ihn P. L. Kayser, und versetzen ihn nach Winterthur. Bei Goethe heißt er Christoph Kayser. Unsere Angaben sind authentisch. Sein Portrait steht in Lavater's „physiognomischen Fragmenten" III. 202. Tafel LX. Vgl. II. 100. Silhouette 4.

[3] I, 72. B. 24, 149 nennt er ihn einen wackern frühern Freund, der zu gleicher Zeit mit Klinger'n und „uns anderen" herangekommen war.

war." Vielleicht war Goethe durch Klinger, einen Freund Kayser's, mit diesem bekannt geworden.[1] Mit besonderer Vorliebe und inniger Theilnahme nahm er sich auch später des Jugendfreundes an, den er auf jede Weise zu fördern gedachte. Kayser trat bereits im Laufe des Jahres 1775 mit einer Sammlung von „Liedern mit Melodien" hervor. Im August 1776 schreibt Goethe an Lavater:[2] „Ade! grüß' Kayser'n, dank ihm für die Musik!" Auch im September läßt er ihn durch Lavater grüßen (S. 21). Das Septemberheft von Wieland's „Merkur" brachte in demselben Jahre ohne Kayser's Namen dessen „Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Gluck's Bildnisse" (mit dem Motto: „Alle Kunst der Natur aufgeopfert"), eine offenbare Nachahmung von Goethe's „dritter Wallfahrt nach Erwin's Grabe" (B. 31, 22 ff.) Daß die in demselben Hefte mit Kayser unterzeichneten drei Gedichte unserm Kayser angehören, ist nicht zu bezweifeln, und dasselbe ist von dem K. unterzeichneten Gedichte „an Elisen" im Januarhefte dieses Jahres zu vermuthen. Auch gab er 1776 die „flüchtigen Aufsätze" von Lenz heraus. Im April 1777 schreibt Goethe an den Buchhändler Reich in Leipzig, dem er drei Monate vorher bemerkt hatte, er möge wegen Lenz verfahren, als ob er (Goethe) gar nicht existire, er habe an der ganzen Sache der Herausgabe seiner neuen Stücke keinen Antheil, nehme auch keinen daran: „Dann hab' ich schon seit geraumer Zeit ein paar Dutzend Lieder mit Melodien von Kayser'n in Zürich da liegen, ich weiß, daß es nicht die angenehmste Waare ist; drum hab' ich bisher nichts davon gesagt. Er erinnert mich aber wieder dran, und so wollt' ich fragen, ob Sie sie brauchen oder mir sonst einen Verleger finden könnten. Sie sind, wo ich sie gezeigt habe, mit viel Vergnügen gespielt und gesungen worden. Wenn Klinger in Leipzig ist (vergl. oben S. 86), und Sie hätten die Güte, ihm ein Wort davon zu sagen, könnte sich der auch wohl nach jemanden

[1] Daß Kayser, seiner musikalischen Kenntnisse wegen im Schönemannischen Hause bekannt, Goethe dort eingeführt, ward oben vermuthet. Man könnte daher Goethe's besondere Theilnahme für ihn herleiten.

[2] Goethe's Briefe an Lavater S. 159. Das Datum fehlt dort.

umthun, der sie übernähme." [1] Die Sammlung erschien unter dem Titel: „Gesänge mit Begleitung des Claviers," Leipzig und Winterthur 1777. Jahn's Vermuthung, daß die vier dem Hefte vorgesetzten Verse von Goethe seien, können wir nicht billigen, da wir Kayser selbst als Dichter kennen. Unter den neunzehn Liedern der angeführten Sammlung finden sich Goethe's Lied „an Belinden" und vier Stücke aus „Erwin und Elmire", vier Lieder von Klinger, drei von Miller, zwei von Wagner, vier ohne Namen des Dichters und eines von Kayser selbst. Vier Lieder Kayser's erwähnten wir oben. Die frühere Sammlung Kayser's enthält fünfundzwanzig Lieder, sämmtlich namenlos, doch keines von Goethe. Am 14. August desselben Jahres schreibt Goethe an Lavater: „Sag' Kayser, daß ich ihm das Verlangte schicken werde", und auf der Schweizerreise läßt er von Lausanne aus auch Kayser durch Lavater herzlich grüßen. Bei seiner Anwesenheit in Zürich wird er mit diesem vergnügte Stunden verlebt haben, dem er am 29. Dezember von Frankfurt aus sein Singspiel „Jery und Bätely" in erster und am 30. Januar 1780 in zweiter Abschrift zur Komposition übersandte, zugleich mit seinen Andeutungen über die musikalische Komposition solcher Singspiele. [2] Er bittet im März und Juli Lavater (S. 76. 91), ihm Kayser's Komposition (von „Jery und Bätely"?) zu übersenden, und erklärt sich bereit (S. 97), auf zwölf Exemplare zu subskribiren. Im folgenden Winter kam Kayser nach Weimar, wo er sich bald durch sein musikalisches Talent sehr beliebt machte. [3] Goethe schreibt am 19. Februar: „Kayser läßt sich gut an; ich hoffe, sein Leben hier soll ihn geschmeidiger machen. Er hat Gelegenheit, in seiner Kunst manches zu sehn und zu hören." Aehnlich äußert er sich am 18. März mit dem Zusatze: „Ich habe Absichten mit ihm; davon mehr, wenn sie reifer sind." Goethe's Plan war, ihn bei seinem begeisterungsvoll verehrten Meister Gluck einzuführen, wozu er alle Vorbereitungen traf; der Herzog selbst schrieb an Gluck, und da die Antwort günstig lautete, ging er Ende Mai

[1] Vgl. Jahn „Briefe an Leipziger Freunde" S. 229.
[2] Goethe's Briefe sind erhalten. Vgl. Riemer II, 111.
[3] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein II, 23 Note 2. 73.

über München nach Wien.[1] Am 10. September wurde er von Weimar aus mit einer reichlichen Geldanweisung zu einer Reise nach Italien versehn, von welcher er inhaltsreiche Berichte an Goethe sandte, der daraus ersah, daß er den Geist der komischen Oper wohl gefaßt habe.[2] Von dieser Reise kehrte er wohl schon im folgenden Jahre nach Zürich zurück. Vor derselben hatte er seine „Weihnachtkantate" herausgegeben; zwei Sonaten für Klavier mit Begleitung von einer Violine und zwei Hörnern ließ er im Jahre 1784 erscheinen. In demselben Jahre dichtete Goethe für ihn das Singspiel „Scherz, List und Rache",[3] welches er ihm zur Komposition übersandte, woran sich lange briefliche Unterhandlungen knüpften, deren Bekanntmachung, wie Riemer (II, 195) bemerkt, nicht allein Goethe's musikalische Einsichten in Evidenz setzen, sondern auch zur Geschichte der deutschen Oper und deren unschuldigen Anfängen nicht unwichtige Notizen geben würde. Gegen Ende des Jahres war die Komposition der beiden ersten Akte in Goethe's Händen und fand allgemeinen Beifall, besonders auch bei Herder und Wieland.[4] Am 18. November bittet Goethe seinen Freund Knebel, der München besuchen wollte: „Schreibe mir doch auch vom Münchener Theater ausführlich, besonders von der Operette. Erkundige dich nach dem Entrepreneur oder der Direktion, und ob es Leute sind, die etwas anwenden können. Ich möchte gar gerne meine letzte Operette, die Kayser recht brav komponirt, irgendwo unterbringen, um dem jungen Künstler ein Stück Geld zu verschaffen, und ihn in der deutschen Welt bekannt zu machen." Da

[1] Vgl. Riemer II, 127. Wieland schreibt am 11. Juli 1781 an Merck (I, 301), Kayser, der das Gerücht von Goethe's üblem Gesundheitszustande verbreitet hatte, er habe Gespenster im Kopf, und meine vielleicht, um wohl zu sein, müsse jeder so wohl genährt aussehn, wie er selbst.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 72.

[3] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 83.

[4] Vgl. Riemer a. a. O. Briefe an Frau von Stein III, 167. 181. 190. 238. Knebel's Nachlaß I, 149. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 70.

Knebel schrieb, es sei für das Stück in München nichts zu thun, meinte Goethe, das schade im Grunde nichts; man könne ein anderes machen. „Was sagst du aber dazu?" fragt er am 30. Dezember. „Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn (Kayser) nach München schicken; er sollte dort vor Kennern und Liebhabern nur in Konzerten einzelne Arien ohne Prätension produziren, da er selbst ein trefflicher Klavierspieler ist, sich hören lassen, ohne den Virtuosen zu machen, ohne sich bezahlen zu lassen, sollte sich empfehlen, den Geschmack des Publici studiren, mir seine Gedanken schreiben, und ich könnte ihm alsdann, wenn ich besonders durch deine Bemerkungen, was dort gefällt, was von Ernst und Scherz am meisten Effekt macht, genugsam unterrichtet wäre, ein Stück machen, das gewiß wirken sollte. Ueberdenke es und laß es mit Endzweck deines dortigen Bleibens sein! Ich kommunizire dir meinen Plan, lese dir das Stück, und du mußt in die Seele des Münchener Publikums votiren. Ein ähnliches habe ich auf Wien mit ihm vor; er kann und wird sich poussiren. Du thust mir einen wesentlichen Dienst, wenn du ihm auch Freunde vorbereitest, und dich um die Verhältnisse des Virtuosenwesens erkundigst, damit er in ein bekannt Land komme. Setze gelegentlich Punkte auf, die ihm zur Instruktion dienen können, damit alles leichter und geschwinder gehe. Welches ist die beste Jahreszeit? Wie viel brauchte er wohl, um ein Vierteljahr zu existiren? Dies ist's, was mir jetzo sehr am Herzen liegt; hilf mir es ausführen!" Indessen kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Kayser vollendete später die Operette, die aber aus Gründen, die Goethe selbst (B. 24, 152 f. 27, 7 f.) entwickelt, nie auf der Bühne erschien. Auch zu „Egmont" schrieb er ihm eine Ouverture. Als Goethe in Rom dieses Stück neu bearbeitet hatte, ließ er seinen Freund dorthin zu sich einladen; „da er denn auch nicht säumend mit dem Kourier durch Italien hindurchflog, sehr bald bei uns eintraf," berichtet Goethe (B. 24, 150) „und in den Künstlerkreis, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah." Welche Freude und Belehrung Kayser's Gegenwart unserm

Dichter bereitete, hat er in der „italiänischen Reise“ ausgesprochen.[1] „Ich erwarte ihn in einigen Tagen,“ schrieb er am 27. Oktober 1787, „mit der nun vollendeten Partitur unserer Scapinereien (der Operette „Scherz, List und Rache“). Du kannst denken, was das für ein Fest sein wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt, und „Claudine“ mit „Erwin“ in seiner Gegenwart, mit seinem Beirath, verbessert.“ „Es ist ein trefflich guter Mann,“ hören wir mehr als eine Woche nach seiner Ankunft (B. 24, 146), „und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist.“ Bei der neuen Bearbeitung der ältern Operetten ging dieser dem Dichter zur Hand, die neue Operette aber rückte, da Kayser sich in das Studium der ältern italiänischen Musik vertiefte, eben so wenig vorwärts, als die weitere Musik zum „Egmont“. Auf dem Rückwege scheint Kayser unsern Dichter wenigstens bis Chur begleitet zu haben,[2] da Goethe diesmal nicht über Zürich ging. Goethe fand bald darauf in Joh. Fried. Reichardt einen äußerst geistreichen Komponisten, und entsagte nach nochmaligem vergeblichem Versuche der Dichtung neuer Operntexte. Kayser aber scheint sich ganz theoretischen Spekulationen hingegeben zu haben. „Er soll das Klavier in einem großen Geschmack spielen,“ berichtet Gerber, „und sich ein eigenes musikalisches System entworfen haben, womit er aber zurückhält. In seinen Kompositionen soll man die Gluck'sche Manier, welche er als Muster nachzuahmen sucht, nicht verkennen.“ 1792, wohl bei Goethe's Abwesenheit von Weimar, kam Kayser nach Leipzig, wie wir aus Klinger's auf der Frankfurter Bibliothek aufbewahrtem Empfehlungsbriefe Kayser's an einen Leipziger Freund ersehen. Am 4. Mai 1814 schreibt Goethe an Zelter: „Mit Gelegenheit sende ich eine Partitur, die jenen Christoph Kayser zum Verfasser hat, von dem du einige Dinge kennst, besonders eine „Weihnachtskantate“. Er war mit mir in Italien, und lebt noch ein abstruses Leben in Zürich, und ich wünschte dein Urtheil über seine Art und

[1] Vgl. B. 24, 153. 199. 250 f. 258 f.

[2] Vgl. Bd. 24, 263. 281.

Weise recht ausführlich zu hören. Was ich senden werde, ist die Ouvertüre und der erste Akt von „Scherz, List und Rache", das er ganz komponirt hat. Ich gedenke sein jetzt, da ich meine italiänische Reise bearbeite, und möchte gern auch über seine Kunst im klaren sein, wie ich es bin über seine Studien und seinen Charakter." Zelter aber erwiederte, es sei ihm von diesem Kayser nichts bekannt, und wünschte deshalb, auch seine „Weihnachtskantate" zu sehn. Sein Urtheil wird Goethe zu dem „Berichte" im „zweiten Aufenthalt in Rom" B. 24, 151 f. (B. 27, 8), benutzt haben. Mag sich nun auch Goethe in der Beurtheilung des musikalischen Talentes von Kayser getäuscht haben, jedenfalls ist sein Verhältniß zu diesem ein ehrenvolles Zeugniß, mit welchem warmen Eifer er sich talentvoller Freunde annahm, sie zu heben und wirksamst zu fördern suchte. Kayser starb zu Zürich am 24. Dezember 1823, und erlebte nicht mehr Goethe's Erwähnung, der in „Wahrheit und Dichtung" seiner nicht gedacht hatte.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zum Jahre 1775 zurück. Lili mag den Dichter aus Anlaß seiner häufigen Entfernung, wo seine Gegner leichter Raum gewinnen konnten, etwas kalt empfangen und seine Eigenliebe gereizt haben, so daß er beschloß, ohne von ihr förmlichen Abschied zu nehmen, die Stolberge nebst Haugwitz bis Zürich zu begleiten. „Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennt' ich mich von Lili;" heißt es in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 339); „sie war mir so in's Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte." Aber das Verhältniß war damals gelockerter, als er hier zuzugeben scheint, wenn er auch, wie er etwa fünf Monate nach dem Antritte dieser Reise sagt, noch hoffte, „ihre beiderseitigen Schicksale zu vereinen". [1] Auch die in „Wahrheit und Dichtung" selbst vorangehende Bemerkung, es sei auf einen Versuch angekommen, ob er Lili entbehren könne, eine gewisse peinliche Unruhe habe ihn zu allem bestimmten Geschäfte unfähig gemacht, stimmt wenig zu der vorher angeführten Stelle.

[1] Vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 159.

Die Reise begann wahrscheinlich im letzten Drittel des Monats Mai, da Goethe, wie wir aus einem Briefe an Knebel sehen, schon am 5. Juni von Emmendingen nach Schaffhausen wollte.[1] In Darmstadt, wo die Reisenden sich der trefflichen Landgräfin vorstellen ließen, brachte Goethe die meiste Zeit bei seinem Freunde Merck zu, der, wenn wir dem Berichte in „Wahrheit und Dichtung" trauen dürfen, ihn vor dieser Gesellschaft warnte. „Er kannte mich nach seiner Art durchaus," heißt es hier (B. 22, 339 f.); die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Greuel. „Daß du mit diesen Burschen ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich!" und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig; durchaus fehlte ein Wohlwollen. — „Dein Bestreben," sagte er, „deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug." Hiermit stimmt es freilich sehr wenig, wenn Boie in Beantwortung eines Briefes von Merck am 24. Juni an diesen schreibt: „Ich freue mich sehr, daß Sie die Stolberge kennen und lieben gelernt haben." Merck mochte die Verbindung Goethe's mit den Stolbergen mißbilligen, weil jener über die Zeit jugendlicher Ueberspannung, in welcher diese sich gefielen, schon hinaus war, und er der Ueberzeugung lebte, daß ihnen wahrhaft dichterische Anlage ganz abgehe, wie er ja selbst

[1] Viehoff II, 226 f. findet sich in arger Verwirrung. Daß der Brief von Merck (bei Wagner III, 121 ff.), in welchem es heißt: „Goethe schwärmt in der Schweiz herum; in einigen Tagen kommt Zimmermann," irrig vom 3. Juni statt vom 3. Juli datirt ist, ergibt sich sowohl aus der Beziehung auf den Tod von Merck's zweitem Sohne, der am 17. Juni starb, als aus der Erwähnung Zimmermann's, der nach dem „Frankfurter Journal" am 8. Juli in Frankfurt ankam, wie auch aus dem folgenden, richtig vom 7. Juli datirten Briefe. Vgl. auch Boie's Brief an Merck vom 24. Juni. Schubart meldet am 13. Juli 1775, einem Donnerstag, seinem Bruder (bei Strauß I, 321): „Goethe ist mit den zween dichterischen Grafen Stolberg bei Lavater'n, der es mir vorige Woche selbst schrieb."

Klopstock nicht für einen wahren poetischen Kopf hielt. Ob er gerade damals in jene den Gegensatz von Goethe's ganz objektiver Poesie zu den subjektiven Ergüssen der enthusiasmirten Brüder treffend aussprechenden Worte ausgebrochen, ist ohne besondere Bedeutung. Jedenfalls hat Goethe die Aeußerungen Merck's über die Stolberge viel zu schroff dargestellt, wie er es auch in Bezug auf dessen Auffassung von Lavater gethan. Welches unangenehme Aufsehen die gräflichen Brüder durch ihr Baden in einem Weiher bei Darmstadt erregt, beschreibt Goethe gleich darauf, doch dürfte die bloße Herleitung jener Badelust aus der damaligen Sucht, sich in den Naturzustand zu versetzen, nicht allein erklärt werden, wie A. von Binzer richtig bemerkt, vielmehr mag die Sitte des Badens in freiem Wasser schon damals in ihrer Heimat viel allgemeiner, als im innern Deutschland gewesen sein.

In Mannheim sollte Goethe einen neuen Beweis von der jugendlich ausgelassenen Schwärmerei der Grafen erleben. Friedrich Stolberg hatte schon auf dem Wege dorthin mit Heftigkeit seinen Reisegefährten gegenüber darauf bestanden, der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich nichts in der Welt gleichstellen, wie auch nichts seiner Leidenschaft für sie und seinen Schmerzen, das herzliche Liebesverhältniß zu ihr aufgeben zu müssen (vgl. oben S. 186), gleichkommen könne. Als er in Mannheim mit den Freunden auf seiner Schönen Gesundheit getrunken hatte, warf er sein Glas hinter sich wider die Wand, worin ihm die übrigen folgen mußten, da aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt sei. Einer gleichen tollen Scene hatte Goethe schon in Dresden einmal beigewohnt, [1] und er hat nicht verfehlt, eine solche schwärmerische Tollheit auch seinem „Wilhelm Meister" (B. 16, 145) einzuverleiben. Auch zu Weimar sollen die Stolberge Ende des Jahres in gleicher Weise getollt haben.

In Karlsruhe wurden sie am Hofe freundlich aufgenommen; besonders erfreulich aber war für Goethe der gemüthliche Empfang, welcher ihm hier von dem Erbherzoge Karl August von Sachsen=

[1] Vgl. B. 21, 131 f.

Weimar und dessen liebenswürdiger Braut Luise von Hessen-Darmstadt zu Theil ward, die dem jungen Dichter beide wiederholt versicherten, wie sehr angenehm es ihnen sein würde, ihn in Weimar zu sehn. Schon im Dezember des vorigen Jahres war die Verlobung zu Karlsruhe gefeiert worden, worauf sich die beiden jungen Prinzen in Begleitung Knebel's und des Grafen Görtz nach Paris begeben hatten. [1] Auf ihrer Rückreise hatten sie Karlsruhe wieder berührt, wo Goethe sich ihres Wiedersehens freute. Um Johanni (24. Juni) waren sie wieder in Weimar. [2] Wenn aber Goethe auch noch Klopstock in Karlsruhe angetroffen haben will, so beruht dies auf entschiedenem Irrthum, da dieser schon am 3. April (S. 283) in Göttingen eintraf, von wo er am 4. weiter reiste. Jacobi schreibt am 26. April an Frau von la Roche: „Klopstock ist schon lange von Karlsruhe weg, aber nicht Verdrusses wegen, sondern weil einer seiner Brüder, der zehn Jahre in Madrid gewesen war, ihn unvermuthet überfiel und ihn überredete, einen Monat früher, als er sonst würde gethan haben, mit ihm nach Hamburg zu reisen." [3] Nach Knebel [4] wäre Klopstock darüber ungehalten gewesen, daß, bei der vorzüglichen Auszeichnung seiner Person von Seiten des Markgrafen und der Prinzessin Luise, die Hofetikette es doch nicht zugelassen habe, ihn anders als einen bloßen Legationsrath zu behandeln; aber dies darf eben so wenig für sicher gelten, als, wenn er weiter berichtet, Klopstock sei nur wenige Tage geblieben (war er doch schon im Oktober 1774 nach Karlsruhe gekommen), er habe sich mürrisch und übelgelaunt gezeigt, sei sogar, ohne Abschied zu nehmen, von Karlsruhe abgereist.

[1] Am 14. März schrieb Knebel von Paris aus einen Brief an seine Schwester Henriette. Knebels Nachlaß II, 187 f. Man vergleiche auch Wieland's Briefe daselbst II, 209 ff.

[2] Vgl. Görtz a. a. O. I, 11. Fr. von Müller „Die Feier des 3. September 1825 in der Loge Amalia zu Weimar" S. 13.

[3] Am 24. Februar, auf der Rückreise von Karlsruhe, hatte Jacobi an dieselbe geschrieben: „Vermuthlich sehen Sie ihn (Klopstock) im Mai auf dem Wege nach Düsseldorf."

[4] Vgl. Knebel's Nachlaß I, XXV.

Auch ist es ganz irrig, wenn behauptet wird, Klopstock sei seltsamer Weise zu der Zeit in Karlsruhe angekommen, als Knebel sich dort befand, da dieser vielmehr den Dichter im Dezember 1774 in Karlsruhe traf,[1] der aber bei Knebels zweiter Anwesenheit zu Karlsruhe bereits abgereist war. Es ist nicht zu verwundern, daß Klopstock's Besuch in Karlsruhe und seine Abreise, die man sich so bald nicht erwartet hatte, zu manchen abenteuerlichen Gerüchten Anlaß gaben.

Von Karlsruhe ging es nach Straßburg, obgleich Goethe die Reise so darstellt, als ob er schon von hier aus einen Seitenweg eingeschlagen habe, um zu seiner Schwester in Emmendingen zu gelangen. In Straßburg erhielt Graf Friedrich die letzte Nachricht von der schönen Engländerin, mit welcher Umstände und Rücksichten eine Verbindung untersagten. „Fritz ist jetzt im Wolkenbade," schreibt Goethe nach seiner Rückkehr an Auguste (am 25. Juli), „und der gute Geist, der um uns alle schwebt, wird ihm gelinden Balsam in die Seele gießen. Ich litt mit ihm, und durft' nicht dergleichen thun.[2] Ich bitte Sie — wenigstens lassen Sie mich jetzt nichts davon sagen! — Und wer kann davon sagen! — Ich war dabei, wie die letzte Nachricht kam. Es war in Straßburg."

Sagte es Goethe nicht ausdrücklich, daß er allein seine Schwester besucht habe, so würde man es für unzweifelhaft halten, daß die Stolberge ihn zu dieser begleitet. Zwar schreibt Stolberg am 15. August 1791 (B. 6, 47), er habe Schlosser vor sechzehn Jahren auf sehr kurze Zeit in Emmendingen gesehen, aber dieser Besuch erfolgte unstreitig auf der Rückreise. Goethe wird sich wahrscheinlich in Kolmar von den Stolbergen getrennt haben, welche über Basel nach Zürich gegangen zu sein scheinen, während er selbst

[1] Knebel bittet seine Schwester am 13. Dezember 1774, ihren Brief an ihn unter der Adresse: „An Herrn Herrn Legationsrath Klopstock in Karlsruh", einzuschließen.

[2] Ihn zog es von dem Gipfel des Gotthard zur Geliebten zurück, während Stolberg in den schweizer Gebirgen Ruhe und Trost suchen durfte.

den Weg über Freiburg durch das Höllenthal nach Schaffhausen, und von da nach Zürich einschlug. Die Schwester, welche ihn in Emmendingen mit großer Freude empfing, suchte ihn, wie früher durch Briefe, so jetzt durch ihre herzliche persönliche Zusprache von der Nothwendigkeit, daß er das Verhältniß mit Lili auflöse, zu überzeugen. Es sei hart, meinte sie, ein solches Frauenzimmer aus einem lebhaft bewegten gesellschaftlichen Kreise in das einfache, stille, auf glänzende Gesellschaften nicht eingerichtete Bürgerhaus ihrer dem vornehmen Tone ganz abgeneigten Eltern zu ziehen, wobei sie das strenge, trockene Wesen ihres lehrhaften Vaters, unter welchem sie selbst so viel gelitten, nicht unerwähnt lassen konnte, der einer wider seinen Willen in's Haus gebrachten Schwiegertochter das Leben verbittern werde. Freilich mußte er der Schwester, welche mit rührendster Theilnahme an ihm hing, hierin ganz Recht geben, aber er konnte und mochte ihr nichts versprechen, da er die Hoffnung nicht aufgeben wollte, die Geliebte bald außerhalb der Vaterstadt in ein ihren Wünschen und Neigungen entsprechendes Verhältniß zu führen, wie wenig er sich auch zur Zeit noch gestimmt fühlte, in eine praktische Laufbahn einzutreten, um zu einer festen, gesicherten Stellung zu gelangen. Und was die Schwester sonst anführen mochte, daß ein, bei allen trefflichen Eigenschaften, doch verzogenes und gefallsüchtiges, an äußern Glanz gewöhntes Mädchen zu dem einfach natürlichen Wesen des Bruders nicht passe, daß Lili die Sucht, zu glänzen und allen zu gefallen, der Liebe zu ihm nicht opfern könne, verschwand vor der Leidenschaft gährender Liebe und der Ueberzeugung, daß die schönste natürliche Gemüthlichkeit und die lebhafteste, schwungvollste Empfindung den unerschütterlichen Grund ihres Wesens bildeten, daß ihre ganze Natur mit der seinigen in ihren Grundzügen übereinstimme, sie die einzige, vom Schicksal ihm bestimmte und zugebildete Geliebte sei, welche ihn auf seinem Lebensgange wahrhaft beglücken könne. Wenn Goethe in „Wahrheit und Dichtung", obgleich er gesteht, Kornelia habe ihn überzeugt, dennoch behauptet, ihre Schilderung Lili's sei nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen gewesen, was

ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zugetraut habe, mit wenigen charakteristischen Zügen ihr einzuflüstern bemüht gewesen sei, so scheint uns dieses kaum glaublich; hatte er selbst ja, wie er sagt, theils in Briefen, theils in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit, ihr alles haarklein vorgetragen, was vollkommen genügte, sie zur ernstesten Mahnung zu bestimmen, diesem Verhältniß zu entsagen. Freilich mögen nicht allein die Eltern, sondern auch Freunde des Dichters der Schwester die Bedenklichkeiten dieser Verbindung dargestellt haben, aber gewiß nicht in verläumderischer Weise, wenn auch vielleicht in etwas stark aufgetragenen Farben, wie man dies etwa von dem humoristischen Crespel oder von dem scharfschneidenden Merck erwarten könnte. Ob vielleicht wirklich wegen des Verhältnisses zu Lili zwischen Crespel und dem Dichter eine Spannung eingetreten, wagen wir nicht zu entscheiden; jedenfalls sollte man meinen, er müsse unter dem „Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute," eine bestimmte Person sich gedacht haben. Uebrigens war Kornelia damals auch körperlich leidend, wodurch sie in einen gereiztern Zustand versetzt sein mochte; sonst dürfte sie sich in ihr häusliches Verhältniß, besonders bei der schönen Jahreszeit, welche diese herrliche Gegend wundervoll schmückt, damals besser gefügt haben, als es Goethe anzudeuten scheint.

Am 4. Juni sandte Goethe von Emmendingen aus seine „Claudine" an Knebel, der sie wahrscheinlich verlangt hatte, mit der Bitte, sie mit dem Postwagen an seine Schwester zurückzusenden; dem Herzoge möge er sie in freien Stunden vorlesen, aber ja nichts abschreiben.[1] „Danke für Ihr Brieflein! Ist mir herzlich lieb, daß Sie nicht abwendig von mir werden. Ihro Durchl.

[1] Im vorigen Dezember hatte er Knebel gebeten: „Geben Sie meine Sachen nur nicht aus Händen! Es wäre nichts dran gelegen, wenn nicht gewisse Leute was draus machten." Er fürchtete die Klatschereien und Haschereien, die ihm das Leben verbitterten, weshalb er „seine Kinder künftig in ein Eckelchen begraben" wollte, „ohne sie dem Publiko auf die Nase zu hängen," wie er am 7. März an Auguste Stolberg schrieb.

alles herzlich von mir! Addio! Morgen gehe ich nach Schaffhausen, wenn's Glück gut ist." Zwischen Emmendingen und Zürich erinnerte er sich später nur noch des Rheinfalls bei Schaffhausen. In Zürich aber eilte er sogleich, nachdem er vor dem Thore des Gasthauses „zum Schwert" einen Blick auf den herrlichen See geworfen, zu Lavater, der ihn mit aller Herzlichkeit aufnahm. Die nächste Unterhaltung galt der Physiognomik, wovon der erste Band gedruckt vorlag, und dem Verhältniß zu Lili, worüber Lavater ihn beruhigt haben wird, indem er ihn von einer leidenschaftlichen Lösung oder Verfolgung desselben abzuhalten suchte. Dem dringenden Ansuchen seines Frankfurter Freundes, Passavant, mit ihm gleich in der zweiten Woche die kleinern Kantone zu besuchen, konnte er nicht widerstehn, wogegen er die Begleitung eines Herrn von Lindau, eines jungen Hannoveraners, der in dem Sihlthal zurückgezogen lebte, und der ihm wahrscheinlich einen andern Reiseplan vorgelegt hatte, etwas unfreundlich ablehnte.[1] Die Stolberge scheinen sich längere Zeit in Straßburg und Basel aufgehalten zu haben, und erst kurz vor diesem Ausfluge Goethe's oder gar erst nachher in Zürich angekommen zu sein; denn bei gleichzeitiger Ankunft zu Zürich wäre die Trennung ihrer Reisefahrten von denen ihres Freundes unerklärlich, wogegen es sehr natürlich ist, daß sie, wenn sie später ankamen, erst Lavater ganz genießen wollten und mit ihm zuerst kleinere Wege machten, wie nach Maria-Einsiedeln.

Am 15. Juni[2] fuhr Goethe mit Passavant auf dem Züricher

[1] Vgl. B. 22, 368. Ueber Lindau's Wohnung in einem Wachhause Knebel's Nachlaß I. 113. Goethe erfreute sich am Anfange des folgenden Jahres seines Besuches in Weimar, aber bald darauf, im Anfange des Jahres 1777 starb er. Vor seinem Tode setzte er Goethe zum Vormunde eines Hirtenknaben ein, der ihm das Leben gerettet hatte, weshalb er sich seiner angenommen. Vgl. Goethe's Briefe an Lavater S. 31 ff. (S. 32, 1 ist Lindau's Peter'n statt Linnäus Peter'n zu lesen). 74. 120 f. Schöll Briefe und Aufsätze S. 180. Briefe an Frau von Stein I, 6. 110.

[2] Goethe berichtet (B. 22, 358) nach seinem Tagebuche, daß sie am 16. Juli von Einsiedeln aufgebrochen seien, wonach sie am 23. Juli den Gotthard verlassen haben würden, was aber unmöglich ist, da wir ihn am

See bis Richtersweil. Damals dichtete er das schöne Lied „auf dem See“ (B. 1, 63), in welchem sich der frische, freudige Muth ausspricht, der sich im Genusse der schönen Natur durch nichts, auch nicht durch die Erinnerung an die entfernte Geliebte, stören lassen will.[1]

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt.
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

25. Juli wieder in Frankfurt finden. Viehoff (II. 226. 240) weiß sich nicht zu helfen. Daß statt Juli Juni zu lesen sei, ergibt sich aus dem darauf folgenden Datum „den 18. Sonntags“ (B. 22, 360); denn im Jahre 1775 war nicht der 18. Juli, wohl aber der 18. Juni ein Sonntag. Vielleicht verwandelte Goethe selbst den Juni seines Tagebuchs deshalb in den Juli, weil er vorher irrig berichtet hatte, er habe den 23. Juni noch in Offenbach gefeiert. Oder ist der Juli durch eine Schlimmbesserung der Herausgeber in den Text gekommen?

[1] Vgl. Lehmann „über Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke“ S. 12 f.

In Richtersweil wurden sie von dem trefflichen Arzt Dr. Hoze,[1] an den Lavater sie empfohlen hatte, freundlich bewirthet, und auf das anmuthigste und nützlichste über die weitern Reisestationen unterhalten.[2] An demselben Tage gelangten sie auf rauhem Wege nach Maria-Einsiedeln.[3] Ehe sie in das rauhe Thal von Schindeleggi hinabstiegen, wandten sie sich um, und genossen die entzückende Aussicht über den Züricher See, von dem sie auf einige Tage Abschied nehmen sollten. Auch bei diesem herrlichen Anblicke ergriff den Dichter die Erinnerung an die ferne Geliebte, in welcher er seines Lebens höchste Lust gefunden, von der man ihn jetzt zu trennen suchte, und er schrieb in ein Gedenkheftchen die Verse:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?

[1] Zimmermann sagt von diesem Dr. Hoze (über die Einsamkeit IV, 81): „Erhaben und sanft, wie die Natur, die ihn umgibt, ist seine Seele; sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend." Vgl. Hegner über Lavater S. 239. Lavater's physiognomische Fragmente II, 215. Goethe bezeichnet ihn in einem Briefe an Knebel (I, 20) als einen gar guten Mann, der ihm besonders wohl gethan haben müsse. Vgl. Knebel's Nachlaß I, 113.

[2] Passavant hatte selbst diese Reise schon gemacht. Im Jahr 1797 schlug Goethe mit seinem Freunde H. Meyer zum Theil denselben Weg ein. Vgl. B. 26, 142 ff.

[3] Es muß auf Irrthum beruhen, wenn in den „Zeitgenossen" (VI, 2, 84) erzählt wird, die Stolberge hätten mit Lavater und Goethe die erste, ihnen unvergeßliche Reise nach Maria-Einsiedeln und um den Züricher See gemacht. Fr. Stolberg thut einer solchen in seinen späteren Reisebriefen keine Erwähnung, obgleich sonstige Erinnerungen an die frühere Schweizerreise nicht fehlen. Wie konnte Schaefer (Goethe's Leben I, 384) die Frage aufwerfen: „Hat Goethe vielleicht einen mit den Stolbergen gemachten Ausflug mit anderen Reisen ins Gebirge verbunden, da er sich doch während eines mehrmonatlichen (?!) Aufenthalts in der Schweiz wohl nicht mit einer kurzen Gebirgsreise von zwei Wochen begnügte?" Goethe wird nicht zweimal Maria-Einsiedeln besucht haben, und bei der vorliegenden Beschreibung, die auf genauen Tagebuchbemerkungen beruht, geschieht der Stolberge keine Erwähnung.

Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück? [1]

Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des Klosters Maria-Einsiedeln, die sie am andern Morgen besahen, zog unsern Dichter eine kleine Zackenkrone mit eingefugten farbigen Steinen von geschmackvoller Zeichnung und unermüdeter Ausführung so sonderlich an, daß er sich die Erlaubniß, sie herauszunehmen, erbitten mußte. Als er sie aber in die Höhe hob, da war es ihm, als müßte er sie seiner Lili auf die hellglänzenden Locken setzen, sie vor den Spiegel führen, und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreite, gewahr werden.

Am 16. Juni übernachteten sie in Schwyz, wo sie nach den überstandenen Mühen des Tages im jugendlichen Vollgefühle ihrer Kraft lachten und jauchzten bis um Mitternacht. Den Rigi bestiegen sie am folgenden Tage von Lowerz aus, und übernachteten bei der Mutter Gottes im Schnee (jetzt Maria zum Schnee), von wo sie am 18. zur höchsten Spitze des Berges, dem Rigikulm, vordrangen. Am 19. Juni ging es nach Altdorf, am 20. über Amstäg nach Wasen, am 21. nach Andermatt und am folgenden Tage zum Gipfel des Gotthard. Die letzten kurzen Tagereisen deuten auf vielfaches Ausruhen, Beschauen und Zeichnen der Gegenden hin. Vergebens suchte Passavant am andern Morgen den Dichter zur Weiterreise nach Mailand zu bestimmen; das Andenken an die Geliebte, die gerade an diesem Tage ihren Geburtstag feierte, zog ihn von der lockenden Aussicht in das schöne Land zurück. Die Lombardei und Italien lagen als ein ganz Fremdes vor ihm, wie oft ihn auch die Erzählungen seines Vaters dorthin versetzt hatten, Deutschland dagegen erschien ihm als ein Bekanntes, Liebwerthes, reich an freundlichen Aussichten. Ein goldenes Herzchen, das ihm Lili in den schönsten Stunden ihrer Liebe umgeknüpft hatte,

[1] Den letzten Vers änderte Goethe 1789 also — und so steht er jetzt unter den Gedichten (B. 1, 63) —:

Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

hing noch an demselben Bande lieberwärmt an seinem Halse; er faßte es an und küßte es. Damals war es, als er das tiefempfundene Lied dichtete (B. 1, 77):

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger, als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder [1] wallen!
Ach, Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen!

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört. [2]

Die Reise erscheint ihm wie eine Flucht vor der Geliebten, von der er sich trennen zu können glaubte; das Seelenband, das

[1] Man würde hier Berge und Wälder erwarten, wie früher in den „Wanderjahren" I, 2 (B. 18, 25) statt Berge und Thäler (vgl. daselbst S. 22) stand, wollte der Dichter hier nicht die Annehmlichkeit der Reise hervorheben, weshalb er der beschwerlichen Berge nicht gedenkt.

[2] Man vergleiche hierzu die Verse, welche Goethe am 21. Oktober 1765 zu Leipzig schrieb:

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit athmend, wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Aehnlich ist das Bild vom Hunde, der sich von der Kette gerissen, aber noch einen Theil der Kette nachschleppt, bei Persius V, 159 f. Man vergleiche auch das französische trainer sa chaine.

sie beide umschlungen, glaubte er gebrochen zu haben, als er es über sich brachte, sie auf längere Zeit ohne Abschied zu verlassen: allein hier, in der weiten Ferne, wo es sich zeigen sollte, ob er es wagen könne, ihr ganz zu entsagen, Deutschland, das seine Liebe hegte, zu verlassen, und froh und frei in das neue, schöne Land hinabzusteigen, hier muß er tief empfinden, daß es ihn zur Geliebten hinzieht, die in seinem Herzen noch immer lebt und von der Spitze des Gotthard ihn nach der Heimat zurückwinkt. Seiner Lili glaubte er entflohen zu sein, sich von ihr in die Freiheit gerettet zu haben, aber es war nur eine Täuschung: noch trägt er das goldene Herzchen an ihrem Bande, er hat es nicht vermocht, sich von diesem Herzchen zu trennen, dieses Band von seinem Halse zu lösen, ja er fühlt, daß er nicht frei ist, daß er ihr noch angehört. Schaefer hat den eigentlichen Kern des Gedichtes nicht erfaßt, wenn er (Goethe's Leben I, 203) meint, unser Gedicht könne unmöglich auf der Schweizerreise, wo er noch hoffnungsvoll gewesen, alle seiner Liebe sich entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden, gedichtet sein, sondern müsse später fallen, in die Zeit, wo er, in Thüringens „Thälern und Wäldern" streifend, durch das goldene Herz an die längst gestorbene Liebe erinnert worden. Zitterte auch damals noch der Schmerz über die verlorene Geliebte in seinem Herzen nach, so konnte er doch unmöglich nach der entschiedenen Trennung die Reise nach Weimar als eine Flucht vor Lili darstellen, und daß er zuweilen von Weimar aus einige Tage in Thüringen herumstrich, hätte er kaum als „ein Wallen durch fremde Lande, durch ferne Thäler und Wälder" bezeichnen können. Galt seiner Lili auch noch damals, wie er einmal in einem aufgeregten Augenblick in Erinnerung seiner vor einem Jahre begonnenen Bekanntschaft mit dieser sagt, sein Schmerz und sein Sang, so hatte er doch längst alle Fesseln, die ihn an sie ketteten, gebrochen, und es mußte nicht sowohl das Gefühl, noch immer an ihr zu hängen, als der Schmerz des Verlustes sich in seiner Seele regen. Auch war sein Schmerz schon gleich im Anfange des Jahres 1776 verklungen, um welche Zeit aber von solchen Streifereien durch Thüringen

noch nicht die Rede sein kann. Am wenigsten paßt das Gedicht in die Weihnachtstage 1775, wohin Schaefer (I, 224) es verlegen möchte. Als er jenes Lied dichtete, gab er seine Lili noch nicht ganz verloren, er hatte nur versucht, ob er sich von ihr zu trennen vermöge.

Die Rückreise vom Gotthard war weniger heiter, als der Hinweg, da Passavant über die Vereitelung der gehofften Wanderung nach Italien verstimmt, unser Dichter aber auf seinen stummen Wegen, wie er selbst sagt, um desto anhaltender beschäftigt war, das Ungeheure, das sich in seinem Geiste zusammenzog, wenigstens in seinen faßlichen charakteristischen Einzelheiten festzuhalten; denn wie seltsam verschlungen waren die Schicksale seines Herzens die letzten Jahre über gewesen! Der Gedanke an die ferne Geliebte beherrschte alle seine Gefühle, und ließ ihn das tiefe Unglück einer ewigen Trennung von dieser immer schmerzlicher empfinden; doch ermannte er sich bald wieder zu froher Hoffnung, daß ihm das Leben, wenn er nur den Muth nicht sinken lasse, sondern kräftig fortstrebe, noch wahres Glück bringen werde. Dieses Gefühl sprechen die schon in die erste Ausgabe aufgenommenen, „Hoffnung" überschriebenen Verse (B. 1, 82) aus, welche nach der ausdrücklichen Angabe der Quartausgabe, wo sie unter den epigrammatischen Gedichten stehen, in den Juni 1775 fallen:

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen,[1] diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

[1] Vgl. Goethe's Brief an Frau von Stein vom 8. November 1777: „Hernach fand ich, daß das Schicksal, da es mich hierher verpflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden thut; man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schöne Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen; sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da."

Auch diese Verse wird Goethe in sein Gedenkheftchen damals eingeschrieben haben, wahrscheinlich beim Anblicke einer neuen Baumanlage auf einem Wiesengrunde.[1] Von der Rückreise erzählt Goethe nur, daß sie die Gotthardstraße hinab bis nach Flüelen gegangen, von dort bis Küßnacht auf dem Vierwaldstätter See gefahren, dann über den Zuger See und Zug zum Züricher See (wahrscheinlich bei Horgen) gekommen. Die Rückkunft wird am 27. oder 28. Juni erfolgt sein.

Kurz vor oder gleich nach der Abreise Goethe's in die kleinern Kantone waren die Stolberge nach Zürich gekommen, wo sie alsbald zu Lavater sich in ein gutes Verhältniß zu setzen suchten, welcher die vielversprechenden gräflichen Jünglinge freundlich aufnahm. Sie bezogen bei Zürich in der Nähe der Sihl eine ländliche Wohnung bei dem redlichen Jochen Berly, den sechzehn Jahre später Friedrich Stolberg mit Gattin und Sohn freundlich begrüßte.[2] Es fehlte nicht an den vielfachsten Ausflügen in der Nähe des herrlichen Sees, woran sich auch Lavater gern betheiligte, in dessen Gesellschaft sie Maria-Einsiedeln besuchten.[3] Voß berichtet nach einem Briefe der Stolberge:[4] „In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich an's Ufer (der Sihl?) hin, und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehn können, eilen schaarweise herzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Männer im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle; man sehe auch recht, was der Satan für eine

[1] Ganz grundlos ist die wohl durch die in der vorigen Note erwähnte Briefstelle veranlaßte Behauptung Schaefer's (I, 261), Goethe könne diese Verse unmöglich 1775 geschrieben haben, sie gehörten etwa in das Jahr 1777. Die beiden letzten Verse sind offenbar symbolisch zu fassen, wobei man an Goethe's „Amyntas" (B. 1, 261 f. 26, 128) erinnert wird.

[2] Vgl. Stolberg's Werke B. 6, 116 f. Lavater's „ausgewählte Schriften" B. 5, 268 f.

[3] Vgl. oben S. 305 Note 3.

[4] Briefe von J. H. Voß I, 290.

Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da er anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopfe unter's Wasser tauchen. Im Bodensee hat man sie gar festnehmen wollen." Goethe erzählt uns, wie sie einst als sie in der Sihl in dem düstern Thal hinter dem Albis sich gebadet, von Steinwürfen verfolgt worden seien; er selbst will mit ihnen im Züricher See gebadet haben. Auch später machte die jugendliche Ausgelassenheit der Stolberge während des Aufenthaltes in der Schweiz Lavater Unannehmlichkeit, wie sich aus der Aeußerung Fr. Stolberg's vom 14. September 1775 (Hegner S. 55) ergibt: „Mit der Aufrichtigkeit, welche meinem Charakter eigen ist, will ich deinen Brief beantworten. Da ich sehe, daß unsere unanständigen Scherze, unser Muthwillen im Pfeffersbade Gelegenheit zu übler Nachrede gegeben, so will ich dir frei bekennen, was wir thaten."

Wir sind im bisherigen, was die Stolberge betrifft, ganz von Goethe's Erzählung abgewichen, indem wir diese erst kurz vor oder nach Goethe's Abreise nach den kleineren Kantonen in Zürich ankommen und Goethe dort nach der Rückkunft mit ihnen zusammentreffen lassen, wogegen sie nach Goethe's Bericht, während er die ersten Tage bei Lavater zugebracht, sich in der Gegend umgethan hätten und auf mancherlei Wegen ausgezogen, bei seiner Rückkehr aber schon weg gewesen wären, da ihr Aufenthalt wegen des durch das Baden im Freien entstandenen Skandals auf unerwartete Weise verkürzt worden sei. Hiergegen spricht aber nicht allein der Umstand, daß sie, wie wir sonsther wissen, erst einige Wochen in Zürich verweilten, ehe sie die Reise in die einzelnen Kantone der Schweiz antraten,[1] sondern auch Goethe, wie er am 25. Juli an Auguste schreibt, in Zürich Abschied von ihnen genommen, was ihm schwer fiel.

Goethe freute sich, seine Reisegefährten in Zürich wiederzufinden, mit denen nebst Lavater er manche schöne Stunde genossen

[1] Vgl. Stolberg's Werke B. 6, 73. 116. Zeitgenossen VI, 2, 84: „Sie bewohnten darauf einige Wochen in der Nähe der Stadt (Zürich) ein reizendes Landhäuschen, und unternahmen von da ihre Streifzüge in das Gebirge." Erst von Bern aus begannen sie ihre größere Reise durch die ganze Schweiz.

haben wird, da ein gleich glühender Sinn für die Schönheiten der Natur und freiheitern Genuß in ihnen lebte, und Lavater's frische Gemüthlichkeit und Herzlichkeit sich ihnen ganz öffnete. Unserm Dichter scheint Lavater neuen Muth und lebendiges Vertrauen auf die Zukunft in die Seele geflößt, und die Hoffnung einer Verbindung mit Lili wach gehalten zu haben. Bodmer mag Goethe zugleich mit den Stolbergen besucht haben, wie er andeutet, doch setzt er diesen Besuch vor die Reise in die kleinern Kantone.

Von der Rückreise nach Frankfurt weiß Goethe nur noch, daß er in Darmstadt bei Merck eingesprochen, dem er seinen Triumph, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt, habe gönnen müssen. Aber von einer längern Begleitung der Stolberge war keine Rede gewesen, und Goethe war von den Freunden mit herzlichster Anerkennung und liebewarmem Herzen geschieden, so daß auch dieser einzige Zug der Rückreise, den der Dichter in „Wahrheit und Dichtung" mitzutheilen wußte, als ungeschichtlich gelten muß, wie denn Goethe überhaupt Merck's scharfes Wesen an manchen Stellen übertrieben und ihm besonders schroffe Urtheile wider Willen untergeschoben hat, da das Bild des trefflichen, mit innigster Liebe an ihm hängenden Freundes sich ihm etwas verschoben hatte. [1]

Goethe scheint, und zwar in Begleitung von Klinger, der seines Landsmannes Kayser wegen nach Zürich gekommen war, [2] den Rückweg über Konstanz, Lindau, Ulm und Stuttgart genommen zu haben; denn Schubart schreibt am 17. November 1775 (bei Strauß I, 328), nach dem er des Besuches der Stolberge gedacht hat: „Goethe war auch hier — ein Genie groß und schrecklich, wie's Riesengebirg; Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen." Wenn es nun auch freilich sonderbar scheint, daß Schubart weder in seiner „deutschen Chronik", noch in

[1] Vgl. oben S. 298.

[2] Vgl. die Lebensbeschreibung Klinger's hinter dem zwölften Bande seiner Werke (1842) S. 267. Goethe hat in seiner Erzählung des Aufenthaltes in Zürich weder Kayser's, noch Klinger's gedacht.

seinem „Leben", wo er doch die spätern Besuche der Stolberge erwähnt,[1] dieser persönlichen Bekanntschaft mit Goethe und Klinger gedenkt, so berechtigt uns dieser Umstand doch keineswegs, zu der starken Annahme zu greifen, Schubart habe sich dieses Besuches von Goethe gegen den Bruder nur aus Eitelkeit gerühmt, ohne einen solchen wirklich empfangen zu haben. Als Goethe vier Jahre später mit dem Herzog nach Stuttgart kam, soll er sich für den unglücklichen Schubart, der damals schon im dritten Jahre auf dem Asberg gefangen saß, bei dem tyrannischen Fürsten verwandt haben.[2] Schubart's Gattin schreibt am 16. Dezember 1779 an Miller (bei Strauß I, 441): „Daß der große Mann Goethe nebst seinem gnädigen Fürsten hier ist, werden Sie schon wissen; ich ward ganz entzückt bei dessen Ankunft. Gott! dachte ich, vielleicht ist auch dieser ein göttliches Werkzeug, uns Freunde zu erwerben. Ich entschloß mich so bald, als möglich, ihm meine Aufwartung zu machen. Dieses wird aber schwerlich sein können. Herr Elsässer hatte gleich den zweiten Tag das Glück; er brachte auch meinen Wunsch hervor; Goethe versprach, mich aufzusuchen und zu sprechen, aber bisher vergebens. Nun würde ich freilich keinen Augenblick verlieren, ihm nachzulaufen, um mich dieses Glückes würdig zu machen, aber denken Sie, eine schwarze Seele hat Gelegenheit gefunden, unsern Fürsten wider den großen Mann einzunehmen, daß er sogar einigen

[1] Deutsche Chronik vom 16. November 1775. Leben II, 108, wo der Besuche von Sulzer, Bahrdt, den Stolbergen und dem Komponisten Kayser gedacht wird. In der „deutschen Chronik" vom 25. September heißt es: „Herr Klinger, der sich in seinem „Otto" und „leidenden Weibe" als ein vortrefflicher Kopf gezeigt hat, arbeitet an einem Schauspiele, „Pyrrhus" betitelt, voll großer, heroischer Gesinnungen. Auch wird nächstens von ihm „Donna Viola", ein Schauspiel für Liebende, herauskommen. Der Ackermännischen Gesellschaft in Hamburg hat er kürzlich ein Lustspiel (?), „die Zwillinge" benamst, überlassen." Das letztgenannte Trauerspiel erschien bereits 1774. Vgl. oben S. 289. Schubart scheint sich hier auf Mittheilungen Klinger's selbst zu beziehen. Früher, im Briefe vom 13. Juli (bei Strauß I, 321), hatte er den „Otto" für ein Stück Goethe's gehalten.

[2] Nach Schubart's Brief vom 2. Januar 1787 (bei Strauß II, 265).

von seinen Gelehrten verbot, mit ihm umzugehn. Ich darf nicht mehr sagen; das übrige können Sie selbst denken. Goethe würde darüber lachen, wenn er es erfahren sollte, aber mir möchte mein Herz zerspringen. Laut spricht mein Herz mit ihm, und doch darf ich es bei denen Umständen nicht wagen, ihn zu suchen, wann es nicht von ungefähr geschehn kann; denn ich müßte sorgen, mehr böse als gut zu machen." Strauß bemerkt hierzu: „Vielleicht warf der Herzog seine Ungnade auf Goethe, weil ihm das standeswidrige Verhältniß von Karl August zu ihm anstößig war; oder ahnte er überhaupt in jedem großen Geist einen Feind und Vernichter des Treibens, in welchem er und seines Gleichen ihr Glück und ihre Größe suchen?" Indessen scheint Schubart's Gattin hierüber übel berichtet worden zu sein; wenigstens schreibt Goethe am 20. Dezember von Karlsruhe aus an Frau von Stein: „In Stuttgart haben wir den Feierlichkeiten des Jahrstags der Militärakademie beigewohnt;[1] der Herzog war äußerst galant gegen den unserigen, und ohne das Inkognito zu brechen, hat er ihm die möglichste Aufmerksamkeit bewiesen. Uns andere hat er auch sehr artig behandelt." Freilich mag diese artige Behandlung nur äußere Form, und der die ganze Welt aufregende unadelige Dichter als vertrauter Freund und Leiter des Herzogs, den er zu einer so abenteuerlichen Fahrt verlockt hatte, ihm ein großer Anstoß gewesen sein.

Von Stuttgart ging Goethe nicht den geraden Weg nach Karlsruhe, sondern wandte sich durch den Schwarzwald wieder nach Straßburg, wo er mit Lenz und Salzmann mehrere vergnügte Tage zugebracht haben wird, während sein Aufenthalt auf der Hinreise nur ein sehr kurzer war. Bei der Besteigung des Münsters schrieb Goethe die „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe, im Juli 1775" (B. 31, 22 ff.), welche Jacobi, schon in einem Briefe vom 12. August mit Begeisterung begrüßte. „Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir, über deinem

[1] Damals war es, als Schiller zuerst den Dichter des „Werther" mit Augen sah.

Grabe, heiliger Erwin," beginnt er, „fühle ich; Gott sei Dank! daß ich bin, wie ich war, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und o Wonne! noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte, und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte! Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel." Er wendet sich darauf zum Münster selbst. „Du bist eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Diese Stelle zeigt deutlich, daß die „Wallfahrt" nach der Rückkehr aus der Schweiz fällt. Auf der ersten Station, die er beim Besteigen des Münsters macht, gedenkt er seiner Freunde. „Ich will schreiben; denn mir ist's wohl, und so oft ich da schrieb, ist's auch anderen wohl worden, die's lasen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög' es euch wohl sein, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegenweht." Als er weiter hinaufgestiegen, muß er seiner Heimat und der geliebten Lili sich erinnern, die er in Frankfurt ohne Abschied verlassen. „Höher in die Luft, hinabschauend, schon überschauend die herrliche Ebene, vaterlandwärts, liebwärts, und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks." Er gedenkt hierbei seines vor drei Jahren herausgegebenen Bogens „von deutscher Baukunst" (B. 31, 3 ff.). „Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatsachen in Räthsel hüllen und von Maßverhältnissen poetisch

lassen! Und doch geht's mir jetzt nicht besser. So sei es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm, und deins, weitverbreitete Welt Gottes, angegafft und läppchenweise in den Gehirnchen der Welschen aller Völker auftapezirt zu werden." Bei der dritten Station wünscht er schöpfungsvolle Künstler, gefühlvolle Kenner um sich zu haben, deren er auf seinen kleinen Wanderungen so viele gefunden. „Wenn euch dies Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung sein gegen das flache unermüdete Anspülen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und solltet ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe! Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten; die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele:[1] drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urtheil leiten; sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben, und ihren Werth auf und ab bestimmen zu lassen." Auf dieser Station, welche wir uns wohl auf der Plattform des Münsters zu denken haben, wo Goethe während seiner Studienzeit häufig mit seinen Freunden zusammenkam (B. 21, 247), ging die Empfindung durch die Ankunft von Lenz in Gespräche über, unter welchen sie die übrigen Stationen vollendeten; daß ohne wahre Schöpfungskraft im Künstler durch aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, der Maße und des Gehörigen ein ächtes Kunstwerk unmöglich sei, dies war der Punkt, über welchen sie sich beim Weiterschreiten immer klarer zu werden suchten. Ueber Friederike wird Goethe von Lenz nicht zum besten unterrichtet worden sein, doch war seine Liebe durch Lili in eine zu große Aufregung gesetzt, als daß jene ihn jetzt besonders angezogen hätte.

Sehr bedeutsam war es für Goethe, daß er in Straßburg auch mit dem großbritannischen Leibarzt Johann Georg Zimmermann aus Hannover, einem Freunde Lavater's, zusammentraf, der sich unter den deutschen Schriftstellern durch seine Schriften „von der Erfahrung in der Arzneikunst" (1764), „vom Nationalstolze" (1768) und „von der Einsamkeit" (1773) schon damals einen

[1] Vgl. oben S. 220 Note 2.

Namen erworben hatte. Unter hundert Silhouetten zeigte Zimmermann ihm auch die der edlen Frau von Stein aus Weimar, unter welcher Goethe damals die bezeichnenden Worte schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehn, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Zimmermann's Erzählung von ihr raubte dem jungen Dichter drei Tage lang den Schlaf.[1] So sollte schon damals, als er noch hoffen durfte, das Verhältniß zu Lili wiederhergestellt zu sehn, das Bild der herrlichen Frau, deren tiefes Gemüth und reine Weiblichkeit bald einen eben so entschiedenen, als wohlthätigen Einfluß auf ihn zu üben bestimmt war, ahnungsvoll sein Herz ergreifen.

Gegen den 20. Juli wird Goethe nach Frankfurt zurückgekehrt sein, wo er sich an Auguste, die er von jetzt an, wie die Brüder zu thun pflegten, „Gustchen", „lieb Gustchen" nennt, am 25. Juli wendet. „Ich will Ihnen schreiben, Gustchen, liebe Schwester, ob ich gleich, wäre ich jetzt bei Ihnen, schwerlich reden würde. Ich muß anfangen." Allein statt wirklich mit der Darstellung seines Zustandes zu beginnen, bricht er in die Worte aus, welche die tiefe Sehnsucht nach ihrer persönlichen Gegenwart bestimmt genug andeuten: „Wie weit ist's nun von mir zu Ihnen! Gut denn, wir werden uns doch sehn." Nachdem er darauf seinen

[1] Vgl. Zimmermann's Brief an Frau von Stein vom 22. Oktober 1775 in den „Briefen von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein" S. 179 f., wo irrig 1774 statt 1775 steht. Die falsche Datirung hat Viehoff II, 207. 261 zu den seltsamsten Irrthümern und den wunderlichsten Annahmen verleitet, durch die sich auch Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I S. XV f. hat täuschen lassen. Die Reise, welche Zimmermann nach der Schweiz machte, um seine Tochter bei Tissot abzuholen, fällt in das Jahr 1775. Vgl. Zimmermann's Schrift über Friedrich den Großen S. 265. Tissot's Leben Zimmermann's S. 171 (der deutschen Uebersetzung). Hegner S. 53. Am 3. Juli kam Zimmermann in Frankfurt an, von wo er am folgenden Tage weiter reiste. Am 7. Juli schrieb Merck von Darmstadt aus an Nicolai: „Auch haben wir Zimmermann auf einige Tage hier, der auf vier (?) Monate in die Schweiz geht."

Abschied von den Brüdern berührt hat, schließt er: „Gute Nacht, Schwester, Engel! Einen herzlichen Gruß der Gräfin Bernstorff (Augustens älterer Schwester)!“ Sechs Tage später schreibt er: „Wenn mir's so recht weh ist, kehr' ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist, zweihundert Meil von mir, meine geliebte Schwester. Gestern Abend, Engel, hatt' ich viel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief drüber ein, und heute früh ist ('s) wieder frisch mit dem Morgen. Beste, theilnehmende Seele, immer den Himmel im Herzen und nur unglücklich durch die Deinigen! — Aber wie du auch geliebt wirst! — Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! — Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viel Leiden. — Ich habe mich so oft am weiblichen Herzen betrogen! — O Gustchen, wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug' thun könnte! — Ich will schweigen. — Hören Sie nicht auf, auch für mich zu sein! Ade!“

Man hatte während Goethe's Abwesenheit Lili zu überzeugen gesucht, daß sie das Verhältniß lösen müsse, was um so leichter geschehn könne, als Goethe selbst durch seine willkürliche, kaum angedeutete Entfernung sich deutlich genug erklärt habe; diese aber hatte durch sich durch alle vorgestellten Hindernisse nicht von dem Geliebten abbringen lassen, vielmehr offen erklärt, was Goethe später zu seiner nicht geringen Genugthuung erfuhr, sie würde aus Neigung zu ihm alle bestehenden Verhältnisse aufgeben und mit ihm nach Amerika wandern, wenn das letztere nicht ein im Sinne späterer Zeit gemachter Zusatz ist; denn wir können die Richtigkeit der Bemerkung, daß Amerika damals (während des Freiheitskampfes) noch mehr, als später, das Eldorado aller Bedrängten gewesen, nicht zugeben. Daß die Verlobten sich sahen, konnte man nicht wohl hindern; doch scheint Lili, welche durch Goethe's rasche und lange Entfernung verletzt worden war, ihn am Anfange nicht mit der alten Herzlichkeit empfangen zu haben. Dies nebst den Trennungsversuchen von beiden Seiten, wobei Kornelia's strenge Mahnung, die sie schriftlich wiederholte, den bedeutendsten Eindruck

übte, scheint den Dichter in jenen ängstlich bewegten Zustand versetzt zu haben,[1] in welchem er sich um so inniger an Auguste anschloß, Trost, Hülfe, Heil und Segen von ihr erwartete, die als ein reines, erhabenes Bild seiner Seele vorschwebte. Vom 29. Juli an war auch Herder auf einige Tage mit Merck in Frankfurt,[2] dessen Anwesenheit seinem gequälten Herzen wenig zum Trost gereicht haben wird, wenn jener auch damals weniger bissig war.

Am Anfange des folgenden Monats scheint das Verhältniß sich wieder leidlich hergestellt und allmählich seine ganze frühere Herzlichkeit wiedergewonnen zu haben, obgleich die Aussicht auf eine wirkliche Verbindung bei den entgegenstehenden Bestrebungen immer zweifelhafter wurde. Am 3. August schreibt Goethe bei d'Orville zu Offenbach in Lili's Zimmer, mit welcher er ausreiten will: „Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck! Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das Hier! Vor dem strohein-gelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden, und diese Thränen, dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" Wahrscheinlich hatte Auguste nach den Aeußerungen Goethe's diesen aufgefordert, dem Verhältnisse zu einem Mädchen, das ihn so unglücklich mache, zu entsagen, wogegen dieser hier die Geliebte in Schutz nimmt, welche keine Schuld an seinem Unglück trage, vielmehr durch ihn unglücklich werde: die mit aller Gewalt wiedererwachte Liebe übersieht alle kleinen Veranlassungen, welche Lili ihm zur Eifersucht gegeben; nur sich allein und die sich ihnen

[1] Goethe sagt B. 22, 388: „In ihrer (Lili's) Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir," gewiß richtiger, als wenn es bald darauf (S. 403) heißt: „Als ich wieder vor sie (Lili) selbst hintrat, fiel mir's hart auf's Herz, daß sie für mich verloren sei. Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht."

[2] Vgl. Merck's Briefe III, 127 f.

entgegenstellenden Verhältnisse will er für schuldig erkennen. „Ich nehme vor einer Viertelstunde Ihren Brief aus der Tasche," fährt er fort, „ich les' ihn! — Vom 2. Juni![1] Und Sie bitten, bitten um Antwort, um ein Wort aus meinem Herzen. Und heut' der 3. August! Gustchen, und ich habe noch nicht geschrieben! — Ich habe geschrieben, der Brief liegt in der Stadt angefangen.[2] O mein Herz! — Soll ich's denn anzapfen? auch dir,[3] Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken? — Und wie kann ich von Fritzen reden, von dir, da ich in seinem Unglück gar oft das meine beweint habe![4] Laß Gustchen! Ihm ist wohler, wie mir. — Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen zog.[5] Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht, wie ein Kind, so beschränkt, als ein Papagei auf der Stange, Gustchen! — und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts, auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an dich! So weit! So weit! — Und dann du und Fritz und ich! und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben. — Aber jetzt will ich nicht aufhören, bis jemand an die Thüre kommt und mich wegruft. Und doch, Engel, manchmal, wenn die Noth in meinem Herzen die größt' ist, ruf' ich aus, ruf' ich dir zu: „Getrost! Getrost! Ausgeduldet, und es wird werden!" Du wirst Freude an deinen Brüdern erleben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand; in dieser Noth werden wir um uns greifen, und brav sein, und

[1] Der Brief hatte ihn in Frankfurt nicht mehr getroffen, und war wahrscheinlich liegen geblieben, nicht etwa nach Zürich nachgeschickt worden.

[2] Es ist der sechste Brief, vom 25. und 31. Juli, gemeint.

[3] Hier tritt wieder (vgl. S. 318) das herzliche Du hervor, welches später mit dem vornehm kältern Sie wechselt, aber in den letzten Briefen stehend wird.

[4] Auch ihn nöthigten besondere Verhältnisse der Geliebten zu entsagen. Vgl. oben S. 298.

[5] Der Ende Mai begonnenen Schweizerreise waren andere Ausflüge vorhergegangen. Vgl. S. 289.

handeln, und gut sein, und getrieben werden dahin, wo Ruhesinn nicht reicht. — Leide nicht für uns! — Duld' uns! — Gib uns eine Thräne, einen Händedruck, einen Augenblick an deinen Knieen! Wische mit deiner lieben Hand diese Stirn ab! Und ein Kraftwort, und wir sind auf unseren Füßen!" Man sieht, wie tief er fühlt, welche reinigende Gewalt die glühende Kraft der Liebe auf ihn üben, wie diese sein ganzes Wesen von allen Schlacken läutern werde. „Hundertmal wechselt's mit mir den Tag!" fährt er fort. „O wie war mir so wohl mit deinen Brüdern. Ich schien gelassen; mir war's weh für Fritzen, der elender war, als ich, und mein Leiden ward leidlicher. Jetzt wieder allein! — In ihnen hatte ich Sie, bestes Gustchen; denn ihr seid eins in Liebe und Wesen. Gustchen war bei uns, und wir bei ihr." Jetzt habe er nur ihre Briefe, klagt er, die ihn in der Tasche brennen, da sie ihn an ihre Abwesenheit, an seine Einsamkeit erinnern, doch ihn oft wie ihre Gegenwart selbst erfassen, wenn er sie in glücklichen Augenblicken aufschlägt. „Aber manchmal — oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft todte Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub. — Engel, es ist ein schrecklicher Zustand, die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit." Er fühlt sich jetzt so wohl bei dem Gedanken, daß er diese seine Verworrenheit der geliebten Freundin, dem „goldenen Kinde", mittheilen kann, daß dieses Blatt in ihre Hände gelangen wird, und er fühlt, da ihm ihre Freundschaft gewiß ist, daß er nicht ganz unglücklich sein könne. Ueber seinen gegenwärtigen Zustand will er ihr noch einiges mittheilen, woher er mit dem Bekenntniß beginnt, welches seine völlige Hoffnungs- und Rathlosigkeit in Bezug auf Lili's Besitz ausspricht: „Lang halt' ich's hier nicht aus; ich muß wieder fort!" Aber bei der Frage: Wohin? verfällt er in tiefe Gedanken, in welchen sein Geist auf dem ganzen bewohnten Erdboden herumfliegt, um einen Ruheort zu finden; er macht daher der Freundin, welche die einzige ist, bei welcher er Ruhe finden könnte, was er aber hier nicht aussprechen mag, nur eine Reihe Gedankenstriche. Als er sich aber wieder gefaßt hat, beklagt er

sein unseliges Schicksal, das ihm keinen Mittelzustand erlauben wolle, „entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde." Wie glücklich scheinen ihm dagegen jetzt diejenigen zu sein, welche unbekümmert und sorglos ihr Tagewerk vollenden; sie kommen ihm wie verklärte Spaziergänger, wie Spaziergänger in höherm Sinne vor, in sofern sie weder an einem Punkte hocken und stocken, noch wild umherstürmen, sondern in aller Behaglichkeit ihrer Alltagspflicht genügen. Indem er aber zur Schilderung seines jetzigen Zustandes zurückkehren will, beschreibt er zunächst die Aussicht, die er von dem Zimmer aus genießt; vor sich sieht er den Main, gerade drüben Bergen, links unten das graue Frankfurt mit dem ungeschickten, der Spitze ermangelnden Dom= oder Pfarrthurme [1], das für ihn so leer sei, wie mit Besen gekehrt, links artige Dörfchen, zunächst unter sich den Garten mit der bis zum Main hinunter gehenden Terrasse. Aber auch die nächste Umgebung beschreibt er, wie er früher einmal eine Zeichnung seines Zimmers der Freundin übersandt hat. „Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber; dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. NB. heut' reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappendeckel zu Hauben und Hüten." Hier wird er durch Lili's Ankunft unterbrochen, deren Stimme das Gefühl leidenschaftlichsten Entzückens in ihm erregt, welches der Herausgeber des Briefwechsels noch in dem nach den Worten: „Ich hör' ihre Stimme", folgenden Gedankenstrich angedeutet zu sehn glaubt. Lili, verwundert, ihn hier zu finden, wohin er sich zurückgezogen hatte, um seinen Gefühlen in einem Briefe an Auguste freien Lauf zu lassen, fragt ihn, woran er schreibe, und sie gestattet ihm zu bleiben, da sie sich drinnen anziehen will. „Gut Gustchen, ich hab' Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben." Der ganze Brief, an dessen Schluß er die Freundin bittet, um Gottes willen seine Briefe niemand

[1] Vgl. K. J. Weber „Deutschland" IV, 472 f. oben S. 145.

sehn zu lassen, bildet eine fortlaufende Erklärung zu der Unterschrift, in welcher er sich ohne weiteres „den Unruhigen" nennt. Die innere Glut der Leidenschaft brennt um so heftiger, je mehr ihn die schmerzliche Ueberzeugung ergriffen hat, daß die seiner Verbindung mit Lili entgegenstehenden Hindernisse dieselbe für ihn unmöglich machen werden, eine Ueberzeugung, die er sich zwar nicht ganz gestehn mag, die ihn aber angst- und qualvoll umhertreibt und ihn sein unseliges Mißgeschick, das ihm keine Ruhe vergönne, bitter beklagen läßt, wobei er aber die reinigende Kraft der Liebe in rührender Weise anerkennt.

Zwischen diesem und dem nächsten Briefe an Auguste liegt ein Zeitraum von fast anderthalb Monat. Der Zustand beruhigte sich allmählich, indem Goethe sich des Glückes der Liebe freute und der ihn bedrängenden Gedanken wegen der Zukunft in seligem Genusse der frischen Gegenwart vergaß, woher er weniger Veranlassung fand, sich der entfernten Freundin mitzutheilen. Die ersten drei Wochen des August scheint er die meiste Zeit in Offenbach zugebracht zu haben und nur selten nach Frankfurt gekommen zu sein. Gegen den 10. August kam wieder Jung Stilling nach Frankfurt, um Herrn von Lersner, dessen mißlungener Operation wir oben S. 275 f. gedachten, zu besuchen; seine Abreise scheint gegen Ende August zu fallen.[1]

An Jacobi sandte Goethe um diese Zeit seine „dritte Wallfahrt" und eines der in der Schweiz entstandenen Lieder, und erfreute sich der herzlichen Anerkennung und Liebe, welche dieser in seinem Briefe vom 12. August ihm aussprach. Bedeutsam sind

[1] Im „Frankfurter Journal" vom 11. August lesen wir: „Der durch seine Augenkuren berühmte Dr. Jung aus Elberfeld ist zum großen Trost vieler Augenpatienten wieder allhier angekommen." In Goethe's Briefe an Merck aus dem August heißt es: „Jung ist nach Elberfeld zurück, und läßt dich grüßen. — Was macht die Wöchnerin?" Am 29. Juli (Wagner's Sammlung II, 98, verglichen mit III, 128) ward Merck's Tochter Franziska Charlotte geboren. Demnach muß Jung's eigene Angabe (Häusliches Leben S. 56) irrig seyn, wonach dieser Aufenthalt in Frankfurt acht Wochen gedauert haben soll.

für uns zwei Aeußerungen, die durch Goethe's Brief veranlaßt scheinen: „Lieber, was ist's doch, daß wir uns so selig fühlen, wenn Wohlthun unmittelbar von uns ausgeht, es sei aus Gestalt oder Geist — und so elend, wenn — ach das Beste aus dem Himmel, Schönheit, Liebe über uns kommt, wie auf eine Heerstraße verschleuderte Saat, die verwehet und zertreten werden muß! — Das Zusammenziehen des Innersten, das peinliche Krümmen, um von allen Seiten ab ein wenig Asche über die Glut im Mittel zu schütteln! — du kennst es."

Auch Lavater sollte in dieser beruhigtern Stimmung mit einem Briefe Goethe's erfreut werden, der freilich zunächst ein Antwortschreiben zu sein scheint. „Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist," schreibt er am 13. August, einem Sonntag. „Ich hab' sie von dir gegrüßt. Ich schicke dir ehestens ihre Silhouette, weiblich. Mach' ihr etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte! Du kannst Guts thun, und du willst." Am andern Tage fährt er fort: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehn sollen! In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin von Kurland und der Fürstin von U. (Usingen) [1], in unser Haus und Saal. Da sie mich erkannten, wurde gleich viel nach dir gefragt, und die alte Fürstin hat mit solcher Wahrheit und Wärme von dir geredt, daß mir's wohl wurde. Sie sagte, wenn ihm heute nicht die Ohren klingeln, so halte ich nicht viel auf seine Ahnungskraft; an uns liegt die Schuld nicht. Sie läßt dich herzlich grüßen. Lili grüßt dich auch! — Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst. [2] Ade!"

[1] Die jüngere Tochter der verwittweten Fürstin Christiane von Waldeck, Luise, geboren am 29. Januar 1751, war seit wenigen Monaten (am 23. April) an den Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen vermählt.

[2] Unmöglich kann Goethe hierunter, wie Schaefer (I, 206) meint,

Drei Tage später schreibt er an die Karschin, welche ihn brieflich freundlich begrüßt hatte:[1] „Ich treib' mich auf dem Land herum, liebe Frau, um das Leid und Freud', was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach[2] reichte mir Ihren Brief." Er dankt der Dichterin, die Gleim zur „deutschen Sappho" geweiht hatte, daß sie ihre Feder so an ihn habe laufen lassen, und wünscht, auch ihre Tochter, von der die Karschin ihn zugleich gegrüßt haben wird, möge ihm nur schreiben, wie und wann es ihr einkomme; denn kein Spiegel sei das für die Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältnissen gedrängten Seele werde, wenn sie gleiche Stimmung darin horche und, müde des ewigen Solo, mit Freuden pausire und dem freundlichen Mitspieler neue Wonne ablausche. Sie selbst möge ihm, bittet er, nur manchmal was aus dem Stegreife schicken; denn ihm sei alles lieb und werth, was treu und stark aus dem Herzen komme, möge es übrigens wie ein Igel oder ein Amor aussehn. „Geschrieben hab' ich allerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unseren Kielen, und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben." Man sieht, wie tiefes,

die Uebersetzung des „Hohenliedes" verstanden haben, die in den September zu fallen scheint, da Goethe sie erst in einem Briefe vom Oktober an Merck erwähnt, noch nicht in dem Ende August fallenden Briefe. Auch ist von wirklich schon vorhandenen Liedern nicht die Rede, sondern er hofft, daß ihn seine beruhigte Stimmung zu heiteren Gesängen veranlassen werde. Zum sprüchwörtlichen Ausdruck dem Herrn Psalmen singen vgl. Briefe an Frau von Stein I, 115.

[1] Vgl. Helmine von Chezy „Aurikeln" I, 27 f.

[2] Johann Jakob Griesbach, vier und ein halb Jahr älter als Goethe, Sohn des Lutherischen Pfarrers Konrad Kaspar Griesbach zu Frankfurt, war schon zwei Jahre Professor der Theologie zu Halle gewesen. Seine mit der Frau Rath sehr befreundete Mutter war Anfangs April dieses Jahres gestorben; um dieselbe Zeit, am 16. April, hatte er sich, nachdem er einen Ruf an die Jenaer Universität erhalten, zu Halle vermählt.

warmes Gefühl ihm alles, die Form nichts ist, wie ihm das Verdienst des Dichters als Künstler wenig gilt, wie er nur die Wiederspiegelung reiner Menschheit anerkennt. „Von meiner Reise in die Schweiz", fährt er fort, „hat die ganze Zirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich Loth und seine Hausgenossen in euerm Sodom (Berlin) einmal grüßen möchte. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut' nicht erörtern. Die Ursache liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur im Negligé, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft." Dieser Brief ist ohne Zweifel in Lili's Zimmer und in deren Gegenwart vor dem „stroheingelegten bunten Schreibzeug" (vgl. oben S. 319) geschrieben.

Während dieser Zeit war es, daß die Geliebten bei André häufig bis zu Mitternacht zusammenblieben und seinem Spiele zuhorchten. Er hatte damals Goethe's „Erwin und Elmire" komponirt, auch Bürger's „Lenore", und an sonstigem Vorrathe fehlte es nicht; Lili selbst ließ sich nicht selten auf dem Piano vernehmen.[1] Zu der Gesellschaft gehörte d'Orville's Familie, Bernhard und der reformirte Prediger Johann Ludwig Ewald, dessen Braut, die Tochter des Kaufmanns Jakob Friedrich du Fay aus Frankfurt, häufig herüberkam. Ein in diese Zeit fallendes Abenteuer müssen wir mit Goethe's eigenen Worten beschreiben (B. 22, 313 f.). „Wir waren beim klarsten Sternhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert, und nachdem ich sie (Lili) und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet, und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich

[1] Goethe setzt dieses vor die Schweizerreise, aber in seiner Darstellung ist die Zeitfolge völlig verschoben, wie er denn schon am 23. Juni Ewald's Gattin erwähnt (B. 22, 310), obgleich die Vermählung erst im September erfolgte.

ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen: ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille, unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören. — Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen, und an den Röderberg [1] gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein. Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet; ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in früheren Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen. Da verharrt' ich, bis die Sonne, nach und nach hinter mir aufgehend, das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehn sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab." Auch dieses versetzt Goethe vor die Schweizerreise, aber zu gleicher Zeit nach dem 23. Juni, was wir für eben so irrig halten, als wenn dies sich in einer Zeit ereignet haben soll, wo er wegen vermannigfaltigter Geschäfte nur die Abende bei ihr in Offenbach zubringen konnte. An seinen Geschäften scheint er damals nicht viel mehr Antheil genommen zu haben, als während seiner Reise.

Hatte sich während dieses Aufenthaltes im ländlichen Offenbach Goethe's Seele im herzlich frohen Genusse von Lili's Gegenwart beruhigt, so fühlte er sich dagegen wieder in schmerzlichster Verzweiflung, als nach der Rückkehr zur Stadt alle Hindernisse, welche der gewünschten Verbindung sich in den Weg stellten, sich ihm um so lebhafter aufdrängen mußten. Leider sollte sich auch diesmal an ihm wieder bestätigen, was er im Jahre 1771 von

[1] Goethe verwechselt hier den Röderberg mit dem Mühlberg; denn der Röderberg liegt auf der rechten Mainseite, ihm gegenüber der Mühlberg und Oberrad. Hiernach ist auch die Angabe in meinem Faustkommentar I, 197 zu berichtigen.

Saarbrück aus geschrieben hatte, daß die Liebe nicht muthig, sondern schwach mache; statt diesen Hindernissen keck in's Auge zu schauen und ihnen zum Trotz den feurigsten Wunsch seines Herzens in Erfüllung zu bringen, verzweifelte er an der Möglichkeit, sie zu besiegen. Sein Herz war zu weich, es fehlte ihm die Thatkraft, die er sich nur spät unter mannigfachen Kämpfen in einem gewissen Grade gewinnen konnte; so stark er sich in der Entsagung fühlte, so wenig war er im Stande, äußeren Hindernissen zu trotzen, wie wir dies schon bei seinem Verhältnisse zu Friederike bemerkten. So finden wir es denn ganz seinem Charakter gemäß, wenn er bei Gelegenheit der Aeußerung Lili's, sie könne ihm zu Liebe alle ihre Verhältnisse aufgeben und mit ihm nach Amerika gehn, die Bemerkung macht (B. 22, 388): „Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung"; dagegen scheint es uns völlig ungegründet, wenn er vorher (B. 22, 314) behauptet, er habe aus Liebe zu Lili seinen Geschäftskreis zu erweitern und zu beherrschen getrachtet, und da seine Aussichten sich verbesserten, sie für bedeutender gehalten, als sie wirklich gewesen, und deshalb auf baldige Entscheidung gedrungen.

Seine Hoffnungslosigkeit spricht sich scharf genug in dem gegen Ende August geschriebenen Brief an Merck aus, wo er, nachdem er Jung Stilling's Abreise gemeldet und sich nach Merck's und seiner Gattin Befinden erkundigt hat, diesem schreibt: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war.[1] Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken: nur möcht' ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehn wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst du meinem Vater beim künftigen Kongreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien

[1] Es ist an die Zeit der Schweizerreise zu denken, wo der Vater gewünscht hatte, er solle nach Italien gehn. Vgl. B. 22, 339. 387 f.

schicken müsse." Aber dies scheint ihm schon zu lang, weshalb er sofort hinzufügt: „Das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren und auf die Frösch- und Spinnenjagd, mit großer Feierlichkeit auszuziehen." [1] Es ist höchst bezeichnend, wie Goethe in diesem Briefe von dem kühnen Entschlusse, wider den Willen des Vaters sich von Frankfurt wegzubegeben, weshalb er bei Merck um Geld anfragt, sogleich abgeht, und so rasch zu dem weniger gewagten überspringt, durch Merck's Vermittlung des Vaters Einwilligung zu erhalten, was er selbst von diesem zu erbitten nicht wagen mochte. Um dieselbe Zeit äußert er gegen Lavater: [2] „Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen über; doch wollt' ich, du wärest mit mir; denn da ist wohl sein in meiner Nachbarschaft. Schreibe doch du auf, was du wolltest, was ich für dich sähe, wenn ich nach Italien ging'."

Am 2. oder 3. September besuchte Goethe den eben in Frankfurt anwesenden Professor Sulzer, dessen berühmte „allgemeine Theorie der schönen Künste" er in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" beurtheilt hatte. Sulzer berichtet in seinem „Tagebuch

[1] Goethe pflegt seine Gleichnisse aus seiner nächsten Umgebung, besonders von seiner jedesmaligen Beschäftigung, oder von kurz vorhergegangenen Anschauungen, herzunehmen. So schreibt er am 24. Mai 1776, nachdem er am Tage vorher bei einem Brande, wo die Hülfe zu spät kam, zugegen gewesen, an Frau von Stein: „Die Gegenwart (der Geliebten) im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftiget alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist." In einem Briefe an Jacobi vom 21. März 1775 nimmt er das Gleichniß vom Schlittschuhlaufen her, woran er sich wohl noch vor kurzem erfreut hatte. Anderes gibt Riemer II, 51*. 67. So erklärt sich auch an unserer Stelle und im Briefe an Auguste vom 19. September der Vergleich daher, daß er zu Offenbach das Fahren auf dem Wasser lernte. Zu der Froschjagd vgl. B. 6, 61.

[2] Hirzel gibt diese Worte hinter den oben mitgetheilten Nachrichten vom 13. und 14. August, und zwar zu einem Briefe mit diesen verbunden, setzt aber merkwürdiger Weise darunter das Datum „im Juli 1775". Es ist dies nicht das einzigemal, daß Hirzel's Datirung entschieden falsch ist.

einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise" S. 17 unter dem bezeichneten Datum: „Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in seinen jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen Dr. Goethens Besuch zu genießen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besitzt, bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft, eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig." Goethe selbst weist B. 22, 260, wo er dieses Besuches zugleich mit dem vorigjährigen des Herrn von Salis (vgl. oben S. 245) an etwas zu früher Stelle gedenkt, auf diese Aeußerung Sulzer's hin, behauptet aber irrig, daß daraus hervorgehe, Sulzer habe über die geniale tolle Lebensweise der kleinen um ihn versammelten Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im stillen gemacht.

Hatte bisher die Verzweiflung, zum Besitze Lili's zu gelangen, den jungen Dichter gewaltig gequält, so sollte derselbe noch eine ärgere Probe zu bestehn haben, als vor dem Anfange der Frankfurter Messe in der ersten Hälfte des September [1] der Schwarm von Gesellschaftsfreunden des Schönemannischen Hauses nach Frankfurt kam, von denen keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter aufgeben wollte, die zwar den Geliebten auch bei diesem Zudrange nicht versäumte, vielmehr immer mit wenigem das Zarteste äußerte, was ihrer gegenseitigen Lage gemäß war,

[1] Die Frankfurter Messe begann im Jahre 1775 eigentlich erst den 10. September, doch wurden die größern Geschäfte meistentheils schon vor dem Beginne der Messe gemacht, woher die bedeutendsten Kaufleute sich früher einstellten. Nach Viehoff's die Zeitfolge völlig verwirrender Darstellung müßte die Messe erst gegen Ende September begonnen haben. Man vergleiche B. II, 247.

aber durch ihre auch anderen zugewandte Freundlichkeit seine unglückliche Eifersucht erregte, in welcher er ihr seinen Unwillen oft auf unfreundliche Weise zu erkennen gab. Die alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaume zu halten wußten, und beim Streicheln und Tätscheln oft sogar einen Kuß verlangten, welchem Lili ihre Wange nicht versagte, waren ihm ganz unausstehlich. Lili sollte nur für ihn da sein, sollte nicht auch anderen gefallen, sollte nicht ihre Anziehungskraft auf alle üben wollen; er übersah, daß dieses freundliche, liebevolle Wesen in seiner heitern Unbefangenheit an keine Zurückhaltung denken konnte, daß allgemeines Gefallen ein Zug ihrer tief gemüthlichen, herzlich offenen, lebenslustigen Natur war. Ein humoristischer Ausfluß seiner übeln Laune ist das damals entstandene Gedicht „Lili's Park" (B. 2, 70 ff.), welches Goethe mit einigen Aenderungen schon in die erste Ausgabe seiner Werke aufnahm.[1] Der Dichter stellt hier die Anbeter der Geliebten als eine Menagerie dar, wie schon Frau Claudine Alexandrine Guérin de Tencin den Kreis der Verehrer, die sie um sich versammelten, wohl mit Anspielung auf die Ställe der Circe, ses bêtes genannt hatte, und schildert sich selbst als einen Bären „ungeleckt und ungezogen", den Lili „aus des Waldes Nacht unter ihren Beschluß hereinbetrogen und mit den andern zahm gemacht".[2]

> Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsamfeuers,
> Dem keiner Erde Honig gleicht,
> Wovon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
> Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers

[1] Der bereits oben erwähnte Prediger Ewald liebte es noch in späteren Jahren, als Varnhagen von Ense ihn in Karlsruhe kennen lernte (1816—1819), das Gedicht in den alten Lesarten und nachahmend in der Weise, wie Goethe es selbst zur Zeit ihrer Bekanntschaft zu lesen pflegte, höchst anmuthig und merkwürdig vorzutragen, wie Varnhagen von Ense erzählt.

[2] Goethe berichtet B. 22, 285, er sei wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens oft als Bär, oft als Hurone oder Westindier (vgl. S. 265 Note 1) in Gesellschaften angekündigt worden.

Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe. —
So läßt sie den zerstörten Armen gehn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, ist's in euern Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank' ich, wenn ihr mir Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder;
Ich fühl's! ich schwör's! noch hab' ich Kraft!

Mit diesem humoristischen Gedichte, dessen eben mitgetheilter Schluß offenbar auch nicht ernsthaft zu nehmen ist, sondern nur die augenblickliche vergebliche Muthanstrengung bezeichnen soll, scheint der Dichter die Geliebte einmal wegen eines unfreundlichen Betragens gegen sie, welches ihm die stachelnde Eifersucht eingegeben, begütigt zu haben.

Rührend spricht sich das Gefühl gequälter Liebe in den im Septemberheft der „Iris" unter dem Titel: „Im Herbst 1775" erschienenen, später „Herbstgefühl" überschriebenen Versen (B. 1, 67) aus:

Fetter grüne, du Laub,
Das Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quillet,
Zwillingsbeere, und reifet
Schneller und glänzet voller.
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;

Euch kühlet des Monds
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen,
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen. [1]

Die prangende, üppige Fülle der heranreifenden Trauben ergreift ihn, dem der höchste Genuß des Lebens in glücklicher, des vollsten Besitzes der Erwählten sich freuender Liebe versagt ist, mit tiefster, zu Thränen rührender Wehmuth; der Herbst soll ihm die Früchte seiner Liebe nicht zeitigen. Das Gedicht scheint Ende August oder in den ersten Tagen des September zu Offenbach entstanden zu sein, wohl kaum zu Frankfurt, obgleich man sich denken könnte, daß an der Hinterseite des väterlichen Hauses Weinstöcke bis zum sogenannten Gartenzimmer (B. 20, 8 f.) hinauf gezogen worden wären.

Um diese Zeit war auch Fräulein Delf wieder in Frankfurt, welche den Ausgang der durch ihre übereilte Vermittlung zur Verlobung gediehenen Verbindung wohl voraussah, und nicht verfehlte, den Dichter zu sich nach Heidelberg einzuladen, welche Einladung dieser aber freundlich ablehnte, da es ihn nach anderen Punkten hinzog.

Am 10. September betheiligten sich Goethe und Lili bei der Vermählung des in ihrem Kreise gern gesehenen Predigers Ewald in Offenbach, [2] zu deren Feier der Dichter das später, mit nicht

[1] Schon in der ersten Ausgabe der Werke schrieb Goethe V. 2 am Rebengeländer, V. 4 quellet, V. 5 Zwillingsbeeren, V. 6 glänzend, was wohl kaum den Vorzug verdient, V. 10 fruchtende, V. 11 Mondes. Unter den Zwillingsbeeren sind wohl rothe und weiße Trauben zu verstehn, die nebeneinander am Hause heraufgezogen wurden; auch diese Verschlingung spricht den Dichter symbolisch an.

[2] An diesem Tage ward nach dem Offenbacher Kirchenbuche Johann Ludwig Ewald, hochfürstlich Isenburg-Birsteinischer zweiter reformirter Prediger in Offenbach, mit Rahel Gertrud du Fay aus Frankfurt nach

unbedeutenden Veränderungen, berühmt gewordene „Bundeslied" (B. 1, 95 f.) dichtete,[1] das von vier Personen, wohl André (oder d'Orville?) und dessen Frau, Lili und Goethe gesungen ward.

Den künft'gen Tag und Stunden,
Nicht heut' dem Tag allein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein.
Euch bracht' ein Gott zusammen,
Der uns zusammenbracht'.
Von schnellen ew'gen Flammen
Seid glücklich durchgefacht!

Ihr seid nun eins, ihr beide,
Und wir mit euch sind eins.
Auf, trinkt der Dauer Freude[2]
Ein Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küsset treu

einer besondern Erlaubniß getraut, nachdem auf hohe Erlaubniß die drei Proklamationen an demselben Tage, dem 5. September, hintereinander erfolgt waren. In Frankfurt geschah die Proklamation am 27. August. Vgl. Maria Belli VI, 85.

[1] In der ursprünglichen Gestalt erschien es zuerst im Jahre 1776 im Februarhefte des „Merkur" (XIII, 123 f.). Goethe's Angabe, das Gedicht sei zu Ewald's Geburtstag geschrieben (B. 22, 306), hat Viehoff (Kommentar I, 297) mit Recht bezweifelt, und seine Vermuthung, es sei zum Hochzeitstag bestimmt gewesen, hat Varnhagen von Ense durch Ewald's Erzählung bestätigt; wäre ihm der Hochzeitstag Ewald's bekannt gewesen, so würde er es nicht, wozu freilich Goethe's die Zeitfolge verletzende Erzählung verleitet, vor die schweizer Reise gesetzt haben. Döring hat in der Schrift „Goethe in Frankfurt" S. 55 dem Gedichte irrig die Jahrszahl 1774 vorgesetzt. 1775 gibt richtig die Quartausgabe.

[2] Soll wohl Dauerfreude heißen. Nicht selten finden wir in Goethe's älteren Briefen nach der Sitte der Zeit die Theile einer Zusammensetzung ohne weiteres als zwei Wörter geschrieben. Ganz so schreibt Goethe's Mutter einmal in einem Briefe an Schönborn Himmel Freude statt Himmelsfreude.

Bei diesem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Nicht lang in unserm Kreise,
Bist nicht mehr neu darin,
Kennst schon die freie Weise
Und unsern treuen Sinn.[1]
So bleib' zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unser Bund gestört!

Uns hat ein Gott gesegent[2]
Ringsum mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend
So frisch sei unser Glück!
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan;
Und bleiben lange, lange,
Fort ewig so gesellt.
Ach, daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr sollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einst von vieren
Das Schicksal von euch treibt:

[1] Anrede an die Neuvermählte, welche im Offenbacher Kreise erst seit kurzem bekannt war.

[2] Diese mundartliche Form fordert offenbar der Reim. In allen Abdrücken steht gesegnet.

Ist's doch, als ob er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück!

Als Ewald mit der Geliebten sich verband, mußte es dem Dichter, der seinen Freund, nicht weniger den innigst verbundenen Komponisten André, so ganz glücklich fühlte, schwer auf's Herz fallen, daß ihm selbst dieses Glück verwehrt sei, weshalb er nicht unterlassen konnte, in diesem Liede anzudeuten, daß es ihn bald von hinnen treiben werde, da seinen Bund mit Lili das Schicksal verwehre, daß er aber auch noch in der Ferne dieses edlen Freundeskreises sich immerfort erinnern und in dieser Erinnerung sein Glück finden werde. Mit Lili selbst stand er nicht zum besten, da er sie durch seine Eifersucht verletzt hatte; freilich wäre diese bereit gewesen, allen Hindernissen zum Trotz sich mit ihm zu verbinden, aber seine Eifersucht war ihr unerträglich, und sie erkannte, wie er vor allen Schwierigkeiten, die sich ihrem Bunde entgegenstellten, mit ängstlicher Scheu zurückwich, zu keinem kräftigen Entschlusse sich ermannen konnte, weil ihm der Muth fehlte, den Kampf mit den äußeren Verhältnissen zu bestehn, wogegen seine Seele sich den schrecklichsten Seelenkämpfen gewachsen fühlte und immer reiner aus ihnen hervortrat.

Am späten Abend des Hochzeitstages trieb es ihn aus dem fröhlichen Kreise der Gäste unter den vollen Sternenhimmel, wo er die süßesten Thränen der Liebe weinte; denn Lili's glänzende Liebenswürdigkeit war ihm nie mit dieser Allgewalt entgegengetreten. „Heut' vor acht Tagen war Lili hier," schreibt er am 17. September an Auguste. „Und in dieser Stunde (zehn Uhr Abends) war ich in der grausamst-feierlichst-süßesten [1] Lage meines ganzen

[1] Es ist dieselbe in späteren Jahren bei unserm Dichter besonders hervortretende Verbindung, wie wenn er sonst sagt, „ein lustig-bequem-gefälliges Schiff" (B. 18, 283), pantomimisch-mimisch lakonische Absurditäten" (B. 24, 142) u. a. Vgl. meinen Faustkommentar II, 408. Ja er wagt sogar „Thebaisch-junges Volk", „körperlich-ritterliche Uebungen", „diplomatisch-militärische Bekannte", „ein Weimarisch-lithographisches Heft" u. a.

Lebens, möcht' ich sagen. O Gustchen, warum kann ich nichts davon sagen! warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich alles seelenvoll umgab! Und in der Ferne die Waldhorn (sic)[1] und der Hochzeitsgäste laute Freuden! Gustchen, auch seit dem Wetter bin ich — nicht ruhig, aber still — was bei mir still heißt, und fürchte nur wieder ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht."

Am 14. September erhielt Goethe einen Brief von Auguste, der ihre Verwunderung über sein Schweigen aussprach. Diese rieth dem Dichter, er möge doch sein ungleiches Verhältniß zu Lili, über welches sie durch die Brüder näher unterrichtet war, da ihre Charaktere, beide in ihrer Art so trefflich, nicht zusammenpaßten, lieber ganz aufgeben, worauf er denn sofort nach der Lesung des Briefes, kurz vor Tisch, erwiedert: „Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicher Weise macht der Abstand von mir[2] das Band nur fester, das mich an sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht alles sagen! Es geht mir zu nah', ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompte (sic) dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Augen würden mir Ubald's Schild,[3] und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen, und — Ja, Gustchen, wir

[1] Man erinnere sich, wie ahnungsvoll ihn in der Zeit seiner Liebe zu Friederike der aus der Ferne erschallende Ton von ein paar Waldhörnern in der einsam stillen Nacht vor dem hochgelegenen Jagdschlosse zu Neukirch umfing, „der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte" (B. 21, 257 f.).

[2] Es ist nur an den Abstand ihrer Charaktere zu denken; er kennt die Neigung Lili's, alle anzuziehen, allen gefallen zu wollen, aber er wünscht gerade, daß sie diese Neigung ihm zu Liebe überwinde, und hängt deshalb an ihr um so inniger.

[3] Eine Anspielung auf Ubaldo's diamantenen Schild, in welchem Rinaldo das Bild seiner schmachvollen Weichlichkeit erblickt (Tasso XIV, 77. XVI. 29 ff.), finden wir auch in einem Briefe an Schiller (Nro. 907. vgl. Riemer I, 39*) und B. 22, 201.

wollen das lassen. — Ueber des Menschen Herz läßt sich nichts sagen, als mit dem Feuerblick des Moments." „Heut' bin ich ruhig," hatte er vorher geäußert; „da liegt zwar meist eine Schlang' im Grase.[1] Hören Sie, ich hab' immer eine Ahnung, Sie werden mich retten, aus tiefer Noth; kann's auch kein weiblich Geschöpf, als Sie. Danke zuerst für Ihre lebendige Beschreibung alles, was Sie umgibt; hätt' ich nur jetzt noch einen Schattenriß von Ihrer ganzen Figur! Könnt' ich kommen! Neulich reist' ich zu Ihnen! Durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich weder rechts noch links um, nach Kopenhagen, und kam und trat in Ihr Zimmer, und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen, und rief: „Gustchen, bist du's?" Es war eine selige Stunde, da mir das lebendig im Kopf und Herzen war." Man sieht, wie gewaltig das Feuer der Liebe zu Auguste, der idealisch gedachten Freundin, in ihm angefacht war, so daß diese ihn leise abwehren mußte. Wie später Frau von Stein aus einer Trösterin und Beruhigerin zur Heißgeliebten des Dichters wurde, so daß diese allen Einfluß, den sie auf ihn übte, anwenden mußte, um ihn in seine Schranken zurückzubannen, so wäre Auguste, die ihn in seinem Schmerz tröstete und aufrecht hielt, ganz an Lili's Stelle getreten, hätte das Schicksal ihn, statt nach Weimar, nach Kopenhagen in ihre Nähe geführt. Aber hier standen ihm freilich noch schlimmere Hindernisse entgegen, als bei Lili, da er an eine Verbindung mit einer Reichsgräfin nicht denken konnte; dieser Abstand aber scheint gerade den Briefen an Auguste, die trotz desselben sich so herzinnig mit dem Dichter unterhielt, eine so feurige Glut verliehen zu haben. Am Nachmittage schreibt Goethe: „Dein gut Wort wirkte in mir; da sprach's auf einmal in mir: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht? Und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser? Gustchen! — Laß mein Schweigen dir sagen, was keine Worte sagen können!" Hierin ist eine Andeutung kaum

[1] Nach dem sprichwörtlich gewordenen Virgilischen Halbvers: Latet anguis in herba (Buc. III, 93).

zu verkennen, daß Auguste ihn besser verstehe, ganz zu seinem Sein und Wesen stimme. Das, was er an Lili jetzt vermißt, die sich völlig hingebende, dem Geliebten zu Gefallen alle ihre Neigungen opfernde leidenschaftliche Glut, überträgt er auf das Ideal, welches er in Auguste sich vorstellt, gleichsam Lili zum Trotz. Am Abend kann er nicht zur Ruhe gehn, ehe er der Freundin gute Nacht gewünscht und sein Herz von neuem eröffnet hat. „Gute Nacht, Gustchen! Heut' einen guten Nachmittag gehabt, der selten ist — mit Großen, das noch seltener ist. Ich konnte zwei Fürstinnen in einem Zimmer lieb und werth haben.[1] Gute Nacht! Will dir so ein Tagbuch schreiben; ist das Beste. Thu' mir's auch so! ich hasse die Briefe und die Erörterungen und die Meinungen. Gute Nacht! So! — Ich sehe zurück, schon dreimal! Ist's doch, als wenn ich verliebt in dich wäre! und den Hut immer nähme und wieder niederlegte. Wie wollt' ich, du könntest nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen! Bei Gott! was hier vorgeht, ist unaussprechlich fein und schnell und nur dir vernehmbar." Jetzt erst kann er sich entschließen, für heute mit einem letzten „Gute Nacht!" aufzuhören. Man fühlt, wie es in seinem Herzen gährt und stürmt, wie er vergebens nach Beruhigung schmachtet.

Auf merkwürdige Weise sehen wir von jetzt an Neigung und Abneigung gegen Lili, die ihm nicht ganz allein angehören, nicht ihre Sucht, alle anzuziehen, ihm zu Liebe aufgeben will, in schwankender Brandung sich auf und ab treiben. Am Morgen nach einer guten Nacht beschäftigt ihn der Gedanke an den am nächsten Dienstag, dem 19. September, stattfindenden Maskenball, auf dem er nicht fehlen will. Dies theilt er sofort Augusten mit. Gleich nach Tisch schreibt er: „Ich komme geschwind gelaufen, dir zu sagen, was mir drüben in der andern Stube[2] durch den Kopf

[1] Vielleicht die Fürstinnen von Waldeck und Usingen, die er in dem Briefe an Lavater vom 14. August (oben S. 324) erwähnte.

[2] Es ist nicht das Speisezimmer gemeint, das sich unten befand, sondern wohl das Gartenzimmer im zweiten Stock.

fuhr: es hat mich doch kein weiblich Geschöpf so lieb, wie Gustchen.“ So wendet sich sein Herz, während er Lili zu Liebe sich mit der Vorbereitung zum Balle beschäftigt, doch von dieser, der er grollt, zur entfernten, ihm als reines Ideal vorschwebenden Freundin. „Und meine Maske wird eine altdeutsche Tracht,“ fährt er fort, „schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstutzhut. Ach, wie dank' ich Gott, daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat, wenn's so lang währt!“ Aber schon um halb vier hat er, vielleicht von einem von Lili's Brüdern, erfahren, daß die Geliebte nicht auf den Ball komme. Wahrscheinlich hielt sie sich mit Absicht zurück oder wurde von der Mutter und den Brüdern zurückgehalten, um nicht öffentlich mit dem Verlobten zu erscheinen, da die Lösung des Verhältnisses immer entschiedener ward. „In Brunnen gefallen, wie ich's ahnete,“ schreibt er. „Meine Maske wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Ball. Aber dürft' ich, könnt' ich alles sagen! — Ich that's, sie zu ehren, weil ich deklarirt für sie bin, und eines Mädchens Herz [1] — Also Gustchen! — Ich that's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her. Und nun! — Sieh, Gustchen! so kann's allein werden, wenn ich dir so von Moment zu Moment schreibe.“ Eine Stunde später, wo der Schmerz über seine getäuschte Hoffnung ihn gewaltiger ergriffen hat, fügt er hinzu: „Ich wollt', ich könnt' mich dir darstellen, wie ich bin; du solltest doch dein Wunder sehn. Gott! so in dem ewigen Wechsel immer eben derselbe.“

Gleich am nächsten Morgen fühlt er sich wieder zu Auguste gezogen, die ihm als einzige Rettung in dem Sturme seiner Leidenschaft, ja als die einzige erscheint, welche ihn ganz glücklich machen kann. „Heut' Nacht neckten mich halb fatale Träume,“ beginnt er, „Heut' früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in

[1] Er will offenbar sagen, ein Mädchen verlange, daß man es äußerlich ehre, indem man sich als seinen gefälligen Diener beweise.

der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden solle. Gutes Muths denn, Gustchen! Wir wollen einander nicht auf's ewige Leben vertrösten! Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustchen sehn, das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt." Die Fortsetzung des Tagebuchs erfolgt Nachmittags nach halb vier Uhr, wo er schreibt: „Offen und gut der Morgen. Ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen. Hatte Fremde. Trieb mich nach Tische spassend närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehn. Ich stecke das Blatt ein, und schreibe drauß fort." Es schmerzte ihn, die Geliebte, welche das, was er ihr zur Freude gethan (vielleicht ist ein Gedicht mit einer kleinen Zeichnung zu verstehn) nicht besonders freundlich aufgenommen haben mochte, im Schwarm ihrer Verehrer zu sehn. Von Offenbach aus wendet er sich Abends sieben Uhr wieder an die Freundin, der er meldet, daß er in einem Kreise von Menschen sich befinde, die ihn recht lieb haben, oft mit ihm leiden; es ist die Familie André gemeint, bei der er in Offenbach wohnte, und der er mit dem leidenschaftlichen Ueberstürzen seiner Gefühle oft lästig fallen mochte. Er sitzt wieder an demselben Schreibtischchen, an dem er vor der Schweizerreise geschrieben; es ist der Brief vom 6. März gemeint. „Lieb Gustchen! — da ist ein junges Paar in der Stube, das erst seit acht Tagen verheiratet ist!" fährt er fort. „Eine junge Frau liegt auf dem Bette, die der angenehmsten Hoffnung eines lieben Kindes entgegenschmerzet. Ade für heute! Es ist Nacht, und der Main blinkt noch aus den dunkeln Ufern." Das schmerzliche Gefühl, daß ihm das gehoffte eheliche Glück noch fern liege, durchzuckt ihn. Das junge Ehepaar ist Prediger Ewald mit Frau, welche Frau André besuchen, die keineswegs in demselben Zimmer liegt, in welchem sich Goethe befindet, wie A. von Binzer annimmt.

Der folgende Tag, der 17. September, ein Sonntag, verging

ihm zu Offenbach „leidlich und stumpf". Beim Aufstehen war es ihm gut, und er machte eine Szene an „Faust". Darauf „vergängelte" er ein paar Stunden, „verliebelte" ein paar mit einem Mädchen, einem seltsamen Geschöpf, welches auch die Stolberge in Offenbach gesehen hatten (vgl. oben S. 289), aß dann in Gesellschaft von einem Dutzend „guter Jungens, so gerad, wie sie Gott erschaffen hat" (die vermuthlich aus Frankfurt an dem schönen Sonntag herübergekommen waren), fuhr hernach auf dem Wasser auf und nieder, da er die Grille hatte, selbst fahren zu lernen, spielte darauf ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit „guten Menschen", wohl mit Ewald, nebst dessen Gattin und André. „Und nun sitz' ich, dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer."[1] Treffender konnte der Dichter das ängstliche Haschen nach Vergnügungen kaum bezeichnen, womit er die Qualen seiner leidenschaftlichen Liebe zu betäuben, seine ihn bestürmenden Gefühle zu täuschen vergeblich bestrebt war. Die Eifersucht und der Groll gegen Lili, die es nicht aufgeben wollte, alle anzuziehen, war von Tage zu Tage gestiegen; er gedachte der Geliebten zu trotzen, diese aber wollte sich seinen herrschsüchtigen, ihr ein unschuldiges Vergnügen mißgönnenden Launen nicht fügen, und so wurde das geliebte, ganz für einander geschaffene Paar um so weiter voneinander entfernt, je mehr Verwandte und Freunde diese Stimmung zu ihrem Zwecke zu benutzen wußten. In Auguste aber glaubte er in der Verblendung seiner Eifersucht einen vollen Ersatz für den großen Verlust zu finden, den er doch nicht ganz verschmerzen konnte. So schließt er denn seine Herzensergießungen

[1] Da das Bild sehr stark an das Rattenlied im „Faust" erinnert, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Szene, die er Morgens an diesem Drama schrieb, die in Auerbach's Keller gewesen, so daß er also diese lustige Szene im schneidendsten Gegensatze zu dem alle seine Nerven durchzitternden Liebesschmerz gedichtet hätte.

an diese, nachdem er des gerade vor acht Tagen gefeierten Hochzeitabends (vgl. oben S. 336) Erwähnung gethan hat, mit den Worten: „Gute Nacht, Engel! Einzigstes, einzigstes Mädchen! — und ich kenne ihrer viele. — — — — —“

Am andern Morgen, Montag den 18. September, will er zuerst wieder auf dem Main fahren. „Mein Schiffchen steht bereit,“ schreibt er; „ich werd's gleich hinunterlenken. Ein herrlicher Morgen! der Nebel ist gefallen, alles frisch und herrlich umher! — Und ich wieder in die Stadt, wieder an's Sieb der Danaiden! Ade!“ Mit dem durchlöcherten Fasse der Danaiden vergleicht er die Stadt, weil die vielen jetzigen Zerstreuungen und Vergnügungen nicht in der Seele haften, sondern wirkungslos, ohne wahre Freude zu gewähren, vorübergehen. Als er darauf vom Fahren auf dem Wasser zurückkommt, schreibt er weiter: „Ich hab' einen offenen, frischen Morgen! O Gustchen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden! Beste, ich bitte dich, schreib' mir auch so ein Tagbuch! Das ist das einzige, was die ewige Ferne bezwingt. — — — — — — — —“ Der schwankende Zustand seiner Seele wird ihm immer schmerzlicher, er sehnt sich nach Beruhigung, die ein Bild von Augustens seligem Frieden ihm verleihen würde, da ihre wirkliche Gegenwart ihm versagt ist. Er kehrt darauf nach Frankfurt zurück, von wo er noch in später Nacht, um halb zwölf, eben nach Hause zurückgekehrt, der entfernten Freundin bekennt: „Hab' getrieben und geschwärmt bis jetzt. Morgen geht's noch ärger. O Liebste! Was ist das Leben des Menschen! Und doch wieder die vielen Guten, die sich zu mir sammeln! — das viele Liebe, das mich umgibt! — — — Lili heut' nach Tisch gesehen — in der Komödie gesehen! Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär' ich das los! O Gustchen! — und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib' meinem

Herzen treu und lass' es gehn. — Es wird!"[1] So fühlt er sich von Lili noch keineswegs frei; er ist nur verstimmt gegen sie, weshalb er kein Wort mit ihr spricht; er will ihr trotzen. Wie dies enden werde, sieht er noch nicht; er überläßt den Erfolg dem Schicksale, thut dem Herzen seinen Willen, anstatt durch einen kühnen Entschluß sich von einem ängstigenden Verhältniß zu befreien oder der Geliebten mehr Recht widerfahren zu lassen, seine gierig leidenschaftliche Eifersucht zum Schweigen zu bringen.

Am folgenden Tage, dem 19. September, an welchem der schon vor einiger Zeit erwähnte Maskenball stattfinden soll, fährt Goethe in seinen Bekenntnissen gleich Morgens um sieben Uhr fort: „Im Schwarm! Gustchen! ich lasse mich treiben und halte nur das Ruder, daß ich nicht strande.[2] Doch bin ich gestrandet; ich kann von dem Mädchen nicht ab. — Heut' früh' regt sich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. — Eine große, schwere Lektion![3] — Ich geh' doch auf den Ball, einem süßen Geschöpfe zu Lieb, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lili geht nicht." Jetzt erst ist er mit sich einig geworden, daß er am Abend auf den Ball gehe; nicht die Liebe allein zu jenem süßen Geschöpfe — man könnte an Antoinette Gerock oder an die jüngere Fräulein Crespel oder gar an Anna Sibylla Münch denken, so daß er im Begriffe stände, sich dieser wieder zuzuwenden —, nicht diese allein treibt ihn zum Entschlusse, sondern auch, und vielleicht noch mehr, ein gewisser dem Liebesgefühl für Lili entgegentretender Trotz, daß er, obgleich er weiß, daß er diese nicht finden wird, sich auf dem Balle heiter und guter Dinge zeigt. Man denke an den Schluß von „Lili's Park". „Geht das immer so fort," schreibt er Nachmittags um halb vier, im tiefen

[1] Der am Schluß stehende Gedankenstrich soll das Ende der diesmaligen Mittheilung, wie nicht selten, bezeichnen, keineswegs das Abbrechen des Gedankens. Zu es wird ist aus dem vorhergehenden gehn zu ergänzen.

[2] Vgl. oben S. 329 Note 1.

[3] Er meint sein ganzes Verhältniß zu Lili, das für ihn eine harte Probe sei.

Gefühle seiner Unbefriedigung; „zwischen kleinen Geschäften durch immer Müßiggang getrieben, nach Domino's und Lappenwaare. Hab' ich doch mancherlei noch zu sagen. Adieu! Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorener. — —" Aber bald sollte er überwunden haben; das Elend seiner Lage, das ihm jetzt so lebhaft vor die Seele trat, machte ihn stark, seiner Leidenschaft zu entsagen. Er geht Abends in's Theater, woraus er um acht Uhr zurückkommt, um sich zum Balle anzuziehen; doch wendet er sich vorher noch an seine Auguste. „O Gustchen, wenn ich das Blatt zurücksehe! welch ein Leben!" beginnt er. „Soll ich fortfahren oder mit diesem auf ewig endigen? Und doch, Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß in all dem Nichts sich doch wieder so viele Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen, närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heiterer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sicherer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt, und so endlich lauter werden wird, wie gesponnen Gold — da lass' ich's denn so gehn — betrüge mich vielleicht selbst. — Und danke Gott. Gute Nacht! Addio! — Amen. 1775." Hier ist der entschiedene Wendepunkt für Goethe's Leidenschaft zu Lili eingetreten; er sieht, wie diese Leidenschaft für ihn nur eine Läuterung gewesen, und er fühlt sich beruhigt, daß er den Muth hat, ihr zu entsagen. Die fast andächtige Stimmung,[1] mit welcher Goethe kurz vor dem Balle Augusten gute Nacht wünscht, hat bei einer so durchaus wahren, unverzerrten Natur etwas Erschütterndes, da sie vernehmlicher, als alles auf den eben bestandenen Seelenkampf hindeutet, auf das endliche Aufathmen aus tiefer Noth, auf die wiedererrungene Freiheit, für welche sein Herz dem Himmel innigsten Dank weiß.

Bis sechs Uhr früh bleibt er auf dem Balle, obgleich er sich nur an zwei Menuetten betheiligt; er hat sich den größten Theil

[1] Man bemerke das schließende Amen (vgl. oben S. 279 f.), das Addio und das gleich vorhergehende: Und danke Gott.

der Zeit mit einem „süßen Mädchen" unterhalten, welches, da es am Husten litt, am Tanze keinen Antheil nehmen konnte; ihm zu Liebe ging er, wie er am Morgen schrieb, auf den Ball. Am Abend des 20. September vor halb acht äußerte er gegen Auguste,[1] nachdem er dieses gemeldet hat: „Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich dir lebhaft! — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht; du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ'." Jetzt, wo er Lili ganz aufgegeben hatte, zogen ihn auch wieder andere Mädchen seiner Bekanntschaft lebhaft an, zu denen sich ein zärtliches Verhältniß zum Theil schon früher gebildet hatte, aber kein leidenschaftliches. Vgl. oben S. 182. „Hab' geschlafen bis eins," fährt er fort, „gegessen, etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meiningen mich dargestellt, um's Thor gangen, in die Komödie, Lili sieben Worte gesagt, und nun hier. Addio!" Wenn er in der Zeit der innern Gährung, wo er Lili grollte, kein Wort mit ihr gesprochen, so konnte er jetzt, wo er sich von ihr frei fühlte, sich auch wieder offen mit ihr unterhalten. Um die damalige Zeit waren in Frankfurt viele fürstlichen Personen anwesend. Im „Frankfurter Journal" vom 22. September lesen wir: „Unter den vielen durchlauchtigen Herrschaften, welche sich allhier aufhalten, befinden sich der regierende Herzog von Sachsen-Weimar (er hatte die Regierung am 3. September angetreten), die verwittwete Markgräfin von Baireuth, die verwittwete Herzogin von Sachsen-Meiningen nebst Dero durchlauchtigen Prinzen 2c."

In Folge jenes Besuches scheint denn Goethe am folgenden Tage, dem 21. September, von dem Meiningischen Hofe zur Tafel

[1] Er beginnt mit der Bemerkung: „Wieder angefangen Mittwoch den 20., ob zum Zerreißen oder wie! Genug, ich fange an." Die ewige Zerstreuung, in welcher er lebt, ist ihm so zuwider, daß er nicht weiß, ob er es über sich bringen wird, die Beschreibung derselben der holden, ihm so liebevollen Freundin zu senden.

eingeladen worden zu sein; da er sich aber einer solchen Gnade von dieser Seite her nicht versah, und damals auch der Herzog von Sachsen-Weimar sich zu Frankfurt befand, so stand er im Wahne, von diesem eingeladen zu sein. Am Morgen dieses Tages schreibt er an Auguste: „Ich habe mir in Kopf gesetzt, mich heut' wohl anzuziehen. Ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider, den ich mir hab' in Lyon sticken lassen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungeduld, als die Bekanntschaft eines Mannes von Geist, der sich auf eben die Stunde bei mir melden ließ. [1] Schon ist was mißglückt. Mein Perückenmacher hat eine Stunde an mir frisirt, und wie er fort war, riß ich's ein, und schickte nach einem andern, auf den ich auch warte." Wohlangezogen ging er, wie er in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 404 f.) erzählt, in den Gasthof „zum Römischen Kaiser", wo beide herzoglichen Höfe wohnten, und da er die Zimmer der weimarischen Herrschaften leer fand, so verfügte er sich zu den Meiningischen Prinzen, wohin sich, wie er hörte, der Herzog von Weimar nebst Gefolge begeben hatte. Hier wohl aufgenommen, erwartete er den Ausgang, indem er der Meinung war, es sei dies ein Besuch vor Tafel, oder man speise diesmal zusammen. Als die Weimarische Gesellschaft sich endlich in Bewegung setzte, schloß er sich dieser an, aber zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß diese nicht etwa in ihre Gemächer ging, sondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wagen, und ihn allein stehn ließ. Die Eltern waren höchst erstaunt, ihn, da sie eben beim Nachtisch waren, eintreten zu sehn, und der Vater schüttelte ungläubig den Kopf, aber am Nachmittage löste sich das Räthsel auf, da der Meiningische Oberhofmeister, Freiherr von Dürkheim, dem Dichter begegnete, und ihn mit anmuthig scherzhaften Vorwürfen zur Rede stellte, daß er nicht zur Tafel geblieben. [2]

[1] An Zimmermann, den Goethe schon in Straßburg kennen gelernt hatte, kann hier nicht gedacht werden.

[2] Goethe setzt dieses in die Zeit, als der Herzog von Weimar, mit seiner Gemahlin von Karlsruhe kommend, in Frankfurt verweilte; aber damals blieb er nur bis zum folgenden Tage (am 12. Oktober kam er an

Auch am 22. September war Goethe bei den Weimarischen und Meiningischen Herrschaften, wo denn der Herzog von Weimar ihn freundlich einlud, mit ihm nach Weimar zu gehn.[1] „Es hat tolles Zeug gesetzt", schreibt Goethe am 23. September an Auguste, nachdem er seit dem Morgen des 21. ganz geschwiegen hatte. „Ich hab' nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter Alteſſen. Heute hab' ich einen Husten."

Gegen den 22. September scheint Zimmermann, von Goethe in Straßburg eingeladen, auf der Rückreise bei ihm zu wohnen,[2] in dem väterlichen Hause eingetroffen zu sein, wo er nebst seiner aus Lausanne zurückgebrachten Tochter einige Tage verweilte. Nach dem Abgange Zimmermann's, etwa den 25. oder 26. September,[3] schreibt Goethe an Lavater:[4] „Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz

und reiste am 13. ab), und es ist sehr unwahrscheinlich, daß noch damals die Meiningischen Prinzen sich zu Frankfurt befanden. Auch ist es nicht richtig, wenn er sagt, er sei nicht einbildisch genug gewesen, zu glauben, man wolle auch von Meiningischer Seite auf ihn Rücksicht nehmen. Hatte er diesen sich ja selbst vorgestellt, vielleicht auf den Antrieb des Herrn von Dürkheim.

[1] „Ich erwarte den Herzog von Weimar," schrieb er am 8. Oktober, vier Tage vor der Rückkehr desselben, an Auguste, „der von Karlsruhe mit seiner herrlichen neuen Gemahlin Luisen von Darmstadt kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar." Aehnlich äußerte er sich im Brief an Merck bei Wagner II. 54. Goethe übergeht in „Wahrheit und Dichtung" die Anwesenheit des Herzogs in Frankfurt auf der Hinreise nach Karlsruhe ganz und gar, und verlegt das hierher Gehörige in die Zeit der Rückreise von dort.

[2] Auf der Hinreise war er nach dem „Frankfurter Journal" im Gasthofe „zum Römischen Kaiser" abgestiegen.

[3] Anfangs Oktober schreibt Goethe an Merck: „Zimmermann grüßt dich; er ist Nachts durch Darmstadt kommen."

[4] Hirzel setzt den Brief gegen jede Möglichkeit in den Juni 1775, wo Zimmermann die Reise nach der Schweiz noch nicht angetreten hatte. Aber Viehoff (II, 207. 226) hat sich dadurch täuschen lassen.

zersplittert hatte. Vater und Mutter sind vor's Bett gekommen;[1] es ward vertraulich diskurirt; ich hab' meinen Thee getrunken, und so ist's besser. — Es gibt der Zerstreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar ist hier, wird nun bald Luisen davontragen. — Ich bin seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt!" Zimmermann selbst meldet am 22. Oktober (vgl. oben S. 317, Note 1) an Frau von Stein: **Je suis revenu le 5. Octobre avec ma fille de Lausanne à Hannovre. — J'ai été logé à Francfort chez Mr. Goethe, un des génies les plus extraordinaires et les plus puissants, qui ayent jamais paru dans le monde.** Und am 29. Dezember, als Goethe in Weimar bereits das allgemeinste Aufsehen gemacht hatte, rühmt er das Goethe'sche Haus, **où on nous a fait une réception charmante, et où j'ai passé d'aussi heureux jours, que j'ai jamais passé en ma vie.** Von der Gewalt von Goethe's Persönlichkeit heißt es: **Précédé (?) aussi brillante et aussi généralement reconnue que la sienne, portant d'ailleurs à la première vue la foudre dans ses yeux, il a du toucher tous les cours par sa bonhommie infiniment aimable et par l'honnêteté, qui va de pair avec son génie sublime et transcendant. Ah, si vous aviez vu, que le grande homme est vis à vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils, vous auriez eu bien de la peine,** um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehn" (vgl. oben S. 317).

Goethe schildert Zimmermann bei Gelegenheit dieses Besuches, den er am Ende des dritten Bandes von „Wahrheit und Dichtung", der Zeitfolge nach ein Jahr zu früh, bringt, als einen großen und stark gebauten, von Natur heftigen und gerade vor sich hin lebenden Mann, der aber sein Aeußeres und sein Betragen so völlig in seiner Gewalt gehabt habe, daß er im Umgange als ein gewandter, weltmännischer Arzt erschienen sei, und

[1] Diese waren erfreut, daß er das Verhältniß zu Lili abgebrochen hatte, und zeigten sich deshalb jetzt viel zutraulicher, als in der vorhergehenden Zeit.

seinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgang einen ungeregelten Lauf gelassen habe. Seine Unterhaltung sei mannigfaltig und höchst unterrichtend gewesen, und wenn man ihm nachgesehen, daß er sich, seine Persönlichkeit und seine Verdienste sehr lebhaft vorempfunden, sei kein wünschenswertherer Umgang zu finden gewesen. Gegen ihn habe Zimmermann sich durchaus offen und mittheilend erwiesen. Goethe scheint hier die Selbstgefälligkeit Zimmermann's, die freilich später scharf hervortrat, zu stark zu betonen. Der sonst nicht gerade zu weiß blickende Merck schreibt, nachdem er seine persönliche Bekanntschaft gemacht hat, an Höpfner (bei Wagner III, 127): „Zimmermann gewinnt außerordentlich durch persönliche Bekanntschaft. Alle seine Schriften sind, wie bekannt, eitel exercitia, allein wenn man ihn sieht, so ist's ein ganzer Mann von ungemeiner Punktuation, mit Wärme, Menschenliebe und „dabei seltener Weltfeinheit und Eleganz gepaart." Tissot, der im Jahre 1775 Zimmermann fünf Wochen in seiner Nähe besaß, schildert ihn also:[1] „Ich sah den genialen Mann, der schnell einen Gegenstand in allen seinen Beziehungen zu fassen wußte, und dessen Einbildungskraft ihn in den schönsten Bildern darstellen konnte. Sein Gespräch war lehrreich, geist- und geschmackvoll, geknüpft an eine Menge anziehender Thatsachen; seine Physiognomie war immer belebt und ausdrucksvoll; er sprach von allem mit einer großen Bestimmtheit." Weiter unten (S. 271 f.) heißt es: „Seine Seele war rein, sein Herz vortrefflich; niemand konnte seinen Pflichten mehr anhängen; er war ein guter Sohn, ein guter Ehemann, ein guter Vater; die Freundschaft war in ihm die feurigste Empfindung, und wenn er in bekümmerten Augenblicken das unbedeutendste Unrecht gegen seine Freunde hatte, so machte er es mit der größtmöglichsten Herzlichkeit und Lieblichkeit wieder gut. Dankbarkeit war einer seiner ausgezeichnetsten Züge; bis an's Ende vergaß er nicht den kleinsten Dienst, den man ihm vor vielen Jahren

[1] Leben des Ritters von Zimmermann S. 172 ff. der deutschen Uebersetzung.

erwiesen hatte. Die Empfindlichkeit seiner Nerven war ihm oft nachtheilig, vielleicht brachte sie einige kleine Ungleichheiten in sein Benehmen, welche ihm ein unrichtiges Urtheil von denen, die ihn nur wenig sahen, zuzog. — Dieser nämliche Zustand seiner Nerven machte ihn so ganz außerordentlich stark empfindlich gegen die kleinen Bitterkeiten, mit welchen das Leben angefüllt ist —; ich habe ihn davon einigemal in einem Grade affizirt gesehen, daß man ihn verkennen konnte." Auffallend ist es, daß Goethe, welcher seines von Meckel nur halb geheilten Leibschadens gedenkt, die unglückliche Ueberreizung seiner Nerven unerwähnt läßt.

Goethe beschuldigt ihn in „Wahrheit und Dichtung" besonders einer harten und tyrannischen Behandlung gegen seine Kinder.[1] Wir müssen die ganze Stelle hier ausheben. „Eine Tochter, die mit ihm reiste, war, als er sich in der Nachbarschaft umsah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa sechzehn Jahr alt sein. Schlank und wohlgewachsen trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus, wie ein Bild; sie äußerte sich selten, in Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden

[1] „Dieser tadelnswürdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes würde ich kaum erwähnen," fügt Goethe hinzu, „wenn dieselbe nicht schon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und andere in seinen letzten Stunden gequält; denn auch jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie." — Goethe scheint hier auf die Schriften von Wichmann „J. G. Zimmermann's Krankheitsgeschichte" und von Marcard „Beitrag zur Biographie des seligen Hofrathes und Ritters von Zimmermann" (vgl. „allgemeine Literaturzeitung" von 1796 Nro. 122 und 285), wie auf den Aufsatz von Baldinger „J. G. Zimmermann, wie er gesund und krank war", in dessen „neuem Magazin für Aerzte", Band 18 Stück 2 hinzudeuten, die ich nicht vergleichen kann. Die gewöhnlichen Lebensbeschreibungen bis zu Döring (im vierzehnten Bande der „Zeitgenossen" herab) erwähnen davon nichts, da sie fast nur, meist wörtlich, Tissot ausschreiben.

Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf, und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie, als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden; sie habe es mit Noth so lange getragen, weil sie geglaubt, es sei in jeder Familie nicht anders; da sie aber nun eine so liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war sehr bewegt, als sie mir diesen leidenschaftlichen Erguß hinterbrachte; ja sie ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie nicht undeutlich zu verstehn gab, sie würde es wohl zufrieden sein, das Kind im Hause zu behalten, wenn ich mich entschließen könnte, sie zu heiraten. „Wenn es eine Waise wäre," versetzt' ich, „so ließe sich darüber denken und unterhandeln; aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist!" Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Alter nicht hoch gebracht."

Diese ganze Darstellung bedarf der allerwesentlichsten Berichtigungen. Zimmermann's Tochter war keineswegs bis dahin im Hause des Vaters verblieben, vielmehr hatte dieser sie im Jahre 1773, nach dem Tode ihrer Mutter und Großmutter, nach Lausanne zu Tissot gesandt, bei welchem sie zwei Jahre unter den Augen würdiger Frauenzimmer verlebte. Der Vater holte sie im Herbst 1775 nach Hause zurück, brachte sie nicht, wie Goethe sagt, in eine Pension. Sie war damals nicht sechzehn, sondern achtzehn Jahre alt. Einige Wochen nach ihrer Entfernung aus der Schweiz erschoß sich dort ihr erster und einziger Geliebter. Von einer harten Behandlung der Tochter von Seiten des Vaters weiß Tissot nichts, und unmöglich konnte sie, nachdem sie zwei Jahre von Hause weggewesen, Goethe's Mutter bekennen, sie habe geglaubt, in jeder

Familie herrsche die tyrannische Behandlungsart. Goethe nahm an ihr ein näheres Interesse, wie sich aus dem Brief an Lavater ergibt, wo es heißt: „Seine (Zimmermann's) Tochter ist so in sich nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die Thüre leis' angelehnt; es würde sie ein leise lispelnder Liebhaber eher, als ein pochender Vater öffnen." An Frau von Stein, zu welcher Goethe von Zimmermann's Tochter nicht ohne Theilnahme gesprochen, schreibt Zimmermann: **Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille, qui n'est point développée encore, qui a été timide et craintive dans sa maison. — Ce cher enfant est sans doute d'une grande consolation pour moi, et je ne vois que trop, qu'il sera aussi naturel que raisonnable, qu'elle soit mon dernier amour.** „Er nahm seine Tochter mit zurück," erzählt Tissot) S. 176 f.), „die alle Vollkommenheiten in sich vereinigte, unbegrenzte Zärtlichkeit einem Vater einzuflößen, dessen Lebensglück sie gewesen sein würde, hätte nicht einige Zeit nach ihrer Abreise von Lausanne ein heftiger Kummer ihre Gesundheit so zerrüttet, daß die Folgen nicht zu heben waren." Sie starb im Sommer 1781. Zimmermann selbst hat ihr im dritten Theil des Werkes „über die Einsamkeit" ein schönes Denkmal gesetzt. „Einsamkeit war ihre Welt," schreibt er, „und Eingezogenheit ihre Freude. — Sie unterwarf sich mit heiliger Gelassenheit jeder Fügung Gottes, und hatte die größte Leidensfähigkeit bei tiefer angeborener Schwäche. Sanft und gütig, liebreich und doch immer stille, gepreßt, furchtsam und zurückhaltend, und selten anders als durch eine Art von kindlichem Enthusiasmus mittheilsam, war die weibliche Seele, von der ich hier spreche, und die mir durch ihr stilles Leiden unter der größten Marter gezeigt hat, welche Kraft die Seele, oft bei der größten Schwäche des Körpers, in der Einsamkeit erwirbt. Alles Gute machte ihr Eindruck; aber sie war lässig in allen ihren Aeußerungen und in allem ihrem Thun, bei wenigen guten Freundinnen ausgenommen, wo Furcht sie nicht niederhielt. Sie hatte einen aus Naturkräften mir unerklärbaren Heldenmuth zum Dulden und Leiden, auch, so oft sie wollte, einen

über die Welt weggehobenen Sinn, und zu meinem größten Erstaunen eine selbständige Erhabenheit und ein Wegsehen über allen Flitter, den die Menschen schätzen und fürchten. Göttlich freudig sah ich sie immer, wenn sie vom heiligen Abendmahl kam. Sie traute Gott ganz, sich selbst durch eigenen Antrieb in nichts; und doch alles, was ich wollte, daß sie thue, das that sie. Sie war ein äußerst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte, und es mir nie sagte. Ich hätte mein Leben für sie hingegeben, und sie das ihrige für mich. Es war meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das Höchste, was sie zu meiner Freude wagte, war, daß sie mir etwa eine Rose brachte, aus ihrer Hand ein Schatz. Ganz unvermuthet und schrecklich anhaltend befiel sie ein ungewöhnlich großer Blutsturz aus ihren Lungen, von dessen tödtlichem Ausgang ich bei ihrer Leibesbeschaffenheit in der ersten Stunde gewiß war. Zwölfmal in diesen Tagen stürzte ich nieder von einem krampfhaften und wüthenden Schmerz, der mich zu tödten schien. Das wußte sie nicht. Sie wußte auch nicht, daß ich ihren Zustand für so gefährlich hielt; aber sie fühlte die Gefahr, und sagte es mir nie. Sie lächelte, wenn ich kam; sie lächelte, wenn ich ging. Die ganze Krankheit hindurch, unter tief verwickelten, entsetzlichen Leiden, klagte sie niemals. Auf alle meine Fragen gab sie mir eine kurze, sanfte, liebreiche Antwort; aber sie erzählte nichts. Ihr Körper fiel in Trümmern unter Blicken der süßesten Milde und der innigsten Liebe. Sie, ach! sie, mein Kind, meine einzige Tochter, starb vor meinem zitternden Antlitz in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre, im neunten Monat ihrer Krankheit. In ihrem Leichnam fand sich, außer den gewöhnlichen Todesursachen der Schwindsucht in beiden Lungen, die Leber ungewöhnlich groß, der Magen ungewöhnlich klein und in einen ganz ungewöhnlich kleinen Klump zusammengepreßt, und das Gekröse voll Verhärtungen. Also Uebel genug, um die Seele zu binden, zu hemmen und zu pressen! Zufälle verstopfter Eingeweide hatten sich von ihrer ersten Jugend an bei ihr geäußert. Eine beinahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen behielt sie bis an ihren Tod, seitdem sie zärtlich,

liebreich und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung an meiner Hand vor einigen Jahren die Schweiz verließ, und einige Wochen nachher ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß. Aus ihren heitersten Tagen, die sie seitdem in Hannover hatte, wo man ihr sehr viel Liebe erzeigte, fanden sich in ihren Papieren die feurigsten von ihrer Hand geschriebenen Gebete zu Gott, daß sie sterben könne, daß sie bald sterbe, bald hingenommen werde zu ihrer heiligen Mutter! Es fanden sich in eben diesen Zeiten geschriebene erhabene und äußerst rührende Briefe, voll Sehnsucht nach einer schnellen, täglich gewünschten Vereinigung an diese geliebte Todte. Meines Kindes, meiner geliebten Tochter letzte, mit namenloser Agonie ausgesprochene Worte waren: Himmelsfreude heute!"

Diese liebevolle Schilderung der Tochter, welche wir absichtlich in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt haben, läßt den Gedanken an eine harte, lieblose Behandlung oder vielmehr Mißhandlung von Seiten des Vaters nicht aufkommen. Abgesehen von ihrer körperlichen Mißstimmung litt ihre still sehnsüchtige Seele gewaltig unter den Leiden ihres Vaters zuerst in Brugg (oder Bruck), dann in Hannover, welche bei diesem freilich selten eine für die Kinder erfreuliche Stimmung aufkommen ließen. „Die Gesundheit seiner Gattin," schreibt Tissot (S. 141), „die immer von der seinigen abhing, kam (in Hannover) in eine schnelle Zerrüttung; die Gesundheit seiner Kinder, die niemals stark gewesen war, wurde nicht fester; er schrieb mir oft von Hannover, wie von Brugg: Retten Sie meine Frau oder vielmehr retten Sie in ihr mich selbst! Retten Sie meine Kinder, die mir lieber, als das Leben sind!" Wie wäre hiermit eine tyrannische Behandlung der Kinder irgend vereinbar zu denken! Dagegen erkennt man sehr leicht, wie durch diese beständigen Leiden der Familie die Seele des tief gemüthlichen Kindes sich scheu in sich zurückziehen und sich nach außen verschließen mußte. Dazu kam denn im Juni 1770 der Tod der heißgeliebten Mutter, die sie fünf Monate lang die

schrecklichsten Todesqualen leiden sah, das in Folge dieses erschütternden Sterbefalls sich täglich steigernde Körperleiden des Vaters, welches ihn zu einer schmerzlichen, nicht ganz glücklich ausfallenden Operation nöthigte, dann der Tod der mit mütterlicher Liebe sie pflegenden Großmutter, die Entfernung aus dem gewohnten Kreise und endlich die Trennung vom Geliebten, deren tiefschmerzliche Wirkung sie dem Vater nicht gestehn wollte. Daß diese leidende Seele sich der herzlich liebevollen Mutter Goethe's erschloß, ist gewiß nicht zu verwundern, aber ihre Klagen werden sich nicht über die Mißhandlung des Vaters — eine solche würde sie keinem Fremden anvertraut haben —, sondern über das sie und ihre Familie verfolgende Mißgeschick ergossen haben, da sie die Heiterkeit des Goethe'schen Kreises so lebhaft empfand. Goethe nahm herzlichen Antheil an dem leidenden Kinde, aber eine Zumuthung, sich aus Großmuth mit ihr zu vermählen, mußte er, wenn sie ihm anders von der Mutter nahe gelegt wurde, entschieden ablehnen, da er wohl zärtliche Gefühle für sie hegen, aber unmöglich eine Verbindung für das Leben mit einem Mädchen schließen konnte, das er keiner heitern Lebensansicht fähig sah. Auch lag der Gedanke an eine Heirat jetzt, wo der Schmerz um Lili's Verlust in seiner Seele noch so neu war, ihm weiter ab, als je.

Auch die Behauptung, welche Goethe ihr in den Mund legt, ihr Bruder sei über die tyrannische Behandlung des Vaters wahnsinnig geworden, müssen wir als eine ganz irrige bezeichnen. Tissot, der von diesen Verhältnissen genau unterrichtet war, erzählt (S. 177 ff.) das unglückliche Schicksal des Bruders folgendermaßen. „Dieser war von seiner frühen Kindheit an einer Art von Ausschlag unterworfen, der besonders am Gesicht, am Kopf, hinter den Ohren zum Vorschein kam. War er da, so war das Kind gesund, sehr lustig und geistvoll; sobald er aber verschwand, so wurde es hinfällig, sein Geist ward unterdrückt, und es fiel in eine Art von melancholischer Apathie, die in dem Alter selten ist. Diese Abwechslung von Gesundheit und Krankheit dauerte, bis Herr von Zimmermann am Ende des Jahrs 1772 ihn nach Göttingen schickte.

Er hatte nun die Freude, zu hören, daß sich seine Gesundheit ganz verändert habe, daß er wieder heiter sei, und daß sich bei ihm große Geisteskräfte entwickelten. Von Göttingen ging er nach Straßburg,[1] wo er, angefeuert durch einen Freund, der, wie er, viel Genie, viel Eifer und viel Begierde sich auszuzeichnen hatte, aber einer bessern Gesundheit genoß, sich den Studien mehr überließ, als seine von jeher schwachen Nerven ertragen konnten, die nun auch noch Bedauern, Göttingen verlassen zu haben, affizirte; er fiel in die tiefste Schwermuth, und schrieb seinem guten Vater dringendere Bitten, ihm eine Reise nach Frankreich, England und Holland zu erlassen, als ein anderer würde angewendet haben, um einen Vater dazu zu bewegen. Bald darauf, im Dezember 1777, verlor er ganz seinen Verstand. Zimmermann schrieb mir: „Dieses Unglück verfolgt mich wie eine Furie, und verläßt mich keinen Augenblick; es hat mich in eine anhaltende und tiefe Schwermuth versetzt, und meine Nervenleiden sind wüthender, als je.“ Er schickte ihn zum Dr. Hoze (vgl. S. 305 Note 1), dessen Kur den glücklichsten Erfolg hatte, und dessen Rath, die Bäder zu Pfeffers zu gebrauchen, sehr wohlthätig war. Im April 1779 war er wieder sehr gesund, und bereitete sich zu seinen Reisen vor, um sich nachher in Brugg niederzulassen; aber die Krankheit kam plötzlich wieder, und wich keinen Mitteln mehr. Seit zwanzig Jahren ist er in einer wahren Geistesschwäche, zum Glück ohne alles Leiden und ohne allen Schmerz, mit einem gesunden Ansehen und bei einem trefflichen Mann, zu dem ihn Hoze gethan hat, und bei dem es ihm an nichts fehlt.“ Die Schwester konnte demnach unmöglich schon im Jahre 1775, wie es Goethe darstellt, den Wahnsinn des Bruders, der erst im Jahre 1777 eintrat, also zu einer Zeit, wo er Jahre lang vom väterlichen Hause entfernt gewesen, der tyrannischen Behandlung des Vaters zuschreiben. Goethe, dem die spätere Zeit Zimmermann's näher lag, wo er

[1] Hier befand er sich wohl, als Zimmermann daselbst im Juli 1775 mit Goethe zusammentraf, und vielleicht lernte letzterer ihn damals persönlich kennen.

seinen früher erworbenen Ruf durch arge Verdächtigungen und unerquickliche Zänkereien einbüßte, hat sich hier offenbare Verwechslungen zu Schulden kommen lassen; sein Gedächtniß hat ihn hier mehrfach getäuscht, und so dürfen wir auch die Angabe, Zimmermann habe, während er in der Umgebung Frankfurt's sich umgethan, die Tochter in Goethe's Hause zurückgelassen, mit Mißtrauen aufnehmen, wenn wir auch etwa einen kurzen Besuch Homburg's während dieser Zeit nicht geradezu in Abrede stellen möchten.

Nach dem Abgange Zimmermann's und des Herzogs von Sachsen-Weimar wandte sich Goethe, der sich nun, wenn auch frei, doch sehr einsam fühlte, und den Schmerz um den Verlust der Geliebten noch nicht ganz verwinden konnte, in Erwartung der Rückkunft des Herzogs, wieder der Dichtung mit entschiedener Neigung zu. Hatte er in der letzten Zeit manches an „Faust" geschrieben, wovon nicht alles später Aufnahme gefunden haben mag, so ließ er diesen, da er ihn schmerzlich an die Tage seiner Liebe erinnerte, zunächst liegen. In diese Zeit mag die Uebertragung des „Hohenliedes" fallen, welche, auf beinah zehn Quartseiten geschrieben, noch erhalten ist. [1] Viel lebhafter aber, als diese feurigen Liebeslieder des orientalischen Dichters ergriff ihn die Geschichte Egmont's, zu deren Dramatisirung er um so leidenschaftlicher griff, als es hier die Liebe eines edlen Bürgermädchens zu schildern galt, welches, dem Geliebten mit aller Glut der Seele anhängend, nichts anders als ihn wissen und kennen will, alles außer ihm verachtet und keines Blickes werth hält, gleichsam ein Gegenstück zu der vornehmen Lili, welche es nicht aufgeben wollte, ihre Anziehungskraft auf alle zu üben. Um diese Zeit schreibt er an Merck: [2] „Ich erwarte den Herzog und Luisen, und gehe mit ihnen nach Weimar. Da wird's doch wieder allerlei Guts und Ganzes und Halbes geben, das uns Gott gesegne! Leb' indessen

[1] Vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 155 f.

[2] Wagner II, 54 f., wo der Brief vom Oktober 1775 datirt ist, aber irrig nach einem Briefe vom 24. Oktober steht.

wohl, Alter, und behelf' dich im Leben! Kannst du mir zehn Karolin schicken, so thu's mit den nächsten Kärchern. Ich bedarf ihrer u. s. w. Ich hab' das „Hohelied Salomon's" übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat. — Reit' doch noch einmal herüber, ehe ich gehe! Ich bin leidlich. Hab' an „Faust" viel geschrieben."[1] „Mir ist, wie mir's sein kann," äußert Goethe in einem um dieselbe Zeit geschriebenen Briefe an die Stolberge, und fährt nach der oben S. 288 mitgetheilten derb humoristischen Stelle fort: „Wenn ich nach Weimar kann,[2] thu' ich's wohl. Gewiß aber euch zu Liebe nicht. Und keinem Menschen zu Liebe; denn ich hab' einen Pick auf die ganze Welt. Ich gönn' euch eure Reise; die ist eurer werth! Und darf sich kein Hund ihrer rühmen, und werdet begafft werden darob, wie sich's ziemt. Zimmermann hat euch weidlich gepriesen. Da sind unendliche Briefe an's Meerweib (von Haugwitz). So lebt wohl, lieben Brüder! Was ich treibe, ist . . . .[3] werth, geschweige einen Federstrich. Gustchen ist ein Engel. Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist! — — Uebrigens bin ich mit der vollkommensten — Schreibt hierher, wenn ihr nach Weimar kommt." Der kecke Humor läßt die unerquickliche Leere, die er jetzt empfindet, deutlich genug durchscheinen. Wie sehr wünschte er, daß er es wagen dürfte, in Auguste das zu finden, was er in Lili verloren hat! An jene entfernte Freundin, für welche er zuletzt am 23. September ein paar Worte niedergeschrieben, wendet er sich jetzt wieder, am 8. Oktober, einem Sonntag. „Bisher eine große Pause," schreibt er,

[1] Merck scheint im September nicht in Frankfurt gewesen zu sein, und Goethe hatte ihm wohl seit dem August (Wagner I, 69) nicht mehr geschrieben.

[2] Der Herzog hatte ihn bereits eingeladen, mit ihm zu gehn. Das wenn ich kann deutet nicht auf äußere Hindernisse, sondern auf seine Stimmung, die ihn vielleicht davon abhalten könne; er will den Freunden noch nicht bestimmt versprechen, daß sie ihn auf der Rückreise dort finden werden.

[3] Die im Original ausgerissenen Worte lauteten wohl nicht der Rede, nicht, wie A. von Binzer vermuthet, keinen Schuß Pulver.

„ich in wunderbaren Kälten und Wärmen. Bald noch eine größere Pause. Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit seiner herrlichen neuen Gemahlin, Luisen von Darmstadt, kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Deine Brüder kommen auch hin, und von da schreib' ich gewiß, liebste Schwester. Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drin, nicht warm, nicht kalt. Wann kommst du nach Hamburg?" Der Dichter, welcher auf Auguste noch immer seine Hoffnung gesetzt hatte, gedachte sie, wo möglich, in Hamburg zu sehn, wohin er wirklich gegen Ende des Jahres mit den Stolbergen gegangen wäre, hätte ihn nicht der Herzog davon zurückgehalten.[1]

Am 3. Oktober ward die Vermählung feierlichst vollzogen. Am 12. kam der Herzog mit seiner Gemahlin von Karlsruhe nach Frankfurt, von wo er schon am folgenden Tage wieder abreiste. Goethe sollte, der Verabredung gemäß in Begleitung seines in Karlsruhe zurückgebliebenen Kavaliers, des Kammerjunkers von Kalb,[2] der mit einem von Straßburg kommenden Landauer Wagen an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen werde, die Reise nach Weimar machen, welche ihm der heitere und gnädige Abschied, womit das herzogliche Paar ihn beglückte, und das freundliche Betragen der ganzen Begleitung höchst wünschenswerth erscheinen ließen. Schon hatte er gepackt und von allen Bekannten, auch von Lili, der gegenüber er sich jetzt wieder freier fühlte, Abschied genommen; aber weder der Wagen, noch eine Nachricht davon wollte in Weimar eintreffen. Um nicht später noch einmal Abschied nehmen zu müssen und um lästigen Besuchen zu entgehn, hielt er sich, als wäre er wirklich abgereist, stille zu Hause, wo er, da ihm jede andere Beschäftigung abging, sich fleißig am „Egmont" hielt. Nachdem auf diese Weise einige Tage in unangenehm getäuschter Erwartung verstrichen waren,[3] wurde ihm die Einkerkerung zu Hause so unleidlich,

[1] Vgl. Briefe von J. H. Voß I, 292.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 9. Böttiger „Literarische Zustände" 1, 52.

[3] Goethe spricht von acht Tagen und mehr; darauf verlaufen wieder

daß er nicht unterlassen konnte, Abends, in einen großen Mantel gehüllt, an den Häusern seiner Freunde und Bekannten vorbeizuschleichen. So trat er denn auch eines Abends an das Fenster Lili's, die im Erdgeschosse ihres auf dem Kornmarkt neben der deutsch reformirten Kirche gelegenen Hauses ihr Zimmer hatte. Die grünen Rouleaux waren niedergelassen; die Lichter standen, wie er wohl erkennen konnte, am gewöhnlichen Platze; nicht lange dauerte es, als er die Geliebte sein in den ersten Monaten des zum Ende neigenden Jahres an sie gerichtetes Lied „an Belinden" zum Klavier singen hörte; er lauschte, das Ohr an das auswärts gebogene Gitter fest angelehnt, und sie schien ihm das Lied ausdrucksvoller zu singen, als jemals. Darauf erhob sie sich und ging, wie er an dem auf die Rouleaux fallenden Schatten bemerken konnte, im Zimmer auf und nieder; nur der feste Vorsatz, ihr ungeachtet aller Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, welch seltsames Aufsehen sein unerwartetes Wiedererscheinen in der Stadt machen werde, konnten ihn zurückhalten, sich ihr zu erkennen zu geben. Daß er aber auch diese letzte Zeit über noch in einem andern Hause, wo ein reizendes Mädchen ihn anzog, abendliche Besuche machte, werden wir weiter unten sehen. Noch einige Tage verstrichen auf diese Weise ohne alle Nachricht, so daß der junge Dichter, den auch sein „Egmont" nicht mehr zu fesseln vermochte, selbst zu zweifeln begann, ob man ihn mit jener Einladung und der Vertröstung auf den zurückgelassenen Kavalier nicht, wie der Vater längst behauptet hatte,

einige Tage, und endlich kommt man überein, wenn an einem gewissen Tage weder Wagen, noch Nachricht eingetroffen, solle der Dichter nach Italien reisen. Die Ankunft des Wagens war wohl auf ein paar Tage nach der Abreise des Herzogs bestimmt, etwa auf den 18. oder 19.; nähmen wir dann für jene acht Tage und mehr, etwa zehn Tage, so kämen wir auf den 28. und 29., und würden, da die Abreise den 30. wirklich erfolgte, für die einigen Tage und für die vom Vater noch zugegebenen wenigen Wartetage gar keinen Raum haben. Goethe schrieb noch von Frankfurt aus an Knebel, ehe er sich zur Reise nach Italien entschlossen hatte, wegen der an ihn etwa zu Weimar eingelaufenen Briefe und Packete.

zum Besten halte. Letzterer wußte die verzweifelte Stimmung des Sohnes wohl zu benutzen, ihn zu einer Reise nach dem hesperischen Lande zu bestimmen, so daß er sich entschloß, falls Ende der Woche weder Wagen, noch Nachricht eingetroffen sein sollte, am nächsten Montag nach dem Süden aufzubrechen; die Reise sollte über Heidelberg gehn, weil auch der Weimarische Kavalier diesen Weg kommen mußte.

Da alle seine Hoffnungen auf ganz unerwartete Weise getäuscht wurden, so trat er am frühen Morgen des 30. Oktober, siebzehn Tage nach dem Abgange des Herzogs von Weimar, nachdem er noch am Abend vorher seinen eben aus der Schweiz zurückgekehrten Freund Passavant auf einem Platze der Stadt, wohin er ihn auf geheimnißvolle Weise eingeladen, gesprochen hatte, mit schwerem Herzen die Reise nach Italien an. Zu Eberstadt, eine Stunde hinter Darmstadt, ließ Goethe zuerst seinen Erinnerungen und Gefühlen freien Lauf. Das glücklich erhaltene Bruchstück des Reisetagebuchs [1] begann er dort mit folgenden Worten: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath! [2] ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen. — Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens Sechse, und was das übrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, [3] das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden, und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht, ich sagte ab und komme. [4] Frisch also! die Thorschließer klimpern vom Burgemeister

[1] Bei Schöll „Goethe's Briefe und Aufsätze" S. 158 ff.

[2] Der Spruch ist aus Matthäus 24, 20 bekannt.

[3] Schon oben fanden wir in einem Briefe vom 15. April an Auguste den fromm umschreibenden, aber entschieden die Kenntniß von dem Wesen der Gottheit verneinenden Ausdruck: „Das liebe Ding, das sie Gott heißen." Man wird unwillkürlich an die demselben Jahre angehörige zweite Gartenszene im „Faust" erinnert. Vgl. meinen Faustkommentar I, 312.

[4] Nach Heidelberg hatte ihn Fräulein Delf eingeladen, wie der Herzog nach Weimar.

weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter!" Der Weg führte ihn am Kornmarkt vorbei, wo Lili noch in süßem Schlafe ruhte, der er jetzt, nachdem er sich von Vater und Mutter verabschiedet hat, sehnsüchtig gedenkt. „Am Kornmarkt machte der Spänglersjunge[1] rasselnd seinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach! dacht' ich, wer doch — Nein! sagt' ich; es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte niemand beneiden! — — Lili, Adieu! Lili, zum zweitenmal! Das erstemal schied ich, noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu!" Darauf nimmt er von einem holden Mädchen Abschied, das in der letzten Zeit ihn besonders angezogen hatte. „Und du! — wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit! — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl! — Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!" Die darauf folgenden fünf Gedankenstriche deuten in einer uns schon aus den Briefen an Auguste bekannten Weise auf das tiefschmerzliche Gefühl hin, welches ihn hierbei ergreift. Offenbar fürchtet der Dichter, in dem Herzen des jungen Mädchens, dem er eine zärtliche Neigung zugewandt hat, Anforderungen und Wünsche zu erregen, die er nicht befriedigen könne, da sein Herz durch den Verlust Lili's zu sehr verwundet worden, als daß er an eine andere Verbindung hätte denken können, und er sich in Frankfurt nicht lange fesseln lassen konnte, sondern sich ungestüm in die Ferne getrieben fühlte. Nur noch einige Tage, so fürchtet er, und das Mädchen würde in leidenschaftlicher Glut an ihm hängen, so daß

[1] Spängler ist an manchen oberdeutschen Orten der Name für den Klempner. Vgl. Adelung unter dem Worte Klempener.

die Trennung von ihm nicht ohne blutige Schmerzen erfolgen könnte: eine solche Schuld will er nicht wieder auf sich laden. Die Worte: „Noch einige Tage“ würden ganz sinnlos sein, wenn Goethe, wie man nach „Wahrheit und Dichtung“ annehmen müßte, sich mehr als zehn Tage vor allem Umgange abgeschlossen hätte, so daß er diese Zeit über gar nicht mit jenem Mädchen zusammengekommen wäre; denn welche Gefahr wäre für das Mädchen vorhanden gewesen, wenn er sich auch Monate lang in der Stadt versteckt gehalten hätte, ohne es zu sehn! Jedenfalls muß er sie noch in den letzten Tagen gesehen haben; es war wohl die einzige sehr befreundete Familie, zu welcher er am Abende, in seinen Mantel gehüllt, sich hinwagte, und gerade diese Heimlichkeit scheint die zärtliche Neigung gesteigert zu haben. Wer gedenkt hierbei nicht der nächtlichen Besuche Egmont's bei Klärchen, welche bei manchen Verschiedenheiten, doch auch sehr große Aehnlichkeiten hiermit bieten! Fragt man aber, welche Familie hier gemeint sein könne, so bieten sich — an die Familie Passavant ist schon deshalb nicht zu denken, weil diese keine Töchter hatte — fast nur die Crespel's und Gerock's dar. Sollte etwa die dritte Tochter Gerock's, Käthchen, oder die vierte, Anna, gemeint sein! Der Weg durch die Schnur- und Fahrgasse führte den Dichter nicht weit vom Markte vorüber, wo Gerock wohnte. Seiner Frankfurter Freunde gedenkt Goethe bei diesem Abschiede nicht, da Lili und die holde Blume sein ganzes Herz in Anspruch nahmen. Dagegen erinnert ihn die alte Burg bei Eberstadt an seinen Freund Merck in Darmstadt. „Und, Merck, wenn du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze, und dich vorbeifahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war! Die geliebte Wüste, Riedesel's Garten, den Tannenwald und das Exerzierhaus! — Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden.“ Er schließt darauf ab mit den Worten: „Hier läge denn der Grundstein meines Tagbuchs! Und das weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat.“ Als er sich darauf einschenkt, scheint ihm die zufällige Ueberfüllung des

Glases ominös, da er in ihr eine Vorbeutung der reichen Fülle der seiner wartenden Reisebegebnisse sieht. Oder sollte er darin das künftige Ueberströmen seines Herzens schauen? Seine „Projekte, Plane und Aussichten" beschäftigen ihn dann weiter.

Von Weinheim aus schreibt er am Abende desselben Tages um sieben Uhr in fast übermüthiger Laune, der man, wie Schöll bemerkt, etwas von dem Weinsegen der Gegend anzumerken glaubt, wobei aber wohl zu bemerken, daß überhaupt gerade in solchen gepreßten Zuständen der Humor des Dichters sich gern über unangenehme Gedanken hinwegsetzte. „Was nun aber eigentlich der politische, moralische, [1] epische oder dramatische Zweck von diesem allen? — Der eigentliche Zweck, meine Herren (hier belieben alle vom Minister, der im Namen seines Herrn Regimenter auf gut Glück mitmarschiren läßt, bis zum Brief- und Zeitungsträger, ihre Namen einzuzeichnen. NB. Von dem Rangstreit der Brief- und Zeitungsträger nächstens!), ist, daß sie gar keinen Zweck hat. — So viel ist's (ist) gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten, und der Nachmittag war trefflich. Die Riesengebeine unserer Erzväter auf'm Gebirg, [2] Weinreben zu ihren Füßen hügelab gereiht, die Nußallee und das Thal den Rhein hin voll keimender frischer Wintersaat, das Laub noch ziemlich voll, und da einen Blick untergehender Sonne drein! — — Wir fuhren um eine Ecke! — „Ein malerischer Blick!" wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zusammen, und sprach: „Sieh, ein Eckchen, wo die Natur in gedrungener Einfalt uns mit Lieb' und Fülle sich um den Hals wirft!" Ich hätte noch viel zu sagen, möchte ich mir den Kopf noch wärmer machen." Beim Eintritt hatte der Wirth sich entschuldigt, daß der Weg dem Gaste durch die Butten und Zuber eingeengt sei,

[1] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein II, 126 f. „Ich habe einen rechten Arm voll moralischer und politischer Geheimnisse dir mitzubringen. — Daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke."

[2] Die Volkssage erklärt manche Felsbildungen für versteinerte Riesen oder für besonderer Frevel wegen versteinerte Menschen.

da dieses Jahr eine reichliche Weinlese geliefert, worauf dieser ihn mit der Bemerkung beruhigte, es sei sehr selten, daß einen der Segen Gottes inkommodire, obgleich er ähnliches schon früher gesehen hatte. „Heut' Abend bin ich kommunikativ," schließt er; „mir ist, als redet' ich mit Leuten, da ich das schreibe. — Will ich doch allen Launen den Lauf lassen."

In Heidelberg ward er von Fräulein Delf, die ihn noch im September zu sich eingeladen hatte, sehr freundlich aufgenommen. Diese, welche schon damals den Ausgang der Sache vorausgesehen hatte, lobte den beiderseitigen Entschluß der Trennung, da man sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche sich aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehn müsse. Und schon hatte sie einen Plan gebildet, ihn nach seiner Rückkunft aus Italien in ihrer Nähe angestellt zu sehn; er aber hatte noch nicht alle Hoffnung, nach Weimar zu gelangen, aufgegeben, und deshalb gleich bei seiner Ankunft auf der Post ein Billet abgegeben, welches man einem auf die angegebene Weise durchreisenden Kavalier einhändigen sollte. Nicht ohne Absicht führte Fräulein Delf den Dichter des „Werther" in dem Hause des Oberforstmeisters von Buchwitz [1] ein, wo er sich wohl gefiel, da die Eltern anständig behagliche Personen waren, und die Töchter, von denen eine Friederiken ähnelte, ihn anzogen. Die fröhliche Zeit der Weinlese bei schönem Wetter regte die Elsassischen Gefühle wieder in ihm auf; er erwies sich in der Gesellschaft höchst gefällig und unterhaltend, und suchte, bei der heitersten Stimmung, die überall herrschte, die alten, immer neuen Jugendspiele hervor. Die noch nicht ganz erloschene Liebe zu Lili gab seinem ganzen Wesen eine eigenthümliche Wärme und Liebenswürdigkeit. So ward er denn

[1] Goethe nennt den Oberforstmeister (B. 22, 410 f.) „von W....", aber damals und noch viele Jahre später war Karl Freiherr von Buchwitz, seit 1761 kurpfälzischer Kammerherr, Obristforstmeister, so wie Forstmeister zu Heidelberg, Ladenburg und Lindenfels. Im Jahre 1797 führte Fräulein Delf bei seinem Besuche in Heidelberg ihn zu Frau von Cathcart und deren Tochter (B. 26, 51). War erstere etwa eine Tochter des Oberforstmeisters?

auch in diesem Kreise bald einheimisch, ohne zu bedenken, daß er nach ein paar Tagen von dort wegreisen müsse. Aber Fräulein Delf glaubte in dem zärtlichen Betragen Goethe's gegen die eine Töchter eine aufkeimende Neigung nicht verkennen zu dürfen, und gab wohl zu verstehn, daß eine Verbindung mit einer so angesehenen Familie für seinen von ihr beabsichtigten Eintritt in kurpfälzische Dienste von großer Wichtigkeit sein werde. Allein alle ihre Plane wurden durch eine von Frankfurt kommende Staffette des Kammerjunkers von Kalb vereitelt, die ihn über die Ursache seines Verzugs genügend aufklärte, und ihn auf das dringendste bat, sofort nach Frankfurt zurückzukehren, da er nicht wagen dürfe, ohne ihn nach Weimar zu kommen. Vergebens suchte ihn Fräulein Delf, die ihn noch bis nach Mitternacht, kurze Zeit vor Ankunft jener Staffette, mit einem Gemälde seiner von ihr ihm bestimmten Zukunft unterhalten hatte, ihn zu bereden, der Einladung keine Folge zu leisten; alle ihre Bemühungen scheiterten an der Erinnerung der freundlichen, zutraulichen Güte des herzoglichen Paares, und an einem innern unwiderstehlichen Gefühle, welches ihn im Weimarischen Kreise allein jene Beruhigung ahnen ließ, welcher sein zerrissenes Herz so sehr bedurfte. Sie wollte und konnte sich nicht von der Möglichkeit überzeugen, daß ihr so schön eingefädelter Plan gleich im Beginne vereitelt werden sollte, und selbst noch, als der vor der Thüre haltende Postillon das Zeichen seiner Ungeduld ertönen ließ, versuchte sie noch, ihn mit ihren schön aufgestutzten Beweggründen für ihre Absichten zu gewinnen, so daß er sich endlich mit aller Gewalt fortreißen mußte, indem er ihr leidenschaftlich die Worte Egmont's zurief, welche dieser, im Gefühle seiner vollen Kraft und der gehofften macht- und glanzvollen Zukunft, seinem ängstlich warnenden Geheimschreiber zuruft (B. 9, 177).

So eilte er denn nach Frankfurt zurück, von wo er, nachdem er die Seinigen nochmal begrüßt hatte, am 7. November in Weimar ankam. Hier schloß sich Goethe bald mit herzlicher Liebe an den acht Jahre jüngern Herzog an, der ihm gleich mit dem zutraulichen

Du entgegenkam; ihm durfte das vom blutigen Trennungsschmerze noch erzitternde Dichterherz alle seine tiefsten Geheimnisse erschließen. Am 22. November schreibt er an Auguste, auf demselben Blatte, auf dem er am 20. September zu Frankfurt begonnen hatte: „Ich erwarte deine Brüder. O Gustchen, was ist die Zeit alles mit mir vorgangen! Schon fast (?) vierzehn Tage hier, im Treiben und Weben des Hofs. Adieu! Bald mehr! Vereint mit unseren Brüdern! Dies Blättel sollst indeß haben." Noch immer hatte er auf die geliebte Schwester seiner brüderlichen Stolberge die wärmste Hoffnung gesetzt. Fünf Tage später kamen die Stolberge wirklich in Weimar an, wo sie besonders auch von unserm Dichter mit herzlichster Liebe aufgenommen wurden. „Hier wird's uns recht wohl," schreibt der ältere Bruder von Weimar aus an die Schwester, „Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf (Goethe) und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus, und gehen auf die Maskerade." Goethe vertraute ihnen das Unglück seiner Liebe, woran sie warmen Antheil nahmen. Den Vorsatz, sie bis Hamburg zu begleiten, gab er auf den dringenden Wunsch des Herzogs auf, der sich von ihm nicht trennen mochte.

Aus Wieland's Zimmer schreibt Goethe am 22. Dezember an Lavater:[1] „Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir täglich einander verbundener. — Morgen geh' ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen. Addio! Mir geht alles nach Herzenswunsch." Sonnabends trennte sich Goethe vom Herzog, der nach Gotha ging, und machte sich mit von Kalb, von Einsiedel und Bertuch auf den Weg nach dem Dorfe Waldeck im Amte Bürgel, wo der wackere, im herzoglichen Schlosse wohnende Förster Slevogt, bei dem sie ein paar Tage zu verweilen gedachten, zwei anmuthige Töchter besaß. Bertuch und der Maler Kraus, der am zweitfolgenden Tage nachkam, bewarben sich um die Neigung der

[1] Der an einem Freitage geschriebene Brief ist irrig vom 21. Dezember datirt. Im Jahre 1775 fiel der 21. Dezember auf einen Donnerstag.

beiden Mädchen.[1] Von hier aus schrieb Goethe Abends halb neun[2] an den Herzog, während seine Genossen nach aufgehobenem

[1] Schon in Frankfurt hatte Kraus mehrere auf die Gegend von Bürgel bezügliche Zeichnungen Goethe sehn lassen, auf welchen zwei Frauenzimmer in Begleitung zweier jungen Männer dargestellt waren. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, der auf die älteste Tochter ernste Absichten hatte, und Kraus nahm es nicht übel, wenn man den zweiten jungen Mann auf ihn selbst bezog. Vgl. B. 22, 397. In einem am 24. Dezember Morgens um 11 Uhr von Waldeck aus geschriebenen Briefe (bei Dorow in der Schrift „Krieg, Literatur und Theater") bemerkt Goethe: „Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin." Hiermit vergleiche man, was H. Döring in der inhaltreichen Skizze über Bertuch's Leben in den „Zeitgenossen" XI, 3, 85 mittheilt: „Seit seiner akademischen Laufbahn hatte er (Bertuch) mehrmals seinen früher erwähnten (akademischen) Freund Slevogt in Waldeck besucht, dessen Schwester er liebte. (Er heiratete sie im Jahre 1776.) Offenbar verlebte er dort sehr glückliche Stunden. Wenigstens fand ein Freund Bertuch's, den nach einer langen Reihe von Jahren eine Reise in die Gegend von Waldeck führte, in der Nähe der dortigen Försterwohnung noch Spuren eines schönen Ganges von Waldeck nach dem alten Kloster Thalbürgel (Thalbürgel hieß auch das unterhalb der Stadt Bürgel liegende Pfarrdorf, in dessen Schloß der Sitz des Amtes war) und Ueberreste von künstlichen Sitzen, an Orten errichtet, von denen man die schönste Aussicht hatte. Nach dem Zeugniß eines alten Mannes hatte Bertuch jene Sitze und Gänge für seine Geliebte und nachherige Gattin errichtet." Nicht ganz genau wird demnach in „Wahrheit und Dichtung" gesagt, Slevogt — den Namen verschweigt Goethe — habe, vielleicht mehr seinen Töchtern, als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht. Des Försters Slevogt und Waldeck's gedenkt auch Karl August in Briefen an Knebel (Knebel's Nachlaß I, 150 f.) Im zweiten dieser Briefe hätte Schöll (Briefe an Frau von Stein III, 259) die ganz richtigen Worte: „Versäume doch nicht, sie (die Zeit des Rehblattens) den Lord in Waldeck genießen zu lassen", nicht durch eine Schlimmbesserung entstellen sollen.

[2] Der Brief erschien mit der Nachschrift vom folgenden Tage im

Tische noch rauchten und schwatzten: „Hier liegen wir recht in den Fichten drin, bei natürlich guten Menschen.“ Nachdem er bereits gute Nacht gewünscht hat, fügt er noch hinzu: „Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe! Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang;
Bist ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber- und abermal gute Nacht!“ Doch nochmal muß er auf seine Lili in schmerzlich süßer Erinnerung zurückkommen, woher er noch folgende Verse hinzufügt:

Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen,
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen g'rad und treu, wie du.

Es war jetzt gerade ein Jahr, seit er seine Lili kennen und lieben gelernt hatte. Auch jetzt noch liebte er das herzliche, gemüthliche Wesen mit seinen unaussprechlichen Reizen, die ihn zu feurigster Glut der Leidenschaft entflammt hatten, aber ihre, wenn auch unschuldige Glanz- und Gefallsucht war seiner durchaus ernsten, wahren und offenen Natur zu sehr zuwider gewesen, wie sich dies in den letzten, auf das Lied „an Belinden“ hindeutenden Versen ausspricht.

In Frau von Stein fand Goethe bald die innigste Vertraute und glücklichste Lenkerin seines Herzens, in deren Busen er alle

„Morgenblatt“ 1846 Nro. 123, wo das letzterer untergesetzte Datum des 14. Dezember offenbar irrig und in das des 24. zu verändern ist. Die Worte am Schlusse: „Der Pflicht vergessen wir Fische nie“, sind aus Wieland's „Wintermärchen,“ das im Janner 1776 erschien (B. 11, 15).

seine Geheimnisse vertrauensvoll ausgießen konnte, deren unendliche Anmuth und Herzlichkeit ihn so wunderbar überwältigend ergriff, daß die Erinnerung an seine verlorene Liebe allmählich verklang. Wie gewaltig die Gefühle waren, welche ihn zu dieser seiner „Beichtigerin" hinzogen, beweisen auch die Briefe an Auguste. „Könntest Du mein Schweigen verstehn! Liebstes Gustchen! — Ich kann, ich kann nichts sagen", schreibt er dieser am 11. Februar [1] auf ein kleines, mit zierlicher Einfassung versehenes Blättchen. Das, was er ihr nicht zu sagen vermochte, war gerade das Verhältniß zu dieser wunderbar auf ihn wirkenden Frau.

Außer dem Herzoge und Frau von Stein vertraute Goethe auch Wieland seine Liebe, der ihn gleich von Anfang mit schwärmerischer Bewunderung aufnahm, so daß er ihn für das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen erklärte, das Gott geschaffen habe. Im Anfange des Februar äußert Goethe an Frau von Stein: „Heut hab' ich wieder Wieland viel meiner letzten Jahrsgeschicht' erzählt, und wenn ihr mich warm haltet, so schreib' ich's wohl für euch ganz allein. Denn es ist mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Absolution bedarf. Adieu, Engel! ich werde eben nie klüger, und muß Gott danken dafür. Adieu! und mich verdrießt's doch auch, daß ich dich so lieb habe, und just dich." Hatte er früher, während der Zeit seiner Leidenschaft zu Lili, es nicht über sich gewinnen können, seiner vertrautesten Freundin, der Gräfin Auguste, sein Verhältniß zu dieser genau zu schildern, so trug er dagegen jetzt kein Bedenken, seinem Freunde Wieland die Geschichte seiner Liebe ausführlich zu erzählen, da sie für ihn vorüber war, sein Herz sie für immer überwunden hatte. [2] Mit aller Leidenschaft glühender Liebe fühlt er sich jetzt zu

[1] Am folgenden Tage schrieb er am Hange des Ettersberges „Wanderers Nachtlied" (B. 1, 78), wo er seinen Ueberdruß an allem Treiben der Welt und das Verlangen nach süßem Frieden sehnsüchtig ausspricht. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 10.

[2] Mit welchen tollen Gerüchten über Goethe's Verhältniß zu Lili man sich damals trug, möge folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe H. G. von Bretschneider's an Nicolai (Usingen am 5. Februar 1776)

Frau von Stein gezogen, die sich aber genöthigt sieht, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, wie sich dies in dem Gedichte vom 14. April ausspricht. Zu derselben Zeit trifft ihn die Nachricht auf erschütternde Weise, daß sein Gustchen dem Tode nahe gewesen. „Mein Herz, mein Kopf" — schreibt er dieser; „ich weiß nicht, wo ich anfangen soll; so tausendfach sind meine Verhältnisse, und neu, und wechselnd, aber gut. — Gustchen, nur eine Zeile von deiner Hand, nur ein Wort, daß du auch mir wieder lebst." Die freundliche Antwort Augustens veranlaßt ihn, ihr ein Tagebuch zu schreiben, was er wirklich vom 17. bis zum 24. Mai durchführt, doch bittet er sie, dieses auch seiner Schwester Kornelia mitzutheilen, die ihn mit ihren Briefen bedränge. (Vgl. oben S. 188.) Hier heißt es denn unter dem 18. Mai: „Ich aß mit dem Herzog. Nach Tisch ging ich zur Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe — frag' die Brüder! —, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens, und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, der ich noch nichts von dir erzählt habe, das mir viel Gewalt gekostet hat; heut' aber will ich's thun, will ich tausend Sachen von Gustchen sagen." Einige Stunden später schreibt er: „Zwölf Uhr in meinem Garten. Da lass' ich

beweisen, deren Mittheilung ich der freundlichen Güte des Herrn W. von Maltzahn verdanke. „Goethe ist noch in Weimar. Ein Umstand, den ich noch nicht gewußt habe, und der ihn bewogen haben soll, eine Zeit lang sich zu entfernen, ist dieser. „Es ist in Frankfurt eine reiche Banquierswittwe Schönemannin, reformirter Religion, die eine artige Tochter hat, mit welcher sich Goethe schon lange Zeit führt. Er hielt endlich förmlich um sie an; die Mutter bat sich Bedenkzeit aus, ließ nach einigen Wochen Goethen zum Essen einladen, und deklarirte in einer großen Gesellschaft Goethe's Ansuchen mit der Antwort, daß sich die Heirat wegen der Verschiedenheit der Religion nicht wohl schicke. Eine Grobheit, die Goethe freilich sehr übel nehmen mußte, weil sie ihm diese wohl hätte allein sagen können; die Frau sagt aber, sie hätte, der Sache auf einmal ein Ende zu machen, kein besseres Mittel gewußt, und sich bei einer Zusammenkunft tête-à-tête vor seinem Disputiren gefürchtet." Aus solchen Quellen wurde Nicolai über Goethe berichtet! Vgl. Merck's Briefe I, 77. 80. III, 131 f. 161.

mir von den Vögeln was vorsingen, und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme, und ich wieder von vorne mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder —!" „Gestern, Donnerstag den 23.," äußert er sechs Tage darauf, „ist mir auch wieder wunderbares Wesen um den Kopf gezogen. — Was wird's werden? Ich hab' eben noch viel auszustehn; das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte; aber gestählt bin ich auch, und will ausdauern bis an's Ende."

Während dieser Zeit hatte das Verhältniß zu Frau von Stein manche Schwankungen erlitten. Ein Wort des Unmuths, welches der edlen Frau zu gelten schien, hatte diese verletzt, so daß sie ihn meidet. Nach einer wieder erfolgten Annäherung zieht er sich durch seine leidenschaftliche Glut, die er nicht zu mildern weiß, die ernstliche Mahnung zu, sich von ihr fern zu halten. „Du hast Recht, mich zum Heiligen zu machen," schreibt er am Abend des 1. Mai, „das heißt von deinem Herzen zu entfernen. Dich, so heilig du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab' nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will." Nach einer kurzen Entfernung und dem gegebenen Versprechen, sich zu mäßigen, darf er sich der Freundin wieder nahen. „Ich hab' unter dem Druck neuen Muth zu leben und eine neue Art von Hoffnung gekriegt," bemerkt er am 17. Mai, „obschon das arme Herz viel drunter leidet." Aber neues Ungestüm der ungezügelten Leidenschaft, deren Aufflammen die edle Frau in ihrer Nähe nicht duldet, zieht ihm einen strengen Verweis und das Gebot zu, sie zu meiden, da er sich nicht mäßigen könne. „Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört!" klagt er an demselben Tage, an welchem er das Tagebuch an Auguste abschloß. „Ich war drauf (auf das Verbot, ihr zu nahen) vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und das Zukünftige, und für das arme Kind, das hinausging, das ich zu solchen

Leiden in dem Augenblick geweiht hatte.[1] Ich will Sie nicht sehn; Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftiget alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist.[2] — — Und das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir etwas sein sollst. — Sie wissen nicht, was Sie thun. Die Hand des Einsamverschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie aufliegt. Adieu Beste!" Frau von Stein wußte den nach ihrer Gegenwart sehnsüchtig Verlangenden durch ihre Theilnahme und die Hindeutung, wie sehr er sie leiden mache, zu begütigen, doch bestand sie auf dem Verbote, zu ihr zu kommen. Nach einer kurzen Abwesenheit von Weimar schreibt Goethe am 1. Juni: „Ich bin wieder da; wäre so gern gekommen, als ich lebe — aber es soll nicht sein! — Meine Abwesenheit wird die Welt einigermaßen konsolirt haben." Vor seiner kurzen Reise nach Allstedt scheint er die Freundin am 7. Juni besucht zu haben. „Sie sind lieb," schreibt er, „daß Sie mir alles gesagt haben! — Man soll sich alles sagen, wenn man sich liebt. Liebster Engel, und ich habe wieder drei Worte in der Hand, Sie über alles zu beruhigen, aber auch nur Worte von mir zu Ihnen! — Ich komme heut' noch! Adieu!" Am 18. Juni hofft er, die Freundin mit ihrer Schwester, Frau von Imhoff, in seinem Garten zu sehn,

[1] Wahrscheinlich veranlaßte die Kühnheit, die sich Goethe erlaubt hatte, die Entfernung eines im Zimmer anwesenden Sohnes der Frau von Stein, in dessen Gegenwart sie dem Dichter seine Zudringlichkeit nicht verweisen wollte. Schöll I S. XXIX betrachtet als Veranlassung des strengen Gebotes das Mitnehmen ihres Armbandes am 20. Mai, weshalb er sich am folgenden Tage entschuldigt, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein späterer Vorfall, wahrscheinlich am 23. Mai, dem Verbote zu Grunde lag. Sie hatte ihm bei dieser Veranlassung bemerkt, daß ihr nahes Verhältniß, seine häufigen Besuche und sein stetes Andrängen an sie, der Welt Aergerniß gebe.

[2] Vgl. oben S. 329 Note 1.

doch fügt er, da er Regen fürchtet, in der Nachschrift hinzu, er werde in diesem Falle vielleicht auf die Nacht zu ihr laufen. Bei einem dieser Besuche hatte sie ihm mit unendlicher Liebe und Milde das unangenehme Verhältniß klar gemacht, in welches sie seine Zudringlichkeit setze. Die nahe Badereise, welche die geliebte Frau auf so lange Zeit entfernt halten soll, bedrängt ihn gewaltig, wie er dies in dem Briefe vom 22. Juni ausspricht: „Liebste Frau, ich darf nicht daran denken, daß Sie Dienstag (den 25.) weggehen, daß Sie auf ein halb Jahr hinaus von mir ab sind. Denn was hilft alles! die Gegenwart ist's allein, die wirkt, tröstet und erbaut! — Wenn sie auch manchmal plagt — und das Plagen ist der Sonnenregen der Liebe. Ich hab' Sie viel lieber seit neulich; viel theurer und viel werther ist mir deine Gutheit zu mir; aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man so gern wegschlüpft, über das man sich so gerne verblendet." Kurz vor der Abreise schreibt er: „Ich habe keine Idee von dem, was das heißt, daß Sie gehen," und er klagt, daß sie ihm jetzt nicht einmal das geben wolle, was sie für ihn geschrieben; doch ließ sie ihm eine Tuschzeichnung zum Andenken zurück.

In dem Tagebuch, welches Goethe für die Abwesende führt, spricht sich die tiefe Sehnsucht nach der geliebten, verehrten Frau aus. Sehr bezeichnend sind die Verse, welche er am 29. Juni in der Mittagsstunde dichtete, als er an der Ilm für sie zeichnete.

Hier bildend nach der reinen, stillen
Natur, ist, ach! mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

Am 9. Juli schreibt er: „Gestern Nachts lieg' ich im Bett, schlafe schon halb, Philipp (Seidel, sein Diener) bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So alles zur rechten Zeit!" In seiner damaligen Stimmung, wo die Liebe zu Lili ganz verklungen war und

ein reineres, höheres Verhältniß ihn fesselte, konnte es ihm nur erfreulich sein, das liebenswürdige Mädchen glücklich zu wissen. Der Bräutigam war der Straßburger Banquier Bernhard Friedrich von Türckheim, geboren im Jahre 1752, den Lili vielleicht bei seinem Besuche der Frankfurter Messe kennen gelernt hatte. Wilhelm von Humboldt erzählt in den „Briefen an eine Freundin" (II, 257), ein Bekannter von Lili und ihrem spätern Gatten habe wissen wollen, von Türckheim habe diese schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe kennen gelernt, und lange an der Erfüllung seiner Wünsche gezweifelt; indessen wird dieser Angabe von anderer, höchst glaubwürdiger Seite her widersprochen, womit es auch stimmt, daß Goethe ihn nicht gekannt zu haben scheint.[1] Den 16. Juli vertraut er der entfernten Freundin: „Deine Schwester sah ich nicht; es ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt! Ich bin des Herztheilens überdrüssig."

Am 2. August überraschte Frau von Stein den sehnsüchtigen Dichter mit der Nachricht von ihrer Rückkehr auf das Schloß Kochberg, und bald darauf mit einem Besuche zu Ilmenau, wohin er mit dem Herzog gegangen war. Gleich nach diesem Besuche schreibt Goethe (am 8. August): „Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt; ich kann nicht sagen, wie mir ist! Mir ist wohl, und doch so träumig! — Ihr Zettelchen hab' ich kriegt, hab' mich viel gefreut! — ich schwör' dir, ich weiß nicht, wie mir ist. Wenn ich so denke, daß sie mit in meiner Höhle war, daß ich ihre Hand hielt, indeß sie sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb!!! Es ist wie in der Geisterwelt; ist mir auch wie in der Geisterwelt. Ein Gefühl ohne Gefühl! Liebster Engel! Ich hab' an meinem „Falken"[2] geschrieben; meine Giovanna

[1] Vgl Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 246.

[2] Den Gegenstand dieses auch im Briefe vom 12. August erwähnten Drama's glaube ich in Boccaccio's neunter Novelle des fünften Tages entdeckt zu haben, wobei der Dichter freilich manche Aenderungen sich erlaubt haben würde. Die Geliebte heißt bei Boccaccio Giovanna. Lafontaine hat

wird viel von Ali haben; du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren. Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte, es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehn. Vielleicht macht mir's einige Augenblicke wohl, meine verklungenen Leiden wieder als Drama zu verkehren." Aber Frau von Stein findet es wieder nöthig, sich zurückzuhalten.

An seinem Geburtstage, am 28. August, kann der Schwergedrückte es nicht unterlassen, nach vierteljährigem Stillschweigen wieder einmal an Auguste zu schreiben, wobei er sein sehnsüchtiges Verlangen in den Worten ausspricht: „Lieber Engel, warum müssen wir so fern voneinander sein!" Zwei Tage darauf, gleich vor seiner Reise nach Ilmenau, vertraut er ihr seine Mißstimmung, daß ihr Bruder Friedrich nicht Wort halte, sondern ihn und den Herzog vergebens auf ihn warten lasse.[1] „Von Fritz hab' ich noch keinen Brief," schreibt er. „Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen.[2] Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen! — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unseren Etat's steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein, man läßt ihm alles, und nun kommt er nicht.

die Geschichte in der Erzählung: Le Faucon. Lope de Vega in dem Drama: El Halcon de Féderigo behandelt. Vgl. Val. Schmidt „Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie" S. 60 ff. von Schack „Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien" II, 337. Dunlop „Geschichte der Prosadichtungen, übersetzt von Liebrecht" S. 489.

[1] Am 20. Mai, nachdem Klopstock seinen philisterhaften Briefwechsel mit Goethe mit den Worten geendigt: „Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr wenn er sich selbst hört," hatte Goethe an Auguste geschrieben: „Fritz wird gute Tage mit uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies verspreche."

[2] Auf Goethe's Empfehlung hatte der Herzog ihn zum Kammerherrn ernannt.

Ich weiß auch, daß Dinge ein Geheimniß bleiben müssen. — Aber — Gustchen! ich habe noch was auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann. — — — —[1] Und die, die man so behandelt, ist Karl August, Herzog zu Sachsen, und dein Goethe, Gustchen! Laß mich das jetzt begraben! wir wollen dran wegstreichen." Es ist nicht zu verwundern, daß diese Behandlung von Seiten des Bruders das Verhältniß Goethe's zu Auguste etwas erkältete. Dies, so wie die sich immer beruhigender und freundlicher gestaltende Verbindung mit Frau von Stein und Zerstreuungen und Geschäfte der verschiedensten Art machen es wohl erklärlich, daß wir aus den beiden folgenden Jahren nur zwei kleine Briefe an Auguste besitzen. In dem ersten dieser Briefe, vom 17. Juli 1777, meldet er ihr den Tod seiner Schwester; der zweite, vom 27. März 1778, brachte ihr ein paar seiner von Karl Sigismund von Seckendorff komponirten Lieder, deren er mehrere nächstens zu schicken versprach. Seckendorff gab diese später in seinen drei Sammlungen „Volks- und andere Lieder" (1779—1782) heraus.

Am 25. August 1778 wurde zu Straßburg Lili's Vermählung vollzogen, zu welcher Goethe's und von Türckheim's Freund, der Advokat H. L. Wagner, in einer in H. A. O. Reichard's „Olla Potrida" I, 1 ff. (1778) mitgetheilten poetischen Epistel Glück wünschte. Als Goethe im Herbst 1779 mit dem Herzog auf der Schweizerreise begriffen war, besuchte er an demselben Tage, an welchem er Friederiken heiter und wohlgemuth in Sesenheim verlassen hatte, auch seine einst heißgeliebte Lili zu Straßburg; es war der 26. September. „Ich ging zu Lili," berichtet er an Frau von Stein, „und fand den schönen Grasaffen[2] mit einer Puppe

[1] Das, was er nicht sagen kann, ist wohl, daß Klopstock durch seine falsche Schilderung der Weimarer Verhältnisse, die er nur aus verläumderischem Geträtsch kannte, den Bruder zurückhält, sein Versprechen zu halten, was doch jedem Ehrenmann heilig sein müsse. Vgl. Nicolovius „Fr. L. Graf zu Stolberg" S. 9.

[2] Grasaffe ist eine in den Briefen an Frau von Stein häufig vorkommende Bezeichnung geliebter Kinder. Vgl. daselbst 1, 27. 30. 45. Lili erschien ihm noch immer „kindhaft", wie früher.

von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein; er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang 2c., alles, was sie brauchte 2c. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster. Abends sahen wir eine Stunde L'Infante di Zamora mit ganz trefflicher Musik von Paisiello. Dann aß ich wieder bei Lili, und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch, als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir, wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht." So war denn das Verhältniß zu Lili mit diesem Besuche völlig abgeschlossen, da er sie selbst in glücklichen Verhältnissen gefunden, wie sie ihrem Wesen ganz angemessen waren. Die Leidenschaft zu ihr war längst besiegt.

Kurz nach der Vermählung Lili's war über das Haus ihrer Mutter das schon längere Zeit gefürchtete Unglück eingebrochen — es hatte seine Zahlungen einstellen müssen. Die Mutter zog zu ihrer Tochter nach Straßburg. Sie starb zu Frankfurt, wo sie am 20. November 1782 begraben wurde.[2] Auch einer von Lili's sechs Brüdern kam, nachdem er sich mit einer Tochter des Frankfurter Banquiers Daniel Andreas Gontard vermählt hatte, nach Straßburg,

[1] Vgl. Maria Belli VII, 20.

um sich mit seinem Schwager zu verbinden. Lili beschenkte ihren Gatten mit einer Tochter, Elisabeth, und vier Söhnen, Friedrich, Karl, Wilhelm, Heinrich.

Auch Goethe's Verhältniß zu Auguste erlosch allmählich, da er in Frau von Stein die glücklichste Beschwichtigerin seiner noch oft auftobenden Seele gefunden hatte, und bald ganz andere Gebiete, als jene jugendliche Sentimentalität, in welcher er sich mit dem Stolbergischen Kreise berührt hatte, seine volle Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die beiden einzigen Briefe, welche Goethe noch nach dem Jahre 1778 an Auguste richtete, sind durch die Schwägerin der Frau von Stein, Sophie von Schardt, geborene von Bernstorff, eine Verwandte Augustens, veranlaßt. „Für Ihr Andenken, liebes Gustchen," schreibt er am 3. Juni 1780, „dank' ich Ihnen recht herzlich. Die kleine gute Schardt will ein Zettelchen von mir; sie ist in meinem Garten mit mehr Gesellschaft an einem schönen, schwülen Abend. Lange hab' ich mir vorgesetzt, Ihnen etwas zu schicken und zu sagen; es ist aber kein stockigerer Mensch in der Welt, als ich, wenn ich einmal in's Stocken gerathe. Grüßen Sie die Brüder! Schreiben Sie mir wieder einmal von sich, und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an! es ist ja dies sonst ein weiblich Geschäft." Wirklich scheint sie ihn mit einem herzlichen Briefe erfreut zu haben, den er aber unbeantwortet ließ; ein späterer Brief, Anfangs 1782, worin sie ihm die Vermählung ihres Bruders mit der anmuthsvollen Agnes von Witzleben in Eutin (die Vermählung erfolgte im Mai) meldete, beschämte ihn, so daß er seine Nachlässigkeit verwünschte. „Zu Anfang des Jahres," meldet er am 4. März 1782, „redete ich mit der kleinen Schardt ab, Ihnen ein Portefeuille zu malen und es zum Geburtstag zu schicken.[1] Es stand lange gestickt in meiner Stube, und ich konnte nicht dazu kommen, daß endlich der fünfzehnte verstrich. Wäre es fertig geworden, so hätten Sie es den

[1] Am Neujahrstage 1782 wollte er in aller Frühe zu Frau von Stein kommen, um das Portefeuille für Auguste zu malen. Vgl. die Briefe an diese vom 30. Dezember 1781, vom 24. Februar und 9. März 1782.

Tag drauf, als Ihr Brief ankam, erhalten. Nun hat es Frau von Stein gemalt, ist aber auch nicht glücklich gewesen; der Atlaß floß, er war zu dünne; es ist eben kein Glück und Segen dabei. Behalten Sie mich lieb, grüßen Sie die Brüder! Alles Glück dem neuen Paare! Ich bin wohl und noch immer in meinem Thale.[1] Genießen Sie des Lebens!" Im Jahre 1783 reichte sie, nach dem Tode ihrer ältern Schwester, Henriette Luise (am 4. August 1782), ihrem Schwager Andreas Peter von Bernstorff ihre Hand, der drei Jahre vorher seine Entlassung aus dem dänischen Ministerium genommen hatte. So sollte das edle, von reinster Gemüthlichkeit und schönster Herzensgüte beseelte Mädchen in ihrem dreißigsten Lebensjahre die Gattin eines der würdigsten, redlichsten, einsichtsvollsten, frommgläubigsten Staatsmänner werden, dessen segenreiches Wirken ihrem Herzen zur innigsten Freude gereichen mußte. Bereits im Jahre 1784 ward er auf ehrenvolle Weise in's Ministerium zurückberufen, wo er in den schwierigsten Verhältnissen bis zu seinem am 21. Juni 1797 erfolgten, allgemein betrauerten Tode in ächt vaterländischem und freisinnigem Geiste wirkte. Von einer Verbindung mit Goethe ist während dieser Zeit keine Spur vorhanden, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Auguste dem Dichter die erste Nachricht von ihrer Vermählung gegeben haben werde.

Ende Mai 1784 sahen die beiden Brüder in Begleitung ihrer liebenswürdigen jungen Gattinnen ihren Freund Goethe, der sich damals viel mit naturwissenschaftlichen Dingen beschäftigte, zu Weimar wieder.[2] Dieser sagt am 3. Juni 1784 in einem Briefe an Frau von Stein: „Die Stolberg's haben uns noch einen fröhlichen, vergnügten Tag gemacht: es ist gar hübsch, daß ich vor der Abreise noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden." Die Veranlassung zum letztern Bilde ergibt sich aus der jugendlichen Badelust der Grafen. Vgl. oben S. 298.

[1] Vgl. den Brief vom 17. Mai 1776: „Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thore an der Ilm schönen Wiesen in einem Thale."

[2] Goethe thut dieses Besuches in seinen „Annalen" mit keinem Worte Erwähnung.

Acht Tage später schickt er derselben Freundin das Gedicht „der Traum“ von Friedrich Stolberg, wobei er äußert: „Ein recht himmlisch Familienstück. Man muß sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen.“ „Wir haben,“ schreibt Friedrich Stolberg am 21. Juni, „den lieben Harz, Gleim, Goethe, Ebert, Jerusalem, Herder, Wieland und das Erzgebirge gesehen. Gleim, Herder und das Erzgebirge sind neue, aber sehr geliebte Freunde, die andern aber sind mir alle beim Wiedersehen noch viel theurer geworden, als sie schon waren.“ An Merck berichtet er am 26. Mai 1786: „Ich habe vor zwei Jahren Goethe und Herder wieder [1] in Weimar, vorigen Winter Klinger in Petersburg und Haugwitz in Berlin gesehen — sehr verschiedene Existenzen, welche doch ein Band der Freundschaft vereinigt.“ Welchen Eindruck die liebenswürdige Gattin Stolberg's auf ihn gemacht, schildert Goethe in dem später in die „Annalen“ eingeschobenen Aufsatze „Voß und Stolberg“ (1820) mit folgenden Worten: „Ich habe mich selbst in ihren blühenden, schönsten Jahren an ihrer anmuthigsten Gegenwart erfreut, und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus frei-heiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht.“ So mußte denn die damalige Zusammenkunft mit Goethe um so freundlich zutraulicher werden, als die unterdessen erschienene Uebersetzung der „Ilias“ und die Sammlung der Gedichte der beiden Brüder, wie auch die didaktisch satirischen „Jamben“, keinen Mißklang in die alte Freundschaft gebracht hatten. Eine enthusiastische Verehrerin der beiden gräflichen Dichter war Fräulein von Göchhausen, Hofdame der Herzogin Amalia, welcher Goethe und der Herzog die zwei Kentauren vorstellende Vignette ihrer Gedichtsammlung, in ein Goldrähmchen gefaßt, an einer Kette als Orden verehrt hatten. [2]

[1] Das wieder ist in Bezug auf Herder irrig, wie schon die vorher angeführte Briefstelle (Nicolovius S. 13 f.) zeigt.

[2] Vgl. Merck's Briefe I, 211. II, 288 f.

Im Jahre 1792 kam Christian von Stolberg nach Weimar, wo er auch bei Goethe vorsprach, der dieses Besuches in seinen „Annalen" nicht gedenkt. Wir entnehmen diese Angabe einem ungedruckten Briefe von Sophie Stolberg, der Gattin von Friedrich. „Sie wissen vielleicht," schreibt diese[1], „daß mein Schwager und Luise (dessen Gattin) in Weimar gewesen sind. Kleuker's Nachrichten sind eitel Geschwätz. Nie kommen Herder's Kinder zu Goethe. Herder selbst kommt nicht hin, und sein Umgang wird durch die fatalen Bande, welche diesen fesseln (die Verbindung mit Christiane Vulpius), sehr gehemmt und gestört. Stolberg sah, wie er bei ihm war, sein goldgelocktes Knäblein! Von Ihr war nicht die Rede." Friedrich Stolberg berührte auf der Reise nach Italien so wenig Weimar, als auf der Rückreise; auf der letztern ging er über Dresden, Königsbrück und Braunschweig.

Es waren dieses die letzten persönlichen Berührungen Goethe's mit den gräflichen Brüdern. Ihre Richtungen trennten sich immer entschiedener von der unseres Dichters, und traten mit dieser in feindlichsten Gegensatz. Hatte schon der heftige Angriff Stolberg's auf Schiller's „Götter Griechenlands" (1788), den Wieland für platt und selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdig erklärte, die tiefe Kluft zwischen seinen christlichen Ansichten und der dem reinen Kunstleben der Alten zugewandten Begeisterung unseres Dichters klar offen gelegt, so mußten die seiner Uebersetzung auserlesener Gespräche des Plato beigefügten Anmerkungen, in welchen er gegen die neuere Philosophie und den Unglauben der Zeit scharf ankämpfte, und manche Aeußerungen in seiner Reisebeschreibung über die innere Richtigkeit der alten Kunst auf Goethe verletzend wirken, der durch die von Schiller mitgetheilte Nachricht, Stolberg habe, wie Schlosser, den „Wilhelm Meister" mit Ausnahme der „Bekenntnisse einer schönen Seele" verbrannt, erbittert ward. Der glühende Ausbruch erfolgte endlich in den „Xenien" (1796), welche den unerfreulichen äußern Abschluß des Verhältnisses zu Lavater und den fromm gewordenen, aber für die

[1] Nach gütiger Mittheilung von Professor A. Nicolovius.

Kunst verlorenen Stolbergen bilden. Wie sehr hierunter auch die edle, von tiefem Glauben immer lebendiger durchglühte Schwester leiden mußte, welcher zudem das Verhältniß zu Christiane Vulpius ein Greuel war, bedarf keiner Ausführung.

Während so das Verhältniß zu den holsteinischen Freunden einen unerfreulichen Ausgang nahm, hatten Lili's bis dahin immer glänzende Verhältnisse durch die Folgen der französischen Revolution einen gewaltigen Stoß erlitten. Gegen Ende des Jahres 1792 ward der Schwager Lili's, Johann von Türckheim, geboren im Jahre 1746, an die Stelle des wegen angeblichen Hochverrathes im Gefängniß schmachtenden würdigen Dietrich zum Maire von Straßburg ernannt, welche Stelle derselbe nur auf dringende Vorstellungen des damaligen zweiten Gemeindeprokurators, Fr. Schöll, anzunehmen sich entschloß.[1] Aber in dem sich nun entspinnenden Kampfe zwischen der durchaus rechtlich gesinnten Munizipalität und der von Paris gesandten jakobinischen Departementsregierung mußte die erstere bald unterliegen; von Türckheim und die meisten übrigen Mitglieder derselben zogen sich in's Privatleben zurück, wurden aber bald darauf aus den rheinischen und den benachbarten Departements verbannt. Der Beginn der Schreckensherrschaft ließ in Straßburg den berüchtigten ehemaligen Bonner Professor Eulogius Schneider seine blutigen Orgien feiern. Als öffentlicher Ankläger zog er mit einer wandernden Guillotine durch das Land. Im November 1793 hatte er seine Absicht auf die bedeutendsten und reichsten Straßburger gerichtet. Johann von Türckheim, der sich in einem lothringischen Dorfe aufhielt, wurde nur durch einen Zufall gerettet. Lili's Gatte floh mit seinen Söhnen Karl und Wilhelm und seiner Tochter Elisabeth, und begab sich nach Frankfurt. Auch Lili stand in großer Gefahr, und rettete sich nur dadurch, daß sie Straßburg in der Verkleidung einer Bäuerin verließ, ihren ältesten Sohn, Friedrich, an der Hand, ihren jüngsten,

[1] Hierzu und zum folgenden vergleiche man die von kundiger Hand gemachten Mittheilungen in der Lebensbeschreibung Schöll's in den „Zeitgenossen“ VII, 2, 12 ff.

Heinrich, auf dem Arme. So gelangte sie, größtentheils zu Fuße, nach Frankfurt, wo sie bei der Wittwe von Daniel Andreas Gontard, der Schwiegermutter ihres Bruders, in deren Garten an der Windmühle, wohnte. Nachdem die Ruhe wieder gesichert schien, kehrte die Familie nach Straßburg zurück.

Im Besitze der Frau Maria Belli befindet sich folgender vom April 1797 datirte Brief von Lili aus Straßburg an ihren Bruder Johann Friedrich Schönemann in Frankfurt. „Die Gelegenheit, welche mir Herr Moritz anbietet, ist zu schön, als daß ich (sie) nicht mit Vergnügen benutze, um wieder einmal mit dir, mein Bester, so recht nach Herzenslust mich unterhalten zu können. Du weißt es schon vermuthlich, daß die so lange gefürchteten Successionsgeschäfte geendigt, daß mein lieber Mann im Besitz des Hauses ist, und daß auf diese Art manches geebnet, die Geschwister zufrieden, und, wie mich däucht, alles ohne Bitterkeit geendigt ist. T.[1] blieb seinem Charakter, wie immer, treu; gefälliges Nachgeben und zuvorkommende Liebe gibt oft den unangenehmsten Geschäften einen minder unangenehmen Anstrich, und vereinigt auf diese Art die verschiedensten Meinungen auf einen Punkt hin. Sp.[2] zeigte sich äußerst gutmüthig, aber schwach, J.[3] sehr schön und uneigennützig, und immer nur das wählend, was anderen nicht anstand. B.,[4] die durch wiederholte Unglücke so sehr erbittert, daß sie mißtrauisch und lieblos geworden, zog sich manche unangenehme Stunde zu, und verursachte den anderen noch mehr; doch nun ist alles vorüber, und, wie mich däucht, alles zufrieden mit seinem Loos. T. fängt an, seine Geschäfte wieder mehr auszudehnen, aber dennungeachtet müssen wir die strengste Oekonomie beibehalten,

[1] Lili's Gatte.

[2] Spielmann, Professor der Arzneiwissenschaft, hatte ein Fräulein von Türckheim geheiratet.

[3] Johann von Türckheim, Lili's Schwager.

[4] Die andere Schwester von Lili's Gatten war in erster Ehe an einen Offizier de Balthasar, in zweiter ebenfalls an einen Offizier, Namens de Bayer, verheiratet.

um das Gleichgewicht der Ausgaben und Einnahmen beizuberechnen: denn die Abgaben sind schrecklich, das Patent und Stempelpapier sehr kostspielig, und wenn man überdies mit fremdem Geld handelt, nichts von seinen Schuldnern bekömmt, und sechs Kinder[1] zu erziehen hat, so muß man mehr als gewöhnlich gewinnen, um etwas zurücklegen zu können; und daran soll der Hausvater doch auch denken, wenn er für das künftige Schicksal seiner Kinder besorgt sein will. Auch erlaube ich mir nicht die geringste Depense, habe nur zwei Mägde, und mache, was nur immer möglich, selbst; auch habe ich den Kindern keine verschwenderischen Ausgaben vorzuwerfen, allein Kollegia und Lehrmeister sind sehr theuer, und so schwillt die Ausgabe allmählich doch an. Wir nahmen diesen Winter gar keinen Antheil an öffentlichen Lustbarkeiten, weil politische und ökonomische Verhältnisse uns davon abhielten; aber nie waren die Aufforderungen und Gelegenheiten zu Vergnügen vervielfältigter, als diesen Winter. Prachtliebe nimmt mit jedem Tag zu, und wird so allgemein, daß der Fremde staunt und schweigt. Auch versichern diejenigen, welche Paris vor Zeiten gekannt und jetzt wieder gesehen haben, daß es nie brillanter und an Zerstreuung reicher gewesen; man spricht — man athmet nur Vergnügen; Genuß und Freude sind nur die einzigen Bedürfnisse, wie Gewinnsucht und niedrige Intrigue die einzigen Triebfedern, die zum erstern führen, sind! Die Abwechslung von Grausamkeit und Schwelgerei ist auffallend, und eben so beschämend für die Menschen, als der Gedanke an sein allmähliches Sinken. — — Gott erbarme sich unserer, und helfe den armen Menschen! — So wie ich höre, genießt du das Vergnügen, Madame Deucher bei dir zu sehn; ich freue mich für dich und deine liebe Frau, und wünsche, daß es dir möge gegönnt sein, diese Freude noch lange in Ruhe zu genießen. Gedenket unserer in Augenblicken der ruhigen Freundschaft, und empfiehl mich dieser verehrungswürdigen Freundin! Es scheint

[1] Außer ihren fünf Kindern die verwaiste Tochter eines Herrn Henninger, der sich Lili angenommen hatte.

mir gar zu lange zu sein, daß ich nichts von dir und den Deinigen vernommen, und doch ist mir jedes Wort von dir wichtig, jede Wiederholung von Freundschaft glückbringend. Ich hoffe demnach, du wirst mich bald wieder mit einigen Zeilen erfreuen, und mir etwas von eurer Lage, Vergnügen, Hoffnungen und Erwartungen sagen. — Meine Kinder, die sich deiner immer mit erkenntlicher Liebe erinnern, wollen, daß ich sie deiner und deiner lieben Frau Freundschaft empfehle; die meinige bedarf keiner Wiederholung; sie ist und bleibt euch auf ewig versichert. — Der lieben guten Mimi [1] die zärtlichsten Küsse von eurer unveränderlichen Elise. — Sollten sich meine zwei Uhren in Goldetui bei euch befinden, so würdest du mich verbinden, sie mir gelegentlich zu überschicken." Dieser Brief zeigt uns das liebevollste, anhänglichste Gefühl, wie wir daraus auf der andern Seite ersehen, wie Lili, trotz ihrer vornehmen und glänzenden Erziehung, sich einzuschränken und in die Verhältnisse zu fügen wußte. Dafür war aber auch ihr und ihrem Gatten das Glück äußerst gewogen, indem sie bald zu großem Wohlstand und Ansehen gelangten.

Nach dem schmachvollen und unglücklichen Tage bei Jena erkundigte sich zu Weimar ein Husarenoffizier sehr geheimnißvoll nach Goethe; es war ein Sohn von Lili, wahrscheinlich Wilhelm. Bettine [2] erzählt: „Am andern Tag (im Jahre 1805) führte ich ihr (der Günderode) einen jungen französischen Husarenoffizier zu, mit hoher Bärenmütze; es war der Wilhelm von Türckheim, der schönste aller Jünglinge, das wahre Kind voll Anmuth und Scherz; er war unvermuthet (in Frankfurt) angekommen. Ich sagte: Da hab' ich dir einen Liebhaber gebracht; der soll dir das Leben wieder lieb machen." Von seiner Rückkunft im Jahre 1806 vgl. daselbst 135 ff. Goethe ging an seiner Seite zu Fuße nach dem Markte zu, vermuthlich auf's Schloß. [3] Lili selbst sah Goethe

[1] Sie war Schönemann's einziges Kind, und heiratete später den Buchhändler Jügel.

[2] Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde I, 100 (92).

[3] Vgl. Riemer I, 363.

seit dem Jahre 1779 wohl nie wieder; ihren Bruder Johann Friedrich soll er bei seiner Anwesenheit zu Frankfurt im Jahre 1814 nicht besonders herzlich empfangen haben, obgleich Goethe's Freundlichkeit während seines damaligen Aufenthaltes sehr gerühmt wird.[1] Freilich soll Johann Friedrich Schönemann ein feingebildeter, liebenswürdiger Mann gewesen sein, aber ob die Art, wie er Goethe an die Zeit seiner Liebe erinnerte, besonders geeignet war, ihn zu veranlassen, sich mit ihm in Erinnerungen an jene Zeit zu ergießen, muß sehr bezweifelt werden; dazu war ihm der Bruder seiner Geliebten, der mit übertriebenen Erwartungen zu ihm gekommen, ihn vielleicht auch nicht in bester Stimmung getroffen haben mag, gar zu fremd, ja er war ihm zur Zeit seiner Liebe abgeneigt gewesen. Jedenfalls aber wird Goethe durch ihn die Nachricht, daß seine Geliebte noch lebe und sich in glänzenden Verhältnissen befinde, mit Antheil vernommen haben. Im September des folgenden Jahres kam Goethe zur Beschauung des Münsters auf sehr kurze Zeit nach Straßburg. Ob er damals die Geliebte gesehen, läßt sich nicht sicher entscheiden; aus seinem Stillschweigen ist gerade nichts zu schließen, da wir seinen Besuch von Straßburg selbst nur aus einer gelegentlichen Angabe ersehen.[2]

[1] Schlosser's zweite Gattin schreibt im November 1814 in einem ungedruckten Briefe: „Von Goethe höre ich nur Lobes, wie so gar liebenswürdig er sich unter seinen Frankfurtern erwiesen hat.“ Maria Belli berichtet III, 107*: „Am 18. Oktober 1814 war Goethe hier in Frankfurt und wohnte der ersten Feier jenes Volksfestes bei. Um die Erleuchtung zu sehn, fuhr er am Abend in dem Wagen des Barons von Hügel, damaligen Vicegouverneurs, herum. Er hatte alle Orden von seinen Kleidern trennen lassen, weil er nur Bürger sein wollte. Er stand damals sehr frühe auf, ging in der Stadt herum, und besuchte seine alten Freunde zu deren nicht geringem Erstaunen schon Morgens um sieben Uhr.“ Im folgenden Jahre besuchte Goethe in Frankfurt keinen Menschen. Vgl. Rahel II, 332.

[2] In dem Aufsatz über den Straßburger Münster (1816) heißt es (B. 31, 362 f.): „Im September des vorigen Jahres hatten wir Gelegenheit, den großen Vortheil dieser weisen Vorkehrung (am Münster) im vollsten Maaß zu bewundern. Es war nach den unaufhörlichen beispiellosen Regengüssen des Sommers, ja selbst nach den Regengüssen des vorigen

Eben in diese Zeit, in die zweite Hälfte des September 1815, fällt ein großer Theil der Suleikalieder. Wahrscheinlich vermied er es, die Geliebte damals zu sehn, weil er das Bild ihrer holdreizenden Jugend — gerade vierzig Jahre waren seit ihrem Liebesfrühlinge vergangen — in ungetrübter Erinnerung halten wollte. Am 6. Mai 1817[1] entschlief Lili auf dem der Familie zugehörenden Gute Kraut-Ergersheim bei Straßburg, von wo der Gatte am folgenden Tage diesen schmerzlichen Verlust seinem Schwager Schönemann in folgendem Briefe anzeigte: „Die Schwester schläft. Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte, und so viel Segen auf mich durch sie fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen. Gestern Abend entschlief sie sanft, in meinen, der Lili Brunck und Fritz Degenfeld's Armen.[2] Das Band, so mich seit bald vierzig Jahren so innigst mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle hinfür einsam hier mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein, daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete. Deiner lieben Tochter und Gemahl, deiner Gattin und älteren Freunden, Metzler,[3] Meier, Jean Noe Desay und Brevillier, sei das Andenken der Lili heilig. Ich umarme dich." Der Gatte

Tages auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit auf allen den offenen Stiegen, Gewölben, Gängen und Bühnen zu entdecken." In den „Annalen," erwähnt er in Bezug auf Baukunst nur des Besuches des Kölner Domes (B. 27, 307). Daß er auf der Reise Karlsruhe berührt, vernehmen wir bloß gelegentlich (B. 27, 309).

[1] Nicht 1815, wie A. von Binzer zum neunten Briefe an Auguste angibt.

[2] Lili's Tochter war an einen französischen Civilbeamten Namens Brunck verheiratet; sie war der Mutter in jeder Beziehung ähnlich. Das von ihr gezeichnete Bild der Mutter besitzt Herr Buchhändler Jügel in Frankfurt, der davon zur Goethefeier eine Anzahl Abdrücke für seine Freunde machen ließ. Lili's jüngster Sohn, Heinrich, heiratete eine Gräfin von Degenfeld-Schomberg, deren Bruder hier gemeint scheint.

[3] Wohl Johann Wilhelm Metzler aus Straßburg, der 1793 in den Rath kam.

starb erst am 10. Juli 1831. Von ihren fünf Kindern ist jetzt nur noch der dritte Sohn, Karl, der sich dem Bankgeschäft widmete, am Leben; der dritte, Wilhelm, ein ganz vortrefflicher Mensch starb als Adjutant des General Rapp, mit welchem er alle Feldzüge gemacht, der jüngste verschied, sechzig Jahre alt, als Obristlieutenant der Kürassiere außer Dienst zu Cannes am 28. Februar 1849.

Im Jahre 1819 lernte Goethe in Karlsbad den Neffen der Stolberge, den preußischen Minister Graf Bernstorff kennen, den er, wie er sagt, auch wegen inniger, treuer Verhältnisse zu werthen Freunden längst geschätzt hatte.[1] Gegen Ende des Jahres erfolgte der wüthende Angriff von Voß gegen seinen alten Freund Friedrich Stolberg, wegen seines vor fast zwanzig Jahren erfolgten Uebertritts zur katholischen Kirche. Stolberg glaubte eine kurze Abfertigung jener Verunglimpfungen der Wahrheit und seinen Kindern schuldig zu sein, und sollte es auch sein Leben kosten; aber da er täglich nur wenig an derselben schreiben konnte und wollte, auch bald darauf ganz unfähig zum Schreiben ward, blieb sie unvollendet. Stolberg starb bereits am 5. Dezember desselben Jahres, ohne daß sein Tod die Erbitterung von Voß gemildert hätte, der als Kämpe gegen vermeintliche Umtriebe in seiner herben Weise in die Schranken treten zu müssen geglaubt hatte. Welchen Eindruck Stolberg's Uebertritt auf Goethe gemacht, spricht er in einfach klaren Worten in den „Annalen" B. 27, 103 aus:[2] „Ich verlor dabei nichts; denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon länger in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer, der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche. Auch überraschte mich dieses Ereigniß keineswegs; ich hielt ihn längst für

[1] B. 27, 351.

[2] Die Stelle gehört eigentlich unter das Jahr 1800, nicht unter das folgende, wo sie jetzt steht.

katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehn, der aus einer späten Manifestation geheimer Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte." Indessen scheint auch ihn die von Stolberg eingeschlagene Richtung, bei der herzlichen Neigung, die er ihm gewidmet hatte, tiefer und schmerzlicher berührt zu haben, als er hier andeutet, wie sich aus der von A. von Binzer zu Br. 19 mitgetheilten Erzählung ergibt. „Man fragte ihn einst in Jena, als die Kirchengeschichte Stolberg's sehr gepriesen ward, und Damen sie lasen, was er davon halte. Goethe verfiel sofort aus einer heitern Laune in eine sehr ernste, wurde zurückhaltend in seinen Aeußerungen, und sprach nur mit wenigen Worten die Ansicht aus, man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen; man urtheile danach über menschliche und göttliche Dinge und am mehrsten über eigene Zustände befangen; ihn ängstige dergleichen. Er wurde dann, obwohl er im Kreise schöner Frauen war und lange weilte, immer stummer, und saß wohl zwei Stunden, nur einzelne halbdeutliche Laute sprechend, fast unbeweglich auf seinem Stuhle, wobei die Augen häufig rollten."

Voß hatte schon in seinen Gedichten seinen erschütternden Schmerz über den Uebertritt Stolberg's zur katholischen, von ihm als düster, abergläubisch und unfrei verketzerten Kirche ausgesprochen, und so mußte Goethe bereits im Jahre 1804 in der Beurtheilung der Vossischen Gedichte auch der betreffenden Stellen Erwähnung thun, was freilich nur in scharf protestantischem oder vielmehr freisinnig unkirchlichem Sinne geschehn konnte. Nachdem er des tiefen warmen Gefühls des Dichters für Freundschaft gedacht hat, fährt er fort (B. 32, 122 f.): „Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuths, der Schmerz ist grenzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus

Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlieh' ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jedes bedrängende Gefühl am Busen eines theilnehmenden Freundes harmonisch gewaltig auszustürmen." Als aber Voß mit seiner heftigen Anklage gegen den alten Freund nach so vielen Jahren hervorbrach, da konnte er nicht umhin, nicht allein in ein paar Reimen das Unheimliche dieses von Voß herbeigezerrten Streites auszusprechen, die erst nach seinem Tode in Druck erschienen (B. 6, 165), sondern auch in einem kurzen, gleichfalls erst zu späterer Bekanntmachung bestimmten Aufsatze (nachgelassene Werke B. 20, 288 ff.) auf den Urgrund der späten feindlichen Trennung hinzuweisen. Gleich anfänglich habe bei ihnen eine Verschiedenheit zu Grunde gelegen, über die sie sich im ersten Drange einer sich schwärmerisch hingebenden Jugend getäuscht; eine gewisse jugendliche liberale Gutmüthigkeit bei obwaltender ästhetischer Tendenz habe sie versammelt, ohne sie zu vereinigen, da ja ein bißchen Meinen und Dichten gegen angeborene Eigenheiten, Lebenswege und Zustände nichts sagen wolle. Unglücklicher Weise habe sie auch später das Leben wieder in nahe örtliche Verbindung und Lebensbeziehung gesetzt, wo sie denn, im Innern uneins, sich an elastischen Banden hin und wieder gezerrt. Daß eine solche Quälerei, ohne zu feindlichem Ausbruch zu kommen, so lange gedauert, habe allein die liebenswürdig vermittelnde Einwirkung der Gräfin Agnes zu bewirken vermocht. „Die Göttliche eilt zu ihrem Ursprung zurück; Stolberg sucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe schlingt sich zuletzt um's Kreuz. Voß dagegen läßt sich von dem Unmuth übermeistern, den er schon so lange in seiner Seele gehegt hatte, und offenbart uns ein beiderseitiges Ungeschick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft, Voß mit weniger Tenacität hätten die Sache nicht so weit kommen lassen. Wäre auch eine Vereinigung nicht möglich gewesen, eine Trennung würde doch leidlicher und läßlicher geworden sein. Beide waren auf alle Weise zu bedauern; sie wollten den frühern Freundschaftseindruck nicht fahren lassen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen,

schon voneinander meilenweit entfernt sind. Nehmen die Gesinnungen einmal eine entgegengesetzte Richtung, wie soll man sich vertraulich das Eigenste bekennen! Gar wunderlich verargt daher Voß Stolbergen eine Verheimlichung dessen, was nicht auszusprechen war, und das, endlich ausgesprochen, obgleich vorhergesehen, die verständigsten, gesetztesten Männer zur Verzweiflung brachte." So, schließt Goethe, würden immer religiöse, politische oder litterarische Differenzen, wenn sie auch lange im Trüben nebeneinander geschlichen, unvermuthet entdeckt, in schreienden Konflikt gerathen.

Die über Friedrich Stolberg, dem sein älterer Bruder am 18. Januar 1821 in's Jenseits folgte, entstandenen Streitigkeiten, scheinen dem Dichter seine eigene Jugendzeit und besonders die Tage, welche er mit ihnen genossen, so lebhaft in's Gedächtniß gerufen zu haben, daß er dadurch zur Fortsetzung seiner eigenen, kurz vor der Bekanntschaft mit ihnen abbrechenden Lebensbeschreibung sich getrieben fühlte. Die „Annalen" berichten unter dem Jahre 1821 (B. 27, 384 f.): „Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von „Wahrheit und Dichtung" zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte, das übrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag (?) mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt."

Eine wahrhaft rührende Ueberraschung wurde unserm Dichter im folgenden Jahre durch einen vom 15. Oktober 1822 datirten Brief seiner einst so glühend geliebten Auguste bereitet, die damals schon seit fünfundzwanzig Jahren Wittwe des Grafen Bernstorff war. Der Tod ihrer beiden geliebten Brüder hatte sie tief erschüttert, aber sie lebte der seligen Hoffnung, sie bald im Reiche des himmlischen Vaters verklärt wiederzufinden. Leider konnte eine solche Hoffnung sie über das jenseitige Leben des berühmten Dichters, dem neben den beiden Brüdern ihre heißeste Seelenliebe

gegolten hatte, nicht beruhigen; denn sie hielt in kindlich frommem, tief wurzelndem Glauben an der Ueberzeugung fest, daß nur demjenigen im andern Leben die himmlische Seligkeit zu Theil werden könne, der Christi Reich auf Erden in seinem Herzen gründe und durch sein Beispiel ausbreite, der sich einem wahrhaft frommen, christgläubigen Leben hingebe, sich der sündigen Leichtfertigkeit der Welt und jedem unheiligen Triebe entziehe, und diese Ueberzeugung machte sie um alle ihr Nahestehenden besorgt, mit denen sie sich einst der ewigen Seligkeit zu erfreuen hoffte, weshalb sie diese, wenn sie von dem ihr einzig zur Seligkeit zu führen scheinenden Wege abirrten, zu demselben zurückzurufen und zu frommgläubigem Leben zu bekehren ängstlich bestrebt war. Sie hatte vor kurzem die von ihr heilig gehaltenen Briefe Goethe's an sie wieder einmal gelesen, und diese, welche herzlichste Liebe gleich einem feurigen Gotteshauche belebt, hatten in ihr das sehnsüchtigste Verlangen erregt, diese Blüthe ihrer Jugend möge Früchte für die Ewigkeit tragen; besonders aber hatte sie die Bitte im vierten Briefe, zur Zeit der Trübsal ihn mit ihren Briefen zu verfolgen, ihn von sich selbst zu retten, tief ergriffen, und so wagte sie es denn jetzt, dem einst heiß geliebten Greise ihren Wunsch, daß er für seine ewige Seligkeit besorgt sein möge, mit aller glühenden Kraft der Liebe, in welcher er die Stimme ihres herzlich von ihm geliebten Bruders Friedrich erkennen möge, dringend an's Herz zu legen.

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wiedererkennen?" beginnt sie. „Nun ja, ich bin's — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder Stolberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie den schauen, an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, Sie bitten: „Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt! Glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten!" Die selig Schauenden würden hinzufügen: „Den wir nun schauen!" — Und ich sage: „Der das Leben meines Lebens ist, das Licht in

meinen trüben Tagen, und uns allen dreien Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war." Und nun — ich rede auch im Namen der verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen —: „Lieber, lieber Goethe, Freund unserer Jugend, genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!" — Und die Vollendeten setzen hinzu: „Gewißheit und ewiger, seliger Frieden harrt dann auch deiner hier." — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig ist, aber in seliger Hoffnung, die mir so zur Gewißheit geworden ist, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnsucht danach zu stillen." Ihr dringender Wunsch, den sie oft laut werden lassen wollte, ist der, daß der geliebte Jugendfreund ablassen möge von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes habe, und seinen Blick und sein Herz dem Ewigen zuwende. „Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut! Wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht anderen Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist! Bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht so mein Herz gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und, ich denke, ich schlafe ruhiger darum ein, wenn mein Stündlein schlägt." Schon „Wilhelm Meister's Lehrjahre" hatten die Frommen gewaltig verletzt, besonders auch den Kreis der Stolberge, so daß man nicht nöthig hat, bei dem Schaden, den Goethe angerichtet, an die für unsittlich ausgeschrieenen „Wahlverwandtschaften" zu denken. Die im Jahre 1821 erschienenen „Wanderjahre", welche besonders wegen der Aeußerungen über Religion der frommen Dame sehr anstößig gewesen sein würden, dürften ihr nicht zu Gesicht gekommen sein; eben so wenig war ihr wohl bekannt geworden, daß damals der Pfarrer Pustkuchen gegen Goethe's unmoralische und unchristliche Anschauungen in seinen falschen „Wanderjahren", mit deren Titel der Moralist einen frommen Betrug gespielt hatte, bereits Sturm gelaufen war.

Sie unterläßt nicht, dem Freunde ihre eigene Glaubensseligkeit als Sporn zu gläubiger Bekehrung zu schildern. „Die Jahre nicht nur, sondern viel früher haben unsägliche Leiden mein Haar schneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feste Vertrauen zu Gott und die Liebe zu meinem Erlöser. — Bei allem, was mich traf, tönte es tief und stark in meinem Innern: „Der Herr hat alles wohl gemacht!" — Der Gott meiner Jugend ist auch der Gott meines Alters. — Als wir uns schrieben, war ich mir das glücklichste Geschöpf auf Erden. Wie reich war ich! Früh durch die besten Eltern — geliebt von den besten Geschwistern, — später das geliebte Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der besten Kinder. — Aber welche Trübsale wurden mir zu Theil! — Der einzige von mir geborene Knabe, ein Kind von vier Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Muttet — ich sage nicht, daß ich ihn verlor — was für ihn Gewinn war, sah mein Mutterherz nie für Verlust an — er gewann den Himmel, und nur mir ward der unsägliche Schmerz zu Theil, und so konnte ich selbst im heißen Schmerz Gott danken. Und später — verlor ich den angebeteten Gatten! — O dies war mir ein ganz neuer, eigens (?), mit nichts zu vergleichender Schmerz. — Mir blieben noch die Geschwister. Ach die herrlichen, die unaussprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den jüngern hin, und zerstörte die vorher noch jugendvolle Lebenskraft des ältern. — Durch diesen doppelten, so schnell aufeinander folgenden Verlust fühlte ich mich wie auf's neue verwaiset. — Aber dennoch pries ich Gott. — Ich finde sie ja alle wieder — Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten. — So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen!" Sie bittet ihn, er möge ihr, die er einst als Freundin und Schwester begrüßt habe, ihren dringenden Herzenswunsch nicht abschlagen; sie will eifrig beten, daß der Herr ihn mit seiner Gnade erleuchte. Doch auch von seinen zeitlichen Verhältnissen möchte sie etwas wissen, und sie theilt ihm von ihrer Seite mit, daß sie meistens still auf dem Lande lebe mit einer dreizehnjährigen Enkelin, die

ihre Liebe und Freude sei. „Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand," schließt sie. „Ihr Andenken ist nie in mir erloschen, und meine Theilnahme für Sie immer lebendig geblieben, meine Wünsche für Ihr wahres Heil auch. — Manches betrübte mich oft. — Ich will, so lange ich lebe, noch recht für Sie beten. — Möchten Sie sich doch darin noch recht mit mir vereinigen! — Mein Erlöser ist ja auch der Ihrige; es ist ja in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte, schreiben Sie ein paar Worte!"

Noch ehe sie den Brief absendet, am 23. Oktober, erinnert sie ihn an eine Aeußerung im achtzehnten Briefe: „Schreiben Sie mir wieder einmal von sich, und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an! es ist ja dies sonst ein weiblich Geschäft," indem sie bemerkt, da sei er wieder angesponnen, und den Wunsch hinzufügt, er möge sich nun bis in die Ewigkeit hineinspinnen.

Goethe wußte diese aus herzlichster Neigung entsprungene ängstliche Besorgniß für sein Seelenheil wohl zu würdigen, wie sehr er sich sonst gegen frömmelnde Zudringlichkeit mit Spott und derber Abfertigung zu wahren wußte, wie in den bekannten zur Erwiederung bestimmten Versen „an Frau K. (Krüdener?) in C. (Karlsruhe?)" B. 6, 169. Aehnliches findet man in der Quartausgabe im ersten Bande am Schlusse der Abtheilung „Religion und Kirche" gesammelt. Bald nach dem Empfange des Briefes erwiederte er: „Von der frühesten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuern Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich rührend; und doch zaudere ich, unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte." Konnte er ja unmöglich Augustens Beschuldigung, daß er schädlich gewirkt, sein Talent mißbraucht habe, als gegründet anerkennen, aber eben so wenig wollte er sie verletzen. Deshalb deutet er an, daß auch ihm ein Ewiges immer vorschwebe, und er sich das Zeugniß geben dürfe, mit Bewußtsein dem Höchsten nachgestrebt zu haben. „Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte,

gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst, und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und anderen gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten." In Betreff des Jenseits spricht er seine vollste Beruhigung aus; da er thätigsten und redlichsten Strebens sich bewußt sei, und zugleich den Wunsch jenseitiger Vereinigung. „Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein. Vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen, und uns desto gründlicher zu lieben."

Goethe erkannte wohl, wie wenig diese leise ablehnende freundliche Erklärung der frommen Dame genügen werde, welche überzeugt war, daß er, wenn er nicht zum gläubigen Christenthume zurückkehre, der ewigen Seligkeit verlustig gehn werde; deshalb konnte er sich lange nicht entschließen, diese Antwort der Freundin zu übersenden. Als er aber im Februar des folgenden Jahres von einer gefährlichen, ihn dem Tode nahe führenden Krankheit befallen und von dieser glücklich hergestellt worden,[1] also dem Tode in's Auge geschaut hatte, wo sonst häufig haltlose Freigeisterei ihr Ende erreicht, da wollte er nicht länger anstehn, seiner geliebten Auguste mit dieser, wenn auch unbefriedigenden Antwort ein Zeichen seiner freundlichsten Erinnerung zukommen zu lassen, weshalb er folgende

[1] Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Zelter III, 292 f. Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" S. 357 *

Nachschrift am 17. April 1823 hinzufügte: „Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben; allein ich wagte nicht, es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt.[1] Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen. Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!"

Im Jahre 1824 theilte Goethe Eckermann seine Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung" mit, ein auf Quartblättern geschriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers, worin bloß einiges ausgeführt, das meiste nur in Andeutungen enthalten war. Aus den Bemerkungen, welche Eckermann damals machte, ersehen wir, daß der erste Versuch der Trennung von Lili und die Reise mit den Stolbergen damals noch nicht ausgeführt, dagegen die Darstellung des Fortganges des Verhältnisses bis zur Auflösung, das jetzige zwanzigste Buch mit Ausschluß der Einleitung, fast vollendet war.[2] Im folgenden Jahre wurde, wie die „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" besagt, einiges an „Wahrheit und Dichtung" geschrieben, doch die Arbeit bald ganz bei Seite gelegt, da die neue Redaktion der „Wanderjahre" und die neue Ausgabe seiner Werke den Dichter sehr in Anspruch nahmen. Nur vorübergehend wurde die Vollendung von „Wahrheit und Dichtung" im Jahre 1829 bedacht.[3] Im folgenden Jahre erschienen endlich

[1] Bei welcher Gelegenheit dies geschehen sei, ist ungewiß. Hatte vielleicht Stolberg im Jahre 1806 unserm Dichter den ersten Band seines Werkes „die Religion Jesu Christi" zugeschickt, und dieser sich damals auf eine solche Weise gegen ihn geäußert? Vgl. oben S. 391.

[2] Eckermann's Gespräche I, 160 ff.

[3] Ebendaselbst II, 87.

die vor acht Jahren begonnenen „Annalen,“ in welchen Goethe sich über den Streit zwischen Voß und Stolberg also vernehmen ließ (B. 32, 178 f. der Ausgabe letzter Hand):[1] „Näher berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, nicht sowohl der Ausbruch selbst, als die Einsicht in ein vieljähriges Mißverhältniß, das klügere Menschen früher ausgesprochen und aufgehoben hätten. Aber wer entschließt sich leicht zu einer solchen Operation? Sind doch Ortsverhältnisse, Familienbezüge, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten schon abstumpfend genug; sie machen in Geschäften, im Eh- und Hausstande, in geselligen Verbindungen das Unerträgliche ertragbar. Auch hätte das Unvereinbare von Vossens und Stolberg's Natur sich früher ausgesprochen und entschieden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Grazioso[2] eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Akte zu mildern gesucht. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und wir haben daraus zu lernen, daß wir zwar nicht übereilt, doch baldmöglichst aus Verhältnissen treten sollen, die einen Mißklang in unser Leben bringen, oder daß wir uns ein- für allemal entschließen müssen, denselben zu dulden und aus anderm Betracht mit Weisheit zu übertragen. Eins ist freilich so schwer, als das andere; indessen schicke sich jeder, so gut er kann, in das, was ihm begegnet in Gefolg von Ereignissen oder von Entschluß!“

Am Anfange desselben Jahres befand sich eine Enkelin Lili's,

[1] Die Stelle ist jetzt ausgefallen, da die Herausgeber hier den oben erwähnten Aufsatz „Voß und Stolberg“ eingeschoben, den sie durch das nach den Worten: „Näher berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit“ eingefügte: „welches zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab“, einleiten.

[2] Vgl. B. 32, 286. Wenn es jetzt in den „Annalen“ (B. 27, 375) nach dem frühern Aufsatze heißt: „Durchaus spielt sie die Rolle des Engel Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb, ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte“, so ist hier offenbar Engel-Grazioso als Zusammensetzung zu lesen.

die Tochter ihres mit der Gräfin Cäcilie von Waldorf vermählten Sohnes Karl, zum Besuche bei einer Tante zu Weimar, welche Goethe, den der Tod der Großherzogin Mutter um diese Zeit tief bekümmerte, nur einmal gesehen zu haben scheint.[1] Als Soret am 5. März gegen Goethe sein Bedauern über die Abreise dieser durch eine so erhabene Gesinnung und einen so reifen Geist ausgezeichneten jungen Dame äußerte, bemerkte dieser, wie sehr es ihm leid thue, sie nicht öfters gesehen zu haben, wie er anfänglich immer verschoben habe, sie einzuladen, um sich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen. „Der vierte Band von „Wahrheit und Dichtung," wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, ist seit einiger Zeit vollendet" (?), fuhr er fort. „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet, zu gestehn, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten, doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war." Auf diese Bemerkungen, wenn sie anders wirklich in dieser Weise erfolgten, ist gar kein Werth zu legen. Der Zustimmung von Lili bedurfte er eben so wenig, als von Friederike Brion, die auch zur Zeit noch lebte, da er beide ja nur mit ihrem Vornamen einführte. Und weshalb hätte er gezögert, die Erlaubniß von Lili zu erhalten, wenn es ihn früher zur Vollendung von „Wahrheit und Dichtung" getrieben hätte? Ganz andere Arbeiten hielten ihn hiervon zurück. Auch wird durch jene Angabe gar nicht erklärt, weshalb Goethe nicht gleich nach dem Tode Lili's, im Jahre 1817, zum Werke geschritten, noch weshalb er das 1821 begonnene damals nicht vollendet habe.

[1] Vgl. Soret in Eckermann's Gesprächen III, 297 ff.

Soret's Beschreibung des liebenswürdigen jungen Mädchens hatte in Goethe alle seine alten Erinnerungen erweckt, so daß er mit leidenschaftlicher Bewegung fortfuhr: „Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren! Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delikates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat.[1] — In meinem Verhältniß zu Lili war das Dämonische besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war." Es läßt sich nicht verkennen, daß Goethe in diesem bewegten Ergusse seines Gefühls seine spätern Verhältnisse, besonders seine wundervolle, so außerordentlich einflußreiche Beziehung zu Frau von Stein, einseitig herabsetzt: allein ist jede glühende Liebe immer einseitig beschränkt, wie sollte es eine lebhaft erwachte Erinnerung an eine solche weniger sein?

Die erschütternde Nachricht vom Tode seines Sohnes trieb ihn von neuem zu „Wahrheit und Dichtung" zurück, da diese Jugenderinnerungen in jenem gewaltigen Schmerze seine süßeste Unterhaltung bildeten. Kurz nach der Herstellung von den Folgen

[1] Aehnlich äußerte Goethe gegen Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten II, 322), die Tiefe und Zartheit seines Gefühls für Lili habe noch auf die Schreibart und den Ton seiner Erzählung gewirkt, und doch habe er den leidenschaftlichen Gehalt dieses Verhältnisses keineswegs ganz ausgesprochen.

des heftigen Blutsturzes, der ihn am 26. November 1830 dem Tode nahe brachte, am 10. Dezember schreibt er seinem alten, gleich schwer geprüften Freunde Zelter: „Das Außenbleiben [1] meines Sohnes drückte mich auf mehr als eine Weise sehr heftig und widerwärtig. Der vierte Band meines Lebens lag über zehn Jahre (?) in Schematen und theilweiser Ausführung ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte, die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an, und es gelang so weit, daß der Band, wie er liegt, gedruckt werden könnte, wenn ich nicht Hoffnung hätte, den Inhalt noch reicher und bedeutender, die Behandlung aber noch vollendeter darzustellen. So weit nun bracht' ich's in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel sein, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponirt finden mochte, dürfte verursacht haben." Nach der Genesung war sein ganzes Streben auf den endlichen Abschluß von „Faust" und „Wahrheit und Dichtung" gerichtet; es war, als ob er von der Erde nicht scheiden könnte, ehe er die glühendste Leidenschaft seiner Jugend in einem vollendeten Bilde der Nachwelt hinterlassen. Schon am 27. Februar sandte Goethe Eckermann die Handschrift zu, um zu prüfen, was daran noch zu thun sein möchte. Dieser fand das zweite, vierte und fünfte Buch bis auf einige Kleinigkeiten ganz vollendet, wogegen im dritten noch manches zu thun war, und ihm schien, daß der Schluß des ersten Buches, welches die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengasse und vom Schlittschuhlaufen im Sammetpelz enthielt, früher besser ihre Stelle fänden. Diesen Rath befolgte Goethe auch, ohne aber diese Anekdoten ganz passend einzufügen, vielmehr blieb hier etwas Bruchstückartiges. Auch darin, daß das Verhältniß mit Lili schon im ersten Buche eingeleitet, die

[1] Euphemistischer Ausdruck für den Tod, der ihm den Sohn in der Fremde geraubt hatte. Vgl. den Brief an Zelter vom 19. Februar 1831 oben S. 205 Note 1. Er war zu Rom in der Nacht vom 25. auf den 26. Oktober an einem Nervenschlage verschieden. Vgl. Nicolovius in den „Ostsee-Blättern" 1832 Nro. 121 Beilage.

Bemerkungen über „Hanswursts Hochzeit“ in das dritte Buch gerückt würden, folgte Goethe Eckermann; die Theilung des vierten Buches in zwei Bücher, so wie die Aufnahme der damals noch zu diktirenden Aeußerungen über den äußern politischen Zustand von 1775, so wie über den innern von Deutschland, die Bildung des Adels und ähnliches in das zweite Buch wurden erst später beschlossen. [1] Goethe fand es sehr beneidenswerth, daß es ihm in seinem hohen Alter vergönnt sei, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Beziehung eine große Bedeutung habe. [2] Freilich fehlt es in dieser Darstellung, wie wir gezeigt haben, nicht an manchen Verschiebungen und Verwechslungen, aber diese vermögen nicht, der Wahrheit des Gesammtbildes bedeutenden Eintrag zu thun. Riemer erzählt als Beispiel, wie Goethe das, was er sich einmal aus der Seele gesprochen, nicht wieder mit gleichem Antheil erfassen mochte (II, 598): „Wie zart, innig und warm er auch wenige Monate (?) vor seinem Scheiden das Verhältniß zu Lili schildert, so reicht es doch im einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut, womit er es mir in weit früherer Zeit auf einer Reise darzustellen und sich sowohl als mich um einen Weg von drei Stunden anmuthigst zu täuschen wußte.“

Im folgenden Jahre verschied Goethe zu Weimar, an demselben Tage, an welchem vor sieben Jahren das herzogliche Theater abgebrannt und vor dreizehn Jahren sein langverbundener Freund Staatsminister von Voigt ihm vorangegangen war. Drei Jahre später ging Auguste zum ewigen Frieden ein; sie starb zu Kiel am 30. Juni 1835, nachdem sie noch die Herausgabe des Schlusses von „Wahrheit und Dichtung“ (1833) erlebt hatte; daß derselbe ihr bekannt geworden, möchte wohl zu bezweifeln sein, wenn auch diese edle Dame noch in hohem Alter sich gern vorlesen ließ. So hatten Goethe, Lili und Auguste einzeln ihre Rollen ausgespielt, alle in würdigster und ehrenvollster Weise, wenn auch ihre Bahnen

[1] Vgl. Eckermann II, 309 ff. und dazu I, 159 ff.

[2] Eckermann II, 330.

weit auseinander lagen, ja den entgegengesetztesten Zielpunkten sich zuwandten. Aber während Lili und Auguste die Zwecke ihres Einzeldaseins in reiner Vollendung erreichten und bei den Ihrigen sich ein segensreiches Andenken zurückließen, sollte Goethe, zu weitverbreiteter Wirksamkeit vom Schicksal auserkoren, dem deutschen Volke der höchste Vertreter reinster Menschlichkeit und wahrster Natur werden, eine leuchtende Sonne, welche ihre belebenden Strahlen über Mit- und Nachwelt zu verbreiten und den Ruhm deutschen Namens den Völkern der Erde zu offenbaren bestimmt war. Daß aber eine solche Erscheinung möglich ward, dazu bedurfte es eines seltenen Zusammentreffens glücklicher Umstände, durch welche eine so eigenthümliche Entwicklung sich bilden konnte, an welche man den gewöhnlichen Maßstab menschlichen Daseins nicht anlegen darf; vielmehr herrscht in seinem ganzen Leben jene wundervoll wirkende Macht, die er selbst mit dem Namen des Dämonischen zu bezeichnen pflegte. Zu jenen die von der Natur ihm bestimmte Durchbildung fördernden Umständen aber gehört in ganz besonderer Weise das Verhältniß des Dichters zu Lili und Auguste, die, wie sie in ihren besonderen Kreisen vollsten Segen um sich verbreiteten, so vom reichen Himmel des Goethe'schen Lebens als lieblich holde Sterne auf alle Zeiten herabschauen und die Blicke der bewundernden Nachwelt zu sich emporziehen werden; denn ein günstiges Schicksal wollte, daß es dem Dichter vergönnt war, die glühende Leidenschaft zu Lili in belebten Zügen zu verewigen, und es erhielt uns zugleich in seinen Jugendbriefen an Auguste das treueste Abbild jener unruhig stürmenden freud- und leidvollen Zeit.

V.

Katharina Elisabeth Goethe, geborene Textor, Goethe's Mutter.[1]

Goethe selbst hatte noch in seinem letzten Lebensjahre eine Verherrlichung seiner Mutter im Sinne, eine Aristeia derselben, wie er sich mit Beziehung auf die Ueberschriften einzelner Rhapsodien der „Ilias" ausdrückte,[2] aber die Ausführung einer solchen hätte ein erneutes Zurückgehen auf seine ersten Jugendjahre und die Vergegenwärtigung eines langen, reichen Lebensganges erfordert, dessen größter Theil ihm nur durch briefliche Mittheilungen der Mutter oder durch unzureichende Berichte anderer bekannt war; dazu hielten ihn damals die naturwissenschaftlichen Studien mächtig gefesselt, und die zu einer derartigen, vom rechten Geiste durchglühten Darstellung nöthige Stimmung wollte sich nicht finden. Am glücklichsten würde ihm eine solche Verherrlichung gleich nach dem Abscheiden

[1] Eine fleißige Zusammenstellung aus den damals zugänglichen Quellen hat der treffliche Karl Georg Jacob in Raumer's historischem Taschenbuch auf das Jahr 1845 gegeben, die aber keinen Anspruch auf genauere Untersuchung macht. Eduard Heyden hat in seiner „Galerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter" S. 7 ff. diese Arbeit zum größten Theil in wörtlicher Uebertragung sich zugeeignet. Ein Aufsatz über Goethe's und Schiller's Mutter von Lösch im „Album des literarischen Vereins in Nürnberg" für 1847 verdient eben so wenig Erwähnung, als der in demselben „Album", auch einzeln, erschienene von Merz über Friederike und Lotte. Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1850, 228.

[2] Riemer II, 726.

der Trefflichen gelungen sein, aber, abgesehen von den damals für Weimar so bewegten Zeiten, fehlte ihm unglücklicher Weise die äußere Veranlassung und Form, wie sie sich bei der Herzogin Mutter und bei Wieland, denen er so herrliche Ruhmesdenkmäler gegründet, ganz ungesucht darboten; auch berührte ihn der Verlust gar zu nah und tief, als daß der Schmerz ihm damals ein Wort der Erinnerung möglich gemacht hätte. Dagegen bildete sich in Folge des Todes der Mutter allmählich der Gedanke bei ihm aus, seine eigenen Bekenntnisse zu schreiben, [1] die ihm aber bei ihrer die mannigfachsten Bezüge auf seine Bildung und Entwicklung zusammenfassenden Darstellung kein vollständiges Lebensbild der Mutter gestatteten. Ein solches hätte uns von allen Lebenden wohl nur Bettine von Arnim in sprechender Vollendung zu liefern vermocht; aber leider hat diese mit ihrer unwiderstehlichen dichterischen Flut alle Ufer der Kunst überschwemmende und die wirklichen Gestalten in ihrem phantastischen Strudel fortreißende Frau es vorgezogen, aus der Frau Rath einen poetischen Typus zu bilden, mit welchem ihre lose umherfliegende Einbildungskraft nach freiester Laune, ja mit übermüthiger Keckheit umspringt. Wenn schon in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" das Verhältniß zu der Frau Rath mit allerlei dichterischen Blumen und Blüthen aufgeputzt ist, und die Erzählungen derselben einen doppelten dichterischen Anstrich, einmal von der lebhaften, für den Sohn begeisterten Frau Rath selbst, dann aber von der Wiederspiegelung in Bettinens Geist erhalten haben, so fühlen wir uns in dem Buche, welches dem König gehören soll, worin die Frau Rath (S. 386) von Julius Müller, Dahlmann, Ranke und anderen zu ihrer Zeit noch gar nicht bekannten Männern spricht, dem Boden der Wirklichkeit völlig entrückt.

Katharina Elisabeth Textor war die älteste Tochter des damaligen Rathes Dr. Johann Wolfgang Textor und seiner Gattin

[1] Der Dichter, von Riemer ermuntert, seine Konfessionen zu schreiben, sprach den Gedanken, sein Leben darzustellen, zuerst zu Karlsbad kurz vor dem Tode der Mutter, an seinem sechzigsten Geburtstage, am 28. August 1808 aus. Vgl. Riemer II, 611.

Anna Margaretha Lindheimer, einer Tochter des Dr. Kornelius Lindheimer, Prokurators des Kammergerichts zu Wetzlar, getauft den 19. Februar 1731. Vor ihr, in den Jahren 1728 und 1729, hatte die Mutter, welche am 31. Juli 1711 geboren war — der Vater war siebzehn Jahre älter — zwei Söhne zur Welt gebracht, welche ihre Geburt nur wenige Tage überlebten. Auch ein nach ihr geborener Bruder und eine Schwester starben im ersten Lebensjahre, dagegen blieben ihr drei Schwestern, Johanna Maria, Anna Maria und Anna Christina (geboren in den Jahren 1734, 1738 und 1743), und ein Bruder, Johann Jost (geboren 1739). Katharina Elisabeth war ein Mädchen von weichem und warmem Herzen, von lebhaftem und heiterm Sinne, von gläubigem und reinem Gemüthe, von kernhaftem, ächt gesundem Wesen, welche Eigenschaften sie sämmtlich auf ihren Sohn vererbte: denn auch in seiner Brust lebte jener gläubige Sinn, der einer höhern Weltordnung vertraut, welche die Geschicke der Menschen und Völker lenke, wie sich dies besonders in seinen glühenden Jugendbriefen, aber auch später zu Zeiten noch immer, oft auf höchst rührende Weise, ausspricht,[1] wenn er auch freilich mit diesen Gefühlen nicht vor der Welt prunkte, und seine Anschauungen von den gewöhnlichen, sogenannten rechtgläubigen Vorstellungen sich vielfach unterschieden.

Der Vater, geboren am 12. Dezember 1693, war der Sohn des im Jahre 1716 verstorbenen kurpfälzischen Hofgerichtsrathes

[1] Wir gedenken hier nur der Aeußerung in einem Briefe an Frau von Stein vom Jahre 1779 (I, 138 f.): „Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspulen, was für ein Lied von ihm singen? (Goethe gebraucht häufig den biblischen Ausdruck: dem Herrn Psalmen singen in der Bedeutung den Herrn loben. Vgl. daselbst I, 115, oben S. 324 Note 2). — Es ist mir schon nicht möglich mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist: wie soll ich's mit dem spitzen Ding hervorbringen? Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß (Richter 7, 36 ff.), so ist's so, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen."

und Advokaten Lic. Christoph Heinrich, dessen einziger, fast zehn Jahre jüngerer Bruder, der Obrist und Stadtkommandant Johann Nikolaus Textor, sich im Jahre 1737 mit der Wittwe des gewesenen Kapitainlieutenants Matthias Christoph von Barckhausen,[1] einer geborenen von Klettenberg, vermählte. Der Großvater, ebenfalls Johann Wolfgang genannt, geboren zu Neuenstein in der Grafschaft Hohenlohe, war 1690 von Heidelberg, wo er Vicehofrichter und Präses Vikarius beim kurfürstlichen Hof- und Ehegericht war, als Konsulent und erster Syndikus nach Frankfurt berufen worden, und daselbst am 27. Dezember 1701 gestorben.[2]

Das elterliche Haus von Goethe's Mutter lag auf der Friedberger Gasse, und schien ehemals eine Burg gewesen zu sein. „Wenn man herankam," also erzählt Goethe (B. 20, 40 f.), „sah man nichts, als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren."[3] Hinter den Gebäuden erstreckte sich

[1] Nicht Backhausen, wie bei Lappenberg S. 165 steht.

[2] Der Vater dieses nach Frankfurt berufenen Johann Wolfgang, der Hohenlohe'sche Rath und Kanzleidirektor Wolfgang Textor zu Neuenstein, hatte den von seinem Vater Georg Weber zu Weickersheim, einem Städtchen im Jaxtkreise bei Mergentheim, ererbten ehrlichen deutschen Namen nach der gelehrten Unsitte der Zeit in's Lateinische übertragen, um ihn bücher- und kathederfähig zu machen.

[3] Hiernach möchte man glauben, das Haus habe keine auf die Straße gehenden Fenster gehabt, doch soll Goethe's Mutter durch ein solches den abreisenden Kaiser Karl VII. gesehen haben. Der Bruder der Frau Rath, der Schöff Dr. Textor, verkaufte das Haus im Jahre 1783. Als Goethe im August 1797 nach Frankfurt kam, trat ihm der Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens als ein symbolisch bedeutsamer entgegen. „Aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte," schreibt er an Schiller, „wurde er durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz verändert. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde, und ist jetzt, größtentheils als Schutthaufen, noch

in ansehnlicher Länge und Breite ein sehr gut unterhaltener Garten, in welchem der Vater eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgte, weshalb er besonders die abendlichen Stunden in diesem friedlichen Raume zu verweilen pflegte. Die Gänge waren meist mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des Gartens den Küchengewächsen, der andere den Blumen gewidmet, welche vom Frühjahr bis zum Herbst in reichster Abwechslung die Beete und Rabatten schmückten. An der langen, gegen Mittag gerichteten Mauer befanden sich an Spalieren wohlgezogene Pfirsichbäume, wogegen an der andern Seite eine unabsehbare Reihe von Johannis- und Stachelbeersträuchen die kindische Genäschigkeit anreizte, wie ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum den Kindern bedeutend und erfreuend erschien.[1] Der Vater, der 1734 Schöff, 1738 und 1743 älterer Burgemeister wurde, war ein schlichter, ruhiger, höchst besonnener Mann, der seine Geschäfte mit streng geordnetem Fleiße betrieb; seine ganze Umgebung war alterthümlich und ohne Spur irgend einer Veränderung. War er schon hierdurch den Kindern ein Gegenstand der Ehrfurcht, vor welchem sie sich in einer gewissen scheuen Entfernung hielten, so ward er es noch mehr durch seine Weissagungsgabe, an die vor allen Goethe's Mutter den festesten Glauben hatte. „Dein Großvater," erzählt Bettine (II, 264 f.), „war ein Träumender und Traumdeuter; es ward ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Einmal sagte er einen großen Brand, dann die unerwartete Ankunft des Kaisers voraus;[2] dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich

immer das Doppelte dessen werth, was vor eilf (?) Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. In sofern sich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehen Sie leicht, daß es in mehr als einem Sinne als Symbol vieler tausend andern Fälle in dieser gewerbreichen Stadt, besonders vor meinem Anschauen, da stehn muß." Jetzt befindet sich zur glänzendsten Bestätigung dieser symbolischen Bedeutsamkeit des Geburtshauses von Goethe's Mutter das Hôtel Drexel auf diesem Platze.

[1] Vgl. B. 25, 130.

[2] Bei einem Brande in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember 1741

in der Stadt verbreitet, und erregte allgemeines Staunen, da es eintraf.“ Zwei andere Beispiele dieser seiner Weissagungsgabe, welche Bettine (II, 265 f.) erwähnt, erzählt Goethe ausführlicher, als diese (B. 20, 42 f.), worauf er hinzufügt: „Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört, und unter anderen auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte .... Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich .... Das übrige war wieder in Chiffern bis auf die Verbindungs- und andere Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ. Bemerkenswerth bleibt es hierbei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten.“ Goethe deutet hierbei wohl auf die von Bettine erzählte Geschichte hin, welche hier einen Platz finden möge, da durch sie der Glaube von Goethe's Mutter an Vorbedeutungen und ähnliche unerklärliche Erscheinungen bedeutend gesteigert wurde, so daß sie zu sagen pflegte, wenn man es auch nicht glaube, so solle man es doch nicht läugnen oder verachten, da das Herz durch dergleichen tief gerührt werde.[1]

„Deine Großmutter,“ erzählt Bettine (II, 267 f.), „kam einst nach Mitternacht in die Schlafstube der Töchter, und blieb da bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was sie vor Angst sich nicht zu sagen getraute. Am andern Morgen erzählte sie, daß

verunglückten acht Personen. Vgl. Maria Belli III, 12 * Kaiser Karl VII. mußte am 8. Juni 1743 München wieder verlassen, von wo er sich zuerst nach Augsburg, dann nach Frankfurt wandte, wo er ganz unvermuthet am 28. Juni in aller Frühe eintraf.

[1] Man vergleiche hierzu meine „Studien zu Goethe's Werken“ S. 21 f.

etwas im Zimmer geraschelt habe wie Papier; in der Meinung, das Fenster sei offen, und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anstoßenden Studierzimmer umher, sei sie aufgestanden, aber die Fenster seien geschlossen gewesen. Da sie wieder im Bett lag, rauschte es immer näher und näher heran mit ängstlichem Zusammenknittern von Papier; endlich seufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angesicht, daß es sie kalt anwehte; darauf ist sie vor Angst zu den Kindern gelaufen. Kurz hiernach ließ sich ein Fremder melden; da dieser nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr darreichte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener Nacht seinen herannahenden Tod gespürt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben; aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin und her gefahren, endlich zweimal tief aufgeseufzt, und dann war er verschieden. Obschon nun das, was auf dem Papiere geschrieben war, nichts Entscheidendes besagte, so konnte sich die Freundin doch vorstellen, was seine letzte Bitte gewesen. Dein edler Großvater nahm sich einer kleinen Waise jenes Freundes, die keine rechtlichen Ansprüche an sein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, legte eine Summe aus eigenen Mitteln für sie an, die deine Großmutter mit manchem kleinen Ersparniß mehrte." Dürfen wir dieser Erzählung in allen Punkten Glauben schenken, so würden wir jenen Freund wohl in Wetzlar, dem Geburtsorte von Goethe's Großmutter, zu suchen haben.

Auf keines der Kinder und Enkel des Großvaters habe sich jene Weissagungsgabe fortgeerbt, bemerkt Goethe (B. 20, 44); vielmehr seien sie meistentheils rüstige Personen gewesen, lebensfroh und nur auf's Wirkliche gestellt. Dagegen berichtet Bettine (II, 266): „Diese Traumgabe schien auf die eine Schwester fortgeerbt zu haben; denn gleich nach deines Großvaters Tod (1771), da man in Verlegenheit war, das Testament zu finden, träumte ihr, es sei zwischen zwei Brettchen im Pult des Vaters zu finden, die

durch ein geheimes Schloß verbunden waren. Man untersuchte den Pult, und fand alles richtig. Deine Mutter aber hatte das Talent nicht." Die hier gemeinte eine Schwester dürfte wohl Anna Maria gewesen sein, die seit 1756 an den Prediger Starck verheiratet, und stillern, ruhigern Sinnes war.[1] Auch Goethe selbst schien die Ahnungsgabe vom Großvater in gewisser Weise ererbt zu haben, wie sich diese nicht allein in dem doppelten Gesicht, welches er bei Sesenheim sah (vergl. oben S. 55 f.), sondern vor allem in dem Vorahnen bedeutender Entscheidungsmomente kund gab.

Von Goethe's Großmutter Anna Margaretha Lindheimer, welche den Großvater zwölf Jahre überlebte, wissen wir außer dem eben gelegentlich Angeführten nichts mitzutheilen. Ihr Bildniß in den „Gedenkblättern an Goethe" (1846) zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Enkel, dasselbe große, bedeutende Auge, denselben strengen Herrscherblick, dieselbe hohe, mächtige Stirne, wogegen das des Großvaters, mit etwas abwärts gebogener Nase und enger geschlitzten Augen, gar nicht an den Dichter des „Werther" und „Faust" erinnert. Auch über die Bildung und die Erziehung, welche Goethe's Mutter im elterlichen Hause genoß, fehlen uns alle Nachrichten. Ohne Zweifel war dieselbe eine ächt bürgerliche, streng religiöse, und in wissenschaftlicher Hinsicht eine äußerst beschränkte, deren große Lücken die Frau Rath erst nach ihrer Verheiratung einigermaßen ausfüllte.

Kurz vor der Vollendung ihres eilften Lebensjahres sollte Goethe's Mutter das Schauspiel der Krönung des Kurfürsten von Baiern, Karl Albrecht, zum Römischen Kaiser Karl VII. (am 12. Februar 1742) erleben, einer der glänzendsten, die je in Deutschland gefeiert worden; sie sah im Laufe ihres langen und reichen Lebens noch vier folgende Kaiserkrönungen bis zur letzten, und zwar alle fünf von dem kleinen Zimmer aus, welches sich im

[1] Vgl. B. 20, 45 f. Der jüngsten Schwester, Anna Christina, die erst im Jahre 1819, nach mehr als neunjährigem Wittwenstande, (ihr Gatte war der Obrist und Stadtkommandant Georg Heinrich Kornelius Schuler) starb, thut Goethe sonderbar genug nirgendwo Erwähnung.

Römer neben der Uhr befindet.[1] Sie ward, so bald sie Karl Albrecht gesehen, zu einer enthusiastischen Verehrerin des schönen und guten, aber unglücklichen Kaisers, wie denn alles Große und Mächtige von ihr mit höchster Liebe und Begeisterung aufgenommen ward. Zwei Tage nach der mit allem Glanze ausgestatteten Krönung fiel die kurfürstliche Residenzstadt München in die Hände der für Maria Theresia sich erhebenden Ungarn, welche sie freilich am 29. April räumten, aber am 6. Mai wiedereroberten, weshalb der Kaiser in Frankfurt bleiben und dorthin statt nach dem gleichfalls in den Händen der Gegner befindlichen Regensburg die Reichsstände am 27. April zusammenberufen mußte. Am 8. Oktober ward München wiedergewonnen, und nur ein kleiner Bezirk an der Inn und die Oberpfalz befanden sich noch in den Händen der Feinde, aber der Kaiser wagte noch immer nicht, sich in seine Erblande zurückzubegeben. Zu derselben Zeit litt er bedeutend an Geldmangel, da die Reichsstände ihn sehr unzureichend unterstützten, und die für den November und den Januar versprochene Hülfe zu spät kam. Der Vater von Goethe's Mutter, der im Jahre 1743, als älterer Burgemeister, jeden Abend beim Kaiser die Parole in Empfang nehmen mußte, hatte sich bald die Liebe desselben in hohem Grade erworben, besonders auch dadurch, daß er bei der dringenden Geldnoth auf geschickte Weise für die Beschaffung der unentbehrlichen Bedürfnisse sorgte. Das Anerbieten des Kaisers, ihn in den Adelstand zu erheben, soll er mit freundlichster Anerkennung abgelehnt haben. Würde ihm diese Erhebung zu Theil, bemerkte er dem Kaiser, so würde kein Bürgerlicher sich um eine seiner vier Töchter bewerben, eben so wenig ein Adeliger, da er keine großen Reichthümer mitgeben könne, den neuen Adel suchen, so daß seine Töchter unversorgt bleiben würden; seinem Sohne werde Gott auch ohne den Adel forthelfen.[2] Im März erlebte der Kaiser den Schmerz, zwei Prinzessinnen, die Prinzessin Theresia

[1] Vgl. Maria Belli IX, 97.

[2] Nach der Mittheilung von Maria Belli V, 180.

Emanuela Maria und seine zweite Tochter Theresia Benedikta Maria, durch den Tod zu verlieren, von denen die erstere am 27., die andere am 29. März an den Blattern starb. Zu derselben Zeit näherte sich die sogenannte pragmatische Armee dem Main, wodurch der Kaiser bewogen wurde, Frankfurt zu verlassen und nach seinen Erblanden zurückzukehren, welches er am 10. April 1743 den Reichsständen mittheilen ließ. Die Abreise von Frankfurt erfolgte am Mittwoch nach Ostern, am 17. April.[1]

Hören wir nun, auf welche Weise Bettine die Frau Rath selbst ihre enthusiastische Neigung zu Karl VII. beschreiben läßt. „Eh' ich (1808) in's Rheingau reiste," schreibt sie II, 271 ff., „kam ich zu Goethe's Mutter, um Abschied zu nehmen. Sie sagte, indem sich ein Posthorn auf der Straße hören ließ, daß ihr dieser Ton immer noch das Herz durchschneide, wie in ihrem siebenzehnten Jahre.[2] Damals war Karl VII., mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; alles war voll Begeisterung über seine große Schönheit. Am Charfreitag sah sie ihn im langen schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarzgekleideten Pagen die Kirchen besuchen.[3] Himmel, was hatte der Mann für Augen! wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augenwimpern hervor! — Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen. Ueberall kniete er auf der letzten Bank, unter den Bettlern,

[1] Nach der „Historischen Sammlung von Staats-Schriften zur Erläuterung der neuesten Welt- und teutschen Reichs-Geschichten, unter Kaiser Karln dem VII., (1747) B. III. 8, in welchem Werke sich die genauesten Angaben finden.

[2] Weiter unten (II. 278) heißt es, sie sei kaum sechzehn Jahre alt gewesen. In der Wirklichkeit war sie damals nur zwölf Jahre und zwei Monate, bei der Kaiserkrönung erst eilf Jahre alt. So unzuverlässig sind die chronologischen Angaben bei Bettine.

[3] Charfreitag fiel im Jahre 1742 auf den 23. März. An das Jahr 1743 darf nicht gedacht werden, da in diesem Charfreitag am 12. April war, fünf Tage vor der Abreise des Kaisers; denn nach der Erzählung der Frau Rath muß zwischen diesem Charfreitag und der Abreise eine viel längere Zeit verflossen sein.

und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder empor sah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Ort ständen. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein. Ich ging an's Fenster, und sah hinaus auf die dunkeln Straßen, und wie ich in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, zitterte ich, wie Espenlaub. Am Abend in meiner Kammer legte ich mich vor meinem Bett auf die Knie, und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er, und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wäre. Meine Schwester[1], die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehn; ich ging mit, ohne daß einer ahnete, wie tief es mir zu Herzen gehe. Einmal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prallstein am Wege, und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus und winkte freundlich mit dem Schnupftuch: sie prahlte sich sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe;[2] ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe; denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja beinah jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehn, ereignete sich etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte, und am Abend in meiner Schlafkammer kniete ich allemal vor meinem Bett, und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Charfreitag in der Kirche gesehen hatte, und dann überlegte ich, was mir alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebeseinverständniß in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahne; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung

[1] Ihre älteste Schwester war damals neun Jahre alt. Nach der Erzählung Bettinens scheint es, daß die Schwester für älter, als Goethe's Mutter gelten soll — eine der vielen Verwechslungen und Ungenauigkeiten dieser Erzählungen.

[2] Dies erwähnt auch Goethe B. 20. 45. nebst anderm von Bettine Uebergangenen.

erforscht, da er jetzt öfter durch unsere Gasse[1] fuhr, wie sonst, und allemal heraufsah nach den Fenstern, und mich grüßte.[2] O wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte! Da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust. Wie er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen, und kam in den Saal statt auf die Galerie. Es wurde in die Trompeten gestoßen; bei dem dritten Stoß erschien er in einem rothen Sammetmantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit etwas gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah, und dachte an nichts, daß ich auf dem unrechten Platz wäre; seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten drein; da jauchzte ich laut mit; der Kaiser sah mich an, er nahm den Becher, um Bescheid zu thun, und nickte mir. Ja da kam mir's vor, als hätte er den Becher mir bringen wollen, und ich muß noch heute daran glauben; es würde mir zu viel kosten, wenn ich diesen Gedanken, dem ich so viel Glücksthränen geweiht habe, aufgeben müßte. Warum sollte er auch nicht? er mußte ja wohl die große Begeisterung in meinen Augen lesen. Damals im Saal, bei dem Geschmetter der Pauken und Trompeten, die den Trunk, womit er den Fürsten Bescheid that, begleiteten, ward ich ganz elend und betäubt; so sehr nahm ich mir diese eingebildete Ehre zu Herzen. Meine Schwester hatte Mühe, mich hinauszubringen an die frische Luft; sie schmälte mit mir, daß sie wegen meiner des Vergnügens verlustig war, den Kaiser speisen zu sehn; sie wollte auch, nachdem ich am Röhrbrunnen Wasser getrunken, versuchen wieder hineinzukommen. Aber eine geheime Stimme sagte mir, daß ich an dem, was mir heute beschert geworden, mir solle genügen lassen, und ging nicht wieder mit; ich suchte meine einsame Schlafkammer auf und setzte mich auf den Stuhl am Bett, und

[1] Die Friedberger Gasse, seitwärts von der Zeil, führt nach dem Friedberger Thore.

[2] Man vergleiche hierzu die Erzählung im „Egmont“, wie Klärchen den vom Volke verehrten Helden kennen lernte (B. 8, 157 ff.).

weinte dem Kaiser schmerzlich süße Thränen der heißesten Liebe. Am andern Tag reiste er ab. Ich lag frühmorgens um vier Uhr in meinem Bett, der Tag fing eben an zu grauen; es war am 17. April.[1] Da hörte ich fünf Posthörner blasen; das war er: ich sprang aus dem Bett; vor übergroßer Eile fiel ich in die Mitte der Stube, und that mir weh; ich achtete es nicht, und sprang an's Fenster; in dem Augenblick fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach meinem Fenster, noch eh' ich es aufgerissen hatte; er warf mir Kußhände zu, und winkte mir mit dem Schnupftuch, bis er die Gasse hinaus war.[2] Von der Zeit an hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne dieses Abschieds zu gedenken. — Bei dem Fall, den ich damals vor übergroßer Eile that, hatte ich mir das Knie verwundet: an einem großen Brettnagel, der etwas hoch aus den Dielen hervorstand, hatte ich mir eine tiefe Wunde über dem rechten Knie geschlagen; der scharfgeschlagene Kopf des Nagels bildete die Narbe als einen sehr feinen, regelmäßigen Stern."

Nicht lange konnte sich der unglückliche Kaiser seiner Residenzstadt erfreuen. Die Oestreicher fielen bald in Baiern ein, und nöthigten ihn, am 8. Juni 1743 von München nach Augsburg zu gehn. Von den Franzosen verlassen, beschloß er, für seine Truppen die Neutralität zu ergreifen; er selbst wandte sich nach Frankfurt, wo er am 28. Juni zu allgemeiner Verwunderung eintraf. Am 22. Mai 1744 ward zu Frankfurt die von dieser Stadt benannte sogenannte Union zwischen dem Kaiser, dem Könige von Preußen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen-Kassel, geschlossen. Eine mittelbare

[1] Bei der vielfachen sonstigen Verschiebung der Zeitfolge ist es bemerkenswerth, daß dieser Tag sich so lebhaft der Seele des jungen Mädchens eingedrückt hatte, daß sie denselben so bestimmt und richtig auf Monat und Tag anzugeben wußte.

[2] Wenn hier die lebhaft erregte Einbildungskraft der Frau Rath nicht über die Grenzen der Wirklichkeit hinausschweift, so würden wir annehmen müssen, daß der Kaiser in Erfahrung gebracht, jenes bei der offenen Tafel ihm enthusiastisch zujubelnde Mädchen sei die Tochter des von ihm so sehr geschätzten Burgemeisters Textor.

Folge dieses Bündnisses war die Wiedereroberung eines Theiles von Oberbaiern und der Hauptstadt München, in welche der Kaiser am 23. Oktober 1744 wieder einzog. Aber bald wendete sich das Glück gegen ihn, so daß der Kaiser, der mit Recht sagen durfte, das Unglück werde ihn nicht eher verlassen, als bis er selbst jenes verlasse, seine Hauptstadt von neuem zu verlassen gezwungen worden wäre, hätte ihn nicht ein rascher Tod am 20. Januar allen irdischen Wechselfällen entrückt.

Auffallend ist es, wie die Frau Rath nach Bettinens Bericht jenes zweiten mehr als fünfzehnmonatlichen Aufenthaltes des Kaisers zu Frankfurt sich gar nicht erinnert, sondern den Tod desselben kurz nach seiner ersten Abreise von Frankfurt erfolgen läßt. Sie erzählt nämlich (II, 276 f.), daß sie jene Narbe über dem rechten Knie während der vier Wochen, in denen bald darauf der Tod des Kaisers mit allen Glocken jeden Nachmittag eine ganze Stunde eingeläutet worden, [1] oft angesehen habe. „Ach, was hab' ich da für schmerzliche Stunden gehabt, wenn der Dom anfing zu läuten mit der großen Glocke! Es kamen erst so einzelne mächtige Schläge, als wanke er trostlos hin und her. Nach und nach klang das Geläut der kleinern Glocken und der fernern Kirchen mit; es war, als ob alle über den Trauerfall seufzten und weinten, und die Luft war so schauerlich. Es war gleich bei Sonnenuntergang, da hörte es wieder auf zu läuten, eine Glocke nach der andern schwieg, bis der Dom, so wie er angefangen hatte zu klagen, auch die allerletzten Töne in die Nachtdämmerung seufzte. Damals war die Narbe über meinem Knie noch ganz frisch (?!); ich betrachtete sie jeden Tag, und erinnerte mich dabei an alles."

In dieser ersten enthusiastischen Neigung des anwachsenden Mädchens spricht sich die ganze lebhafte Begeisterung für alles Große und Hohe aus, welche einen hervorstechenden Charakterzug der Frau Rath bildet; war es ja dieselbe Begeisterung, mit welcher sie

[1] Das Einläuten geschah wohl damals, wie im Jahre 1790, Morgens von eilf bis zwölf und Nachmittags von fünf bis sechs Uhr. Man vergleiche Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 108.

Napoleon's gigantische Größe und den Dichtergenius ihres eigenen Sohnes anerkannte. Das unglückliche Ende des geliebten Kaisers mußte einen tiefen Ernst über ihre sonst so heiter gestimmte Seele verbreiten, einen Schmerz, dessen Wellen noch lange in ihr nachgezittert haben werden; war es ja der erste gewaltige Verlust, den ihr Herz erlitt.

Am 13. September desselben Jahres, an dessen Anfang der gute, aber unglückliche Kaiser seine Augen geschlossen hatte, ward Franz I. zum Römischen Kaiser erwählt. Am 23. wurde er von den Abgeordneten der Stadt, unter denen sich auch der Vater der Frau Rath befand, unter denselben Feierlichkeiten, wie sein Vorgänger, auf der Bornheimer Heide empfangen. Hatte bei dem Einzuge und der Krönung Karl's VII. die Schönheit und das aus den holdstrahlenden Augen blickende Wohlwollen des neuen Kaisers diesem alle Herzen zugewandt, so gewann die Feierlichkeit jetzt durch die rührende Liebe des kaiserlichen Paares einen eigenthümlichen Reiz. In der Stadt hatte sich bereits das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe seine Gemahlin, welche, obgleich in gesegneten Umständen, der Krönung beiwohnen wollte, am 21. September auf der Mainfahrt bei dem Dorfe Urphar mit seiner Gegenwart überrascht. Sie waren darauf, hoch erfreut über ihr Wiedersehen, zusammen bis Aschaffenburg gefahren, wo sie zwei Tage verweilten.[1] Die folgende Nacht brachten sie in Philippsruh bei Hanau zu, von wo der Kaiser sich am folgenden Morgen nach Fechenheim und von da zur Bornheimer Heide begab. Maria Theresia aber fuhr zum Bockenheimer Thor herein, und bezog den Gasthof „zum Römischen Kaiser", von dessen Balkon sie den Einzug stehend ansah; als ihr Gemahl kam, ließ sie es an Händeklatschen, Vivatruf und Winken nicht fehlen, worüber das stets gutmüthige Volk in begeisterten Jubel ausbrach. Den 4. Oktober fand die Krönung statt, bei

[1] Man vergleiche hierzu und zum folgenden Maria Belli III, 56 ff. Nach dem Mitgetheilten ist die Darstellung von Goethe B. 20, 233 zu berichtigen.

welcher der Vater der Frau Rath nebst neun anderen Abgeordneten den Thronhimmel beim Ritte zur Krönung über dem Kaiser trug.[1] Nach der Krönung begab sich Maria Theresia, welche dieser auf einer im Dom eigens errichteten Estrade beigewohnt hatte, nach dem Hause Limpurg,[2] von wo sie aus einem Fenster der Ankunft des aus der Kirche zurückkehrenden Zuges entgegensah. Als nun ihr Gemahl, erzählt Goethe (B. 20, 241), in der seltsamen mittelalterlichen Verkleidung herangekommen und sich ihr gleichsam als ein Gespenst Karl's des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber Maria Theresia in ein unendliches Lachen ausgebrochen, was allen Zuschauern, als Beweis des guten und natürlichen Verhältnisses des kaiserlichen Ehepaares, zur größten Freude und Erbauung gereicht. Als aber die Kaiserin zur Begrüßung ihres Gemahls das Schnupftuch geschwungen, und ihm ein lautes Vivat zugerufen, sei der Jubel des Volkes auf's höchste gestiegen. Dagegen übergeht Goethe, daß der Kaiser, als er auf den Altan des Römers getreten, die Gattin mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte, was einen erneuerten, wo möglich, noch gesteigerten Enthusiasmus hervorrief. Am 15. Oktober wurde der Namenstag der Kaiserin durch eine glänzende Beleuchtung der Stadt gefeiert, welche das kaiserliche Paar am folgenden Morgen verließ. Die Kaiserin verehrte dem Schöffen Textor eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß.

Wie anziehend diese an Glanz der Krönung Karl's VII. nachstehende Feier auch in manchem Betracht für das fünfzehnjährige Mädchen sein mochte, besonders wegen des schönen Einvernehmens zwischen beiden Gatten, so fühlte sie sich doch keineswegs zu dem kaiserlichen Paare mit solcher verehrenden Begeisterung hingezogen, wie zu dem noch immer betrauerten, durch Schönheit und Liebens-

[1] Vgl. B. 20, 51. Maria Belli III, 57 f.

[2] Vgl. B. 20, 178. 22, 328. Goethe nennt irrig (B. 20, 241) das Haus Frauenstein, welches links vom Römer liegt, wie das Haus Limpurg zur Rechten desselben.

würdigkeit ausgezeichneten Kaiser Karl VII., um welchen sein ihn stets verfolgendes Unglück einen eigenthümlichen Strahlenglanz gewoben hatte. Freilich wird dieser ganzen Krönung von Franz I. in den uns vorliegenden Mittheilungen über die Frau Rath nirgendwo erwähnt, aber wir dürfen diese Lücke wohl nach dem allgemeinen Bilde ausfüllen, welches wir uns von dem Charakter dieser gemüthlichen Frau zu machen berechtigt sind.

Ein für die ganze Familie, besonders auch für Goethe's Mutter sehr folgereiches Ereigniß war die Wahl des Schöffen Textor zur höchsten Würde des Freistaates Frankfurt am 10. August 1747. Tags vorher war der Stadt- und Gerichtsschultheiß Johann Christoph von Ochsenstein mit Tod abgegangen, an dessen Stelle gleich am folgenden Morgen Textor trat. „Als der Schultheiß gestorben war," erzählt Bettine (II, 265 f.), „wurde noch in später Nacht durch den Rathsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Rathsversammlung angezeigt. Das Licht in seiner Laterne war abgebrannt. Da rief der Großvater aus seinem Bette: „Gebt ihm ein neues Licht! denn der Mann hat ja doch die Mühe bloß für mich."[1] Kein Mensch hatte diese Worte beachtet, er selbst äußerte am andern Morgen nichts, und schien es vergessen zu

[1] Zur Vergleichung geben wir hier die Erzählung Goethe's (B. 20, 43), welche einen neuen Zug bietet, dagegen alles auf seine Mutter Bezügliche wegläßt, weil es hier nicht an der Stelle war. „Etwas ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes!" sagte der Großvater zu den Frauen; „er hat ja doch die Mühe um meinetwillen." Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß, wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb."

haben. Seine älteste Tochter, deine Mutter, hatte sich's gemerkt, und hatte einen festen Glauben dran. Wie nun der Vater in's Rathhaus gegangen war, steckte sie sich, nach ihrer eigenen Aussage, in einen unmenschlichen Staat, und frisirte sich bis an den Himmel. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand im Lehnsessel an's Fenster. Mutter und Schwestern [1] glaubten, die Schwester Prinzeß — so wurde sie wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Lesen genannt — — sei närrisch; sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherren kommen würden, ihnen wegen dem Vater, der heute zum Syndikus (?) erwählt werde, zu gratuliren. Da nun die Schwestern sie noch wegen ihrer Leichtgläubigkeit verlachten, sah sie vom hohen Sitz am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherren daherkommen. „Versteckt euch!" rief sie. „Dort kommt er, und alle Rathsherren mit!" Keine wollt' es glauben, bis eine nach der andern den unfrisirten Kopf zum Fenster hinausstreckte, und die feierliche Prozession daher schreiten sah. Liefen alle davon und ließen die Prinzeß allein im Zimmer, um sie zu empfangen." Diese nicht gerade wunderbare Geschichte deutet eher auf den Glauben des jungen Mädchens an die Weissagungsgabe des Vaters, als daß sie für diese selbst beweisend wäre.

Wahrscheinlich hatte sich schon um diese Zeit der kaiserliche wirkliche Rath Johann Kaspar Goethe um die Hand der siebzehnjährigen ältesten Tochter des Schöffen Textor beworben, da eine solche Bewerbung gleich nach der Erhebung zur Schultheißenwürde gar zu auffallend gewesen sein würde. Johann Kaspar Goethe war der Sohn des aus Artern in Thüringen stammenden Schneidergesellen Friedrich Georg Goethe, welcher Sohn eines Hufschmiedes war, und am 18. April 1687 die Tochter des Schneidermeisters Lutz

[1] Wir müssen daran erinnern, daß von ihren drei Schwestern die eine im vierzehnten, die andere im eilften, die jüngste erst im vierten Jahre stand, so daß hier nur die heitere Johanna Maria in Betracht kommen kann. Auffallend ist die Nichterwähnung der Mutter der Frau Rath.

zu Frankfurt heiratete. Nach dem 1700 erfolgten Tode der Gattin verband sich der gewandte Schneidermeister im Jahre 1705 mit der wohlhabenden Wittwe des Besitzers des Gasthauses „zum Weidenhofe", Kornelia Schellhorn. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor, der bereits im Jahre 1733 verstorbene Johann Michael und unser Ende Juli 1710 geborener Johann Kaspar Goethe. Letzterer hatte, nachdem er das vortreffliche Koburger Gymnasium abgemacht, sich in Leipzig der Rechtswissenschaft beflissen, und darauf zu Gießen promovirt. Nach Beendigung seiner Studien war er über Wien nach Italien gereist, von wo er durch Frankreich und Holland nach Frankfurt zurückgekehrt war.[1] Mit Italien war es ihm, wie so vielen nüchternen Köpfen und ungeschickten Reisenden ergangen, daß er, während er sich dort befand, und gleich nach der Rückkehr die Reise nicht der Mühe werth hielt, aber später wirkten die dort gewonnenen Anschauungen so überaus mächtig in ihm, daß jede Erinnerung daran ihn in eine ungewöhnliche Wärme und Heiterkeit versetzte. So schreibt er aus Venedig: „Was ich froh bin, wieder in Venedig zu sein, ist unglaublich, weilen mich der Weg nach Rom und Napoli zwar viel Geld, aber noch zehnmal mehr Verdruß gekostet. Und ich wundere mich, da es doch allen Reisenden gleich wie mir ergangen und noch ergehet, daß man denen Italiänern ihre alten Mauern, worauf sie sich so viel einbilden, nicht lässet, und dafür Frankreich, England, Holland und Niedersachsen besuchet. — Niemand darf glauben, als ob die Antiquitäten alleine die Fremden so häufig nach Italien lockten; es kommt die Bildhauer-, Malerkunst und Musik, anitzo aber die

[1] Vgl. B. 20, 34. 84. Zwei Briefe von dieser Reise an einen Sekretär in Grätz, wo Goethe's Vater sich längere Zeit aufhielt, gibt Wagner in der Sammlung der Merckischen Briefe II, 1 ff. III, 1 ff. Vgl. Eckermann's Gespräche II, 328 f. Der erste jener Briefe ist auf der Hinreise, aus Palmada, den 20. Januar 1740, der andere auf der Rückreise, in Venedig, geschrieben. Man vergleiche auch die rührenden Erinnerungen Goethe's an seinen Vater während seiner italiänischen Reise B. 23, 76. 228. Daß der alte Goethe auch in Wetzlar einige Zeit gewesen, wohin er auch den Sohn schickte, beweisen die Merck'schen Briefe III, 170.

hochgestiegene mosaische Arbeit, die prächtigen Kirchen, vortrefflichen Kabinette noch dazu, weil alles in solcher Vollkommenheit allhier angetroffen wird, daß man an anderen Orten nichts dergleichen mehr finden möchte, es müßte denn nur in einzeln Stücken bestehn. Doch auch dieses alles besteht in einer bloßen Liebhaberei, und trägt weder zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens, noch zu einem reellen Endzweck, der schon unter dem ersten mitbegriffen, etwas bei. — Genau gesagt ist es, daß man in ganz Europa für sein Geld nicht unbequemer und verdrießlicher reiset, als in besagtem Italien. Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Kuriositäten; für welche man insgesammt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei baare Heller bekäme." Aber in späterer Zeit war die Erinnerung an Italien, besonders an Neapel, ihm so lieb und werth, daß, wenn er davon seinen Kindern erzählte, sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit sich jederzeit aufzulösen und zu beleben schienen, und er behauptete, daß man, wenn man aus Italien komme, sich an nichts mehr ergötzen könne. Nach seiner Rückkehr hatte Goethe's Vater sich um eines der subalternen Aemter beworben, doch verlangte er, daß man es ihm ohne Ballotage übertrage, wogegen er es ohne alle Emolumente übernehmen wolle. Da man ihm aber eine solche wider Gesetz und Herkommen verstoßende Auszeichnung, die er persönlich wohl zu verdienen glaubte,[1] nicht gewähren wollte, verschwur er, jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um dies sich selbst unmöglich zu machen, ließ er sich von Karl VII. den Titel eines wirklichen kaiserlichen Rathes beilegen, welchen der Kaiser auch dem Schultheißen und den ältesten Schöffen zu ertheilen pflegte. Wenn aber Goethe hinzufügt (B. 20, 85), derselbe Beweggrund habe ihn auch dazu geführt, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch von dieser Seite von dem Rathe ausgeschlossen worden, so bemerken wir, daß er denselben Zweck erreichte, wenn der Schwiegervater nur Schöffe war, wie

[1] Später ward eine solche J. G. Schlosser zu Theil, der nach dem Tode seines Bruders als Syndikus berufen wurde.

wir oben annahmen, daß es zur Zeit der Bewerbung wirklich der Fall gewesen.[1] Auch wäre es höchst sonderbar, wenn dieser Zweck, den er schon durch den kaiserlichen Titel vollständiger erreicht hatte, ihn bei der Wahl seiner Lebensgefährtin bestimmt hätte, vielmehr scheint es, daß er durch diese Verbindung mit einer angesehenen Familie seiner eigenen Abkunft einen gewissen Glanz habe zulegen wollen, und die reizende siebzehnjährige Tochter des edlen Schöffen Textor mag ihm durch ihre natürlichen Reize in die Augen gestochen haben.

Diese aber, bisher nur an höchste Verehrung und unbedingte Folgsamkeit gegen ihren Vater gewöhnt, in stiller Beschränkung auferzogen und im frommen Glauben einer glücklichen Weltbestimmung von oben, nahm die Bewerbung des siebenunddreißigjährigen höchst achtbaren, in glücklichen Verhältnissen stehenden, auch äußerlich nicht vernachlässigten, wenn gleich trockenen und nüchternen Mannes, freundlich auf, der für sie an die Stelle des gleichfalls ernsten, in seinen Geschäften pedantisch strengen Vaters treten sollte. Daß sie keine eigentliche Neigung zu ihm gehegt, gesteht sie selbst (bei Bettine II, 279). Ihre Neigungen waren von höherer Art, da nur das wahrhaft Große ihr Herz entzünden und zu lebhaftester Begeisterung hinreißen konnte. So war es denn nicht sowohl sinnliches oder geistiges Gefallen, welches sie dem stattlichen Freier zuführte, als sein achtbarer Charakter und der Wunsch des Vaters.

Unser Johann Kaspar Goethe, der nicht umsonst so viele Kenntnisse durch beharrlichen Fleiß sich erworben haben wollte, wandte seine Lehrhaftigkeit zunächst seiner jungen, ihres äußern Reizes und kindlichen Wesens wegen geliebten Gattin zu, welche er, da ihre Ausbildung nicht besonders weit gediehen war, zum fleißigen Schreiben, wie zum Klavierspielen und Singen anhielt, und ihr in Bezug auf letzteres einige Kenntniß in der italiänischen

[1] B. 23, 129 f.: „Mein Oheim Schöff Textor war gestorben, dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenhaft wirksamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß.“ Vgl. B. 22, 261.

Sprache beibrachte (B. 20, 11). Da er den ganzen Tag ohne Geschäfte war, so mag diese Lehrhaftigkeit der jungen Frau nicht selten lästig gefallen sein, und auch die Erzählungen von seinen Reisen, die sie im ganzen, wie im einzelnen oft genug aushalten mußte, verloren bei der nüchternen Weise, die sich auch hier nicht ganz verläugnen konnte, bald ihre Anziehungskraft. Näher dürfte sie sich an ihre Schwiegermutter angeschlossen haben, bei welcher der Sohn im Hause wohnte, und die im Anfange den Haushalt führte; sie scheint gutmüthiger und theilnehmender Natur gewesen zu sein.

Aber ein glänzender Stern ging der Frau Rath in diesen wenig reizenden Verhältnissen auf, als sie am 28. August 1749 ihren Erstgeborenen der Welt schenkte. „Sie war damals achtzehn Jahr alt," [1] erzählt Bettine (II, 241), „und ein Jahr verheiratet.[2] Hier bemerkte sie (Goethe's Mutter), du würdest wohl ewig jung bleiben, und dein Herz würde nie veralten, da du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest. Drei Tage bedachtest du dich, eh' du an's Weltlicht kamst, und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß dich die Noth aus dem eingeborenen Wohnort trieb und durch die Mißhandlung der Amme kamst du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie legten dich in einen sogenannten Fleischarden,[3] und bäheten dir die Herzgrube mit Wein, ganz an deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bett. Als du zuerst die Augen aufschlugst, rief sie hervor: Räthin, er lebt! Da erwachte mein mütterliches Herz, und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde! sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre." Hatte sie im Vertrauen, daß der Himmel die Verbindung mit dem ernsten,

[1] Irrig ist es, wenn Bettine vorher (II, 237) sagt, sie habe ihren Wolfgang im siebzehnten Jahre geboren. Auch Falk „Goethe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt" S. 4 irrt.

[2] Die Vermählung ward am 20. August 1748 vollzogen.

[3] Provinzialismus für Fleischnarden, Fleischmulde. Narto bezeichnet im Althochdeutschen ein Gefäß.

achtbaren Manne wolle, diesem ohne Zögern ihre Hand gereicht, so lebte sie jetzt, nachdem ihr Erstgeborener der Welt erhalten worden, der froheſten Ueberzeugung, daß dieser der Welt zum Segen, daß er zu hohen Dingen bestimmt sei, und diese Ueberzeugung wuchs und gedieh in ihr immer mehr, je weiter und reicher sie den Knaben sich entwickeln sah. Bettine fährt fort: „Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndikus (?) war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohl der Stadt an, und so wurde auch deine schwere Geburt die Veranlassung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte (Vgl. B. 20, 5). Schon in der Wiege war er den Menschen eine Wohlthat, sagte die Mutter. Sie legte dich an ihre Brust, allein du warst nicht zum Saugen zu bringen; da wurde dir eine Amme gegeben. An dieser hat er mit rechtem Appetit und Behagen getrunken. Da es sich nun fand, sagte sie, daß ich keine Milch hatte, so merkten wir bald, daß er gescheidter gewesen war, wie wir alle, da er nicht an mir trinken wollte." Der Großvater pflanzte in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thore zum Gedächtniß an die Geburt seines ersten Enkels einen Birnbaum, wie Bettine anderwärts (II, 254) erzählt. Während der ersten Zeit scheint die schwache Gesundheit des reizbaren Knaben den Eltern zuweilen große Besorgniß erregt zu haben, obgleich die Mutter im innersten Herzen nie daran gezweifelt haben wird, daß er zum Heil der Welt fröhlich gedeihen werde. Auch hierüber berichtet Bettine (II, 247 f.) uns einiges. „Von seiner Kindheit. Wie er schon mit neun Wochen ängstliche Träume gehabt, wie Großmutter und Großvater und Mutter und Vater und die Amme um seine Wiege gestanden und lauschten; welche heftige Bewegungen sich in seinen Mienen zeigten; und wenn er erwachte, in ein sehr betrübtes Weinen verfallen, oft auch sehr heftig geschrieen hat, so daß ihm der Athem entging, und die Eltern für sein Leben besorgt waren. Sie schafften eine Klingel an: wenn sie merkten, daß er im Schlaf unruhig ward, klingelten und rasselten sie heftig, damit er bei dem Aufwachen gleich den Traum vergessen möge.

Einmal hatte der Vater ihn auf dem Arm und ließ ihn in den Mond sehn. Da fiel er plötzlich, wie von etwas erschüttert, zurück, und gerieth so außer sich, daß ihm der Vater Luft einblasen mußte, damit er nicht ersticke." Je schwächer aber seine Gesundheit anfangs war, um so zärtlicher wachte über ihn die Liebe der Mutter, die auch, da sie seine Reizbarkeit und seine leidenschaftliche Lebhaftigkeit erkannte, nicht mit Gewaltsamkeit diesen entgegentrat, sondern sie zu beschwichtigen suchte, unbesorgt, daß ihre Nachsicht ihm verderblich werden könne; dazu ruhte ihr Vertrauen zu seinem einstigen ruhmvollen Wirken auf einem zu festen Grunde, ein Vertrauen, welches sie ihm selbst mittheilte oder vielmehr in ihm bestärkte. Wo der Vater durch Drohungen abschrecken wollte, suchte sie ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Vgl. B. 20, 10.

Am 7. Dezember 1750 gebar die Frau Rath ihre Tochter Kornelia, welcher sie freilich ihre mütterliche Liebe nicht entzog, aber ihr Herz konnte für sie nicht jene begeisterte Liebe empfinden, die sie an ihren Wolfgang mit innigstem Seelenbande knüpfte. Noch weniger war dieses bei den vier nachgeborenen, alle früh verstorbenen Kindern (vgl. oben S. 128) der Fall, wenn auch unter diesen ein sehr schönes Mädchen ihr besonderes Gefallen eine Zeit lang erregen mochte. Sehr erfreulich war ihr die eifersüchtige Liebe Wolfgang's zu seiner kleinen Schwester Kornelia. „Wenn man sie aus der Wiege nahm," erzählte sie (II, 249), „da war sein Zorn nicht zu bändigen," wobei sie die bedeutsame Bemerkung hinzufügt: „Er war überhaupt viel mehr zum Zürnen, wie zum Weinen zu bringen."[1] Auch der Beweis seines Schönheitsgefühles, den Wolfgang schon in seinem vierten Jahre auf eine wunderliche

[1] Clemens Brentano wollte wissen, die Frau Rath habe ein sonderliches Mittel angewandt, den leidenschaftlichen Zorn des Knaben zu kühlen, da sie ihn beim Ausbruche desselben in kaltes Wasser zu setzen gewohnt gewesen. Daß Goethe später, wenn er in Eifer gerieth, auf die Zähne zu beißen und zu fluchen pflegte, erwähnt die Frau Rath in einem weiter unten (S. 445 Note 1) anzuführenden Briefe.

Weise ablegte, war für die Mutter sehr wohlthuend. „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein," erzählt diese (II, 248 f.). „In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen, und schrie: „Das schwarze Kind soll hinaus! das kann ich nicht leiden." Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Haus kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit." Auch fehlte es beim jungen Wolfgang nicht an einzelnen Eulenspiegeleien, welche die Mutter mit heiterm Sinne aufnahm. Einen Streich dieser Art, den Goethe selbst (B. 20, 6 f.) ausführlicher erzählt, berichtet uns Bettine (II, 249) etwas abweichend mit folgenden Worten: „Die Küche im Haus ging auf die Straße. An einem Sonntagmorgen, da alles in der Kirche war, gerieth der kleine Wolfgang hinein, und warf alles Geschirr nacheinander zum Fenster hinaus, weil ihn das Rappeln freute, und die Nachbarn, die es ergötzte, ihn dazu aufmunterten. Die Mutter, die aus der Kirche kam, war sehr erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehn. Da war er eben fertig, und lachte so herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte mit."

Da die Großmutter, welche bis dahin dem Haushalte vorgestanden hatte, ein paar Jahre darauf erkrankte, sah die Frau Rath sich genöthigt, diesen selbst zu übernehmen, wobei sie aber leider, besonders da die Ausgaben nothwendig sich steigerten, mit der knappen Genauigkeit ihres Eheherrn in Widerstreit gerieth, worin er sich weniger als sonst von ihr bestimmen ließ. Der am 26. März 1754 erfolgte Tod der Großmutter war für die Frau Rath, welche dieser guten, für sie besorgten Frau manches vertrauen durfte, ein großer Verlust. Daß diese ihr vor dem Tode eine Summe Geld geschenkt habe, weil sie die übermäßige Genauigkeit ihres Sohnes in Bezug auf häusliche Bedürfnisse kannte, ward schon oben S. 129 erwähnt.

Gleich nach dem Tode der Großmutter begann der längst vorbereitete Umbau der alten, winkelhaften, eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern bestehenden Wohnung, bei deren neuer

Grundsteinlegung der junge Wolfgang, als kleiner Maurer gekleidet, die Kelle in der Rechten, den Stein unter vielen Feierlichkeiten mit eigener Hand einmauerte, [1] zur größten Freude der Mutter, die aber, als nun der Umbau selbst begann, ihren Liebling mit ärgster Herzensangst auf den Balken und Gerüsten herumklettern sah. [2] Der Vater fand sich endlich genöthigt, die Kinder auf kurze Zeit zu Verwandten, wahrscheinlich zu den Großeltern oder zu der heitern, seit dem 11. November 1751 an den Materialhändler Melber verheirateten Tante Johanna Maria, zu thun, wo sie der strengen Lehrhaftigkeit des Vaters einigermaßen entrückt waren, gegen welche die Mutter sie nur wenig zu schützen vermochte, wogegen es sie sehr erfreute, wenn sie die Einbildungskraft derselben durch ihre hübschen Märchen anregen und ergötzen konnte.

„Die Mutter glaubte auch sich einen Antheil an seiner Darstellungsgabe zuschreiben zu dürfen," [3] berichtet Bettine (II, 251 f.), deren Einbildungskraft hier etwas stark aufgeputzt haben möchte. „Denn einmal, sagte sie, konnte ich nicht ermüden zu erzählen, so wie er nicht ermüdete zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der ganzen Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald selbst fester glaubte, als meine Zuhörer. Und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen würden, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich, ja ich war im höchsten Grad begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, [4] und

[1] Vgl. Weismann „aus Goethe's Knabenzeit" S. 29 f.

[2] Vgl. Bettine II, 279 f.

[3] Dies erkennt Goethe selbst an, wenn er (B. 3, 146) sagt, er habe „vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren".

[4] Goethe pflegte beim Bewundern oder besondern Wohlgefallen große

wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: „Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt?“ [1] Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich denn am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: „Du hast's gerathen! so ist's gekommen!“ da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehn. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle.[2] Und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verrieth. So hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall. Diese schönen Abende,

Augen zu machen. „Ich bin nun nach meiner Art ganz stille,“ schreibt er am 27. Februar 1787 aus Neapel, „und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.“ — Vgl. Wagner's Sammlung der Merckischen Briefe I. 304.

[1] Vgl. die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm Nro. 20. Bettinens Briefwechsel I, 31 (23). Daß sein Großvater ein Schneidergeselle war, wußte der junge Wolfgang nicht, und der alte verschweigt es B. 20, 79, wo die Erwähnung davon sehr nahe lag.

[2] Wir müssen aber darauf aufmerksam machen, daß die Großmutter bereits in Goethe's fünftem Jahre starb, und die Kinder in der letzten Zeit nicht mehr zu ihr gelassen wurden.

durch die sich der Ruhm meiner Erzählungskunst bald verbreitete, so daß endlich Alt und Jung daran Theil nahm, sind mir eine sehr erquickliche Erinnerung.“ Wie viel oder wie wenig man auch von dieser Erzählung als bloße Ausschmückung ausscheiden mag, so wird doch das große Talent, mit welchem Wolfgang schon als Knabe und später als Jüngling durch seine Märchen zu bezaubern wußte, eine mächtige Anregung durch die Mutter erfahren haben.

Mit dieser Erzählungskunst der Frau Rath steht eine andere Geschichte in Verbindung, welche uns Bettine (II, 255 f.) überliefert. „Es war ein schöner Frühling, sonnig und warm; der junge hochstämmige Birnbaum (den der Großvater bei Wolfgang's Geburt gepflanzt), war über und über bedeckt mit Blüthen. Nun war's, glaub' ich, am Geburtstag der Mutter; da schafften die Kinder den grünen Sessel, auf dem sie Abends, wenn sie erzählte, zu sitzen pflegte, und der darum der Märensessel genannt wurde, in aller Stille in den Garten, putzten ihn auf mit Bändern und Blumen, und nachdem Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldenen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf, unter den Birnbaum, und hielt eine Anrede an den Sessel als den Sitz der schönen Märchen. Es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehn, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste. Der zweite Theil dieses schönen Festes bestand in Seifenblasen, die im Sonnenschein von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreisten, in die heitere Luft gehaucht, vom Zephyr aufgenommen und schwebend hin und her geweht wurden: so oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie alles: Ein Märchen! ein Märchen! wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuchs eine Weile gehalten, endlich platzte, schrieen sie wieder: Das Märchen platzt! Die Nachbarsleute in den angrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung, und nahmen den lebhaftesten

Antheil an diesem großen Jubel, so daß dies kleine Fest am Abend in der ganzen Stadt bekannt war. Die Stadt hat's vergessen, die Mutter hat's behalten, und es sich später oft als Weissagung deiner Zukunft (?) ausgelegt." Wir haben sehr starken Verdacht, daß diese tolle Komödie nur eine Seifenblase Bettinens sei. Der Geburtstag der Frau Rath kann auf diese Weise unmöglich gefeiert worden sein, da dieser nicht in den Frühling, sondern in den Februar fiel. Wollten wir nun auch ein fröhliches Maifest uns denken, zu welchem diese Possen von Seiten eines Familienfreundes erfunden worden seien, so scheint es doch, um anderes zu übergehn, sonderbar, daß das Fest im Garten des Großvaters gehalten wurde, da der Rath Goethe selbst einen Garten vor dem Friedberger Thore und einen wohl erhaltenen Weinberg besaß.

Wurde Goethe's Einbildungskraft auf diese Weise durch die Märchenerzählungen der Mutter bedeutend angeregt, so war auf der andern Seite die Beschäftigung mit dem Puppenspiel, dem letzten Geschenk der Großmutter, dessen Ueberbleibsel jetzt auf der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrt werden, nicht minder fördernd, und für die Mutter ein Gegenstand großer Freude, da sich auch hier das dichterische Talent ihres Wolfgang nicht verläugnete. Auch an manchen anderen Gegenständen seiner nähern und fernern Umgebung sah sie seine Einbildungskraft sich entzünden.

Der Hausbau war endlich vollendet, aber damit begann eine Reihe für die Kinder gerade nicht angenehmer Beschäftigungen, bei Aufstellung der Bibliothek und mancher Kunstwerke, so wie beim Bleichen der geschwärzten und vergilbten Kupferstiche; daneben wurden die vernachlässigten Studien vom Vater jetzt um so eifriger betrieben, was den Kindern wie der Mutter manche trübe Stunde gemacht haben mag. Auch fehlte es nicht an den mannigfachsten Kinderkrankheiten, an denen sie den jungen Wolfgang leiden sehn mußte. Vgl. B. 20, 39.

Einen fürchterlich erschütternden Eindruck machte im folgenden Jahre in der ganzen gebildeten Welt die Nachricht von dem

am 1. November 1755 erfolgten Erdbeben von Lissabon.[1] „Alle Zeitungen waren davon erfüllt, alle Menschen argumentirten in wunderlicher Verwirrung," erzählt Bettine (II, 253 f.); „kurz, es war ein Weltereigniß, das bis in die entferntesten Gegenden alle Herzen erschütterte. Der kleine Wolfgang, der damals im siebenten Jahre war, hatte keine Ruhe mehr; das brausende Meer, das in einem Nu alle Schiffe niederschluckte und dann hinaufstieg am Ufer, um den ungeheuren königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Thürme, die zuvörderst unter dem Schutt der kleinen Häuser begraben wurden, die Flammen, die überall aus den Ruinen heraus, endlich zusammenschlagen und ein großes Feuermeer verbreiten, während eine Schaar von Teufeln aus der Erde hervorsteigt, um allen bösen Unfug an den Unglücklichen auszuüben, die von vielen tausend zu Grunde Gegangenen noch übrig waren, machten ihm einen ungeheuren Eindruck. Jeden Abend (?) enthielt die Zeitung neue Mär, bestimmtere Erzählungen; in den Kirchen hielt man Bußpredigten, der Papst schrieb ein allgemeines Fasten aus, in den katholischen Kirchen waren Requien für die vom Erdbeben Verschlungenen. Betrachtungen aller Art wurden in Gegenwart der Kinder vielseitig besprochen, die Bibel wurde aufgeschlagen, Gründe für und wider behauptet. Dies alles beschäftigte den Wolfgang tiefer, als einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf (?). Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit vertheidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: Am Ende mag alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint. Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehn kann." Das weiche Herz der Frau Rath muß durch dieses fürchterliche Ereigniß

[1] Vgl. B. 20, 29 ff. Zimmermann stellte die gewaltige Erscheinung in einem ohne sein Wissen erschienenen, später aber von ihm selbst herausgegebenen Gedicht dar.

am tiefsten ergriffen worden sein, und man könnte wohl vermuthen, daß sie seit dieser Zeit sich dem frommen Kreise der in einem alten Hause am Bockenheimer Walle wohnenden Fräulein von Klettenberg genähert habe, wozu besonders Frau Griesbach, von Bülow, von Moser und Legationsrath Moritz, später auch Pfarrer Claus, gehörten; [1] indessen möchte dies wohl erst später, während der Leipziger Studienjahre des Sohnes oder kurz vorher, geschehen sein. Ueber die Herzensweichheit der Frau Rath gibt uns Falk [2] ein unverdächtiges Zeugniß, wenn er berichtet: „Goethe's Mutter hatte die Gewohnheit, sobald sie eine Magd oder einen Bedienten miethete, unter anderm folgende Bedingungen zu stellen: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause oder in der Stadt oder in der Nachbarschaft, vorfällt: ich mag ein- für allemal nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug: geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht. Sogar wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." So geschah es denn auch, daß, als Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, niemand in Frankfurt von allen denen, die bei der Mutter aus- und eingingen, davon zu sprechen wagte. Erst lange nachher, und als es sich mit ihm völlig zur Besserung anließ, kam sie selbst im Gespräch darauf, und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt alles wohl gewußt, habt ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt ihr sprechen, jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genennt wird, einen Stich in's Herz gibt." „Wäre Goethe," setzte dieselbe Freundin, die mir dieses erzählte, hinzu, damals gestorben, auch alsdann würde

[1] Vgl. oben S. 142 f. Lappenberg S. 236.

[2] Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt S. 2 f.

dieses Todesfalles im Hause seiner Mutter schwerlich von uns Erwähnung geschehen sein; wenigstens nur mit sehr großer Vorsicht oder von ihr selbst dazu aufgefordert, würden wir dies gewagt haben, weil, wie ich schon bemerkt, es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur oder Grundsatz, wo nicht beides, war, allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemüthes, wo sie nur immer konnte, auszuweichen." Diesen Zug hatte der Sohn von ihr geerbt. „Vor acht Tagen," schreibt Frau von Stein am 15. Januar 1806 an ihren Sohn, „war eben seine (Goethe's) Schwägerin, nämlich die jüngere Schwester seiner Demoiselle (Christiane Vulpius), gestorben, und zwar, wie wir eben da waren, aber alle Todesfälle in und außer seinem Hause läßt er sich verheimlichen, bis er so doch dahinter kommt. Doch soll er sie beweint haben." Nicht allein durfte ihm niemand den Tod seines theuren Schiller melden, bis er danach fragte, sondern auch den Tod des dem Großherzog sehr befreundeten Königs Max I von Baiern, den Goethe persönlich kennen gelernt hatte (B. 25, 223. 233), wagte niemand, wie ich von kundiger Seite erfahren habe, ihm mitzutheilen. Sogar das Wort Tod mied er absichtlich und ersetzte es durch andeutende Redensarten. Vgl. S. 403 Note 1. Auch seine Scheu vor allem Umsturz in der bürgerlichen Welt wie in der Natur hängt mit dieser Weichheit seines Herzens zusammen.

Da der Vater, der bald die großen Anlagen seines Sohnes erkannt hatte, den Knaben immerfort von seinen künftigen glänzenden Aussichten unterhielt, und die Mutter mit vollster Begeisterung an ihm hing, so war es natürlich, daß die in seiner Seele liegende Ueberzeugung, er sei zu etwas Großem bestimmt, zur höchsten Freude der Eltern in ihm immer mehr befestigt wurde, wie folgende, von Bettine (II, 249 f.) in das siebente Jahr Goethe's versetzte Erzählung, wenn sie anders zuverlässig ist, beweist. „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben. Hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten. Und so hatte er bald heraus, daß Juppiter und

Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden.[1] Kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfenningen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett, und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen, und werden halten, was sie bei meiner Geburt versprochen haben.“ Da sagte die Mutter: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andern doch ohne sie fertig werden müssen.“ Da sagte er ganz stolz: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden.“[2] Dieselbe Zuversicht seiner künftigen Größe spricht sich in einer andern, später gehörenden Erzählung Bettinens aus: „Einmal,“ schreibt, diese (II, 257 f.), „stand jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben. Sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittst, und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werd' ich mich noch mit allerlei auszeichnen.“[3] Die Mutter nahm derartige Aeußerungen scharf hervortretenden Selbstvertrauens mit höchster Lust auf, ohne zu bedenken, zu welcher gefährlichen Selbstüberhebung eine solche zuversichtliche Erwartung einstiger Größe führen könne; aber dieses Selbstvertrauen war bei Wolfgang glücklicher Weise kein angedünkeltes, sondern beruhte auf gutem Grunde, auf dem aus

[1] In „Wahrheit und Dichtung“ (B. 20, 5) sagt Goethe, die guten Aspekten seiner Geburt hätten ihm die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen gewußt. Vgl. auch Schöll „Briefe und Aufsätze“ S. 69.

[2] Wir dürfen hierbei an die Bemerkung der geistreichen Rahel erinnern, daß Goethe so groß sei, wenn er von den Sternen, wie Homer, wenn er vom Meer rede.

[3] Goethe selbst erzählt, (B. 20, 74 f.), er sei oft freundlich, oft auch spöttisch über eine gewisse Würde gegen andere berufen worden.

voller Kraft und wahrhaft geistiger Vorahnung fließenden Selbstgefühle.

Wie glücklich sich nun auch die Mutter im Besitze ihres zu hohen Dingen bestimmten, im Wissen und Lernen frühreifen und auch körperlich sich herrlich entwickelnden Wolfgang fand, so machten doch vielfache Kinderkrankheiten, von denen keine ihren Liebling und seine Geschwister verschonte, ihr manche Sorge und Noth. Auch hatte sie den Tod eines ihre Namen führenden Töchterchens, gestorben den 19. Januar 1756, zu betrauern.

Nachdem ein schreckliches Hagelwetter im Sommer 1756 eine große Verwüstung im neuen Hause zum argen Schrecken der Kinder und zum höchsten Unmuthe des Vaters angerichtet hatte, begann in demselben Jahre, gerade an Goethe's achtem Geburtstage, der siebenjährige Krieg, welcher für die Familie zunächst die unangenehme Folge hatte, daß der Rath Goethe, der für Friedrich den Großen Partei ergriff, wie er, da er an dem unglücklichen Schicksale Karl's **VII.**, der ihn zum Rathe ernannt hatte, gemüthlichen Antheil genommen, den Oestreichern nicht besonders zugethan war, mit dem ganz auf kaiserlicher Seite stehenden Schwiegervater zerfiel, so daß er zuletzt seine dortigen Besuche einstellte. Goethe berichtet (B. 20, 51), auch einige Schwiegersöhne und Töchter Textor's seien auf östreichischer Seite gewesen, die Tante Johanna Maria Melber aber habe mit großem Jubel immer die Siege der Preußen verkündet; der Mutter erwähnt er hierbei nicht, die doch wohl bei dem Antheil, den sie an Karl **VII.** genommen, und bei der großen Verehrung, welche sie jedem glanzvoll aufsteigenden Talente leidenschaftlich zuwandte, mit dem Gatten und ihrem Wolfgang dem an Preußens Himmel aufgegangenen, freilich blutige Bahnen wandelnden Gestirne bewundernd folgen mußte. Unter den Schwiegersöhnen können hier nur Melber, der demnach in diesem Punkte von seiner Gattin sich geschieden haben würde, und der am 2. November 1756 mit Anna Maria Textor vermählte Prediger **M.** Starck verstanden werden; von den Töchtern würde, da wir auch Goethe's Mutter ausnehmen müssen, nur Anna Maria Starck und die jüngste, am

24. Oktober 1743 geborene Tochter, Anna Christina, übrig bleiben. Der von Goethe nicht erwähnte Sohn, Johann Jost Textor, stand unzweifelhaft auch auf der Seite des Kaisers.

Während der ersten Kriegsjahre wurde der vom Vater festgesetzte Unterrichtsplan, wie sehr auch die wechselnden Schicksale des Krieges die Gemüther aufregen mochten, streng fortgeführt, da der alte Goethe von seinen einmal gefaßten Absichten, wenn die Mutter auch durch geschickte Wendungen zuweilen einen kleinen geräuschlosen Sieg über seine Hartnäckigkeit davon tragen mochte, schwer abzubringen war. So hatte er denn auch, in seinem Hasse gegen alle reimlosen Gedichte Klopstock's alle Welt bezauberndem „Messias" den Eingang in sein Haus verwehrt, allein Rath Schneider wußte der Frau Rath und den Kindern diesen verbotenen Genuß bald zu verschaffen, der leider durch eine tragikomische Geschichte dem darüber nicht wenig erzürnten Vater verrathen ward. [1] Die Winterabende, an welchen Wolfgang in Gegenwart des stets lehrhaften Vaters aus einem für Kinder meist nicht gerade anziehenden Buche vorlesen mußte, waren besonders langweilig, wenn die Mutter nicht wieder einmal, was doch nur an wenigen Abenden geschehn durfte, mit ihrem Märchen hervorrückte oder ein neuer Sieg des Preußenkönigs eine leidenschaftliche Bewegung hervorrief. Nach Bettine (II, 280) würde in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges eine Reisebeschreibung die Abendlektüre des Winters gebildet haben, [2] wobei der Vater auf den an den Wänden herum-

[1] Vgl. B. 20, 94 f. Bei Bettine findet sich keine Spur von dieser Geschichte. Freilich hat sie uns die Möglichkeit offen gelassen, daß dieses und anderes auf den Blättern mit Notizen gestanden habe, die sie Goethe zugesandt haben will (II, 246 f. 280 f.).

[2] „Hatten wir in langen Winterabenden," erzählt Goethe B. 20, 173, „im Familienkreise ein Buch angefangen vorzulesen, so mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich sämmtlich dabei verzweifelten, und er (der Vater) mitunter selbst der erste war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines solchen Winters, wo wir Bower's „Geschichte der Päpste" so durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zustand, indem wenig

hängenden Landkarten und Plänen großer Städte die jedesmal besprochenen Punkte aufsuchte und mit dem Finger darauf hinwies.

Sorgenvolle Jahre begannen für die Frau Rath mit dem Anfange des Jahres 1759, wo die Franzosen einrückten. Die Einquartierung drückte die seit vielen Jahren an eine solche Last nicht gewohnten Bürger gewaltig, besonders aber fühlte sich Goethe's Vater tief verletzt, daß er einem Obristlieutenant der ihm, als eifrigem Anhänger Friedrich's, verhaßten Franzosen seine prächtigen, neu eingerichteten Zimmer überlassen mußte. Deshalb war er immerfort verstimmt, so daß er selbst den Unterricht der Kinder nicht mit dem frühern Eifer fortsetzen konnte.[1] Der lang verhaltene Haß kam endlich am Tage der Schlacht bei Bergen, am 13. April 1759, dem Charfreitage, zum Ausbruch, dessen schlimme Folgen nur mit Mühe abzuwenden waren, wobei die Vermittelung der Mutter, die sich freilich nur des Dollmetschers bedienen konnte, wohl wirksamer war, als Goethe's Erzählung (B. 20, 119 ff.) andeutet. Und einer solchen Vermittelung bedurfte es auch in der Folge, obgleich der Vater durch diesen Vorfall, der ein für ihn und die Familie sehr unangenehmes Ende hätte nehmen können, vorsichtiger geworden sein wird. Unter den unglücklichen Kriegsereignissen müssen die Schlacht von Kunersdorf (am 12. August 1759) und die Gefangennehmung des preußischen Korps bei Maxen (am 20. November 1759) im Goethe'sch n Hause große Niedergeschlagenheit hervorgerufen haben. In der erstern ward Ewald Christian von Kleist, der gepriesene Dichter des „Frühlings", nach tapferstem Kampfe, tödtlich verwundet. Sein Tod, welcher der deutschen Dichtung mehr Antheil und Ansehen erwarb, als sein Leben selbst und seine Gedichte vermochten, erregte in Deutschland

oder nichts, was in jenen kirchlichen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute anziehen kann."

[1] Im Anfange dieses Jahres erhielt der junge Goethe Privatstunden von dem später in der Frankfurter Lokalposse gezeichneten Prorektor Scherbius, der damals Lehrer der dritten Gymnasialklasse war. Vgl. Weismann S. 72. Maria Belli IV, 133.

tiefstes Mitgefühl. Uz weihte ihm ein schönes Grablied und Nicolai setzte ihm ein würdiges Ehrendenkmal. Auch Goethe, der sonderbar genug in „Wahrheit und Dichtung" des Heldentodes des berühmten Dichters gar nicht erwähnt, wird durch denselben tief betroffen worden sein. In demselben Jahre verloren die Eltern zwei ihrer Kinder durch den Tod; denn der achtjährige Hermann Jakob starb am 11. Januar und die dreijährige Johanna Maria, ein sehr schönes Mädchen, am 9. August.

Die französische Einquartierung und der hierdurch, so wie durch das Unglück Friedrich's erregte Unmuth des Vaters verschafften dem jungen Wolfgang größere Freiheit, als er bisher genossen, und die Mutter wußte durch ihre Vermittlung diese Freiheit auf eine Weise auszudehnen, welche zu den gefährlichsten Folgen hätte führen können, wenn nicht ein gutes Glück und ein natürlich gesunder Sinn den Sohn vor allen verderblichen Verirrungen bewahrt hätte, obgleich wohl nicht zu läugnen ist, daß er hierdurch eine Einsicht in manche Verhältnisse erhielt, welche dem frühreifen Knaben traurige Begriffe von der Verkommenheit der Welt geben mußte. Die Mutter stand immerfort als eine freundliche Vermittlerin, eine wahre Frau Aja, zwischen dem ernsten Vater, der, wie sein Landsmann der Maler Kraus, zu sagen pflegte, als ein geradliniger Frankfurter Reichsbürger, mit abgemessenen Schritten seinen Gang und sein Leben zu ordnen gewohnt war, [1] und dem leidenschaftlich bewegten, nach Freiheit und Genuß drängenden Knaben; und wenn sie in der Freiheit, welche sie ihrem Wolfgang zu erwirken suchte, zu weit ging, so verzeihen wir dies gern der mütterlichen Liebe und dem tiefgläubigen Vertrauen einer höhern Leitung, [2] wie wenig wir auch eine solche überfreie Erziehungsweise, die freilich in dem strengen Ernste des Vaters ein Gegengewicht fand, an sich vertheidigen können. „Ich und mein Wolfgang," pflegte sie später scherzend

[1] Vgl. Falk a. a. O. S. 4.

[2] In diesem Sinne läßt auch Bettine die Frau Rath in der Schrift: „Dies Buch gehört dem König" S. 92 f. auszusprechen.

zu äußern;[1] „haben uns halt immer zusammen gehalten, das macht, weil wir beide jung und nit so gar weit, als der Wolfgang und sein Vater, auseinander gewesen sind." Die Mutter war es, die dem widerstrebenden Vater die Erlaubniß für den Knaben abnöthigte, die vom Großvater erhaltene Freikarte zum täglichen Besuche des französischen Theaters zu benutzen, was sein spätes Nachhausekommen veranlaßte, und ihn zu manchen Bekanntschaften führte, die für seine sittliche Bildung nichts weniger als vortheilhaft waren, wozu auch freilich sein sonstiges aufsichtsloses Wandern durch die Stadt beitrug.

Der Schluß des Jahres 1760 oder der Anfang des folgenden befreite den Vater von der ihm so überlästigen Einquartierung, woher er denn auch von jetzt an dem Unterrichte des Sohnes wieder seine ganze Theilnahme zuwenden konnte, doch ohne daß die während der Zeit gewonnene größere Freiheit desselben bei seinen Wanderungen wesentlichen Eintrag erlitten hätte. Je näher die Hoffnung auf endlichen Frieden rückte, desto aufgeräumter und heiterer zeigte sich der Vater, welcher den Frühling des Jahres 1763 um so freudiger begrüßte, als er den endlichen Abschluß des längst gehofften Friedens brachte. Die steigende Freundlichkeit des alten Goethe mußte auch den Kindern und der Mutter zu Gute kommen, die sich um so ungescheuter den Genüssen hingeben konnten, welche die wechselnden Jahreszeiten den Frankfurtern boten. Freilich an größere Landpartien war nicht zu denken, da der Vater jeden Aufwand, der keinen erkennbaren, unmittelbar nützlichen Zweck hatte, sich versagte, aber der Garten und der Weinberg vor der Stadt gewährten manche Erholung, und in der schönen Umgebung konnte man sich vieler genußreichen Spaziergänge erfreuen. Bettine erzählt uns (II, 258): „Einmal zur Herbstlese, wo denn in Frankfurt am Abend in allen Gärten Feuerwerke abbrennen und von allen Seiten Racketen aufsteigen,[2] bemerkte man in den entferntesten Feldern, wo sich die Festlichkeit nicht hin erstreckt hatte,

[1] Vgl. Falk a. a. O. S. 5.

[2] Vgl. oben S. 57 Note 1.

viele Irrlichter, die hin und her hüpften, bald auseinander, bald wieder eng zusammen; endlich fingen sie gar an, figurirte Tänze aufzuführen. Wenn man nun näher drauf los kam, verlosch ein Irrlicht nach dem andern; manche thaten noch große Sätze und verschwanden, andere blieben mitten in der Luft und verloschen dann plötzlich, andere setzten sich auf Hecken und Bäume, weg waren sie. Die Leute fanden nichts, gingen wieder zurück. Gleich fing der Tanz von vorne an; ein Lichtlein nach dem andern stellte sich wieder ein, und tanzte um die halbe Stadt herum. Was war's? Goethe, der mit vielen Kameraden, die sich Lichter auf die Hüte gesteckt hatten, da draußen herumtanzte." Dieser Scherz gefiel der Frau Rath so gar wohl, daß sie noch in spätesten Jahren sich desselben mit ganz besonderer Freude erinnerte. Eine solche Neckerei war ganz in Goethe's humoristischem Sinne, von dem Riemer (II, 67 f.) erzählt, wie er, Nachts in der Ilm badend, allerlei Neckereien mit den Vorübergehenden getrieben und einmal bei einem nach Oberweimar in tiefer Nacht zurückkehrenden Bauern die lebendige Vorstellung einer Ilmnixe erregt habe.

In diese Zeit müßte auch die Neigung Goethe's zum Offenbacher Gretchen fallen, wenn dieselbe nicht auf Täuschung beruhte. „In seiner Kleidung," läßt Bettine (II, 259 f.) die Frau Rath von ihrem Wolfgang erzählen, „war er nun ganz entsetzlich eigen. Ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen; auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidene Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w., auf den dritten kam alles vom Feinsten nebst Degen und Haarbeutel;[1] das

[1] Goethe erzählt selbst (B. 20, 112), er und seines Gleichen seien an Sonn- und Festtagen den Hut unter'm Arme, mit einem kleinen Degen erschienen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife versehen gewesen. Eine genauere Beschreibung seines sonn- und festtäglichen Anzuges gibt er in dem Märchen „der neue Paris" (B. 20, 57), wo nur keines Haarbeutels Erwähnung geschieht. Vgl. „Dies Buch gehört dem König" S. 142.

erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Galla. Kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften; da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder in's Geleis. Wie ich nun so eine Weste nehme und sie am offenen Fenster recht herzhaft in die Luft schwinge, fahren mir plötzlich eine Menge kleiner Steine in's Gesicht. Darüber fing ich an zu fluchen;[1] er kam hinzu; ich zanke ihn aus, die Steine hätten mir ja ein Aug' aus dem Kopf schlagen können. „Nun es hat Ihr ja kein Aug' ausgeschlagen. Wo sind denn die Steine? Ich muß sie wieder haben; helf' Sie mir, sie wieder suchen!" sagte er. Nun muß er sie wohl von seinem Schatz bekommen haben; denn er bekümmerte sich gar nur um die Steine; es waren ordinäre Kieselsteinchen und Sand; daß er den nicht mehr zusammenlesen konnte, war ihm ärgerlich. Alles, was noch da war, wickelte er sorgfältig in ein Papier, und trug's fort. Den Tag vorher war er in Offenbach gewesen; da war ein Wirthshaus „zur Rose"; die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte." Bettine bemerkt: „Diese Geschichte habe ich nun ganz ungemein lieb. Deine Mutter hat sie mir wohl zwanzigmal erzählt. Manchmal setzte sie hinzu, daß die Sonne in's Fenster geschienen habe, daß du roth geworden seist, daß du die aufgesammelten Steinchen fest an's Herz gehalten und damit fortmarschirt, ohne auch nur eine Entschuldigung gemacht zu haben, daß sie ihr in's Gesicht geflogen. Siehst du, was die alles gemerkt hat! Denn so klein die Begebenheit schien, war es ihr doch eine Quelle von freudiger Betrachtung über deine Raschheit, funkelnde Augen, pochend Herz,

[1] Auch dieses hatte Goethe von der Mutter ererbt, die selbst an die Herzogin Amalia (Dorow's „Reminiscenzen" S. 133) schreibt, ihr Sohn werde bei einer gewissen Gelegenheit „nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen". Vgl. S. 429. Note 1.

rothe Wangen u. s. w. — es ergötzte sie ja noch in ihrer späten Zeit." An einer andern Stelle (II, 281) schreibt Bettine: „Die Liebesgeschichten aus Offenbach mit einem gewissen Gretchen, die nächtlichen Spaziergänge, und was dergleichen mehr, hat deine Mutter nie im Zusammenhang erzählt, und Gott weiß, ich hab' mich auch gescheut, danach zu fragen." Alle Erkundigungen nach dem Offenbacher Gretchen sind ohne Erfolg geblieben; ja nach einer uns zugekommenen Nachricht sollen die Wirthsleute „zur Rose" in Offenbach kinderlos gewesen sein. Wie es sich aber auch mit dem Offenbacher Gretchen verhalten mag, das wohl im besten Falle auf einer Verwechslung beruht, jedenfalls ist es ganz verfehlt, wenn man dieses für dieselbe Person mit dem in „Wahrheit und Dichtung" erwähnten ältern Gretchen hält, welches den jungen Dichter vor der Theilnahme an den Mystifikationen von einigen leichtsinnigen und gewissenlosen Burschen warnte, in deren Gesellschaft er gerathen war. Eine in Frankfurt allgemein verbreitete Sage will, daß dieses Gretchen Kellnerin im Bierhause „zum Puppenschänkelchen" in der Weißadlergasse gewesen, wonach, wenn Goethe sie dort kennen gelernt haben soll, der Dichter sich in „Wahrheit und Dichtung" eine bedeutende Umgestaltung dieses Verhältnisses erlaubt haben muß.

Im März und April 1764 sollte Goethe's Mutter Zeugin der dritten Kaiserwahl und Krönung sein. Aber leider wurde gleich am Morgen nach dem Krönungstage, am 4. April, die ganze Familie durch die Mittheilung erschreckt, daß Wolfgang sich mit Menschen verbunden habe, welche sich aus Prellereien aller Art ein Geschäft gemacht. Freilich erwies sich sehr bald, daß Wolfgang an allen diesen verbrecherischen Handlungen unschuldig sei, aber die bei dieser Gelegenheit gemachten Enthüllungen griffen seine Seele auf's schmerzlichste an, und die Entdeckung, daß Gretchen, der sich sein ganzer Sinn, wie eine Blume der ihr frisches Leben zustrahlenden Sonne, zugewandt hatte, ihn nur als Kind betrachtet habe, zerriß sein blutendes Herz, das eine solche schmachvolle Enttäuschung nicht ertragen konnte. Sehr langsam genas er, und

wagte sich nur mit scheuen Schritten in das gesellige Leben zurück. Die Mutter hatte alle seine tiefsten Schmerzen lebhaft mitempfunden, aber sie lebte der frohen Hoffnung, daß auch trotz dieser augenblicklichen Trübung ihr begeistertes Vertrauen auf den Liebling ihrer Seele nicht zu Schanden werden könne. Im Sommer fühlte er sich so weit hergestellt, daß er von neuem mit froher Hoffnung dem Leben entgegensehn und sich zum Abgange nach Leipzig vorbereiten konnte. Auch fehlte es ihm nicht an manchen freundlichen Verbindungen.

Drei sehr traurige Jahre sollte die Frau Rath während der Leipziger Studienzeit ihres Sohnes verleben. Sah sie sich ja von ihrem Lieblinge, dessen Anblick ihr zur höchsten Wonne gereichte, gänzlich getrennt. Dazu kam, daß die Tochter, durch die strenge Lehrhaftigkeit und die Verweigerung manches frohen Genusses verletzt, in eine sehr gereizte Stimmung gegen den Vater gerieth. In diesem traurigen Zustande wird sich die Frau Rath immer enger an Fräulein von Klettenberg und ihren frommgläubigen Kreis angeschlossen haben, was sie um so leichter konnte, als ihr Glaube an die höhere göttliche Weltlenkung ein ganz unerschütterlicher war. Es genüge, hier nur daran zu erinnern, daß ihr die Bibel nach Art frommer Seelen als Schatzkästlein oder Stechbüchlein galt, das sie Morgens durch einen Nadelstich zu befragen pflegte.[1] Die edle fromme Freundin wird das Vertrauen der Frau Rath auf die höhere, alles glücklich zum Ziel leitende Weltordnung wirksam

[1] Vgl. B. 20, 117. Riemer II, 528. „Es ist eben um die Zeit," schreibt Goethe am 9. Dezember 1777 an Frau von Stein, „wenig Tage auf ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war. (Vgl. oben S. 160.) Meine Mutter schlug damals in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf, und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen. Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche." Selbst ein Herder stärkte sich durch solche zufällig aufgeschlagene Sprüche der Bibel oder eines andern Lieblingsschriftstellers. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben III, 192.

gehoben und unerschütterlich gekräftigt haben.[1] Leider sollte ihr die Wonne, den geliebten Sohn nach dreijähriger Entbehrung endlich wiedersehn und an's mütterliche Herz drücken zu können, durch den krankhaften Zustand, in welchem er zurückkehrte, verbittert werden, doch hatte sie bald die Freude, ihn in ein engeres Verhältniß zu ihrer frommen Freundin treten zu sehn, welches für ihn sehr wohlthätig zu werden versprach. Freilich litt sie sehr viel bei wiederholten heftigen Krankheitsanfällen ihres Wolfgang, wo sie einmal sogar zu einem Geheimmittel des alchymistischen Arztes der Fräulein von Klettenberg ihre Zuflucht nehmen mußte,[2] aber bald stellte sich die gesunde Natur wieder ganz her, so daß er frischer und lebhafter, als je, um Ostern 1770 nach Straßburg gehn konnte.

Wolfgang's anderthalbjähriger Aufenthalt zu Straßburg war freilich für die Mutter wieder eine Zeit der Entbehrung, die ihr durch den Tod ihres am 6. Februar 1771 im achtundsiebzigsten Lebensjahre verstorbenen, lange vorher leidenden Vaters verbittert ward. „Der Tod unseres lieben Vaters," schrieb Goethe damals an die Großmutter,[3] „schon so lange täglich gefürchtet, hat mich doch unbereitet überrascht. Ich habe diesen Verlust mit einem vollen Herzen empfunden; und was ist die Welt um uns herum, wenn wir verlieren, was wir lieben? — Und doch hat der liebe Gott, indem er für ihn sorgte, auch für Sie, für uns gesorgt. Er hat uns nicht den muntern, freundlichen, glücklichen Greis entrissen, der mit der Leichtigkeit eines Jünglings die Geschäfte des Alters verrichtete, seinem Volke vorstund, die Freude seiner Familie

[1] Was Bettine in der Schrift: „Dies Buch gehört dem König" S. 43 ff. die Frau Rath von ihren frommen Verbindungen und ihrer Lossagung davon sagen läßt, scheint reine Dichtung zu sein. Dasselbe gilt von der weitern Erzählung über ihre häuslichen Beschäftigungen am Sonntage S. 70 ff., wenn auch einzelnes darin aus der Wirklichkeit genommen sein mag. Mit viel größerm Recht dürfte man auf die Frau Rath manche Züge von Wilhelm Meister's Mutter (B. 16, 4 ff. 14 ff.) beziehen.

[2] Vgl. S. 160 Note 2.

[3] Bei Schöll, „Briefe und Aufsätze S. 60 ff. Vgl. B. 25, 130.

war: er hat uns einen Mann genommen, dessen Leben wir schon einige Jahre an einem seidenen Faden hängen sahen, dessen feuriger Geist die unterdrückende Last eines kranken Körpers mit schwerer Aengstlichkeit fühlen mußte, wie sich ein Gefangener aus dem Kerker hinauswünscht. Er ist nun frei, und unsere Thränen wünschen Ihnen Glück, und unsere Traurigkeit versammelt uns um Sie, liebe Mama, uns mit Ihnen zu trösten, lauter Herzen voll Liebe!"

Körperlich und geistig gesund, aber freilich im Herzen von der Liebe blutiger Trennung tief verwundet, kehrte Goethe Ende August nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sogleich mit den Gebrüdern Schlosser und dem Darmstädter Kreise in Verbindung trat, wie wir denn schon im Herbste 1771 den Dichter mit Merck einen Ausflug bis Homburg machen und letztern im Goethe'schen Hause übernachten sehen. Je suis logé chez Goethe, schreibt Merck an seine Gattin, quoiqu'il y eût de la place chez Dumeiz (vgl. S. 213). Mlle. est une jolie personne, et toute la famille de très bonnes gens. Von Goethe heißt es daselbst: C'est un homme, comme j'en ai rencontré fort peu pour mon coeur. Freilich fehlte es im Anfange, wo der Schmerz um seine verlorene Liebe neu war, nicht an exzentrischen Aeußerungen desselben, doch beruhigte er sich bald und milderte sich zu freundlichster Theilnahme an fremdem Liebesgeschick; dabei versenkte er sich in die Dichtung des „Götz", wo Goethe's Mutter in dem Bilde der vorsorglichen, liebevollen Hausfrau sich selbst zu ihrer Freude wiedererkannte. Wie hoch aber stieg ihre Wonne, als der Name ihres Sohnes, der mittlerweile bei einem fast halbjährigen Aufenthalte zu Wetzlar von einer neuen Liebeswunde getroffen worden war, durch die Bekanntmachung dieses Drama's, wie sie es einst in sehnsüchtig ahnender Liebe vorempfunden hatte, in ganz Deutschland gefeiert und das Stück in Berlin, wie die Frankfurter Zeitungen zu melden nicht verfehlten,[1] mit höchstem Beifall mehrfach

[1] Vgl. das „Frankfurter Journal" vom 25. April und 9. Mai 1774. (Teichmann) Goethe in Berlin S. 14 ff. Schon vorher hatte Schröder das Stück zu Hamburg zur Aufführung gebracht.

hintereinander aufgeführt wurde! Auch der Vater ward hierdurch heiter gestimmt, wenn er auch die Zeitverschwendung des Sohnes zu mancherlei Vergnügen nicht billigen mochte und diesem nicht selten dadurch, daß er die dazu nöthigen Mittel nicht bot, welche auch die hierin beschränkt gehaltene Frau Rath nicht nach Wunsch gewähren konnte, in Verlegenheit gesetzt haben wird (vgl. S. 283 Note 2). Goethe selbst erwähnt bei Gelegenheit des mit Merck übernommenen Selbstverlages, daß seine Kasse, als Haussohn, nicht in reichlichen Umständen gewesen (B. 22, 153), wobei es auffallend ist, daß der Vater, der doch den Namen seines Sohnes gern gedruckt oder wenigstens seine Werke der Welt verkündet sah, nicht die Kosten herschoß, und an einer andern Stelle (B. 22, 260) bemerkt er, er sei durch Borgen von begüterten und wohlwollenden Freunden, was er dort freilich den zudringlichen Anforderungen wirklich Dürftiger, wie auch unverschämter Abenteurer, denen er selbst Geld habe leihen oder schenken müssen, zuschreiben will, mit diesen in das unangenehmste Verhältniß gerathen. Falk berichtet nach der Erzählung einer Dame, welche der Frau Rath sehr nahe gestanden (S. 5 f.), die Mutter habe manches mit dem Mantel der Liebe bedeckt, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehn lassen; sie habe in demselben Grade, wie der etwas mürrische Vater die Augen offen behalten, sie gelegentlich zugedrückt. „Junge Autormanuskripte wurden in angebliche Akten und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpickenick mit jungen Leuten seines Schlages, wenn der Vater danach fragte, in irgend ein Handbillet von diesem oder jenem Klienten verwandelt.[1] Wie

[1] Frau Hendel-Schütz, welche in den neunziger Jahren mit der Frau Rath in nähere Verbindung kam, erzählte (vgl. F. K. J. Schütz „Goethe's Philosophie“ VII, 4), Goethe's Mutter habe sich der ersten, „schon früh in seiner Kindheit gemachten“ poetischen Versuche ihres Sohnes angenommen und sie vor der Vernichtung gerettet, die sie in den Händen des Vaters unvermeidlich getroffen haben würde. Es bedarf keines Wortes, wie wenig auf diese Erzählung zu geben ist, welche nur eine schlechte Umgestaltung dessen, zu sein scheint, was Falk mittheilt.

sehr der Vater auch mit dem sich hebenden Ruhme seines Sohnes zufrieden war, so wünschte er doch, daß dieser die Hauptzeit seinen Geschäften zuwende, um sich nicht allein auch hierin einen guten Ruf zu erwerben, sondern auch zu einem ansehnlichen Einkommen zu gelangen; das unordentliche Treiben der Geschäfte, die von seinem Sohne der Dichtung und Kunst, wie dem kostspieligen Herumtreiben mit jungen Leuten so sehr nachgesetzt wurden, mußte einem so ordnungsstrengen und sparsamen Manne höchst verdrießlich sein, um so mehr, als er dem Sohne zu Liebe den Haushalt erweitert hatte, und sich manche Gäste in seinem Hause gefallen lassen mußte.

Anfangs November 1773 führte Schlosser Goethe's Schwester heim, wodurch der Familienkreis verengt und um so mehr der Gedanke an eine baldige Verheiratung des Sohnes angeregt wurde, als die Eltern darin das einfachste Mittel zu finden glaubten, diesen an ein ordnungsmäßiges, streng geregeltes Leben zu gewöhnen. Im Anfange des folgenden Jahres gewann auch die Frau Rath eine neue Freundin in der an Brentano verheirateten ältesten Tochter der Frau von la Roche, mit deren weit ausgedehntem Gesellschafts- und Familienkreise sie in nähere Verbindung trat. Aber ihr Sohn versank in der ersten Zeit der erneuerten Bekanntschaft mit der jungen Frau in eine tiefe Schwermuth, von welcher er sich nur durch die Flammenglut der Dichtung befreien konnte; einsam und abgeschlossen, kaum seinen besten Freunden zugänglich, schrieb er in vier Wochen „Werther's Leiden". Die Frau Rath aber konnte sich bald darauf der in vollster Frische und Lebendigkeit wieder aufblühenden frohmuthigen Heiterkeit des Sohnes um so herzlicher erfreuen, als der Zufall ein zärtliches Verhältniß zu der jungen und liebenswürdigen Anna Sibylla Münch gebildet hatte, welches die Eltern, in der Hoffnung, der Sohn werde durch dieses liebreizende Mädchen gefesselt und dem bisherigen umherschwärmenden Leben entzogen werden, angelegentlichst begünstigten. Dabei fühlten diese sich durch manche ausgezeichnete Besuche, die ihrem Sohne zu Theil wurden, sehr geschmeichelt. So war im

Herbste 1773 der nach Algier gehende Konsulatssekretär Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, der Freund Klopstock's, Gerstenberg's und der Stolberge, welcher durch seine schwungvollen Freiheitsoden die Zeit entzückte und in jugendlicher Begeisterung für Recht, Freiheit und Humanität schwärmte,[1] im Goethe'schen Hause freundlich aufgenommen worden, wo er die Eltern und besonders die Mutter für sich gewonnen hatte. „Sie müssen doch auch ein Wörtchen von mir hören," schreibt diese an den noch in Algier weilenden Freund am 24. Juli 1776, „doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft, oft an Ihnen denke, immer gern wissen möchte, was unser Freund Schönborn in Algier betriebe u. d. m. Sie erinnern sich doch, daß beinahe drei Jahr verflossen sind, da wir so vergnügt beisammen waren und Weintrauben aßen. Ich dächte, Sie wären lang genug in der Barbarei gewesen, hätten lang genug verschleierte Menschen gesehen. Mein Rath, den Ihnen mein freundschaftliches Herz gibt, ist also der: kommen sie bald wieder zu uns! Es war für mich jederzeit eine Wollust, große Menschen um und bei mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, da meine beiden Kinder, weit, weit von mir entfernt sind, ist's Himmelfreude. Folgen Sie mir, und kommen, je ehender, je besser! es soll Ihnen wohlthun. Was wollen wir einander erzählen! Vor Langerweile dürfen wir uns nicht fürchten; ich besitze einen Schatz von Anekdoten, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, acht Tage in einem fort zu plaudern. Und wenn Sie nun gar anfangen werden — — von Seen und Meeren, Städten und Dörfern, Menschen und Mißgeburten, Elephanten und Schlangen — das soll ein Gaudium werden!"

[1] Vgl. die Schrift: „Schönborn und seine Zeitgenossen" (1836). Knebel's Nachlaß II, 118. Auffallend ist es, daß Goethe dieses bedeutenden Mannes in „Wahrheit und Dichtung" mit keinem Worte erwähnt. Schönborn ward von Algier zur dänischen Gesandtschaft in London versetzt, wo er beinahe dreißig Jahre lebte. Seine letzten Jahre brachte er in Emkendorf bei Graf Reventlow und in Hamburg bei Fr. Perthes zu. Den gleich anzuführenden Brief machte zuerst Nicolovius in der Sammlung „über Goethe" S. 435 ff. bekannt.

Ende Juni 1774 beehrte der allgemein verehrte, an manchen Orten wie ein Heiliger aufgenommene Lavater Goethe's Haus mit einem Besuche, wobei sich auch ein freundliches Verhältniß zur Frau Rath bildete, die auch später mit ihm in Briefwechsel blieb. Diesem folgte bald der plumpere, aber fast nicht weniger, wie Lavater, als Reformator der Erziehung, angestaunte Basedow. Die in Begleitung beider gemachte Rheinreise Goethe's führte zu dem innigsten Seelenbunde mit Friedrich Jacobi, welcher in gleicher Weise die dichterische Glutkraft von Goethe's Herzen steigerte, wie er das von den Eltern begünstigte Verhältniß zu Anna Sibylla Münch erkalten ließ. Wie bitter dieses der vorsorglichen Frau Rath sein mochte, ihre Hoffnung auf eine eheliche Verbindung des vom Drange des Genius getriebenen Sohnes mit einer so lieben Schwiegertochter getäuscht zu sehn, so fühlte sie sich dagegen vom höchsten Wonnegefühl durchdrungen, als der allbewunderte, von ihr verehrungsvoll geliebte Dichter des „Messias" ihrem Sohne die Mittheilung machte, daß er auf seiner Reise nach Karlsruhe in Frankfurt bei ihm wohnen werde, und ihn ersuchte, ihn an einem bestimmten Tage in Friedberg abzuholen. Mußte freilich auch Wolfgang unverrichteter Sache von Friedberg zurückkehren, so traf doch bald darauf Klopstock wirklich im Goethe'schen Hause ein, dessen gebietendes Haupt zwar dem reimlosen Dichter von Herzen nicht gewogen war, aber doch an der Ehre, die ihm durch den Besuch eines so berühmten Gastes, der auch auf der Rückreise wieder einsprach, zu Theil wurde, sich behaglich freute. Auch der edle Karl Ulysses von Salis-Marschlins, ein höchst gebildeter und ernster Mann, suchte den Dichter des „Götz" in diesem Herbste auf. Wie hoch aber mußte die Freude das mütterliche Herz schwellen, als ihr Wolfgang durch seinen noch in demselben Oktober erscheinenden „Werther" zum höchsten Gipfel des Ruhmes emporgehoben wurde, und im Dezember der Erbherzog von Sachsen-Weimar, der seine Bekanntschaft gewünscht hatte, ihn freundlich aufnahm! Doch sollte diese Freude bald eine empfindliche Störung erfahren, da zu derselben Zeit, wo der Sohn den Weimarischen Prinzen einen Besuch in Mainz abstattete, ihre fromme Freundin

von Klettenberg der himmlischen Heimath zueilte, deren Freuden sie so lange sehnsüchtig vorempfunden hatte. Die Frau Rath nebst Frau Pfarrer Griesbach, Frau Rath Moritz und Frau von Malapart soll noch bei ihren letzten Augenblicken zugegen gewesen sein.[1] In der selig Verschiedenen verlor Goethe's Mutter eine milde Beruhigerin und eine heitere Bestärkerin ihres Glaubens, die innigste Vertraute, welcher sie ihr Herz erschließen und von ihrer tiefschauenden Seele durchleuchten lassen durfte. „An ihr und meiner Mutter," sagt Goethe (B. 22, 246), „hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rath und That: denn wenn jene einen heitern, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie in's Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hülfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen." Als Fräulein von Klettenberg starb, waren die Tage des Leidens für die Frau Rath vorüber: hatte sich ja bereits die Hoffnung, daß ihr Sohn zu Großem bestimmt sei, auf das glänzendste bethätigt, und wenn auch das folgende Jahr, wo die Liebe zu Lili den jungen Dichter auf sturmbewegten Wogen umherschleuderte, sie noch oft der verewigten Freundin Trost und Rath schmerzlich vermissen ließ, so war ihr Glaube und ihre Ruhe doch in längerm Zusammenleben mit dieser so unerschütterlich gekräftigt worden, daß sie mit stiller Heiterkeit der Entwicklung des Schicksals ihres Sohnes entgegensah und frohgemuth dem Leben sich zuwandte. Auch eine andere fromme Freundin nahm ihr das folgende Jahr in der im April 1775 verschiedenen Frau Pfarrer Griesbach. Sie bedurfte jetzt solcher Stützen nicht mehr; ihr Sinn

[1] Vgl. Lappenberg a. a. O. S. 280.

hatte sich im frohen Genusse dessen, was der Sohn bereits geleistet hatte und was er ihr für die Zukunft noch zu werden versprach, in aller Herrlichkeit einer natürlich gesunden, frohheitern, liebevoll die Welt umfassenden, dem zündenden Strahle der Freiheit und reinen Menschlichkeit zugewandten Seele erschlossen, welcher auch die kurze Prüfung, die das nächste Jahr ihr noch auflegen sollte, nichts anhaben konnte.

Die glühende Liebe zu Lili trieb den Dichter am Anfange des Jahres 1775 in unruhigem Schwanken hin und her, und raubte ihm jede ruhige Sammlung. Je weniger die beiderseitigen Eltern einer solchen Verbindung geneigt waren, um so herzlicher fühlte sich das liebende Paar zueinander gezogen. Mit Verdruß sah der Vater nicht bloß die Hoffnung auf eine seinen Wünschen zusagende Schwiegertochter ganz schwinden, sondern auch den Sohn jeder ernsten Geschäftsthätigkeit entrückt. Aber die besorgte Mutter blieb fest und beharrlich auf ihrem Glauben, daß ihr Wolfgang auf seinem vom Schicksal ihm gezeichneten Wege zu dem hohen, ihm gesteckten Ziele gelangen werde. Von diesem Glauben getragen, wußte sie auch beim Vater eine größere Freiheit während dieser wildbewegten Entwicklungszeit für den Sohn zu erlangen, als dieser ihm einzuräumen geneigt war. Auch war sie es wohl, welche bei der Vermittlung von Fräulein Delf die letzte Bedenklichkeit des Vaters hob, so daß dieser der Verlobung nicht mehr entgegen war.

Am Anfang dieses Jahres hatte Jung Stilling, der am Goethe'schen Tisch freundlich aufgenommen worden war, durch seine selbstquälerischen Klagen über seine unglückliche Augenoperation an Herrn von Lersner dem liebeglühenden Dichter und dessen Eltern viele trübe Stunden gemacht. Erquicklicher war auch für die Eltern der Besuch von Friedrich Jacobi, der mit begeisterter Seele an Goethe hing. Im Mai kamen dann auch die Grafen Stolberg nach Frankfurt, die häufig bei Goethe zu Tische waren und zu denen die Frau Rath bald in ein sehr heiteres Verhältniß trat, so daß sich die ganze Fülle ihres natürlich kecken Humors im lustigsten Zusammenleben ergoß.

„Man hatte nur einigemale zusammen getafelt," erzählt Goethe (B. 22, 337), „als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß[1] zum Vorschein kam, und man nach dem Blute solcher Wütheriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich in Gottfried's Chronik[2] dergleichen Unmenschen, in Kupfer abgebildet, gesehen zu haben, den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen in's Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohl unterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48,[3] von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" „Ja wohl Tyrannenblut!" rief ich aus; „keinen größern Tyrannen gibt es, als den, dessen Herzblut man euch vorsetzt. Labt euch daran, aber mäßig! denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjoche." Es dürfte wohl keinem Zweifel Raum bleiben, daß bei dieser Gelegenheit die Frau Rath den Namen

[1] Dieser poetische Tyrannenhaß, der als eine unschädliche Krankheit in der schwärmerischen Zeit lag, sprach sich in den damaligen Freiheitsgedichten oft auf die lächerlichste Weise aus. Man vergleiche nur Friedrich Leopold Stolberg's „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" (Werke 1, 87 ff.), der gerade in's Jahr 1775 fällt.

[2] Die damals, mit den Merian'schen Kupfern versehen, als historisches Bilderbuch auch bei der Jugend beliebt war. Vgl. B. 20, 36. 178. 21, 128.

[3] Am 1. August 1788 (bei Dorow „Reminiscenzen" S. 160 f.) schreibt sie: „Vorige Woche habe ich meinen Keller wieder in Ordnung gebracht. — Da fielen mir bei den alten Herren von 1706, 1719 allerlei Gedanken ein." Vgl. auch Weismann „aus Goethe's Knabenzeit" S. 33.

„Frau Aja“ aus dem Goethe,[1] seinen Freunden und der Mutter selbst wohlbekannten Volksbuche von den Haimonskindern erhalten habe; denn wem sollte hierbei nicht die Szene einfallen, wo die Mutter der Haimonskinder, die Schwester Karl's des Großen, Frau Aja,[2] ihre Söhne als unbekannte Pilgrimme bewirthet! Dort heißt es:[3] „Da aßen sie und tranken sie und machten sich lustig; zuletzt ging sie (Frau Aja) in den Keller, und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll, und gab sie dem Reinold, und sagte zu ihm, er sollte trinken. Wie er nun getrunken hatte, sagte er zu der Frauen: „Ach, liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte! Dieser Trank ist so gut, daß ich dergleichen noch nicht auf der ganzen Reise getrunken habe.“ Die Frau sprach zu Reinold: „Freund, so euch der Wein schmeckt, so trinket frei! ich will euch genug geben.“ Da trank Reinold so lange, bis er ganz trunken war, worüber sich die Frau sehr verwunderte, daß Reinold des Weins so viel getrunken hatte; denn sie meinte, es hätten wohl zehn Männer daran genug gehabt.“ Als die Frau Rath mit der Flasche ihres besten, eben aus dem Keller geholten Weines erschien, da wird einem der übermüthig launigen Gäste diese Szene des Volksbuches so lebendig vor die Seele getreten sein, daß er die lustige Wirthin in einem humoristischen Einfalle als Frau Aja begrüßen mußte, welcher Beiname dann zu manchen anderen Scherzreden Veranlassung gegeben, und vielleicht die Grafen,

[1] Wir erinnern nur daran, daß bei der romantischen Rittertafel zu Wetzlar die Haimonskinder als ein kanonisches Buch galten, aus welchem bei Zeremonien gewisse Abschnitte gelesen wurden. Goethe selbst hatte die Perikopen daraus zuerst in Ordnung gebracht, und wußte sie mit großer Emphase vorzutragen. Vgl. B. 22, 101. 34, 307.

[2] Da die ganze Familie der Haimonskinder deutsche Namen führt, so ist auch wohl der Name der Frau Aja aus dem Deutschen herzuleiten. Die provenzalische Form ist aya, was auf das althochdeutsche eiga, Besitzerin, hindeutet; wenigstens steht dieser Herleitung in lautlicher Hinsicht nichts entgegen. Eigo erscheint auch als Eigenname. Diese Bemerkung verdanke ich der freundlichen Güte des Herrn Professor Diez.

[3] Nach Simrock's Ausgabe der deutschen Volksbücher II, 66 f.

von deren ausgelassener Laune zu jener Zeit es an sonstigen Beweisen nicht fehlt, zur Nachahmung des tapfern Reinold gereizt haben wird. Die Frau Rath aber, die auf den heitern Scherz mit besonderer Lust einging, mochte sich diesen Beinamen, mit welchem sie später sich selbst häufig bezeichnet, um so lieber gefallen lassen, als Frau Aja im Volksbuche als freundliche Vermittlerin zwischen ihren Söhnen und Kaiser Karl auftritt, wie sie selbst häufig ein solches Mittleramt zwischen dem ernsten, strengen Vater und dem lebensfrohen jungen Dichter übernehmen mußte. Auch die Bezeichnung des Weines als Tyrannenblut behielt sie von dieser Zeit an bei. So schreibt sie einmal im Jahre 1788:[1] „Das Otterngezüchte soll aus meinem Haus verbannt sein; kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zunge kommen.“ Goethe selbst erinnerte sich, als er „Wahrheit und Dichtung“ schrieb, dieses Ursprungs des Namens nicht mehr, und nahm zu einer falschen Deutung seine Zuflucht. Er bemerkt nämlich, unmittelbar vor der eben angeführten Stelle: „Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen, geraden Art sich gleich in's Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu werden. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze, und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.“ Er nahm also Aja als weibliche Form zu dem italiänischen ajo, Hofmeister (französisch aide, altfranzösisch ale, provenzalisch ahia); aber wäre auch aja in dieser Bedeutung nachweisbar, so würde doch die Bezeichnung Hofmeisterin für Goethe's heitere, von frischester Laune sprudelnde Mutter möglichst unpassend sein.

Da zwischen Goethe und Lili aus Veranlassung einzelner Ausflüge, welche den Dichter längere Zeit von der Geliebten entfernt gehalten, eine kleine Spannung eingetreten war, welche beide Familien zu ihrem Trennungszwecke wohl zu benutzen wußten, so

[1] Bei Dorow a. a. O. S. 135 f. Vgl. daselbst S. 140. 148.

ließ sich dieser, gleichsam zur Probe, ob er das seinem Herzen so nahe stehende Mädchen entbehren könne, leicht bereden, ohne förmlichen Abschied zu nehmen, mit den Stolbergen nach der Schweiz zu reisen. Aber vom Gotthard trieb es den Geliebten unwiderstehlich zurück, und doch sollte er nach fast zwei ganzen freud- und leiderfüllten Monaten, die er in ihrer Nähe zubrachte, endlich zu dem schweren Entschlusse, ihr zu entsagen, gebracht werden. Fast um dieselbe Zeit begrüßte Goethe's Mutter in ihrem Hause den berühmten Arzt Zimmermann und seine Tochter als werthe Gäste; letztere schloß ihr ganzes schmerzkrankes Herz der gemüthlich theilnehmenden, durch ihre heitere Gutmüthigkeit dem sonst so schweigsamen Mädchen seine tiefsten, geheimsten Gefühle entlockenden Frau Rath vertrauensvoll auf. Die an den Sohn ergangene freundliche Einladung des eben zur Regierung gekommenen Herzogs von Sachsen-Weimar und seiner jungen liebenswürdigen Gemahlin, ihnen nach Weimar zu folgen, erfreute ihr mütterliches Herz, welches des Vaters bedenkliche Zweifel zu beschwichtigen wußte; aber freilich ward es für sie, wie für den geliebten Sohn eine höchst peinliche Zeit, als der Kammerjunker von Kalb, welcher mit einem neuen Wagen an einem bestimmten Tage zu Frankfurt eintreffen sollte, um ihren Wolfgang nach Weimar zu bringen, lange Zeit vergeblich auf sich warten ließ, so daß der Sohn selbst zu zweifeln begann, und der Vater ihn drängte, da er nun doch nach Weimar nicht kommen werde, kurz und gut nach Italien zu reisen. Aber um so freudenvoller schlug auch ihr Herz, als alle bangen Zweifel beschämt wurden, und der Sohn, der schon bis Heidelberg gegangen war, in der ehrenvollen Begleitung von Kalb's nach Weimar fuhr, wo er sich einige Zeit als Gast aufhalten sollte.

Aber der Herzog schloß sich bald mit so inniger Herzlichkeit an Goethe an, daß er sich von diesem nicht zu trennen vermochte. Die Mutter ward von diesen erfreulichen Verhältnissen theils durch unmittelbare Nachrichten vom Sohne, theils durch dessen Briefe an Merck unterrichtet; denn die Briefe von Goethe's aus Frankfurt

mitgebrachtem vertrautem Diener Philipp Seidel scheinen nicht vor 1777 zu beginnen. An Merck schreibt Goethe am 5. Januar 1776: „Ich treib's hier freilich toll genug, und denk' oft an dich, will dir auch nun deine Bücher schicken, und bitte dich, Vater und Mutter ein bissel zu laben. Habe dich auch herzlich lieb. Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomischen Farzen leidlich betrage. Addio! Ich hab' meiner Mutter ein Geschäft an dich aufgetragen.[1] Ich höre, ihr seid leidlich zu Stande. Verlaß dich, daß ich dir nicht fehle!" Bald darauf sandte er der Mutter seine „Stella" zu, welche diese mit begeisterter Liebe aufgenommen haben wird. Wie sehr aber mußten beide Eltern durch den Brief erfreut werden, welchen der Kammerjunker von Kalb, der den Sohn nach Weimar gebracht hatte, auf Veranlassung des Herzogs bereits am 16. Mai[2] an sie richtete. „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn," schreibt er, „das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter, als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger, edler Fürst, in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thaler in sein Ministerium ziehen. Gern unternähm' ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes

[1] Wohl wegen Zurückzahlung der von Merck geliehenen Gelder. Am 8. März schreibt er an Merck: „Lieber Bruder, hast du das Geld, so gib der Mutter einen Schein." Später stand er mit Merck wegen gelieferten Weines in Rechnung. Vgl. Merck's Briefwechsel I, 94. 97.

[2] Riemer's (II, 25 f.) Datirung vom 16. März muß irrig sein. Die Ernennung zum geheimen Legationsrath erfolgte am 11. Juni.

zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden sich noch immer zu wenig denken." Eine solche zuvorkommende Höflichkeit gegen die Eltern mußte auch den Vater geneigt machen, wie sehr er auch jedem Hofdienste gram war, und so war denn natürlich an eine Weigerung nicht zu denken. Die hierüber sehr erfreute Mutter theilte ihre Lust bald dem noch in Gießen studirenden, stets freundlich begrüßten Klinger mit. „Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar," berichtet sie, „hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz (also auch mit diesem stand die Frau Rath in Verbindung) hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß für's Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein; alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott!" Mit behaglichem Vaterstolze schreibt der alte Rath am 24. Juli 1776 an den Konsul Schönborn von seinem Sohne, diesem „singularen Menschen": „Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstädtischen Prinzessin Luise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde er von diesem jungen herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dann auch gefolget. Er hielt sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkchens, führte das Schlittschuhfahren[1] und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselben sowohl als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte.

[1] Frau von la Roche schreibt an Merck (I, 91): „Gar sehr möchte ich jetzt die Weimarische Gesellschaft beim Thauwetter sehn; das Schrittschuhlaufen (wovon Wieland gemeldet hatte) hat mich nicht so neugierig gemacht."

Je mehr nun aber der Herzog den Doktor kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1200 Thaler Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet, und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Korrespondenz ablösen und vertreten." Es ist anziehend zu sehn, auf welche Weise die Lage des Sohnes sich in diesem Kopfe spiegelt! An demselben Tage meldet die Frau Rath dem alten Straßburger Freunde Salzmann, an welchen der Sohn zuletzt am 5. Dezember 1774 geschrieben hatte, mit mütterlich begeisterter Freude:[1] „Wir hörten gestern sehr viel Schönes und Gutes von unserm Sohne. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich unserer Freuden, Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doktor, nehmen allen Antheil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" wie wohl das den Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den Weimarischen Landen viel Gutes stiften! Ich bin überzeugt, Sie sagen mit uns Amen." Das heitere Wesen am Weimarer Hofe mußte der zum Scherze und zur Lustigkeit geneigten Frau Aja besonders zusagen, und die vielen übertriebenen Gerüchte, welche den guten Klopstock schon am 8. März 1776 zu einem philisterhaften Briefe verleiteten, konnten ihren Glauben nicht anfechten. Sie selbst hatte in Frankfurt einen Kreis junger Mädchen um sich versammelt, die sich jeden Sonnabendnachmittag bei ihr einfanden, wobei auch der humoristische Rath Crespel, der zu ihrem Bedauern schon im November 1776 nach Regensburg ging, gern gesehen ward. Daneben wird sie vielleicht schon damals ihren Freunden und Verwandten alljährig ein großes Fest gegeben haben. Die Nachrichten, welche sie unmittelbar durch ihren Sohn, so wie durch Merck, ihren liebsten Freund, von

[1] Morgenblatt 1838 Nro. 38.

Weimar aus erhielt, erfreuten sie sehr, wie auch die mancherlei Gedichte, die ihr von dort zukamen. So hatte Goethe an Merck sogenannte Matinée's, launig-satirische Gedichte,[1] geschickt, und Wieland theilte ihm am 17. Oktober die am 3. August 1770 zu Ilmenau gedichteten, das Verhältniß zum Herzog rein aussprechenden Verse[2] mit:

Dem Schicksal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und ach! ich fühl's, im stillen werden wir
Zu neuen Szenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Wie herzlich mußten diese Verse der Mutter wohlthun, die hierin ihr eigen Gefühl so wundervoll ausgesprochen erkannte! Auch ließ Goethe die Eltern seinem Freunde Merck, der viel zu ihnen herüberkam, bestens empfohlen sein, wie er an diesen am 16. September schreibt: „Verlaß meine Alten nicht!“ Die Mutter läßt er in einem Briefe an denselben am 24. Juni grüßen.

Die Frau Rath trat um diese Zeit auch mit dem vertrauten

[1] Vgl. Riemer II, 22 f. * * Den Namen hatten sie wohl davon erhalten, daß sie bei Morgengesellschaften vorgelesen wurden, bei denen Goethe sie aufgebracht hatte.

[2] Vgl. Riemer II, 34 f. Wieland begleitet das Gedicht mit den Worten: „Hier etwas von ihm, das Ihnen wohlthun wird. Es kann als eine Erklärung auf alles, was Dame Fama aus ihren beiden Trompeten von ihm in die Welt hineinträtscht, angesehen werden.“

Diener ihres Sohnes, dem aus Weimar mitgebrachten treuen Philipp Seidel, in Verbindung. „Es liegen uns aus dieser Zeit (1777 und 1778)," berichtet K. G. Jacob (a. a. O. S. 434), „mehrere Briefe der Frau Rath an Philipp Seidel — vor, aus denen wir diese Lebendigkeit und Theilnahme der rüstigen Frau auf das beste ersehen. Mit diesem, der so geschickt ist und ihr alle acht Tage schreibt, bespricht sie zuvörderst wirthschaftliche Angelegenheiten; sie will auf der Frankfurter Messe Hemden, Schnupftücher, Kappen einkaufen, sie schickt einen künstlichen Bratenwender, sie verbreitet sich weitläufig über Frankfurter Wurst, die nur in Frankfurt so gut gemacht werden könne, und ist erbötig, sie der Herzogin Amalia wöchentlich zu schicken. Aber auch andere Dinge werden dem ehrlichen Seidel zur Mittheilung an seinen Herrn und andere Weimaraner aufgetragen." Zu Weihnachten schickte die Frau Rath ihrem Sohne in jedem Jahre eine Sendung Frankfurter Marzipan nach Weimar, an dem auch seinen Freunden, später besonders Friedrich von Stein und seinem Sohne August, ihr Theil bestimmt war,[1] wie sie ihm stets zu seinem Geburts- und Namenstage, am letzten Oktober, Glück wünschte.[2] Auch mancherlei Aufträge des Sohnes und anderer Weimaraner besorgte Frau Aja.

Am Anfange des Jahres 1777 scheint Goethe sehr in sich zurückgezogen gewesen zu sein, woher er auch gegen die Mutter schweigsam gewesen sein mag. Vielleicht war es um diese Zeit, daß die Frau Rath ihren treuen Philipp Seidel bat, ihren Sohn, wenn er bei guter Laune sei, zu erinnern, daß er ihr Zeichnungen[3] und andere seiner Arbeiten zukommen lasse. Auch seine Schulden bei Merck, die durch mannigfache Lieferungen vermehrt worden waren, scheinen ihn gedrückt zu haben.[4] Mannigfache Aufführungen

[1] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 381. II, 130. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fritz von Stein S. 87.

[2] Briefe an Frau von Stein I, 55. 121. 363. II, 97. 110. 258.

[3] „Zeichnen ist außer'm Pflanzen jetzt sein (Goethe's) Lieblingsgeschäft," schreibt Wieland am 4. April an Merck. Vgl. Riemer II, 42.

[4] Am 9. Dezember 1776 sandte er 44 Louisd'or nebst einigem Silbergeld, am folgenden 5. Januar zwanzig Karolin an Merck (Wagner I, 98).

und Festlichkeiten nahmen den Dichter in den ersten Monaten in Anspruch. Am 7. März schreibt die Frau Rath an Seidel: „Der Brief, wo ihr die Aufführung des Schauspiels ohne Namen so schön beschrieben habt, hat uns ein groß Gaudium gemacht. Fahret immer fort, uns von Weimar aus gute neue Märe zu überschreiben, besonders was es bei Herzog Ferdinand's (von Braunschweig) Dortsein für Spektakel gegeben hat." Bei dem Schauspiel ist wohl an „Lila" zu denken, welches „Schauspiel mit Gesang" auf den Geburtstag der Herzogin Luise aufgeführt ward.[1] Auch von den Weimarer Karnevalslustbarkeiten theilte Seidel ihr ein Verzeichniß mit.[2]

Eine tief erschütternde Wirkung sollte die ganz unerwartete Nachricht von dem Tode der geliebten Tochter Kornelia in der ersten Hälfte Juni auf die Frau Rath üben, doch stellte sich ihre gesunde Natur von diesem gewaltigen Schlage bald wieder her, wogegen der Vater, den dieser Todesfall ernst und dringend an seine Verweigerung so mancher von der Tochter gewünschten unschuldigen Freuden erinnern mochte, seit dieser Zeit still und schwermüthig geworden sein soll. „Ich kann Ihnen nichts sagen," antwortet Goethe der Mutter auf diese Trauerpost, „als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, da das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. — Leben Sie glücklich! Sorgen Sie für des Vaters Gesundheit! wir sind nur einmal so beisammen."[3]

Aber der Kaufmann Bölling von Frankfurt, der die letztere Sendung an Merck übermacht, wünscht, daß „auf diese Tropfen bald ein Platzregen folgen möge" (Wagner II. 87).

[1] Vgl. die Olla Potrida 1778 I, 205 ff. Nach Riemer II. 40 wäre die „Proserpina" an diesem Tage gegeben worden, wogegen man Schaefer „Goethe's Leben" I, 385 vergleiche.

[2] Vgl. den Brief der Frau Rath bei Maria Belli „Meine Reise nach Konstantinopel" S. 323 vom 1. Februar (März?).

[3] Vgl. B. 16, 106: „Man weiß nicht, wie lange man noch beisammen bleibt." In den „Xenien" (Nro. 153) sagt Goethe:

Das Leben zerrinnet,
Und es versammelt uns nur einmal, wie heute, die Zeit.

Kurze Zeit darauf, vielleicht gerade durch jene Trauer veranlaßt, trat Wieland mit Frau Aja in briefliche Verbindung, bei der er sich im August beklagt, daß Goethe, der eben von Weimar abwesend war, ihm kein Lebenszeichen gebe, aber hinzufügt: „Vielleicht macht er's Ihnen auch nicht besser — aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er ist und bleibt halt doch mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden.“ [1] Er wird ihr seit dieser Zeit regelmäßig seinen „Merkur“ zugeschickt haben, und Bertuch versäumte nicht, seine Uebersetzung des „Don Quixote“ beizufügen. Die ausgebliebenen Stücke des „Merkur“ und die fehlenden Bände des „Don Quixote“ ließ die Frau Rath durch ihren treuen Philipp Seidel sich erbitten. Auch von Herder's Schwager erhielt Frau Aja durch Merck's Vermittelung sehr erfreuliche Nachrichten über Weimar, wo jener sich neun Monate aufgehalten hatte. [2] Merck selbst ging gegen den 18. September über Frankfurt, wo er bei Goethe's Eltern einsprach, nach Eisenach. Hier verweilte er vom 21. bis zum Morgen des 28. September, wo er sich denn zu seiner Freude überzeugen konnte, wie vortrefflich es um Goethe und den Herzog stehe. Wieland's Verkehr mit Frau Aja ward bald ein sehr inniger und herzlicher, wie es bei der angeborenen Gutmüthigkeit beider nicht anders zu erwarten stand. Ihr verkündet er mit behaglicher Freude, daß seine Frau ihn wieder mit einem hübschen Jungen beschenkt habe, und er sendet ihr sein Gedicht „an Olympien“ (auf den Geburtstag der Herzogin Mutter), [3] um es auch an Merck mitzutheilen. [4]

Als Wieland mit dem Kammermusikus Kranz im Dezember

[1] Vgl. Riemer II, 44.

[2] Vgl. Wagner II, 98 f.

[3] Im Novemberheft des „Merkur“ gedruckt. Später richtete Wieland noch mehrere andere Gedichte unter demselben Namen an die edle Fürstin. Vgl. Wieland's Werke B. 12, 127 ff. 342. Auch Herder besang die Herzogin Mutter unter diesem Namen (B. 4, 11). Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein II, 119.

[4] Vgl. Wagner II, 114. 117.

1777 nach Mannheim ging, um der Aufführung seines Singspiels „Rosemunde“ beizuwohnen, weilte er mit Merck, den er zu dieser Zusammenkunft eingeladen hatte, drei oder vier herrliche Tage in Goethe's elterlichem Hause, wo sein sehnlichster Wunsch, Frau Aja von Angesicht zu Angesicht zu sehn, in Erfüllung gehn sollte.[1] Damals scheint Wieland dem Goethe'schen Hause den von Loretto hergenommenen Namen casa santa beigelegt zu haben.[2] Den anziehendsten Blick in jene schönen Tage gestattet uns ein von Kranz nach der Rückkehr, am 16. Februar 1778, an Frau Aja gerichteter Brief.[3] „Liebe Frau Räthin!“ schreibt dieser. „Erlauben Sie immer einmal, daß ich an Ihnen schreiben darf. Es geschiehet nicht aus Prahlerei, nicht daß ich sagen wollte: „Hört, ihr Leute! ich schreibe an die Frau Rath Goethe!“ Nein, gewiß nicht, sondern bloß um mir Luft zu machen; denn noch will in Weimar mir weder Luft, noch Menschen behagen. Ganz natürlich! denn erstlich war ich so glücklich, mit Wieland ganze sechs Wochen zu existiren, und dann die Tage bei Ihnen zugebracht zu haben, nenne ich ohne Anstand die glücklichsten meines ganzen Lebens. Wie mir an Ihrem runden Tische[4] zu Muthe war, kann ich unmöglich beschreiben...... Nächst den lieben Eltern Goethe's Wieland und Merck — welche Reinheit der Seelen! O wie lieb ist mir seitdem die Menschheit worden! Noch nie habe ich mich meines Daseins so sehr gefreut. Ich war so selig, daß ich ganz vergaß, wo und was ich war. Sie müssen es auch oft an mir wahrgenommen haben — wie könnte Ihnen so etwas entgangen sein! — Ich saß da und lachte oft bis zur Unanständigkeit, so wie mich denn auch hinwiederum viele Gespräche sehr ernsthaft, nachdenkend

[1] Vgl. Wagner II, 113 f. 117 f. 120.

[2] „Ich glaube,“ schreibt Wieland an Merck (bei Wagner I, 122), „nach den herrlichen vier Tagen, die wir zusammen in der wahren casa santa gelebt haben, braucht's nun zwischen uns keiner weitern Worterklärungen.“

[3] Bei Wagner III, 155 ff.

[4] Diesen berühmten „runden Tisch“ erwähnt auch Frau Aja in dem Briefe an Crespel (Wagner III, 147, oben S. 257).

und beinah zum Weinen gebracht haben. Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfassung! Mir war manchmal, als wenn ich den ganzen Himmel aufgeschlossen und alle seine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen sähe; ich sah einen Abstand von Ihnen allesammt gegen die übrigen Menschen. Meine Seele seufzte, nicht nachkommen zu können. Der Herr Rath war immer stille, doch, wie ich glaube, innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruche kam, sagte aber doch einigemal: „O, das ist gut! O, das ist gar gut!" Sie saßen mir gegenüber als die Großmächtigste. So viel Sie auch in dem Gespräch interessirt sein mochten, so entschlüpfte Ihnen doch nichts, was außerdem im Zimmer vorging. Unter währenden Reden einen tiefen Blick auf den Herrn Rath, und immer wieder fortgesprochen. Ihre Servante mochte ein paarmal im Auftragen was versehen haben, schnups! — kriegte die einen Hieb, und immer wieder fortgesprochen. Ich saß dann immer wieder da, und sog nur ein. Der Kriegsrath Merck ist doch ein göttlicher Mann! alles, was er sagt, ist so rein wie Gold ..... Unser Abschied war mir so empfindlich, als merkwürdig. Der Herr Rath gab uns seinen Segen mit wärmster und wahrer Liebe. An Ihnen bemerkte ich mir ganz etwas Unbekanntes: Sie gaben mir auf eine herzliche Art die Hand, und drückten die meinige freundschaftlich. Ihre natürliche Munter- und Lebhaftigkeit verließ Sie nicht; Sie lächelten, und doch rollten Thränen über Ihre Wangen. Von Merck habe ich mich losgewunden; er umfaßte mich, drückte mich an seine Brust und küßte mich herzlich; dies fuhr mir durch alle Adern. Empfehlen Sie mich doch dem lieben Herrn Rath auf's beste. Ein Orden oder Gnadenzeichen kann nicht so hoch, als die Gedächtnißmünze, welche er mir geschenkt, von mir verehrt werden. O casa, o casa santa!" Als Merck im folgenden November wieder in casa santa verweilte, rekapitulirte er alles, was ihm vor einem Jahre mit Wieland in dieser Stube begegnet war. „Gestern waren wieder alle die Mädchen, die euretwegen vor'm Jahr so häufig sich hier im Hause einfanden, beisammen," schreibt er an Wieland am 21. (22.?) November 1778, „und Madame Brentano

spielte wieder den Gickel (gigue, ein lustiger Tanz) auf dem Klavier. Dabei gedachten wir Abends bei dem herrlichen Wein deiner, fluchten wieder auf Jacobi'n und seines Gleichen, und mir flossen die Thränen herab, daß nun so alles vorging, daß nun ein ganzes Jahr sei, daß wir uns nicht gesehen, und daß es uns wieder ein halbes Jahr werden würde, ehe so was dergleichen geschehn könne."

Auch im folgenden Jahre erhielt Frau Aja sehr erfreuliche Nachrichten über ihren Sohn, der dem Herzoge immer lieber und näher ward. Von den verschiedenen Aufführungen und sonstigen Beschäftigungen werden Wieland [1] und Philipp Seidel berichtet haben. Kranz schreibt in dem oben angeführten Briefe: „Von dem neuen Stücke („der Triumph der Empfindsamkeit"), welches Ihr lieber Doktor und unser geheimer Legationsrath Goethe am 30. Januar und hernach am 10. Februar hier aufgeführt, würde ich Ihnen viel schreiben, wenn nicht der glückliche Ph(ilipp) Ihr Korrespondent wäre. Doch eins muß ich wegen der großen Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihm doch melden. — O wenn Sie ihn nur da hätten sehn sollen! Augen, Gebärden, Ton, Gestikulation, alles in allem, sage ich Ihnen. Ich war gar nicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre von casa santa. Philipp figurirt in diesem Stücke als einer von den Künstlern, als der **Directeur de la nature**. [2] — Neues wüßte ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß der geheime Legationsrath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschuhe läuft, und zwar **en masque**. Die Herzoginnen, gnädige Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. [3] Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rund um mit Fackeln,

[1] Gleich nach seiner Rückkehr hatte Wieland ihr einen Danksagungsbrief gesandt, worauf er die Antwort am 15. Februar erhielt. Vgl. Wagner I, 124.

[2] Vgl. B. 7, 289. 2, 127.

[3] Man erinnere sich der obigen Aeußerung des Vaters in dem Briefe an Schönborn (S. 461.) Die Herzogin Luise war selbst eine gewandte und anmuthige Schlittschuhläuferin. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 73. III, 127.

Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite von Hoboisten- und Janitscharenmusik, auf der andern mit Feuerrädern, Racketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden."

Bald darauf erhielt die Mutter eine Abschrift vom „Triumph der Empfindsamkeit", wie aus Goethe's Brief an Merck vom 18. März 1778 hervorgeht: „Beiliegend kriegst du von der Mutter [1] meine neueste Tollheit, daraus du sehn wirst, daß der Teufel der Parodie mich noch reitet. Denk' dir nun dazu alle Akteur's bis zur Karrikatur physiognomisch. Von den Kleidern sieh ein Echantillon bei der Mutter auf einer Zeichnung von Kraus." Daß Frau Aja auch das kleine Stück „die Geschwister" erhalten haben werde, darf man aus der weiter folgenden Frage an Merck schließen, ob er diese gesehen.

Wie Merck sehr häufig im Goethe'schen Hause einsprach, so finden wir Frau Aja im Mai 1778 bei ihrem Freunde in Darmstadt. „Freund Bölling schreibt mir," berichtet Wieland am 1. Juni an Merck, „daß er neulich mit Frau Aja und noch ein paar guten Weibern bei euch gewesen, und daß ihr choraliter auf meine Gesundheit getrunken, und das mit solchem Nachdruck, daß es gleich von Stund an besser mit mir geworden. Hätt' ich auch dabei sein können, so sollte mir's wohl noch besser bekommen haben."

Im Juni machte die Herzogin Mutter mit von Einsiedel, dem Maler Kraus und ihrer Hofdame, dem lustigen Fräulein von Göchhausen, [2] welche den Scherznamen Thusnelda führte, eine Reise an den Rhein, auf welcher Merck sie begleitete. [3] Frau Aja hatte bei dieser Gelegenheit das Glück, die verehrte Fürstin bei sich zu sehn, welche sich durch den heitern Humor und die reine

[1] Der Brief an Merck ging durch ihre Hand, und der Sohn hatte sie gebeten, das Stück dem Briefe beizulegen.

[2] Vgl. Knebel's Nachlaß I. XXVI, wo nur die ihr nachgerühmte Schönheit gar sehr zu berichtigen ist. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 98.

[3] Vgl. Riemer II, 68. Wagner I, 129—31. 134 f. 140. 143 f. Briefe an Frau von Stein I, 178.

Natürlichkeit von Goethe's Mutter in hohem Grade angezogen fühlte, so daß sich bald darauf ein freundlicher Briefwechsel zwischen beiden Frauen bildete, an welchem sich auch Fräulein von Göchhausen lebhaft betheiligte. „Von Goethe's Mutter weiß ich nichts zu sagen," schreibt von Einsiedel am 30. Juni aus Düsseldorf an Knebel.[1] „Sie ist über alle Beschreibung erhaben, und du kennst sie selbst." Drei Wochen nach der Rückkehr der Herzogin Mutter, am 22. August, gab Goethe dieser, die ihm ein paar Raphael's mitgebracht hatte, ein herrliches Fest, welches die Fürstin selbst am 29. August mit freudigster Anerkennung der lieben Frau Rath mittheilt.[2] „Die letztverflossene Woche," schreibt sie, „hat der Herr Doktor Wolf mir ein Souper im Stern (einem Theile des Parks, welchen die Ilm scheidet) gegeben, wo die neuen Anlagen gemacht sind, welche gar lieblich und herrlich sind. Nach dem Abendessen war eine kleine Illumination ganz in dem Rembrandt'schen Geschmack veranstaltet, wo nichts als Licht und Schatten wirkte. Wieland, Einsiedel, die Stein und Thusnelda genossen es mit. Es war ein vergnügter, guter Abend für uns. Für mein Theil hätte wohl gewünscht, daß Frau Aja mit da gewesen wäre; es wäre gewiß nach ihrem Geschmack gewesen." Leider theilt Riemer nicht den ganzen Brief mit, doch ersehen wir aus der genauen Beschreibung Wieland's an Merck,[3] daß bei dieser Gelegenheit eine Flasche Johannisberger vom Jahre 1760 auf der Frau Aja, Merck's und des Kaufmann Bölling Gesundheit, dem man den Scherznamen des Kornhändlers gegeben zu haben scheint, getrunken wurde.

Am 24. September erfolgte Schlosser's Vermählung mit Johanna Fahlmer, welche in dem mütterlichen Herzen höchst schmerzliche Erinnerungen an die früh heimgegangene Tochter erwecken mußte, wenn sie es auch für wünschenswerth hielt, daß den verwaisten Kindern eine neue liebevolle Mutter zugeführt wurde.

[1] Vgl. Knebel's Nachlaß I, 232.

[2] Vgl. Riemer II, 70.

[3] Bei Wagner II, 159.

„Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befestigung erzeugen," hatte Goethe schon im vorigen Jahre auf die erste Nachricht hiervon der Mutter geschrieben,[1] „so will ich auch von meiner Seite mit euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jetzo zu sagen: Das ist meine Mutter und meine Geschwister ꝛc.[2] Was euch betrifft, so segnet Gott! denn ihr werdet aufs neue erbaut in der Nähe und der Riß ausgebessert." Die Unmöglichkeit des Sohnes, ein Glückwunschgedicht auf die Vermählung zu liefern, wie der Oheim gewünscht hatte, erkannte sie vollkommen an. Vgl. oben S. 202.

Der Briefwechsel der Herzogin Amalia und ihrer Thusnelda mit der Frau Aja nahm einen für beide Theile erwünschten Fortgang.[3] Von der im Oktober[4] zu Ettersburg gegebenen Darstellung von Molière's **Médecin malgré lui**, übersetzt von Einsiedel, und vom Goethe'schen „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", wobei der Dichter sich besonders ausgezeichnet hatte, berichtet die Herzogin sogleich an Frau Aja, indem sie sich auf die ausführliche Schilderung beruft, welche Thusnelda ihr machen werde.[5] „Unser Freund Wolf," schreibt sie, „hat die Freundschaft für mich gehabt, alles selber zu ordnen. Der „Jahrmarkt von Plundersweilern" ist herrlich gegangen. Ihr Sohn schickt Ihnen die Abschrift, wie es hier gespielt worden ist.

[1] Vgl. Riemer II, 51.

[2] Anspielung auf das Wort Christi bei Matthäus 12, 49 f. In ähnlichem Sinne hatte er schon am 8. Januar 1777 an Lavater geschrieben: „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel," womit man die Worte an Frau von Stein vergleiche (I. 34): „Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin." Die Mutter wußte solche Aeußerungen wohl zu würdigen.

[3] „Dein letzter Brief," schreibt Wieland am 9. Dezember an Merck, „mit dem, was du mir von deinem Gefühl an der Tafelrunde in casa santa (vgl. oben S. 467) und über die Briefe unserer Herzogin Amalia an Frau Aja schreibst, hat mein ganzes Herz bewegt."

[4] Riemer nennt II. 72 den 24. Oktober, wogegen er im Briefe der Göchhausen selbst den 20. Oktober drucken läßt.

[5] Bei Riemer II. 72 f.

Das Gemälde vom Bänkelsänger hat Wolf, Kraus und ich gemalt. Die Musik von den Liedern lass' ich auf das Klavier setzen, und sobald sie fertig sind, sollen Sie sie auch haben." Thusneldens Humor verließ sie bei der verheißenen Schilderung nicht.[1] „Zum Nachspiel," meldet sie „erschien nun das gepriesene „Jahrmarktsfest". Der Doktor sagte, er hätt's Ihnen schon geschickt. Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sind, wird Ihnen in einer Kopie, in's kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt werden. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, herauszuputzen. O hätten Sie unsere Wünsche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können!"

Während der Anwesenheit der Herzogin zu Frankfurt war davon die Rede gewesen, daß Merck mit Frau Aja im Winter nach Weimar kommen solle, wogegen sich aber Goethe erklärte, der am 5. August an Merck schreibt: „Wenn du mit der Mutter auf künftig Frühjahr kommen kannst, so richt's ein! sie sagen vom Winter; das ist nichts."[2] Als dieser nun im November drei schöne Tage in casa santa verweilte, wurde die Sache von neuem besprochen, und der Herr Rath erklärte sich bereit, seine Frau ziehen zu lassen, wenn der Herzog ihm den Kammermusikus Kranz zuschicken wolle, daß dieser ihm auf der Bratsche vorspiele. „Nächstens," meldet Merck an Wieland,[3] „ergeht von mir im Namen der Frau Aja und Konsorten eine Supplik an den Herzog in Form, den Musikus Kranz seiner Pflichten auf vier Wochen zu entlassen, im Falle man unserer begehre;" indessen mag dies doch mehr ein Scherz gewesen zu sein, da der Gesundheitszustand des Gatten eine solche Entfernung der Frau Aja nicht gestattet zu haben

[1] Vgl. Riemer II, 73 f. Wagner I, 148.

[2] Vgl. auch Merck's Briefe I, 149.

[3] Bei Wagner II, 162.

scheint. Diese schreibt bald nach Merck's Abreise auf die Rückseite des angeführten Merckischen Briefes, am 24. November, an Wieland: „Lieber Sohn! Merck war drei Tage bei uns. Da er fort ist, suche ich im Zimmer nach und räume auf, wie das bei Poeten ein sehr nöthiges Werk ist, wie ihr aus vorhergehendem Briefe zu Genüge ersehn könnt. Denn der arme Brief hätte gewiß gelegen, und wäre niemals an Ort und Stelle gekommen, hätte Frau Aja weniger Einsicht in das Poetenwesen. Aber die ist, Gott sei Dank! noch nicht aus der Uebung, obgleich Herr Wolfgang Goethe schon drei Jahre ihr Haus nicht mehr erfreut, sondern sein Licht in Weimar leuchten läßt." Zu gleicher Zeit bittet sie Wieland, er möge den inliegenden Brief auf's beste besorgen, vielleicht einen Brief an die Herzogin Mutter, von welcher Wieland am 25. Januar 1779 schreibt, sie spreche, wenn sie einen Brief von Merck oder „Mutter Aja" bekommen habe, nicht anders davon, „als ob ihr ein groß Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe." Leider ist unsere Kenntniß des höchst anziehenden Briefwechsels zwischen beiden genialen Frauen nur höchst lückenhaft, da das Goethe'sche Archiv diese und so viele andere kostbare Reste einer schönen Vergangenheit uns noch immer vorenthält. Am 9. Dezember ließ Wieland Frau Aja und Merck als Pathen seines neugeborenen Sohnes in's Kirchenbuch eintragen.[1]

Am Sonntag nach Ostern 1779 schreibt Frau Aja an die Herzogin Mutter,[2] welche ihr von der Aufführung der „Iphigenie", die am Osterdinstage stattfinden werde, gemeldet hatte: „Durch-

[1] Vgl. den Merckischen Briefwechsel I. 151. Auch Knebel ward von Wieland eingeladen, „Mitvater" des Kleinen zu sein, der von ihm den Namen Karl führen sollte. Vgl. Knebel's Nachlaß II, 213. Wieland's ausgewählte Briefe III. 292. Im April 1776 hatten Gleim und Goethe bei Wieland als Gevatter gestanden; das Kind hatte die Namen Charlotte Wilhelmine erhalten. Vgl. a. a. O. III, 252.

[2] Der Brief findet sich in Dorow's „Reminiscenzen" S. 132 ff.

lauchtigste Fürstin! Nach dem Appetit meiner Samstagsmädel (die gerade gestern wieder bei ihr versammelt gewesen[1]) müssen die kleinen Bisquittiker (welche sie vermuthlich zur Herbstmesse geschickt hatte) längst alle sein. — Ich nehme mir hier die große Freiheit, Ew. Durchlaucht noch eine kleine Provision zu übersenden. Nehmen Sie, beste Fürstin, meine Freiheit ja nicht ungnädig! Bei uns ist's Messe!!! Weitmäulichte Laffen, Feilschen und gaffen, Gaffen und kaufen, Bestienhaufen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w.[2] — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! Madame la Roche ist auch da!!! Theuerste Fürstin! könnte Doktor Wolf den Tochtermann sehn, dem die Verfasserin der „Sternheim" ihre zweite Tochter aufhängen will, so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor. — Großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden, Amerika miteingeschlossen, machen wollte, so — ja so — gäbe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luther's kleinem Katechismus — ist so dumm, wie ein Heupferd, und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath.[3] Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die la Roche, von einem gewiß nicht gemeinen Verstand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehen, Rang u. s. w., die es

[1] Wir haben oben S. 257. 468 f. gesehen, daß auch Frau Brentano und Crespel, der längst wieder von Regensburg zurück war, an dieser Gesellschaft Antheil nahmen.

[2] Die Stelle ist aus dem im vorigen Oktober zu Weimar aufgeführten „Jahrmarktsfest" (B. 7, 121) genommen.

[3] Wieland schreibt am 5. Mai: „In Frankfurt, hoffen wir, werdest du genaue Kundschaft von der Heiratssache der armen Loulou (Luise) la Roche einziehen; die Herzogin nimmt großen Antheil an der Sache, und ist herzlich böse auf die Frauenzimmerbriefstellerin. Der Kerl, dem sie die holde Loulou zu fressen gibt, soll ein Meerkalb im Gusto des Phoca sein, dem die schöne Angelika im Ariost (VIII, 58 ff. X, 93. 101 ff.) ausgesetzt wird." Man sieht, wie die Nachricht der guten Frau Aja auf die Herzogin gewirkt hatte.

recht drauf anfängt, ihre Tochter unglücklich zu machen[1] — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe[2] schreibt — mit einem Wort, mein Kopf ist wie in einer Mühle.[3] Verzeihen Ihre Durchlaucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle; ich habe aber das Abenteuer[4] vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehn. — Der dritte Feiertag (6. April) ist doch glücklich vorbeigegangen; ich hoffe auch etwas davon zu vernehmen. Die Fräulein Thusnelda hat eine gar schöne Gabe, solche Festivitäten zu beschreiben, und ich glaube, sie wird ihren Ruhm behaupten, und Frau Aja was davon zukommen lassen; denn das „Jahrmarktsfest" hat sie ganz herrlich beschrieben. — Thut sie's, so haben Ew. Durchlaucht die Gnade, ihr von den Bisquittgen auch ihren Antheil zu überreichen. Der Vater empfiehlt sich zu ferneren hohen Gnaden, und Frau Aja, der es nie so wohl ist, als wenn sie an die vortrefflichste, größte, liebenswürdigste, beste Fürstin denkt, küßt in Anbetung und Demuth die Hand ihrer theuersten Fürstin und bleibt bis in's Grab u. s. w." In einer Nachschrift fügt sie hinzu: „Das Unthier heißt Möhr, und ist wirklicher Hofrath des Kurfürsten von Trier."

[1] Ihre ältere, an Brentano vermählte Tochter fühlte sich höchst unglücklich, was der Frau Aja nur zu wohl bekannt war.

[2] Ueber die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim," vgl. Goethe's Beurtheilung B. 32, 39 ff. Die „freundschaftlichen Frauenzimmerbriefe" erschienen 1775 und 1776 in Jacobi's „Iris" B. II—VII, doch unvollständig; später gab Frau von la Roche sie als größeres Werk unter dem Titel „Rosaliens Briefe an ihre Freundin Marianne von St** in vier Bänden (1779—1791) heraus. Irrig hat man behauptet, Frau von la Roche habe hier unter der Madame G. Goethe's Mutter geschildert, wenn auch eine gewisse Aehnlichkeit, die aber fast nur in der beiden eigenen Munterkeit besteht, nicht verkannt werden mag. Man vergleiche in der „Iris" III. 60 ff. VII, 483 ff.

[3] Der Ausdruck erinnert an den Schüler im „Faust", dem es von der Weisheit des Mephistopheles so dumm wird, „als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum".

[4] Bezeichnung eines wunderlichen Menschen. Vgl. meinen Faustkommentar II, 410.

Gleich am folgenden Tage, am 12. April, noch vor der Ankunft des Briefes der Frau Aja, schreibt Fräulein von Göchhausen an diese:[1] „Daß der Herr Doktor seiner Schuldigkeit gemäß seine treffliche „Iphigenie" wird überschickt haben, oder noch zuschickt, hoffe ich gewiß. Ich will mich alles Geschwätzes darüber enthalten, und nur so viel sagen, daß er seinen Orest meisterhaft gespielt habe. Sein Kleid, so wie des Pylades seines, war griechisch, und ich hab' ihn in meinem Leben nie so schön gesehen.[2] Ueberhaupt wurde das ganze Stück so gut gespielt, daß König und Königin hätten sagen mögen: „Liebes Löwchen, brülle noch einmal!"[3]

[1] Riemer II, 84. Es ist unmöglich, daß dieser und der folgende Brief der Herzogin Mutter in das folgende Jahr gehöre, wie Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 221. 295 vermuthet; denn im Jahre 1780 war der 6. April keineswegs der dritte Feiertag, und an diesem ward nach dem Briefe der Herzogin Mutter die „Iphigenie" aufgeführt. Könnte nur noch der geringste Zweifel obwalten, so würde er durch den Brief von Goethe's Mutter, den Schöll übersieht, völlig gehoben werden; denn auch dieser ist vom Jahre 1779 datirt. Vgl. auch Wieland's Brief bei Wagner I, 166. Auch fand ja eine weitere Aufführung der Iphigenie nach Riemer (II, 86), woran Schöll selbst (I, 231 Note 1) nicht zweifelt, am 12. Juli 1779, am Tage vor Merck's Abreise, statt. Viehoff's Vermuthung (II, 415*), die Aufführung sei erst am 22. Juli erfolgt, gehört zu seinen vielen unglücklichen. Merck reiste mit von Einsiedel am 13. Juli von Ettersburg ab, sah auf dem Rückwege Heyne und Lichtenberg in Göttingen (Merck's Briefe HI, 163) und Sophie von la Roche (Merck's Briefe II, 164). Gegen den 22. war er in Darmstadt zurück. Vgl. Merck's Briefe I, 167. 173. II, 164. III, 163. Die ganze Reise hatte acht Wochen gedauert, nicht der Besuch in Ettersburg allein.

[2] Wir erinnern hierbei an Hufeland's Aeußerung in der Nachschrift zu Vogel's Bericht über Goethe's letzte Krankheit: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er (Goethe) als Orestes im griechischen Kostüme in der Darstellung seiner „Iphigenie" machte: man glaubte einen Apoll zu sehn." Hiermit stimmt Peucer's Bemerkung (Weimar's Album S. 58) wenig überein, wo es heißt, man habe Goethe's Spiel anfangs zu ungestüm und die Bewegung doch etwas steif finden wollen, wobei gerade sein Spiel in der „Iphigenie" beispielsweise angeführt wird.

[3] Eine damals beliebte Anspielung auf Shakespeare's „Sommernachts-

„Heute wird's wieder aufgeführt." Die Herzogin selbst erwiedert: „Der dritte Feiertag ist glücklich vorbeigegangen, wovon Thusnelda Ihnen Beschreibung gemacht hat. Kurz darauf ist es wiederholt worden, und mit dem nämlichen Beifall. Ich denke, daß er Ihnen das ganze Stück schicken wird, und da werden Sie selbst ersehen, wie schön und vortrefflich es ist, und wie sehr seiner würdig." Der allgemeine Beifall, den die herrliche Dichtung hervorrief, mußte Frau Aja mit seligster Freude erfüllen, wenn sie auch noch nicht das bewunderte Werk selbst lesen und an den hohen, ungeahnten Schönheiten Geist und Herz laben durfte.

Von Ettersburg aus, welches die Herzogin Mutter wieder bezogen hatte, schreibt Fräulein von Göchhausen an Frau Aja den 21. Mai:[1] „Wir sind nun wieder seit acht Tagen mit Sack und Pack in unserm lieben Ettersburg. Es ist doch, das weiß Gott! ein schönes Leben so in Wald, Berg und Thal! Unsere beste Herzogin ist hier auch wohl und vergnügt. Gott erhalte sie dabei! sie verdient's so sehr. Gestern hat uns der Herr geheime Legationsrath ein Schäferspiel, „die Launen (sic) des Verliebten", hier aufgeführt, das er sagt, in seinem achtzehnten Jahr gemacht zu haben, und nur wenig Veränderung dazu gethan. Es bestand nur aus vier Personen, welche der Doktor, Einsiedel, das Fräulein von Wöllwarth (vgl. Merck I, 148. Riemer II, 55) und Mademoiselle (Korona) Schröter vorstellten. Es ist von einem Akt, mit einigen Arien, welche der Kammerherr von Seckendorff komponirt hat. Es wurde recht sehr gut gespielt, und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge. Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unseres Merck." In ähnlicher Weise äußert sich Wieland in einem an demselben Tage an Goethe's Mutter gerichteten Briefe.[2] „Liebes Mütterchen," schreibt er, „wir sind hier bei Ihrer und unserer

traum" (V, 1). Vgl. Goethe's Brief an Merck vom 5. Januar 1776 (bei Wagner I, 84), an Knebel I, 14. Wieland's ausgewählte Briefe III, 313 und in den Merckischen Briefen II, 112.

[1] Bei Riemer II, 85 f.

[2] In Riemer's „Briefen von und an Goethe" S. 271 f.

Herzogin, der einzigen und ewigen Königin unserer freien Herzen, auf der hohen Ettersburg,

Und leben da ferne vom Erdengetümmel
Das selige Leben der Götter im Himmel ꝛc.

außer daß es verdammt garstig, unfreundlich Wetter ist. Eja! wäre doch Mutter Aja auch bei uns! Auf Mercken harren wir, wie auf den Regen ein dürr Land. Sela! — Ade, liebe Mutter, mit einem großen Kompliment an den guten lieben Papa! Behalten Sie in gutem Andenken Ihren Sohn Wieland." Am 30. Mai kam Merck in Erfurt an, wohin ihm Goethe entgegengeritten war; am 31. ward er von der herzoglichen Familie freundlich empfangen, und er blieb in Weimar heiter und vergnügt bis zum 13. Juni. Die guten Nachrichten, welche Merck, der in Begleitung von Einsiedel's Frau Aja auf der Rückkehr besuchte,[1] aus eigener Anschauung von Weimar mitbrachte, werden dieser sehr wohlgethan haben, deren Freude zur höchsten Seligkeit stieg, als ihr Sohn in einem Briefe vom 9. August meldete, daß der Herzog mit ihm auf einer im September zu beginnenden Schweizerreise im elterlichen Hause sein Absteigequartier nehmen werde.[2] „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann," durfte Goethe damals der Mutter schreiben, „ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat. Wenn ich euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet." Wohl selten ist einer gleich

[1] Die Herzogin Mutter schreibt am 2. August an Merck: „Einsiedel sagt, er hätte Mutter Aja sehr verändert gefunden. Soll diese gute Frau auch immer leiden?" Die letztern Worte sollen wohl auf die Leiden und Beschwerden hindeuten, welche der Zustand des Gatten der Frau Aja machte, deren Gesundheit und gute Laune indessen ganz ungebrochen sich erhielten.

[2] Riemer II, 93. 95 f.

liebevollen Mutter ein gleiches Glück beschert worden, als dieser Brief der Frau Aja bereiten mußte. Ihr Glaube an ihren Wolfgang und sein Schicksal war nicht zu Schanden geworden; er, der in verworrener Leidenschaft die Vaterstadt verlassen, hatte sich in Weimar, wo ihn die Liebe und Verehrung der Besten und Edelsten beglückte, männlich durchgekämpft, er war zu wahrer Seelenruhe herangereift, ohne den kecken Muth und die frische Glut der Jugend eingebüßt zu haben. Freundlich durfte der eben dreißig Jahre alte Dichter sein Geschick segnen, das ihn diese Bahn geführt, und voll frischen Muthes und lebendiger Thatkraft konnte er der hoffnungsvollen Zukunft in's Antlitz schauen.

An einem schönen Septemberabend kam Goethe mit dem Herzoge, der ihn wenige Tage vor der Abreise mit einer bedeutenden Gehaltszulage zum Geheimrathe ernannt hatte, im elterlichen Hause an, von wo er am 20. September an Frau von Stein[1] schreibt: „Nur einen guten Morgen vor'm Angesicht[2] der väterlichen Sonne. Schreiben kann ich nicht. Wir sind am schönsten Abend hier angelangt, und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannte haben sich sehr gefreut. Den Abend unserer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, das wir uns zum allerbesten deuteten. Meinen Vater hab' ich verändert angetroffen; er ist stiller und sein Gedächtniß nimmt ab: meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe." An allen Orten war großes Staunen über die der Welt so seltsam scheinende Reise des Herzogs und seine Einkehr in Goethe's elterlichem Hause. „Mögen sie so glücklich reisen, so wie sie es ganz vernünftig und natürlich angestellt haben," schreibt Frau von la Roche an Merck (Wagner I, 187). „Das

[1] Gegen diese hatte er schon am 10. September geäußert: „Nach Frankfurt gehen wir; ich weiß, Sie freuen sich mit in der Freude meiner Alten."

[2] Vor'm Angesicht, wie im „Egmont" B. 9, 233, wie auch daselbst S. 225 nach der ersten Ausgabe herzustellen ist. Auch im „Götz" B. 9, 133 ist wohl vor (statt von) dem Angesicht zu lesen.

Wundern aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirthen ist gewiß sehr groß; denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Kaprize. — Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde, und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient, als Frau Goethe. Sie waren auch glücklich, vertrauter Freund und Zuschauer zu sein." Dieses Urtheil ist für beide Theile um so ehrenvoller, als diese Frauen so sehr verschiedener Natur waren, daß man, wie Nicolovius einmal sagte, eine für die Satire der andern halten könnte.[1] Goethe's Mutter konnte sich nicht enthalten, die Gefühle ihrer Freude der verehrten Herzogin Amalia dankbarlichst auszusprechen. „Von der Frau Aja," meldet Fräulein von Göchhausen am 22. Oktober an Merck, „sind, den Aufenthalt in Frankfurt betreffend, lange Briefe eingelaufen, die alle von sehr rosenfarbenem Humor zeugten, den ihr der Himmel lange erhalten wolle! Des Alten seine Gestalt, die Sie mit ein paar Zügen so meisterhaft darstellten, hat mich hoch gefreut. Es mag ihn freilich mächtiglich ergötzt haben, daß der Geheimerath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehn ließ." Wie großes Zutrauen die Herzogin auf Goethe's Mutter gesetzt hatte, zeigt unter anderm der Brief an Merck vom 4. November 1779, dem sie einen satirischen, mit kleinen Veränderungen und Holzschnitten versehenen Abdruck von Jacobi's „Woldemar" zusandte, mit der Bitte, ihn vor der Hand noch ganz allein für sich zu behalten, höchstens der Frau Aja mitzutheilen. In demselben Briefe heißt es: „Die Nachrichten, die ich von den Reisenden bekomme, machen mir öfters den Kopf schwindelig. Es thut weh, von nichts als den herrlichen Sachen zu hören, und sich ihnen nicht anders als durch ein trübes Fernglas nähern zu können. Doch gönn' ich's ihnen von Herzen, und mach's, wie die Frau Aja, schüttele mich ein paarmal, setze mich an's Klavier oder zeichne; da werden die Ideen wieder couleur de rose."

[1] A. Nicolovius „Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius" S. 121.

In den letzten Tagen des Jahres kehrten die beiden Reisenden nach Frankfurt zurück, wo Goethe sich körperlich nicht zum besten befand.[1] Am 13. Januar kamen sie wieder in Weimar an, wo die halbe Stadt an der Influenza litt, die auch den Herzog und Goethe ergriff. Ersterer schreibt am 31. Januar an Merck: „Der Frau Aja Wein hat mir treffliche Dienste geleistet, und hätte ich nicht noch etwas Phlogiston davon in mir gehabt, wahrlich der entsetzliche Schnupfen hätte mich übermannt. Aber wegen der Frau Aja denke ich so: hierbei schicke ich das, was ich wünschte, daß die Frau Aja gebrauchen wollte. Es muß von ihr nicht anders als folgendermaßen angenommen werden. 1) ist es kein Präsent. Sie hat mir viel Gefallen gethan, da ich ihrer sehr nöthig hatte, um nicht für mein Geld schlecht im „rothen Haus"[2] zu wohnen. Ihr macht jetzt das Nichtdasein des Geldes große Unannehmlichkeiten, und ein Gefallen ist des andern werth. 2) erfährt der königlich-kaiserliche Herr Rath nichts davon, sondern dem wird mein versteinerter Kopf zum Aufstellen übermacht. 3) erfährt Goethe nichts davon, weder heute, noch je." Merck scheint diesen Wunsch des Herzogs, der die knappe Genauigkeit des Herrn Rath kannte, durch seine Vermittelung durchgesetzt zu haben; der Herzog aber ließ es auch in seinen folgenden an Merck gerichteten Briefen nicht an Grüßen an Frau Aja fehlen, welcher er gern selbst schreiben möchte.

Wieland, der sich im vorigen August darüber beklagt hatte, daß Goethe's Mutter ihn ganz vergessen zu haben scheine (Wagner I, 174), schreibt im Mai in seinem fliegenden Enthusiasmus: „Ich hab' inzwischen von Frau Aja einen großen Brief erhalten, der mich auf etliche Tage guter Laune gemacht hat. Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen. Frau Aja ist die

[1] Vgl. den Brief an Merck I, 227.

[2] Beim Gastwirth Dick, im jetzigen Postgebäude. Vgl. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein. S. 111. Der Herzog war früher im „Römischen Kaiser" abgestiegen, seine Mutter dagegen 1778 im „rothen Hause" (Merck I, 303).

Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben; und dem Himmel sei Dank, daß es auch hier einige gibt, die werth sind, unter ihrer Fahne zu dienen!" Wie groß wird der Jubel dieser gewesen sein, als sie ihres Sohnes von übermüthigem Witze sprudelnde „Vögel" erhielt, die auf dem Ettersburger Theater alle Anwesenden höchlich entzückten! [1]

Im September wird wahrscheinlich Knebel auf seiner Rückreise bei der Frau Rath eingesprochen haben. [2] Auch die Herzogin Amalia kam im Herbste wieder nach Frankfurt, wo sie Goethe's Mutter wiedergesehen haben wird; leider hatte sie ihren Merck nicht zu Hause gefunden. [3] Eine schwere Krankheit befiel kurz darauf den alten Goethe, wie die bekümmerte Mutter gegen den 20. Oktober dem Sohne meldete. [4]

Um die Mitte des folgenden Jahres (1781) hatte sich an manchen Orten das Gerücht von Goethe's geschwächter Gesundheit verbreitet, worüber Wieland schon am 11. Juli seinen Freund Merck zu beruhigen suchte. Auch die Mutter hatte dieses Geschwätz in Sorge und Unruhe versetzt, wovon er selbst sie in einem herrlichen Briefe vom 11. August befreite. [5] „Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein," schreibt er, „und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie im vorigen Jahre vermuthen und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens größtentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein." Seine Lage habe ungeachtet großer Beschwernisse für ihn auch sehr viel Erwünschtes, was von Merck und anderen übersehen werde, die nur das berücksichtigten, was er aufopfere, nicht das,

[1] Man vergleiche die Briefe der Herzogin Mutter und Wieland's bei Wagner I, 256. 259. „Du findst sie („die Vögel") in Frankfurt," schreibt Goethe am 13. August an Knebel, „wo du nun doch durch mußt."

[2] Ende September war Knebel wieder in Weimar. Vgl. Knebel's Nachlaß I, 125.

[3] Vgl. die Merckischen Briefe I, 263. 274 f. 277. Wagner I, XXIV irrt.

[4] Vgl. Goethe's Brief an Frau von Stein vom 25. Oktober 1780.

[5] Bei Riemer II, 130 ff.

was er gewinne. „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und anderen unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehn, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat! Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im großen, bald im kleinen anzuwenden." Er sei so weit entfernt von der hypochondrischen Unruhe so vieler Menschen, bemerkt er, daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, unerwartete Fälle ihn bestimmen könnten, seinen Posten zu verlassen. „Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut von dem Waizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge, und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte." Da man vermuthlich auch geäußert hatte, es fehle ihm die nöthige Freiheit, so gesteht er der Mutter: „Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage

und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen,[1] um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden: denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde mir manches viel saurer werden." Frau Aja mußte sich nicht allein durch die Versicherung des Sohnes, daß er sich wohl befinde, sondern auch durch die offene, freie und große Weise erfreut fühlen, wie er sich über seine ganze Stellung ihr gegenüber aussprach.

Das am Anfange des Jahres diktirte „Gespräch über die deutsche Litteratur", welches gegen die bekannte, zugleich mit Dohm's Uebersetzung erschienene Schrift des großen Preußenkönigs: De la littérature Allemande gerichtet war, theilte Goethe der Mutter in der Handschrift mit; er hatte die Absicht, noch ein zweites Gespräch hinzuzufügen, unterließ dies aber später, weil er die rechte Zeit der Lust hatte vorübergehn lassen.[2] Auf wiederholtes Zureden der Herzogin Mutter entschloß Goethe sich im November dieses Jahres, sich ein Haus in der Stadt zu miethen, was jene sofort als einen über ihn errungenen Sieg mit höchster Freude der Mutter mittheilt, wobei sie die Bemerkung nicht unterläßt, sie habe ihm versprochen, da er fein artig sei, ihm auch einige Möbel in die neue Wohnung machen zu lassen.[3] „Diesen Winter bleib' ich noch hier haußen in meinem Neste," schreibt er am 14. November 1781 (Wagner II, 259) an Merck; „künftig hab' ich auch ein Quartier in der Stadt, das hübsch liegt und geräumig ist. Ich richte mich ein in dieser Welt, ohne ein Haar breit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht." Um

[1] Vgl. oben S. 460 den Brief des Kammerjunkers von Kalb.

[2] Vgl. Wagner I, 308. II, 258. (Der letztere Brief wird irrig vom Jahre 1782 datirt; er gehört in das Jahr 1781, wie nach manchen Erwähnungen unverkennbar ist.) Briefe an Frau von Stein II, 21. 23. 39. Riemer II, 133 f.

[3] Vgl. Riemer II, 150. 157 ff. Briefe an Frau von Stein II, 113.

Weihnachten dichtete er „das Neueste von Plundersweilern“ zu einem der Herzogin Mutter verehrten, die neueste deutsche Litteratur scherzhaft darstellenden Gemälde. Frau Aja wird auch dieses bald mittelbar oder unmittelbar von ihrem Sohne erhalten und sich daran herzlich erfreut haben.[1] Daß Goethe mit der Mutter in fortwährender freundlichster Verbindung blieb, beweist die Aeußerung vom Februar 1782 an Frau von Stein (II, 156): „Mit einem guten Morgen schick' ich meiner Besten einen Brief von meiner Mutter, um sich an dem Leben drinne zu ergötzen.“

Drei Monate später hatte Frau Aja ihm den Tod des Vaters zu melden, der die letztere Zeit über sehr abgenommen hatte.[2] Nach einer aus guter Quelle uns zugekommenen Nachricht soll der alte, bei seinem Tode fast zweiundsiebzigjährige Mann in der letzten Zeit ganz geistesabwesend gewesen sein, und sich öfter die Kleider durchgeschnitten haben; doch wurde dieser Umstand von der Familie streng verheimlicht. „Goethens Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen,“ schreibt der Herzog, der selbst vor drei Jahren in Goethe's Hause einige Tage verweilt

[1] Eine Anspielung auf jenes Scherzgedicht finden wir in einem Briefe der Frau Rath an die Herzogin Mutter vom 1. März 1783. Fräulein von Göchhausen schreibt am 11. Februar 1782 an Merck: „Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber nichts schreibe, weil ich's vielleicht bald selbst schicken kann, und wahre Essenz für Dero Magen sein wird.“ Daß hier „das Neueste von Plundersweilern“ gemeint sei, bemerkt Riemer (II. 144) richtig, ohne den versprochenen Beweis zu liefern, daß dieses Gedicht Weihnachten 1781, nicht, wie in Goethe's Werken steht, 1780, entstanden sei, welche letztere Angabe Viehoff und Schaefer befolgen. Auf das zu jenem Gedichte gehörende Gemälde beziehen sich der Brief der Herzogin Amalia an Knebel vom 15. Januar 1782 und Goethe's Brief an Frau von Stein vom 20. Dezember 1781. Das Gemälde befindet sich in Goethe's Sammlungen. Vgl. Zeitung für die elegante Welt 1823 Nr. 41 S. 341. Chr. Schuchardt „Goethe's Kunstsammlungen“ I, 336, wo wohl die Bezeichnung: „Der Jahrmarkt zu Plündersweilern“ irrig ist.

[2] Er starb den 24. oder 25. Mai, nicht, wie allgemein angegeben wird, den 27.; am letztern Tage ward er begraben (Maria Belli VII, 16). Im Kirchenbuche steht, wie nicht selten (Lappenberg S. 279), nur der Tag der Beerdigung.

hatte, am 30. Mai[1] an Merck. „Die bösen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bei diesem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieser Abmarsch wohl der einzige gescheide Streich wäre, den der Alte je gemacht hätte.“ Außer der knappen Genauigkeit mag die Krankheit und Abnahme der Geisteskräfte des Gatten der Mutter viele trübe Stunden gemacht haben, doch wird sie ihn herzlich betrauert haben, wenn auch der Schmerz nicht sehr nachhaltig wirken konnte. Die Todesnachricht traf den Dichter gerade während der Unruhe des Umzugs in die Stadt;[2] wenige Tage darauf empfing er das Diplom seiner vom Herzog betriebenen Erhebung in den Adelstand,[3] und im Juni wurde er vom Herzog mit neuen, zeitraubenden Geschäften beauftragt, die besonders in der ersten Zeit seine Anwesenheit in Weimar nöthig machten,[4] so daß er unmöglich, die Mutter zu trösten, nach Frankfurt gehn konnte. Die damals zwischen Mutter und Sohn gewechselten Briefe sind uns bisher leider unzugänglich. Auch der Herzogin Mutter meldete Frau Aja ohne Zweifel den Todesfall, worauf es nicht an einer freundlich theilnehmenden Erwiederung gefehlt haben wird. Das im Sommer im Park zu Tiefurt an der Ilm aufgeführte ergötzliche Wald- und Wasserdrama, „die Fischerin“, wird die Frau Aja eben so ergötzt haben, wie das herrliche, schon im März vollendete Gedicht „auf Mieding's Tod“ sie zu innigster Rührung hinreißen mußte.

Im Herbste wurde sie durch einen Besuch des Schlosser'schen Ehepaares erfreut, das in Begleitung ihrer beiden damals zuerst gesehenen Enkelinnen auf einer Rheinreise Frankfurt berührte. Bei

[1] Bei Wagner II, 209 ist der Brief irrig vom 30. März datirt.

[2] Am 2. Juni schrieb er zuerst seiner liebsten Freundin, der Frau von Stein, aus seiner neuen Wohnung. Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 199. 209; an Knebel I, 33.

[3] Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 114. 210.

[4] Vogel „Goethe in amtlichem Verhältniß“ S. 4 f., wo, wie schon Viehoff II, 500 bemerkt, Juni statt Januar zu lesen ist. Wagner I, 335 f. II, 190 f. Knebel's Nachlaß I, 133 f. Briefe an Frau von Stein II, 211; an Knebel I, 34 f.

ihrer Rückreise gedachten sie einer Schuld, in welcher Goethe noch bei seinem sich tief verletzt fühlenden Freunde Jacobi stehe. Der Dichter übertrug die Besorgung der Sache seiner Mutter.[1] „Von meiner Mutter hab' ich (bei meiner Rückkehr) einen Brief gefunden," schreibt er am 2. Oktober an Frau von Stein, „der vortrefflich ist. So lang ich euch beide habe, kann mir's an nichts fehlen." Von Frau Aja ist uns ein am 22. Oktober an die Herzogin Mutter, die sich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, gerichteter Brief erhalten.[2] „Was dem müden Wanderer," beginnt sie, „ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle, und alles, was sich nun noch dahin zählen läßt, was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit gerathen; die theuerste Fürstin denkt noch an dich, fragt nach deinem Befinden! — Tausendfacher Dank sei Ihro Durchlaucht dafür gebracht!" Sie bemerkt, sie mache so wenig, als möglich, und das wenige noch oben darauf von Herzen schlecht, wie es nicht anders möglich sei. „Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer; ich grabe zwar als nach frischen, aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis in's unendliche fortführen, könnte sagen, daß um nicht (vor) Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke, welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört u. s. w. Gewiß, viele schöne Sachen ließen sich hier noch anbringen — aber der Witz, der Witz! den habe ich immer für Zugluft gehalten; er kühlt wohl, aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack! Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus suchen: denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof. Sonst war's freilich ganz umgekehrt; doch da in der Natur nichts an seiner Stelle bleibt, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht, wie konnte ich mich da zur

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 59 f.

[2] Weimar's Album S. 115 f.

Ausnahme machen? — Nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht, wie im Julius? — Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders sein könnte! So kommt man am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (alles wohl überlegt) die Hauptsache." Die Herzogin, heißt es weiter, werde hieraus ersehn, daß Frau Aja noch immer Frau Aja sei, ihren guten Humor beibehalten habe, und alles thue, um bei guter Laune zu bleiben, wobei ihr die Tabor'sche Schauspielergesellschaft gute Dienste leisten werde, die sie zu Frankfurt den ganzen Winter über haben würden. [1] Die Freude der heiter lebhaften Frau darüber ist um so größer, als sie die Aussicht hat, auch bald ein Stück ihres Sohnes von den Brettern herab zu bewundern; gerade die dramatischen Arbeiten ihres Wolfgang machen das Theater ihr ganz besonders anziehend. „Da wird gegeigt! da wird trompetet!" schreibt sie. „Ha, den Teufel möchte ich sehn, der Kourage hätte, einen mit schwarzem Blute zu inkommodiren! — Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu Paaren. — Das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl! — Christen und Juden, alles lachte sich die Galle vom Herzen. Diese Woche sehen wir auch „Clavigo". Da geht ganz Frankfurt hinein; alle Logen sind schon bestellt. Das ist für so eine Reichsstadt allemal ein gar großer Spaß!" Welche eine Freude mag bei

[1] Das auf Kosten der Stadt erbaute Theater wurde am 2. September 1782 vom kurkölnischen Hofschauspieldirektor G. Fr. W. Großmann mit dem Schauspiel von Joh. Christian Bock: „Hanno, Fürst in Norden," eröffnet (Maria Belli VII. 9); doch scheint Großmann nur während der Meßzeit gespielt zu haben. Erst im folgenden Jahre übernahm er die Direktion der Theater zu Mainz und Frankfurt. Auch eine italiänische Oper befand sich in den ersten Monaten des Jahres 1783 zu Frankfurt (Maria Belli VII. 23. 25 f.). In den vorhergehenden Jahren hatten die Großmannische, die Marchand'sche (Goethe B. 22, 301. 32, 219 f.), die Seiler'sche (B. 35, 339), die Hartmannische und andere Gesellschaften, besonders zur Meß- und Karnevalszeit, in Frankfurt gespielt. Vgl. Maria Belli VI, 92. 110. 133. 135 f. 138. 148 f. 164.

dieser Aufführung das von Liebe und Begeisterung glühende Mutterherz empfunden haben!

Bei dem innigen Antheile, welchen Frau Aja an den Freuden und Leiden des herzoglichen Hauses nahm, mußte die Nachricht von der längst ersehnten, am 2. Februar glücklich erfolgten Geburt eines Erbprinzen [1] ihre Seele mit jubelnder Freude erfreuen. „Nun, lieber Sohn!" schreibt sie am 21. Februar 1783 ihrem Wolfgang, [2] „ihr werdet doch auch an der großen Freude Theil genommen haben, die jetzt ganz Weimar belebt. Ich für mein Theil war wie närrisch: denn überlegt nur, kein Wort von der Schwangerschaft zu wissen, und auf einmal eine so fröhliche Botschaft! Das kann ich schwören, lange, lange war mir nicht so selig wohl. Aber, lieber Freund, warum schickt ihr mir denn die „Iphigenie" nicht? Vor länger als vier Wochen bat ich euch drum. [3] Auch nicht einmal eine Zeile Antwort! Ich will nicht hoffen, daß ihr krank seid, eben so wenig, daß ihr mich vergessen habt. Laßt bald was von euch hören! Das wird herzlich freuen diejenige, die ist und bleibt eure wahre Freundin, K. E. Goethe." Wieland und Herder dichteten Kantaten auf das für den ganzen Weimarischen Staat so frohe, als folgenreiche Ereigniß, wogegen Goethe, eben weil er die Wichtigkeit desselben tief fühlte, es nur zu einem kleinen Liede (B. 6, 15) bringen konnte. „Wir haben uns in keine große und kostspielige Feierlichkeiten ausgelassen," schreibt er an Merck am 17. Februar,

[1] Er war nicht, wie man behauptet hat, das erste Kind der herzoglichen Ehe; dieses war die Prinzessin Luise Auguste Amalia, geboren am 3. Februar 1779, gestorben am 24. März 1784. Eine zweite Prinzessin starb gleich nach der Geburt am 10. September 1781. Vgl. Wagner I, 418. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 29 f. an Knebel I, 52. Schöll „Weimar's Merkwürdigkeiten" S. 43.

[2] Bei Wagner I, 377.

[3] Nach dieser war damals ein allgemeines Verlangen. Gegen Weihnachten 1781 wollte er eine Abschrift für den General Koch an Lavater schicken (Goethe's Briefe an Lavater Nro. 37). An Jacobi sendet er sie am 17. November 1782, und erhielt sie gegen den August 1783 zurück. Dasselbe Exemplar soll einen Monat darauf Seidel nach Goethe's Aeußerung im Briefe an Jacobi vom 30. Dezember 1783 der Mutter überschickt haben.

nachdem er die Hoffnung ausgesprochen hat, daß sie die guten Einflüsse dieses erwünschten Knaben immer mehr spüren möchten. „Doch ist alles rege, besonders rühren sich alle poetische Adern und Quellen, groß und klein, lauter und unrein, wie du dich einmal, wenn du die Mutter besuchst, durch den Augenschein überzeugen kannst.“ Letztere spricht in ihrem Briefe vom 1. März [1] der Herzogin Amalia ihre höchste Freude über die Geburt des Erbprinzen aus. Sie würde es, äußert sie, ihrem Sohn und Wieland nicht verzeihen, wenn sie bei dieser Gelegenheit ihren Pegasus nicht weidlich tummelten; freilich komme es ihr vor, als wenn ihr Sohn sich etwas mit den Musen broullirt habe, doch alte Liebe roste nicht, und so würden sie auf seinen Ruf schon bald wieder bei der Hand sein. „Ich befinde mich, Gott sei Dank! gesund, vergnügt und fröhlichen Herzens, suche mir mein bißchen Leben noch so angenehm zu machen, als möglich. Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwarr und Unbequemlichkeit verknüpft ist: denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gerne die gebührende Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haushaltung und übrigen Geschäfte; auch werden da Briefe geschrieben. Eine so lächerliche Korrespondenz hat nicht leicht jemand außer mir. Alle Monate räume ich mein Schreibpult auf, aber ohne Lachen kann ich das niemals thun. Es sieht darin aus, wie im Himmel: alle Rangordnung aufgehoben, Hohe und Geringe, Fromme und Zöllner und Sünder — alles auf einem Haufen; der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann. [2] Nachmittags haben meine Freunde das Recht, mich zu besuchen, aber um vier Uhr muß alles wieder fort. Dann kleide ich mich an — fahre entweder in's Schauspiel oder mache Besuche, komme um neun Uhr wieder nach Hause. Das ist es nun so ungefähr, was ich treibe. Doch das Beste hätte ich bald vergessen! Ich wohne in der langen Gassen, die man für Leser

[1] Weimar's Album S. 116 f.

[2] Die Gesellschaft desselben hatte schon zur Ostermesse 1780 zu Frankfurt gespielt. Vgl. auch S. 489 Note 1.

erbauen lassen."[1] Unter den befreundeten Familien dürften die Familien Crespel, Brentano und Stock wohl zu den vertrautesten gehört haben. Bei der letztern — Jakob Stock kam im Jahre 1791 in den Rath; seine Gattin war eine geborene Moritz — speiste die Frau Rath nach dem Tode ihres Gatten jeden Sonntag zu Mittag, und verkehrte in ihrem Hause, wo Künstler und Gelehrte gern gesehen wurden, auch sonst sehr viel. Heitere Freude und Munterkeit liebte sie bis in ihre letzten Tage. Doch hatte sie die Gewohnheit bei fröhlichen Festen die Fensterladen zu schließen, weil zur Schau getragene Freude leicht Neid errege.[2]

Am 6. November machte Goethe mit dem zehnjährigen Sohne der Frau von Stein eine Reise auf den Harz, welche er auf den Wunsch des Knaben bis Kassel ausdehnen mußte. „Wenn es Fritzen (dem ihn begleitenden Knaben) nach ginge," schreibt er am 2. Oktober an Frau von Stein, „so müßte ich nach Frankfurt; er plagt mich, und thut alles, mich zu bereden. Wenn ich ihm sage, seine Mutter sei allein, so versichert er mir, die meine würde ein großes Vergnügen haben, uns zu sehn u. s. w." Schon früher scheint die Reise nach Frankfurt zur Sprache gekommen zu sein, die aber, weil er nicht zu lange von Hause und der ihn so unwiderstehlich anziehenden Frau von Stein entfernt bleiben wollte, aufgegeben worden zu sein scheint. „Ich treibe ihn fort, so viel ich kann," hatte der Herzog am 18. August an Merck geschrieben. „Seine Gesundheit ist jetzt besser, als sie diesen Winter war."

Auf einen Brief der Herzogin Mutter antwortet Frau Aja am 5. Oktober:[3] „Daß mein Sohn dem durchlauchtigsten Herzog von Braunschweig wohl gefallen, that mir gar sanft an meinem mütterlichen Herzen.[4] — Beinahe geht's mir, wie dem alten Ritter,

[1] Diese Anspielung auf „das Neueste in Plunderweilern" (vgl. oben S. 486 Note 1) soll sie als fleißige Leserin bezeichnen.

[2] Vgl. Maria Belli III, 92 f. *

[3] Weimar's Album S. 119 f.

[4] Am 14. September hatte Goethe in Halberstadt einen Tag in der Nähe des Herzogs von Braunschweig zugebracht, der dorthin mit seiner

den Geron, der Adelige, in einer Höhle antraf, und der mitunter bloß davon lebte, weil ihm die Geister so viel gute Nachrichten von seinem Enkel Hektor überbrachten.[1] — Was habe ich nur diese Messe wieder für Lebensbalsam gekriegt![2] Nun Gott sei ewig dafür gepriesen." In demselben Briefe heißt es: „Da Ihro Durchlaucht die Gnade haben, mich zu fragen, was ich mache, wie ich mich befinde, so geht's bei mir immer den alten Gang fort, gesund, vergnügt, lustig und fröhlich, zumal bei dem herrlichen Herbst und vortrefflichen Wetter. Den 3. war das große Bacchusfest. Es war eine Lust, ein Gejauchze! — Trauben, wie in Kanaan! die Hüll' und die Füll'! In meinem kleinen Weinberg weit über ein Stück. Aber da gab's auch unendliche Schweinebraten!!!". Doch gegen Ende des Jahres wurde die Mutter wieder durch ein Gerede von der schlechten Gesundheit des Sohnes, seiner Gedrücktheit an Leib und Seele, in Sorge gesetzt, welches diesmal Betti Jacobi, die wahrscheinlich durch Herder's Gattin davon vernommen hatte, verbreitet und unmittelbar der Frau Aja mitgetheilt zu haben scheint, wie das frühere Geklatsch durch Goethe's Freund, den Komponisten Kayser, aufgekommen war. In Goethe's beruhigender Antwort an die Mutter vom Dezember heißt es:[3] „Frau Betti hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl, daß

Schwester, der Herzogin Mutter, und seiner Familie gekommen war. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein II, 337 f.

[1] Anspielung auf die im Januar und Februar 1777 im „Merkur" erschienene Erzählung Wieland's „Geron der Adelige" (Werke B. 11, 111 ff.), nach dem französischen Gyron le courtois. Vgl. Wagner's Sammlung I, 108 f. II, 86. Indessen trifft die Anspielung nicht zu; denn bei Wieland findet der Ritter in der Höhle Geron, den Aeltern, der von demjenigen lebt, was von Zeit zu Zeit die Geister von seinem Enkel melden, der den Namen „Geron, der Adelige," führt. Ein Freund des ältern Geron, Hektor, der Braune, rettete dem jüngern Geron als Knaben das Leben. Vgl. Wieland B. 11, 123 f.

[2] Man denke nur ja nicht an Bücher, welche die Herbstmesse gebracht, sondern an höchst anerkennende Urtheile über den Sohn und Nachrichten von den Frankfurt zur Meßzeit besuchenden Fremden.

[3] Riemer II, 178 f.

sie Ihnen mit einer solchen Klatscherei nur einen Augenblick verderben konnte, als die Nachricht von mir ist. Sie haben mich nie mit dickem Kopfe und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehn haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehn, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht, mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehn sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe.[1] Indessen leben Sie ruhig! Vielleicht gibt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen." Die ruhige Würde, mit welcher der Dichter jenes schwatzhafte Gerede zurückwies, mußte der Mutter zur herzlichsten Freude gereichen, welche im Laufe des Jahres sich an den drei ersten Büchern des „Wilhelm Meister" in der ersten Bearbeitung erfreut hatte. Goethe hatte diese, in ein Kistchen gepackt, bereits im Mai an Knebel in Nürnberg mit der Bitte gesandt, sie, nachdem er sie gelesen, an seine Mutter nach Frankfurt zu besorgen, die sehnlich darauf warte. Im Dezember erhielt Knebel das vierte Buch, das er, in Pappe gebunden, gleichfalls an die Mutter gelangen lassen möge,[2] der Goethe auch die Fortsetzung, so weit sie ihm bis zur Reise nach Italien gelang, nicht vorenthalten haben wird.

Der junge, seit seinem neunten Jahre in Goethe's Haus

[1] Non omnis moriar. Hor. carm. III, 30. 6.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 43. 45 f. 48 f.

aufgenommene Friedrich von Stein, welcher schon auf der Reise nach Göttingen lebhaft gewünscht hatte, die Mutter seines väterlichen Freundes in Frankfurt zu sehn, konnte es nach der Rückkehr nicht unterlassen, sich mit dieser, nach allem, was er von ihr gehört hatte, herzlich verehrten Frau in schriftliche Verbindung zu setzen.[1] Frau Aja war über diesen neuen Briefsteller sehr erfreut, und suchte ihn zu ihrem Zwecke bestens zu benutzen, da sie auf Nachrichten von ihrem Sohne sehr begierig war. „Es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne," schreibt sie am 9. Januar 1784. „O das kann ich mir gar wohl vorstellen! Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten, und es vergnügt mich ungemein, daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverlässiger werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die Abwesenheit von ihm mir oft trübe Stunden macht." Sie bittet ihn deshalb, ihr ein kurzes Tagebuch vom äußern Leben ihres Sohnes zu schreiben und monatlich zuzuschicken, wodurch sie gleichsam mitten unter ihnen leben werde. Wenn ihr Sohn, was ja wohl einmal geschehn könne, nach Frankfurt komme, so müsse er den jungen Freund mit sich bringen, wo es denn an Vergnügen nicht fehlen solle. In einem Briefe vom 12. Februar dankt Frau Aja ihrem neuen Freunde für den schönen Anfang des Tagebuches, und bittet ihn, fleißig fortzufahren. „Die Entfernung von meinem Sohne wird mir dadurch unendlich leichter," schreibt sie, „weil ich im Geiste alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird." Bei ihrer großen Vorliebe für das Theater kann sie nur mit Bedauern berichten, daß sie in Frankfurt im Winter nur alle Dinstage Theater haben, da die Schauspieler (der Großmannischen Gesellschaft) in Mainz seien, und Schnee und Eis die Wege überaus schlimm mache. Sehr erfreut zeigt sie sich über die Beschreibung der Reise nach Ilmenau, wo am 24. Februar der neue Johannisschacht

[1] Die bis zu Stein's Studienjahren in Jena dauernden Briefe von Goethe's Mutter an ihn finden sich in der Sammlung „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein" S. 75 ff.

öffnet wurde; auch die gedruckten Reden, unter denen die Eröffnungsrede ihres Sohnes, hatte ihr fleißiger Briefsteller mitgeschickt.[1] „Die kleinste Begebenheit, die Sie mir berichten," äußert sie, „hat mehr Reiz für mich, als alles, was sonst in der weiten Welt passiren mag." Die Ueberschwemmung Ende Februar hatte den größten Theil der Stadt Frankfurt in die schrecklichste Noth gesetzt; nur drei von den vierzehn Quartieren der Stadt waren verschont geblieben.[2] „Mein Keller," verkündet sie dem jungen Freunde, „ist jetzt wieder in der schönsten Ordnung, und es ist, Gott sei Dank! nicht das allergeringste verunglückt, und zum Zeichen, daß mein Oberonischer Wein[3] noch wohlbehalten ist, werden ehestens sechs Krüge bei meinem Sohn anlanden." Sie bittet ihn, seine Mutter, ihren Sohn und „Gevatter" Wieland bestens zu grüßen. In einem Briefe vom 30. März spricht sie den Wunsch aus, ihr lieber Briefsteller möchte ihren Sohn nach Eisenach begleiten, damit sie erfahren könne, wie es dort hergehe. „Vor einigen Tagen," schreibt sie, „ist ein kleiner Luftballon von zwei Schuh in die Höhe gestiegen; es war spaßhaft anzusehn!" Sie konnte das Aufsteigen von ihrem Hause aus sehn; denn der Ballon wurde auf ihrer Straße im „weißen Hirsch" gefüllt.[4] Am Ostertage, am 11. April, wo sie ihrem jungen Freunde ein kleines Meßgeschenk übersendet, erzählt sie, daß übermorgen Schiller's „Kabale und Liebe" aufgeführt werde, worauf alles verlange. Den Vorschlag, einmal nach Weimar zu kommen, muß sie dankbar ablehnen. „Das Reisen war nie

[1] Goethe's Rede wurde im „deutschen Museum" 1785, I, 2 ff. abgedruckt, auch in dem Bogen: „Erste Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau" (Weimar 1785), der von Goethe und Voigt unterzeichnet ist, und wovon ein Abdruck in Schlözer's „Staatsanzeigen" B. 8, 116 ff. (vgl. B. 4, 425 ff.) sich findet.

[2] Vgl. Maria Belli VII, 43.

[3] Scherzhafte Beziehung auf Wieland's „Oberon" II, 46 f. 54.

[4] Man vergleiche die Anzeige bei Maria Belli (VII. 44), wonach das Aufsteigen am 17. März stattfinden solle, oder falls Regen oder Sturmwind es hindere, am nächsten schönen Tage. Ueber die in Weimar schon im Jahre 1783 angestellten Versuche vgl. Briefe an Knebel I, 50.

meine Sache," schreibt sie am 2. Juli, „und jetzo ist's beinahe ganz unmöglich. — Die Vorsehung hat mir schon manche unverhoffte Freude gemacht, und ich habe das Zutrauen, daß dergleichen noch mehr auf mich warten — und Sie und meinen Sohn bei mir zu sehn, gehört sicher unter die größten. Und ich weiß gewiß, diese Hoffnung wird nicht zu Schanden." Die unparteiische, die Fehler keineswegs verschweigende Selbstschilderung ihres jungen Freundes gefällt ihr ungemein. „Bravo, lieber Sohn!" ruft sie ihm zu. „Das ist der einzige Weg, edel, groß und der Menschheit nützlich zu werden. Ein Mensch, der seine Fehler nicht weiß oder nicht wissen will, wird in der Folge unausstehlich, eitel, voll von Prätensionen, intolerant — niemand mag ihn leiden — und wenn er das größte Genie wäre. Ich weiß davon auffallende Exempel. Aber das Gute, das wir haben, müssen wir auch wissen; das ist eben so nöthig, eben so nützlich. Ein Mensch, der nicht weiß, was er gilt, der nicht seine Kraft kennt, folglich keinen Glauben an sich hat, ist ein Tropf, der keinen festen Schritt und Tritt hat, sondern ewig im Gängelbande geht, und in saeculum (?) saeculorum Kind bleibt." Seinem Verlangen nach einer Beschreibung ihrer Person entspricht sie sehr gern, da sie darin einen großen Beweis der Liebe und Freundschaft sieht. „Von Person," beginnt sie, „bin ich ziemlich groß und ziemlich korpulent, habe braune Augen und Haar — und getraute mir, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters. Daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland [1]), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt denn

[1] Im „Sommermärchen", das im Jahre 1777 erschien. Vgl. Wieland's Werke B. 11, 78.

alles wieder in den alten Falten — ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." Vgl. oben S. 481 die Aeußerung der Herzogin Mutter. Goethe selbst blieb mit der Mutter immerfort in freundlichster Verbindung. Am 19. Januar bittet er Frau von Stein um den Brief an seine Mutter, indem er tausend Dank für dasjenige ausspricht, was die Freundin an ihm gethan. Es kann zweifelhaft scheinen, ob hier ein Brief Goethe's selbst oder der Frau von Stein an Goethe's Mutter gemeint sei. Letztere hatte unsern Dichter so ganz an sich gefesselt, daß er im Juni, bei seiner Anwesenheit in Eisenach, nicht den Gedanken wagen mochte, einen Abstecher nach Frankfurt zu machen, wohin er in einunddreißig Stunden gelangen konnte. „So hast du meine Natur an dich gezogen," schreibt er an Frau von Stein, „daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrig bleibt." Besonders suchte der junge Stein ihn zu einer Reise nach Frankfurt zu bestimmen. Am 23. Juni erhielt Goethe einen Brief von der Mutter, den er gleich an Frau von Stein sandte, vor der er kein Geheimniß hatte. Als die Freundin ihm zu lange ausblieb, klagte er gegen diese, er habe um ihrentwillen Mutter und Vaterland zurückgesetzt, und sei zu ihr zurückgeeilt.[1]

Im Frühjahre war auch der eben von Berlin kommende, damals einunddreißigjährige geniale Schauspieler Karl Wilhelm Unzelmann in Frankfurt aufgetreten,[2] und hatte die Frau Rath, die ihn vielleicht im Stock'schen Hause persönlich kennen lernte, wenn er sie nicht vielmehr als Mutter des berühmten Dichters aufsuchte, zu jener enthusiastischen Bewunderung hingerissen, mit welcher sie jedes wahrhafte Genie feierte. Das Verhältniß zu Unzelmann ward bald ein sehr inniges, da dieser mit seinem großen Talente die

[1] Briefe an Frau von Stein, III, 53. 58. 66. 114.

[2] Im Frühjahre 1784 verließ er Berlin, wo er in den Jahren 1775 bis 1781 und dann wieder seit dem Mai 1783 gespielt hatte. Vgl. den „Nekrolog der Deutschen" (1832) X, 326 ff. Von einer vierjährigen Anwesenheit in Frankfurt spricht Goethe's Mutter in Dorow's „Reminiscenzen" S. 140. 143. 153, und in den ersten Monaten des Jahres 1788 verließ er Frankfurt.

argloseste Gemüthlichkeit verband und sein reicher Humor den Umgang mit ihm sehr anziehend machte; doch handelte er aus angeborener Gutmüthigkeit in seinen äußeren Verhältnissen leichtfertig, und seine Leidenschaft für das Theater verleitete ihn zu neidischer Eifersucht auf seine Mitschauspieler, die er alle übertreffen und den höchsten Kranz für sich erringen wollte.

Im Juni kam auch der bekannte Uebersetzer Hofrath Bode zu Goethe's Mutter, der ihr einen Brief der Herzogin Amalia überbrachte, worauf diese am 13. Juni erwiederte.[1] Nachdem sie ihre Freude darüber ausgesprochen, daß ihr Andenken noch grüne und blühe bei einer Fürstin, deren Gnade und Wohlwollen ihr über alles in der Welt gehe, berichtet sie, daß sie noch immer gesund, vergnügt und guten Humors sei, was freilich in ihrer Lage keine so große Kunst sei. „Aber doch," fährt sie fort, „mit alledem liegt es mehr an der innern Zufriedenheit mit Gott, mit mir und mit den übrigen Menschen, als geradezu an den äußeren Verhältnissen. Ich kenne so viele Menschen, die gar nicht glücklich sind, die das arme Bißchen von Leben sich so blutsauer machen, und an allem diesem Unmuth und unmusterhaftem Wesen ist das Schicksal nicht im geringsten Schuld. In der Ungenügsamkeit, da steckt der ganze Fehler. — Seit einiger Zeit bin ich die Vertraute von verschiedenen Menschen geworden, die sich alle für unglücklich halten, und ist doch kein wahres Wort dran. Da thut mir denn das Kränken und Martern für die armen Seelen leid." Sollte hier auch an Unzelmann zu denken sein? „Auch ich, theuerste Fürstin," fährt sie fort, nachdem sie des diesmal erschrecklich langen Winters gedacht hat, „genieße, so viel immer möglich, die Herrlichkeit der schönen Natur, und das vortreffliche Bild unserer Fürstin begleitet mich zu allen Freuden des Lebens. Nur noch einmal wünschte ich das Glück zu genießen, das mir so theure Original zu sehn! Ist denn dazu gar kein Anschein, gar keine Möglichkeit? Auch Sohn Wolf kommt nicht! Und da kommen doch von Osten und Westen,

[1] Weimar's Album S. 121 f.

Süden und Norden Figuren, die wegbleiben dürften." Sie erkundigt sich nach Fräulein von Göchhausen, die ihr früher oft geschrieben hatte, jetzt aber etwas dintenscheu zu sein scheine.

Anfangs Oktober kam Friedrich Jacobi, der kurz vorher seine Gattin verloren hatte, ganz voll von Goethe, den er in Weimar besucht hatte, in Frankfurt an,[1] wo er nicht verfehlt haben wird, der Frau Rath einen freundlich heitern Besuch abzustatten, wahrscheinlich mit seinem Bruder und seiner Schwester Lotte.

Im November hatte Goethe's Mutter die Freude, den nach Darmstadt reisenden Herzog von Sachsen-Weimar[2] in ihrem Hause mit einem Frühstück zu bewirthen, von dem sie, wie von Jacobi u. a., über die Gesundheit, das Leben und Wirken ihres Sohnes, der sich damals besonders mit naturwissenschaftlichen und osteologischen Forschungen beschäftigte, Erfreuliches vernommen haben wird. „Ich bin glücklicher, als die Frau von Reck (von der Recke)," schreibt sie an den jungen von Stein. „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehn; bei mich kommen sie alle in's Haus; das war ungleich bequemer.[3] Ja, ja, wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlaf." Der Herzog wünschte, Goethe möge auch nach Frankfurt kommen, um mit ihm die Rückreise zu machen, doch hielten diesen die Nähe der Frau von Stein und die Abneigung vor dem Herumziehen an den Höfen in Weimar zurück.[4]

Zum heiligen Christ sendet Frau Aja ihrem fleißigen Briefsteller Bonbon's nebst einem Beutel. „Die Nachricht von dem Wohlbefinden meines Sohnes, und was er treibt und macht," meldet sie diesem am 24. Januar 1785, „vergnügt mich immer, wie Sie leicht denken können, gar sehr, und thut meinem Herzen gar wohl.

[1] Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 373. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 76 f. Briefe an Frau von Stein III, 104 ff.

[2] Vgl. Knebel's Nachlaß II, 142. Wagner II, 243. 245 f.

[3] Frau von der Recke war in dieser Zeit in Weimar zu Besuch. Vgl. Knebel's Nachlaß I, 232. 294. Briefwechsel mit Goethe I, 58.

[4] Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 123. Goethe's fortwährenden Briefwechsel mit der Mutter bezeugen die Stellen bei Wagner, II, 243. 245.

— Wir haben hier alle Montag Ball, und vorige Woche war ein gar prächtiger; neunhundert Menschen waren da; alle Prinzen und Prinzessinnen auf zehn Meilen in die Runde beehrten ihn mit ihrer Gegenwart. Schauspiel haben wir jetzt nicht, hoffen aber die Fasten es zu bekommen; der kaiserliche Gesandte hat sich's vom hiesigen Rathe zur Freundschaftsprobe ausgebeten."

Um jene Zeit kam auch Unzelmann mit der Großmannischen Gesellschaft wieder nach Frankfurt. Aber am 16. April brach in dem Schauspielhause Feuer aus, wodurch Großmann alles verlor, so daß er nur sein und seiner sechs Kinder Leben rettete. „In solchen Fällen, da ehre mir aber Gott die Frankfurter!" schreibt Goethe's Mutter ihrem jungen Freunde. „Sogleich wurden drei Kollekten eröffnet, eine vom Adel, eine von den Kaufleuten, eine von den Freimaurern, die hübsches Geld zusammenbrachten. Auch kriegten seine Kinder so viel Geräthe, Kleider u. s. w., daß es eine Lust war. Da das Unglück das Theater verschont hatte, so wurde gleich drei Tage nachher wieder gespielt, und zwar „der deutsche Hausvater" (von von Gemmingen), worin der Direktor Großmann den Maler ganz vortrefflich spielt. Ehe es anging, hob sich der Vorhang in die Höh', und er erschien in seinem halbverbrannten Frack, verbundenen Kopf und Händen, woran er sehr beschädigt war, und hielt eine Rede, die ich Ihnen hier schicke; seine sechs Kinder stunden in armseligem Anzug um ihn herum, und weinten alle, so daß man hätte von Holz und Stein sein müssen, wenn man nicht mitgeweint hätte. Auch blieb kein Auge trocken, und um ihm Muth zu machen, und ihn zu überzeugen, „daß das Publikum ihm seine Unvorsichtigkeit verziehen habe, wurde ihm Bravo gerufen und Beifall zugeklatscht." Großmann verließ darauf Frankfurt und übernahm die Direktion zu Hannover, Unzelmann aber wandte sich nach Kassel, wohin er am 12. Mai abging, nicht ohne die Hoffnung baldiger Wiederkehr.[1] Goethe's Mutter sandte ihm dorthin eine Dose, auf welcher ein einen Felsen erklimmender Mann dargestellt war, und

[1] Dieses Datum gibt Goethe's Mutter a. a. O. S. 144.

sie verfehlte nicht, in einem beigefügten Briefe auf die symbolische Bedeutung dieser Darstellung hinzuweisen. [1]

In dem Briefe vom 16. Mai 1785, den Goethe's Mutter nach Ablauf der Ostermesse, wo das Wetter kalt und sehr unfreundlich war, an Fritz von Stein richtete, erwähnt sie einer starken Erkältung, an welcher sie einige Zeit gelitten, und die sie ihrem Sohne umständlich erzählt habe. Bei der folgenden Herbstmesse wurde sie durch einen Besuch ihres jungen Freundes erfreut, [2] an welchen Goethe am 5. September schreibt. „Es freut mich sehr, daß du wohl (in Frankfurt) angekommen und (von der Mutter) wohl aufnommen worden bist. Gedenke fleißig der Lehren des alten Polonius (im „Hamlet"), und es wird ferner gut gehn. — Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da sie nicht so ernsthaft ist, wie ich, so wirst du dich besser bei ihr befinden. Das gute Obst laß dir schmecken, und grüße alles fleißig von mir!" Von dem launig heiteren Zusammenleben der alten Frau Rath mit dem zwölfjährigen Knaben gibt uns der nach der Rückkehr, am 20. Oktober, an diesen gerichtete Brief, ein anschauliches Bild. „Mein lieber Cherubim!" [3] schreibt sie. „Alles erinnert mich an ihn: die Birn', die ihm früh morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank; wie wir uns hernach so schön aufteckeln ließen, er von Sachs und ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis-à-vis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr, freilich manchmal etwas unmanierlich, in die Messe jagte, und

[1] Vgl. ebendaselbst S. 148. 159.

[2] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 176. Brief an Jacobi vom 11. September.

[3] Der Scherzname ist vom Pagen Cherubim aus dem „Figaro" entnommen. Als Goethe's Mutter ihrem Fritz Stein am 18. Dezember ein Liedchen aus Mozart's „Figaro" überschickt, höchst wahrscheinlich dasjenige, welches Figaro dem Pagen singt, fragt sie ihn: „Erinnert er sich noch, wie wir's zusammen sangen, und dabei so fröhlich und guter Dinge waren?" Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 143. Im Briefe der Mutter an Fritz von Stein S. 91 ist wohl meinen lieben Pagen (statt Pathen) zu lesen.

wie wir uns im Schauspiel wieder zusammenfanden; und das Nachhausführen; und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte und die Greineld und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß!" In demselben Briefe heißt es dann weiter: „Hier schicke ich Ihnen auch eine getreue und wahrhafte, von Sternen und Ordensbändern unterzeichnete ausführliche Beschreibung des zuerst zerplatzten, hernach aber zur Freude der ganzen Christenheit in die Luft geflogenen Luftballons nebst allem Klingklang und Singsang, kurzweilig zu lesen und andächtig zu beschauen.[1] Uebrigens befinde mich wohl, und werde heute den Grafen Essex (im bekannten Stücke von Banks[2]) enthaupten sehn. Auch war gestern der transparente Saul bei der Hand, und erfreute jedermänniglich. — Aber du lieber Gott, was sieht man auch nicht alles in dem nobeln Frankfurt! Der Himmel erhalte uns dabei! Amen." Goethe selbst berichtete nach der am 3. Oktober erfolgten Rückkehr seines jungen Lieblings an dessen Mutter, dieser habe in Frankfurt erst recht Freiheit kennen lernen, und seine Mutter habe ihn die Philosophie des lustigen Lebens erst noch recht ausführlich kennen gelehrt.[3]

Die Herbstmesse brachte auch wieder Freund Unzelmann, diesmal mit der Tabor'schen Gesellschaft, nach Frankfurt, wo er am 6. September ankam, und von der Frau Rath mit einem freudigen I s t e r d a ! begrüßt wurde.[4] Das frühere innige Verhältniß ward

[1] Blanchard hatte die Luftfahrt auf den 27. September bestimmt. Schon saßen Blanchard nebst dem Erbprinz von Darmstadt und einem Offizier Schweizer, die mit aufsteigen wollten, in der Gondel, als durch eine Windbüchse in den Ballon geschossen wurde. Am 3. Oktober führte er die Fahrt auf der Bornheimer Heide glücklich aus; in der Nähe von Weilburg kam er zur Erde. Vgl. Maria Belli VII, 45 f. ** oben S. 496.

[2] Vgl. Lessing's „Hamburgische Dramaturgie" Nro. 54 ff.

[3] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 192 f. Am 22. September schreibt Goethe an dieselbe Freundin: „Hier Briefe von und über Fritzen (letztere ohne Zweifel von Frau Aja), die dich hoffentlich, wie mich, freuen werden."

[4] Vgl. Goethe's Mutter bei Dorow S. 160.

fortgesetzt und noch mehr befestigt; doch ging der geniale Freund mit den übrigen Schauspielern wohl im Oktober wieder weg.[1] In diese Zeit, um die Mitte November,[2] fällt ein Brief an Unzelmann von einer sich mit Hans unterzeichnenden Dame.[3] „Du wirst heut' einen Brief von der Goethe bekommen haben," schreibt diese. „Sie war gestern bei mir; ich erinnerte, sie solle dich doch nicht wieder so lang auf einen Brief warten lassen. „Ich kann aber nicht helfen," sagte sie; „schreib' ich ihm, so bekommt er einen Wisch." Ich fragte um die Ursach'; denn du mußt wissen, mein Bester, daß es mir immer nahe geht, wenn dir etwas Unangenehmes widerfährt. Sie erzählte mir dann, was die Ursach' war, daß sie dich (beim Abschied) so kalt empfing, die Ursach' des Wischen, den sie dir geben wollte. Da ich nun weiß, daß sie stark in verblümten Redens- und Schreibarten ist, und du vielleicht selbst nicht weißt, was du, armer Karl, begangen hast, so höre! Die Bücher, die du gekauft hast, und der Konto, den (Buchhändler) Fleischer geschickt hat, brachte sie so außer Fassung; sie sagte, was du mit den vielen Büchern machen wolltest, da du doch von einem Ort zum andern reisen müßtest, und was sie noch alle einzubinden kosten würden u. s. w. Wenn du nun kannst, mein Lieber, so such' ihr solches auszureden — du wirst schon ihre schwache Seite wissen — und schreib' ihr von Sparsamkeit, und was dir, mein Lieber, noch sonst deine Feder diktirt. — Bis

[1] Daß während der Adventzeit kein Schauspiel sei, sagt die Frau Rath in dem Briefe an Fritz Stein vom 10. Dezember.

[2] Bei Dorow S. 189 ff., dessen Behauptung, der Brief sei vom Jahre 1788, grundfalsch ist; denn aus einer Aeußerung desselben ergibt sich, daß er in einem Jahre geschrieben sein muß, in welchem der Elisabethtag, der 19. November, auf einen Sonnabend fiel.

[3] Dorow bemerkt, nach einer in der Familie erhaltenen Tradition habe Unzelmann mit einer jungen, schönen Johanna, der Tochter einer mit dem Goethe'schen Hause befreundeten Familie, in einem Liebesverhältniß gestanden. Daß nicht etwa Unzelmann's Gattin Friederike unter dem Scherznamen Hans den Brief geschrieben, zeigt schon die von den wirklichen Briefen derselben (bei Dorow S. 201 ff.) abweichende Rechtschreibung.

Samstag ist Elisabeth. Vergiß ja nicht, ihr Glück zu wünschen! denn du weißt, sie sieht drauf."

An Frau von Stein, welche für die freundliche Aufnahme ihres Sohnes herzlich gedankt hatte, schreibt Goethe's Mutter am 14. November: „Es hat mich sehr erfreut, daß Dero Herr Sohn mit seinem Aufenthalte bei mir so zufrieden war. Ich habe wenigstens alles gethan, um ihm meine Vaterstadt angenehm zu machen, und bin froh, daß es mir geglückt ist. Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb — und das fühlt Alt und Jung —, gehe ohne Prätension durch die Welt — und dies behagt allen Erden-Söhnen und Töchtern —, bemoralisire niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen. Und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." [1] Auf eine freundliche Zuschrift ihres lieben Cherubim erwiedert sie am 10. Dezember mit herzlichem Danke, indem sie folgende Beschreibung ihrer jetzigen Lebensordnung hinzufügt. „Wir haben diesen Winter drei öffentliche Konzerte; ich gehe aber in keins, wenigstens bin ich nicht abonnirt: das große, welches Freitags gehalten wird, ist mir zu steif, das montägige zu schlecht, in dem mittwöchigen habe ich Langeweile, und die kann ich in meiner Stube gemächlicher haben. Die vier Adventswochen haben wir kein Schauspiel; nach dem neuen Jahr bekommen wir eine Gesellschaft von Straßburg; der Direktor heißt Koberwein. Uebrigens bin ich noch immer guten Humors, und das ist doch die Hauptsache. In meiner kleinen Wirthschaft geht's noch immer so, wie Sie es gesehen haben; nur weil es der Sonne beliebt, länger im Bette zu bleiben, so beliebt es mir auch; vor halb neun Uhr

[1] Von der genauen Verbindung mit Frau von Stein zeugt auch die Zusendung von Spitzen und Juwelen, welche ihr zum Verkauf angeboten worden waren. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 242.

komme ich nicht aus den Federn, könnte auch gar nicht einsehn, warum ich mich strapatzen sollte. Die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit, und da mir sie Gott schenkt, so genieße ich sie mit Danksagung. Alle Sonntage esse ich bei Frau Stock[1]; Abends kommen Frau Hollweg-Bethmann, ihre Mutter, Demoiselle Moritz (Schwester der Frau Stock), Herr Graf; da spielen wir Quadrille,[2] Lombre u. s. w., und da jubeln wir was Rechts. Die andern Tage beschert der liebe Gott auch etwas. Und so marschirt man eben durch die Welt, genießt die kleinen Freuden, und prätendirt keine großen." Zu Weihnachten schickt sie dem jungen Freunde, dem sie, da jetzt alles sehr still zugeht, gar nichts Amüsantes schreiben kann, ein kleines Andenken, nebst zwei Lieblingsliedern und dem Texte eines Liedchens aus dem „Figaro" (vgl. oben S. 502 Note 3), das sie so fröhlich zusammen gesungen, wobei sie bemerkt: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden —" sagt Götz von Berlichingen (B. 9, 11, wo aber Freudigkeit steht), „und er hat Recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehn, und trägt alles in seinem Wirkungskreis dazu bei."

Auch ihre lieben Enkelinnen in Emmendingen wurden beim heiligen Christ nicht vergessen. Für das schöne Christgeschenk zu Weihnachten 1785 hatten sich die Kleinen herzlich bedankt, und die ältere, die eilf Jahre alte Luise, hatte ihr einen Strickbeutel zu machen versprochen. „Auf den Strickbeutel freue ich mich was Rechts," erwiedert sie darauf am 13. Januar 1786;[3] „den nehme ich dann in alle Gesellschaften mit, und erzähle von der Geschicklichkeit und dem Fleiß meiner Luise! Ihr müßt den Bruder Eduard (Schlosser's Sohn aus zweiter Ehe) jetzt hübsch laufen lernen, damit, wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herum-

[1] Der Herausgeber läßt irrig Reck drucken.

[2] Vgl. oben S. 166 Note 2.

[3] Dorow hat in den „Reminiscenzen" S. 191 ff. die von A. Nicolovius in den „preußischen Ostsee-Blättern" (1832 Nro. 85) mitgetheilten Briefe der Frau Rath an ihre Enkelinnen wieder abdrucken lassen.

springen kann. Das wird ein Spaß werden! Wenn ich bei euch wäre, lernte ich euch allerlei Spiele, als: Vögel verkaufen, Tuchdiebes, Potz schimper potz schemper, und noch viele andere. Aber die G** (Gerock's?) müßten das alles ja auch kennen. Es ist für Kinder gar lustig, und ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist und gerne lustig macht."

Zur Ostermesse 1786 — denn nach dem angeführten Briefe der Frau Rath sollte Koberwein nach Neujahr spielen — kam Unzelmann mit der Tabor'schen Gesellschaft wieder von Mainz nach Frankfurt. Die Meßzeit war diesmal für Goethe's Mutter eine sehr fröhlich bewegte. „Freunde und Bekannte nahmen mir meine Zeit weg," schrieb sie am 25. Mai an ihren Cherubim, der sich darüber beklagt hatte, daß sie zwei seiner Briefe nicht beantwortet. „Herr Kriegsrath Merck war tagtäglich bei mir. Der berühmte Dichter Bürger,[1] (Kapellmeister) Reichardt aus Berlin und andere weniger bedeutende Erdensöhne waren bei mir. An Schreiben war da gar nicht zu denken, und das, was ich jetzt thue, thu' ich gegen das Gebot meines Arztes, der beim Trinken der Molken, welches jetzt mein Fall ist, alles Schreiben verboten hat. — Der 8. Mai war (so)wohl für mich, als für Goethe's Freunde ein fröhlicher Tag; „Götz von Berlichingen" wurde aufgeführt. Hier schicke ich Ihnen den Zettel; Sie werden sich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei Ihrem Hiersein auf dem Theater gesehen haben. Der Auftritt des Bruder Martin — Götz vor den Rathsherren von Heilbronn — die Kugelgießerei — die Bataille mit der Reichsarmee — die Sterbeszene von Weislingen und von Götz, thaten große Wirkung. Die Frage: „Wo seid ihr her, hochgelahrter Herr?" und die Antwort: „Von Frankfurt am Main", erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst — denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht auf's Theater — in der dummen Behaglichkeit da

[1] Persönlich lernte Bürger den Dichter des „Götz" erst im April 1789 kennen, doch hatte Goethe seine Uebersetzung der Ilias freundlich unterstützt, und der Herzog ihn 1781 mit einem Besuche beehrt.

saß, und sagte: „Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehen," da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum, ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel." In der Nachschrift heißt es: „Dinstags den 30. Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt „Götz von Berlichingen" wieder aufgeführt. Potz, Fritzchen, das wird ein Spaß sein!" Die „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters" berichten (III, 381) über jene erste Vorstellung: „Das Stück wurde nach den Mannheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben. Es gefiel wegen seines eigenen, allgemein erkannten Werths, weil es zu Frankfurt, dem Geburtsort des großen Goethe, und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter gegeben wurde, von der einer unserer beliebten Dichter und Philosophen (Wieland?) nach einer mit ihr gehabten Unterredung sagte: „Nun begreif' ich, wie Goethe der Mann geworden ist."

Am 3. September stahl sich Goethe von Karlsbad weg, um die Reise nach dem Jahre lang ersehnten Italien anzutreten; selbst seine besten Freunde, mit Ausnahme des Herzogs, wußten nichts von diesem Entschlusse, und waren lange zweifelhaft, wohin er sich gewandt habe, [1] und so empfing auch die Mutter erst von anderer Seite die Nachricht von seiner Reise. „Wissen Sie denn noch immer nicht, wo mein Sohn ist?" schreibt sie am 17. Dezember an ihren jungen Freund, dem sie ein Christgeschenk zusendet. „Das ist ein irrender Ritter! Nun, er wird schon einmal erscheinen, und von seinen Heldenthaten Rechenschaft ablegen. Wer weiß, wie viele Riesen und Drachen er bekämpft, wie viele gefangene Prinzessinnen er befreit hat! Wollen uns im voraus auf die Erzählung der Abenteuer freuen, und in Geduld die Entwicklung abwarten." Doch bald erlangte sie darüber die erfreulichste Gewißheit, als Frau von Stein ihr nach Goethe's Auftrag Auszüge aus seinen von Rom aus geschriebenen Briefen mittheilte. [2] „Wie vielen Dank," schreibt

[1] Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III. 289 ff.

[2] Man vergleiche die Aeußerung der Herzogin Amalia vom 25. Februar 1787 an Merck: „Ich will bei der Frau Aja ein gutes Wort einlegen,

sie am 9. Januar 1787 an Frau von Stein, „bin ich Ihnen nicht für die Mittheilung der mir so sehr interessanten Briefe schuldig! Ich freue mich, daß die Sehnsucht, Rom zu sehn, meinem Sohne geglückt ist; es war von Jugend auf sein Tagesgedanke, Nachts sein Traum. Die Seligkeit, die er bei Beschauung der Meisterwerke der Vorwelt empfinden und genießen muß, kann ich mir lebendig vorstellen, und freue mich seiner Freuden." Vor dem Ende des Jahres ward sie, wie sie in demselben Briefe bemerkt, noch durch einen Besuch des Herzogs von Sachsen-Weimar und Knebel's[1] freudig überrascht.

Auch im folgenden Jahre wurde Goethe's Mutter durch die Mittheilung der höchst anziehenden Briefe erfreut, welche ihr Sohn aus Italien nach Weimar an Frau von Stein, Herder u. a. richtete; ihre einzige Unruhe war die Ungewißheit, ob er im Jahre 1787 zurückkomme oder nicht. „Sie sind also nicht der Meinung, daß mein Sohn noch eine längere Zeit ausbleiben wird?" schreibt sie am 9. März an Fritz von Stein. „Ich für meine Person gönne ihm gern, die Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieser glücklichen Konstellation wird er wohl Italien nie wiedersehn. Ich votire also auf's längere Dortbleiben, vorausgesetzt, daß es mit Bewilligung des Herzogs geschieht." Und in einem Briefe vom 1. Juni heißt es: „Besonders möchte ich gar gern wissen, wie es mit seiner Rückkunft in seine Heimat aussieht. Es ist nicht Neugierde: ich habe eben diesen Sommer verschiedene nöthige Reparaturen in meinem Hause vorzunehmen. Käme er alsobald, so müßte natürlich alles aufgeschoben werden. — Denn stellen Sie sich vor, wie ärgerlich es mir sein würde, da ich meinen Sohn so lange nicht gesehen habe, wenn ich ihn in einem solchen Wirrwarr bei mir haben und ihn nur halb genießen könnte!" Die in demselben Jahre erscheinenden vier ersten Bände von Goethe's Werken mußten der

daß sie Ihnen die Extrakte aus ihres Sohnes Briefen, die er von Rom aus schreibt, kommunizirt."

[1] Vgl. Knebel's Nachlaß I, 155 f. Briefwechsel mit Goethe I, 78.

Mutter zur höchsten Freude gereichen, die sich bisher mit Himburg's Nachdruck hatte begnügen müssen.[1]

Die Kinder Schlosser's, der im Herbste 1787 nach Karlsruhe versetzt wurde, wenigstens die aus zweiter Ehe, scheinen die Großmutter in diesem oder im folgenden Jahre besucht zu haben; denn in dem Briefe vom 23. Februar 1789, in welchem diese auf heitere Weise für die ihr überschickten Geburtstagsgeschenke dankt, heißt es: „Die dicke Katharine fragt alle Tage, ob Eduard und Jettchen (Henriette) bald wiederkämen; sie möchte gar zu gern mit ihnen die Wachtparade aufziehen sehn, und die Elisabeth[2] möchte gern wieder gebrannte Mehlsuppen machen. Kommt doch ja bald wieder!"

Am 3. Februar 1788 schrieb Goethe von Rom aus an seine Mutter, der er um Ostern mitzutheilen versprach, ob sie ihn dieses Jahr zu sehn bekommen, ob er bei seiner Rückkunft über Frankfurt kommen werde oder nicht. „Daß er gegen seine Freunde kalt geworden ist," bemerkt sie gegen Fritz von Stein, „glaube ich nicht. Aber stellen Sie sich an seinen Platz! In eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gut besetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand wird's ihm verargen können." Wie trefflich wußte sich die Mutter in alle Lagen ihres Sohnes zu versetzen und sie mit ruhiger Einsicht zu würdigen! Von einer Klage der Vernachlässigung kein Wort!

Die am Abend des 18. Juni erfolgte glückliche Rückkunft

[1] Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 225.

[2] Elisabeth Hoch, die lange Jahre, bis zum Tode der Frau Rath, bei dieser im Dienst stand und ihre Pflichten mit treuer Ergebenheit versah. Sie heiratete am 6. Februar 1809 den Instrumentenschleifer Johann Wolfermann, und starb am 7. April 1846 in ihrem siebenundachtzigsten Jahre. Bei der Enthüllung des Goethedenkmals war ihr ein Ehrenplatz angewiesen. Sie nannte den großen Dichter immer nicht anders als „unser junger Herr". Vgl. Maria Belli IX, 106.

ihres Sohnes nach Weimar [1] gereichte ihr zur höchsten Freude. „Gott erhalte ihn auch dort gesund," wünscht sie; „das andere wird sich alles geben."

Aber während dieser Zeit hatte der Frau Rath die treue Anhänglichkeit an den genialen Schauspieler Unzelmann, der sich mit Großmann's Stieftochter, Friederike Flittner, [2] verbunden hatte, vielen Kummer und große Sorge verursacht. Wir versuchen es, aus den nicht ganz deutlich sprechenden Briefen das Verhältniß zu entwickeln. Noch am 13. Februar, wenige Tage vor ihrem Geburtstage, schreibt sie an Unzelmann, der sich bei der Tabor'schen Gesellschaft in Mainz befand, einen freundlichen Brief, welcher keine Spur einer Bedrängniß desselben verräth. Sie entschuldigt sich, daß sie ihm nur so wenige Zeilen schreibe, mit dem sie umgebenden Wirrwarr. „Sie wissen, daß alljährig es die Mode bei mir ist, alle meine Freunde und Bekannten zu regaliren. Dieses Festin ist heute. Denken Sie sich also die Geschäftigkeit der Frau Aja, vierzig Menschen mit Speis' und Trank zu bewirthen! Leben Sie wohl! Amen. Es muß sich in Wichs setzen Ihre Freundin Elisabeth." Aber schon am 16. März hören wir, daß die Gläubiger Unzelmann's in Frankfurt gegen ihn aufgeregt worden. Die Frau Rath bittet ihn, vorab nicht nach Frankfurt zu kommen, weil sie fürchtet, man werde gerichtlich gegen ihn vorschreiten, ihn setzen lassen. Sie will Brandbriefe an ihre saumseligen Schuldner schicken, wahrscheinlich um ihm Beistand leisten zu können. „Das mir so

[1] Die Rückreise machte er über Mailand, von wo er am 24. Mai an Knebel schrieb, den Comersee, Chiavenna, Chur, und von dort wohl über den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg. Zu den Weimarer Freunden und einer endlichen Beruhigung und sichern Verarbeitung des reichlich gesammelten Stoffes trieb es ihn zu gewaltig hin, als daß er seine Vaterstadt diesmal hätte begrüßen können.

[2] In das Stammbuch dieser später so berühmten, am 24. Januar 1771 geborenen Schauspielerin schrieb die Frau Rath den Spruch:

Lerne zu leben!
Lebe zu lernen!

Vgl. Maria Belli III, 93 *

gütigst mitgetheilte Geheimniß werde ich wie einen kostbaren anvertrauten Schatz bewahren; für mich soll es nicht sowohl Hoffnung (denn mit der bin ich entzweit), als eine Art vor Tuscher[1] sein." Dieses Geheimniß war wohl kein anderes, als daß er nach Berlin gehn und um Ostern 1789 von da zurückkehren wolle. Zu diesem Entschlusse verleitete ihn vor allem die Eifersucht auf seine Mitschauspieler, besonders auf Koch, der einen Theil seiner Rollen übernahm. In einem fünf Tage später geschriebenen Brief wiederholt sie die Bitte, er möge ja nicht nach Frankfurt kommen, bis seine Sache auf eine oder die andere Weise geordnet sei; zugleich räth sie ihm an, einstweilen zur Sicherheit der Gläubiger seine und seiner Frau kostbare Garderobe beim Intendanten, Graf Spaur in Mainz, zurückzulassen; es gebe diese einstweilen wenigstens ein Hülfsmittel ab. „Ihre beiden Freunde, der Graf und ich, gewinnen Zeit zum Besinnen; denn für den jetzigen Augenblick ist mir's unmöglich." Aber er wagte es dennoch, nach Frankfurt zu kommen, wo er unter anderm als Thoringer in dem Stück „Kaspar der Thoringer" des Grafen Joseph August von Törring, auftrat, das 1785 erschien; denn die beiden Briefe, welche Dorow an das Ende des Briefwechsels setzt und von denen der letzte am 28. März geschrieben ist, gehören ohne Zweifel in das Jahr 1788. Die Verbürgung der Frau Rath beim Grafen Spaur scheint nicht zu Stande gekommen zu sein, doch verwendete sie ihren Kredit für 76 Louisd'or, die Unzelmann zur Reise nach Berlin brauchte. Am Tage seiner Abreise hatte sie „die dicke Iris", ihre Katharina, mit einem prächtigen warmen Kuchen und etwas „Tyrannenblut," so wie mit einem Abschiedsbrief in seine Wohnung geschickt, die er aber bereits verlassen. Unzelmann hatte es versäumt, vor seiner Abreise, wie er versprochen hatte, noch einmal zu dem Mannheimer Theaterintendanten Wolfgang Heribert von Dalberg zu gehn, der sich damals in Frankfurt befunden haben muß, und dem Unzelmann, wir wissen nicht bestimmt, in welcher Weise? verpflichtet war. Dalberg war darüber erzürnt, und drohte, in öffentlichen

[1] Dorow läßt irrig Luscher drucken.

Zeitungen sein Verhalten zu verkünden, wenn er ihm nicht Genugthuung gebe. Die Frau Rath geräth darüber in solche Angst, daß sie sogleich (am 22. April) an Unzelmann schreibt, er möge dieser billigen Forderung alsbald entsprechen. „Was Ihre hiesigen Freunde die Zeit über gelitten haben, das lasse Ihnen das Schicksal nie in ähnlichem Fall erfahren! Wir ersuchen Ihnen, machen Sie die Sachen dadurch wieder gut, daß Sie thun, was von dem bewußten Ort an Ihnen gefordert wird; sonst sind wir für Sie und Sie für uns auf immer verloren." Ein freundlicher Brief von Unzelmann, der unterdessen in Berlin angekommen war, beruhigt sie etwas, so daß sie in humoristischer Laune erzählt, wie ihre Katharina mit Kuchen und Wein ihn nicht mehr in seiner Wohnung gefunden. „Eine mitleidige Oreade rief aus der bretternen Wand (denn es gab da keine Felsen): Er ist auf ewig dir entflohen![1] Was machte aber Ariadne? Das sollen Sie gleich hören! So wild und ungebärdig stellte sie sich nun eben nicht: die Eumeniden, die Furien wurden nicht inkommodirt, und die ganze Hölle erfuhr von der ganzen Geschichte kein Wort. Hätte die arme Naxoser Ariadne in unserm aufgeklärten Zeitalter gelebt, wo alle Freuden und Leiden, alles Gefühl von Schmerz und Lust in Systeme gezwängt sind, wo die Leidenschaften, wenn sie in honnetter Kompagnie erscheinen wollen, steife Schnürbrüste anhaben müssen, wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewissen Grad steigen darf — sie hätte zuverlässig ihre Sachen anders eingerichtet. Freilich ist es etwas beschwerlich, immer eine Maske zu tragen, und immer anders zu scheinen, als man ist. Doch gottlob! bei Ihnen brauche ich das nun nicht, Ihnen kann ich sagen, daß mir Ihr Weggehen sehr leid gethan hat, daß mein Steckenpferd total ruinirt ist, daß mir beim Essen die Zeit unausstehlich lang wird, mit einem Wort, daß mein Märchen im Brunnen liegt, und wohl schwerlich wieder herausgezogen werden wird. Auch sei Ihnen unverholen, daß ich öfters bitterböse auf Ihnen bin, daß Ihr Ehrgeiz, Ihre

[1] Das Melodrama „Ariadne auf Naxos" von Brandes, komponirt von Benda, schwebt hierbei vor. Vgl. Dorow a. a. O. S. 196 f.

falsche Chimäre Sie von hier weggetrieben haben, da man jetzt ganz das Gegentheil von allem sieht, daß Koch ein guter Mann ist, der alle so liebreich behandelt, der so wenig Neid hat, daß, wenn einer gut spielt, er ihm um den Hals fällt, ihn küßt und vor aller Welt sagt: „Das war brav!", der dem Organ (Scherzname des Direktors Tabor) nichts zu Gefallen thut, wenn 's den Schauspielern nicht recht ist." Hiermit vergleiche man die Stelle eines spätern Briefes (S. 145): „Koch war bei mir, und mit Thränen in den Augen sagte er, wie bestürzt ihn Ihre plötzliche Abreise gemacht hätte. Sie wären noch zusammen bei Tabor gewest, hätten zusammen gespeist; er hätte Ihnen nach Hause begleitet, hätte Ihnen gebeten, wenn Sie von Mainz zurückkämen, einen Kontrakt auf künftige Ostern zu unterzeichnen; alles wäre so schön eingerichtet gewesen; der Tod hätte ihn nicht mehr erschrecken können, als Ihre plötzliche Abreise. — Gott verzeihe es denen Verläumdern, die ihm Dinge von mir in den Kopf gesetzt haben, woran keine Silbe wahr ist! Ich spiele von seinen Rollen, das ist wahr; aber da sein Rollenfach so mannigfaltig ist, so wird er überall auf Leute stoßen, da es das nämliche ist."

Da Unzelmann aber Dalberg nicht um Verzeihung bitten will, sondern die Absicht hegt, öffentlich gegen diesen aufzutreten, so wird es der Frau Rath warm im Kopfe, und sie schüttet die ganze Schale ihres Unwillens über ihn aus. „So ist es denn beschlossen," beginnt sie am 9. Mai, „daß Sie durch Ihren falschen, ganz am unrechten Ort angebrachten Stolz und Ehrgeiz sich um die Liebe Ihrer bewährten Freunde bringen, sich in's Unglück stürzen wollen. Hat Ihnen Ihr hitziges, aufbrausendes, sprudelndes Wesen noch nicht Kummer genug gemacht? Wollen Sie nie dem Rath wahrer, erprobter Freunde folgen, Freunden, denen Sie viel Dank schuldig sind? Wollen Sie abermal Ihrem Kopf, der Ihnen schon so oft schlimme Dienste gethan hat, auch in der Mainzer Sache folgen? In Gottes Namen! Thun Sie, was Sie wollen! Aber bringen Sie den edlen Grafen (Spaur) mit in's Spiel — mißbrauchen

sein großmüthiges Vertrauen so abscheulich, so ist dieses der letzte Brief, den Sie in Ihrem Leben von mir zu sehn kriegen; denn ein Mann, der die größten Wohlthaten so bald nicht allein vergißt, sondern sogar bundbrüchig an dem Freund wird, der kann mein Freund nicht sein." Nachdem sie weiter bemerkt hat, es thue seiner Ehre nicht den geringsten Abbruch, wenn er Dalberg um Verzeihung bitte, fährt sie fort: „In dem Punkt ist also Ihre Ehre sehr kitzlich: aber Ihre Freunde, die Ihnen aus Todesängsten geholfen, die Ursach' waren, daß Sie als ehrlicher Mann fortreisen konnten (denn da, da stund Ihre Ehre auf dem Spiel), diese Freunde zu beleidigen (sie deutet auf den Grafen Spaur), das verträgt sich mit Ihrer Ehre! Mit einem Mann, der freilich so sonderbare Grundsätze hat, läßt sich nicht gut disputiren. Wie wenig aber Ihnen auch meine Freundschaft werth ist, das sehe ich nun auch so klar, daß mich die Augen beißen." Sie will einlenken und ihm Glück in Berlin wünschen, kann aber nicht unterlassen, mit bitterm Gefühl erlittener Kränkung anzudeuten, daß er schwerlich dort solche Freunde finden werde, wie er sie in Frankfurt vier Jahre hindurch erprobt habe, und ihn zugleich zu erinnern, welche Auftritte diese mit ihm erlebt. Sie beklagt sich, daß sie auf zwei Briefe keine Antwort erhalten, und bemerkt, daß sie jetzt nicht diesen dritten schreiben würde, hätte sie nicht vom Grafen Spaur ein herzerschütterndes Brieflein erhalten. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, regt sie alte Erinnerungen auf. „Den 12. Mai sind es drei Jahre, da Sie uns auch verließen, und nach Kassel gingen — aber da war die Hoffnung das große Losungswort. Aber jetzt genießen andere die Früchte, die wir so sorgfältig gepflegt und gewartet haben, und das thut gar zu weh! Ich hoffe und glaube nicht, daß Sie in der kurzen Abwesenheit alle freundschaftliche Gefühle werden verloren haben; eine solche undankbare Seele traue ich Ihnen nicht zu. Stellen Sie sich also einen Augenblick an Ihrer Freunde Platz! Einen Freund, den man liebt und schätzt, an dem man alles, alles für jetzt und in Zukunft gethan hat, um ihm glückliche und frohe Tage zu machen —

und dieser zerstört um einer Grille wegen Plane, Hoffnung und Glück, versperrt sich selbst den Weg, uns jemals wiederzusehn! Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren."[1]

Ein am 2. Mai geschriebener Brief Unzelmann's gibt ihr zwar einigen Trost, da er sie seiner liebevollen Erinnerung versichert; aber er enthält zugleich die für sie äußerst schmerzliche Nachricht, daß ihr Freund, dessen Rückkehr sie auf nächste Ostern erwartet hatte, einen Vertrag mit dem Berliner Hoftheater auf zehn Jahre abgeschlossen.[2] „Mein Schauspielschuß ist seinem Ende nahe," schreibt sie. „Weder an meinem sonst so lieben Fenster im Schauspielhaus, weder unter den Spielenden, noch unter den Stummen sehe ich, was ich sonst sah, und wenn mir einfällt, daß es auf immer und ewig so bleibt, und wenig Wahrscheinlichkeit für's Gegentheil ist, so packt mich's bei der Brust, daß ich denke, der Odem bleibt mir aus, und dann fällt mir immer der Brief: „O Elisabeth, was habe ich gethan!"[3] auf's neue ein. Ja wohl hätten Sie doch ein klein bißchen Rücksicht auf Ihre Freundin und auf die Zukunft nehmen sollen." Die Aussicht, den ausgezeichneten Schauspieler, an welchem sie mit Begeisterung hing, der ihr Stolz und ihre Freude war, auf immer zu verlieren,[4] machte sie drei

[1] Worte der Gräfin Orsina in Lessing's „Emilia Galotti" (IV, 7). Ein anderes Wort derselben führt sie in einem spätern Briefe (S. 152) an.

[2] Es ist bezeichnend, daß sie in dem Briefe, in welchem sie den Empfang jenes Schreibens anzeigt, dieser für sie so erschütternden Nachricht ausdrücklich gar nicht gedenkt; das Schreckliche wagt sie im ersten Augenblick nicht einmal bestimmt auszusprechen, weil ihr weiches Herz es nicht erträgt. Daß jene Nachricht im Briefe Unzelmann's vom 2. Mai gestanden, geht aus dem folgenden Briefe der Frau Rath (S. 149) hervor, die mittlerweile keinen neuen Brief von Unzelmann erhalten. Die zehnjährige Frist erhellt aus S. 160.

[3] Hiermit scheint Unzelmann's Brief vom 2. Mai begonnen zu haben.

[4] In einem frühern Briefe heißt es: „Die Qual, die ich jetzt leide, ist unaussprechlich. Da begegnen mir auf allen Ecken von dem verwünschten Volk, und machen jede Rückerinnerung neu, reißen durch ihren Basiliskenblick jede Wunde auf, suchen und spähen, ob in meinen Augen Traurigkeit

Tage bettlägerig. Erst am vierten Tage, am Pfingstmontag, stand sie mit der Hoffnung auf, einen Brief von Unzelmann zu erhalten, aber auch diese Hoffnung täuschte sie. Während alles fährt und läuft, sitzt sie einsam in ihrer Wohnstube, und weiß ihre Zeit nicht besser anzuwenden, als an ihn zu schreiben. Seine in dem Briefe vom 2. Mai ausgesprochene Bitte, sich nicht zu ängstigen, sondern auf die Zukunft zu bauen, enthält für sie eine Unmöglichkeit, da sie nur zu deutlich sieht, daß er nach dem zu Berlin geschlossenen Vertrag für sie verloren ist. Auch schwebt sie Tag und Nacht in der größten Angst, seinen Namen von von Dalberg oder von Mainz aus in schimpflicher Weise erwähnt zu finden, weshalb sie ihm vorstellt, daß er nur ja in dem Schreiben an die Mainzer Theaterkommission nicht den mindesten Trotz zeige, da in diesem Falle das Unglück unvermeidlich sei. Eine solche Beschimpfung in den Zeitungen wäre das Schrecklichste, was sie sich denken könne, besonders wenn sie sich das Gerede vorstelle, welches darüber in allen Gesellschaften sein würde. „Habe ich nicht schon genug um Ihrentwillen geduldet, vergeben, getragen, gelitten! Und nun noch dieses Schreckliche alles Schrecklichen! — O Schicksal, womit habe ich das verdient! Meine Meinung war so gut, so bieder! — Ich wollte das Glück eines Menschen machen — und that gerade das Gegentheil. Hätte ich ihn gelassen, wie und wer er war — er wäre noch bei uns; das bin ich so fest überzeugt, als von meinem eigenen Dasein." Diese Worte können keine andere Beziehung haben, als die, daß sie durch die Gunst, mit welcher sie ihn hegte und pflegte, sich seiner in jeder Beziehung annahm, ihn zu ihrem Liebling erkor, dem sie ihre Begeisterung entgegentrug, ihn

wahrzunehmen ist, um vielleicht daran ein Gaudium zu haben. Und wenn ich an die Messe denke, auf die ich mich sonst so kindisch freute, wie das Großmaul die St. (Stegmann?) mit Schadenfreude auf mich blicken wird, und ich mich in dem Punkt so wenig verstellen kann, so weiß ich nicht was ich thun oder lassen soll. Aber eins weiß ich, das Otterngezüchte soll aus meinem Haus verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen, keine Hand will ich ihnen zur Ehre oder zur Ermunterung rühren."

übermüthig gemacht habe. Mit Rührung erinnert sie sich der guten Zeit, wo er so gern bei ihr verweilte. „Wären Sie hier, so wüßte ich wohl, daß ein klein Bouteillchen Tyrannenblut würde genossen werden. Aber die Zeiten sind vorbei! Diese berühmte Wohnstube hat Ihnen doch manchen Gram von der Stirne gewischt; es war so ein Asylum, wenn die Winde tobeten und der Donner in den Lüften rollte; es war gar ein sicherer Hafen, wenn das Schifflein von den Wellen um und um getrieben wurde.“ Sie theilt ihm darauf Nachrichten von der Tabor'schen Schauspielergesellschaft mit, die den ganzen Sommer über dreimal die Woche spielen werde, kann aber nicht unterlassen, den Freund darüber zur Rede zu stellen, ob er ihrer bei der Schließung des zehnjährigen Vertrags denn gar nicht gedacht habe, da er ja doch hätte bedenken sollen, welche Wirkung diese lange, ewige Entfernung auf sie haben müsse.

Nach diesem Briefe finden wir keine weitere Erwähnungen von der Besorgniß, welche das Verhältniß zu von Dalberg und zu Mainz der Frau Rath einzeflößt; wahrscheinlich befolgte Unzelmann ihren guten Rath, und entging so der öffentlichen Beschimpfung. Wir haben hier ein treffendes Beispiel von der treuen Sorgfalt, welche Goethe's Mutter in Sachen ihrer Freunde anzuwenden wußte. In den folgenden Briefen wechselt der Ausdruck ihrer Verstimmung, daß Unzelmann für sie verloren sei, mit der Freude über den großen Beifall und die gute Einnahme, die er und seine Gattin in Berlin fanden; an kleinen Mißverständnissen und am Schmollen der Liebe fehlt es nicht; auch sucht die Frau Rath Unzelmann von neuen leichtfertigen Planen abzubringen; da es einmal nicht anders ist, will sie ihn in Berlin festhalten, wo der eigentliche Ort für ihn zu sein scheine. „Ich bitte Ihnen daher,“ schreibt sie schon am 27. Mai, „um alles, was Sie lieben und Ihnen werth ist, stoßen Sie dieses Glück nicht wieder von sich! Das Schicksal ist nicht immer so gut gelaunt, daß, wenn eine Thüre sich schließt, es gleich wieder eine aufthut. — Mein Trost wird dann doch immer sein, daß ich doch den Grundstein gelegt

habe,[1] worauf nun andere, größere und geschicktere Baumeister fortbauen mögen. Diese kleine Eitelkeit werden Sie mir nicht übel nehmen; denn sie macht mich glücklich." Nachdem sie einiger von ihr bezahlten Rechnungen gedacht, erinnert sie an die von ihr aufgebrachten, im Juli zu zahlenden 76 Louisd'or. „Viermal haben wir hier die Woche Schauspiel," fährt sie fort; „es geht, wie's kann. Mir ist's jetzt so gleich viel, ob sie den „Hanswurst im Schlafrock" oder den „Don Carlos" spielen. Aber man muß auch nicht unbillig sein: wenn man zwölf Jahr (sie rechnet also ihre Schauspiellust vom Jahre 1776 an) ein Steckpferd geritten hat, so kann auch einmal ein anderes seinen Platz einnehmen; in der Welt bleibt ja nichts ewig an seinem Fleck." Die Briefe, in welchen Unzelmann den Beifall, den sein Spiel in Berlin finde, mit glänzenden Farben schildert, machen sie mißmuthig und verstimmt, da sie sich dadurch an ihre jetzige Entbehrung bitter gemahnt fühlt, so daß sie lange gar nicht an ihn schreiben mag, um sein Glück nicht durch ihre Mißstimmung zu stören. Da Unzelmann sie darauf vier Wochen auf einen Brief warten läßt, bricht sie in Klagen aus, daß er sie so frühe habe ganz vergessen können. „Dieses einzige hat noch gefehlt, das biß(ch)en frohen Sinn, das Fünkchen guter Laune zu unterdrücken und völlig auszulöschen." Ein gleich darauf ankommender Brief beruhigt sie wieder, doch bittet sie Unzelmann, er möge sie nie mehr so unausstehlich lang auf Nachrichten warten lassen, da dieses ja das einzige sei, alle ihre ehemaligen Hoffnungen, Erwartungen, Märchen u. s. w. sich jetzt auf todte Buchstaben einschränken müssen. Vom Theater weiß sie ihm wenig zu sagen, da sie oft mitten im Stücke fortgeht, doch schickt sie ihm, da sie die Hoffnung nicht aufgeben will, ihn noch einmal wieder bei der Frankfurter Bühne zu sehn, drei darauf bezügliche gedruckte Blätter, und verspricht ihm jede Woche ein Blatt

[1] Das Grundsteinlegen zu seinem Glücke soll sich auf den Beifall und die freundliche Aufmunterung beziehen, durch welche sie ihn gehoben; das königliche Haus und andere vornehme Personen sind freilich größere Baumeister, als die Frau Rath." Vgl. S. 522.

nachzuschicken. „Die Ehre, die Ihnen der Monarch erzeigt hat," fährt sie drauf fort, „freut mich so, daß ich deckenhoch springen möchte. Sie wissen, daß ich keine Politika bin, und der Kaiser und die Türken, und die Türken und der Kaiser mich so viel interessiren, als der Mann im Mond; aber jetzt lese ich die Zeitung, aber nichts als den Artikel Berlin. — Uebermorgen (an dem Sonntage, wo sie im Stock'schen Hause aß) nehme ich die (Berliner) Zettel mit bei Stock's, da wird sich alles freuen, Mann und Weib, auch die Kindleins (denn die Ricke und Käthchen [1] fragen immer nach Ihnen), auch Demoiselle Marianne, Herr Graf, mit einem Wort die ganze Pastete." Am 1. August übersendet sie ihm außer der neu hergestellten, von ihr einst geschenkten Dose den fünften Band der Schriften ihres Sohnes, welcher unter anderm den „Egmont" enthält, den sie nicht ohne große Rührung und Bewunderung gelesen haben wird. Die Nachricht Unzelmann's, daß „die Geschwister" ihres Sohnes in Berlin gefallen, freut sie sehr. „Es ist ein klein Stück," sagt sie, „aber eben deswegen gehört von Seiten der Schauspieler mehr Kunst dazu, jeden Charakter in's rechte Licht zu setzen und mit Wärme und Wahrheit darzustellen, als in einem großen Prachtstück mit Trommeln und Pfeifen." [2] Sein Brief vom 22. Juli hat ihren Glauben wieder gestärkt, ihre Hoffnung neu belebt. „So weit Ihre Entfernung, so wenig Wahrscheinlichkeit bei der Sache ist, daß ich Ihnen je in meinem

[1] Katharina Stock, die älteste Tochter, starb am 29. Juli 1851. Aus ihrem Munde sind manche Nachrichten geflossen, die wir bei unserer Arbeit benutzen durften. Die jüngere Tochter Friederike heiratete den Konzertmeister Hofmann. Die beiden Söhne gingen früh nach Neapel, wo der jüngste noch leben soll. Demoiselle Marianne ist wohl die Schwester der Frau Stock. Vgl. oben S. 506. Sonst kommen im Briefwechsel mit Unzelmann als Bekannte des letztern und der Frau Rath noch der Kaufmann Karl Thurneisen, ein Herr Graf, Elisabeth Bethmann, von deren Mann Unzelmann ein paar Strümpfe mitnimmt, und zwei bloß mit den Vornamen Heinrich und Töffel bezeichnete Freunde vor.

[2] Bei dem „großen Prachtstück mit Trommeln und Pfeifen" ist eine Beziehung auf „Egmont" (vgl. B. 9, 242) nicht zu verkennen.

Leben wiedersehe, so ist das einzige, woran ich mich noch halte, daß das Andenken an Ihre Freundin doch nicht gänzlich verlöschen wird. Und wie man ein Gemälde von Zeit zu Zeit durch Firniß erfrischen muß, daß die Farben nicht ganz verbleichen, so muß unser Briefwechsel der Firniß sein, daß die Freundschaft nicht verbleicht oder gar erlöscht." Bei der Erwähnung der erstaunlichen Hitze des Jahres bricht sie in die Worte aus: „Aber das gibt auch ein Wein!!" und sie kann nicht unterlassen, mit Erinnerung an die schöne Vergangenheit, ihren Freund, der sich auf zehn Jahre an Berlin gebunden hat, darauf humoristisch einzuladen. „Wenn Sie 1798 wiederkommen, und der Tod die Höflichkeit hat, mich bis dahin da zu lassen, so sollen Sie in meinem Haus aus einem schön vergoldeten Glas meine Gesundheit in diesem Anno domini trinken. Auch sollen Sie auf Ihrem Stuhl mit dem doppelten Kissen sitzen — Summa Summarum es soll gehn, wie ehemals, und ich will, wenn mir bis dahin der Stimmhammer nicht fällt, eben so laut, als da Sie 1785 den 6. September von Kassel kamen, rufen: Ist er da! Vorige Woche habe ich meinen Keller wieder in Ordnung gebracht. Da fielen mir bei den alten Herren von 1706. 1719 allerlei Gedanken ein. — Sie werden's leicht errathen können, was ich alles dachte; denn Sie kennen zur Genüge meine schwärmerische Einbildungskraft." Natürlich erinnerten sie diese „alten Herren" an die Zeiten, wo sie mit Unzelmann froh und lustig von diesem „Tyrannenblut" genossen, und sie dachte sich die Rückkehr so glücklicher Tage. Vgl. oben S. 456. 458.

Aber in den folgenden Wochen überfällt sie wieder eine arge Verstimmung, sie kann es noch nicht verwinden, daß Unzelmann ohne Hoffnung der Wiederkehr von ihr getrennt sei, woher sie, um nicht durch ihren übeln Humor den Freund zu stören, ihn vier Wochen lang ohne Antwort läßt. „Für mich ist alles vorbei, mit mir ist('s) aus!" schreibt sie am 12. September in trübster Stimmung. „Daß es Ihnen wohl geht, daß Sie auch zu Ihren anderen anerkannten Verdiensten noch in komischen Opern brilliren, freut mich — denn so tief bin ich noch nicht gefallen, daß mich

das Glück meines Freundes nicht vergnügen sollte —; aber es ist eine bittersüße Freude. Andere, die nicht gesät haben, ernten, und die den Samen ausstreute, leidet Hunger; den Baum, den ich pflanzte, von dem essen andere die nun reifen Früchte. — Aber um's Himmels willen, wozu all das! — Laß gut sein! — Es hat ja so viel ein Ende genommen, mit dir wird's doch auch nicht ewig werden (währen?). — Blanchard (vgl. oben S. 503 Note 1) ist in Berlin! Vor drei Jahren war er hier! „Muß ich (mich) denn alles mahnen!" sagt Elisabeth im „Carlos.[1]" — Das war die glücklichste Zeit in meinem ganzen Leben; aber dahin ist sie geflohen, die goldne Zeit![2] — So eine Menge Fremden, als diese Messe hier sind, erinnere ich mich nie gesehen zu haben, und wäre ich noch, was ich ehemals war, so würde mir das viel Spaß machen." In einem am 13. November begonnenen, am 17. fortgeschickten Briefe spricht sie ihre Freude über das Glück Unzelmann's und seiner Gemahlin in Berlin aus. „Daß die Frau Gevatterin bei der Königin so in Gnaden steht, freut mich. Ihro Majestät sollen auch eine große Freundin vom deutschen Theater sein. — Hier gab's ehemals auch so eine Frau, die zwar freilich keine Monarchin, aber doch sonst eine gute Art von Frau war, und die sich ergötzte, wenn die Frau Gevatterin bei ihr am kleinen, klimperkleinen Tisch saß, und die Trine (die „dicke Iris") den Reißauflauf oder die Geleepastete wohl und schmackhaft zubereitet hatte." Wie sehr ihr Herz auch wünschte, den geliebten Freund wieder in ihrer Nähe zu haben, so widerräth sie ihm doch auf das ernstlichste, vorab an Frankfurt zu denken; er solle ja keine sichere und

[1] I, 6. Die Worte lauten aber: „O muß mich's ewig mahnen!" Auch andere Beziehungen auf den „Carlos" finden sich in den Briefen der Frau Rath.

[2] Man erinnert sich hierbei der Worte im „Tasso" (B. 13, 131):

Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen?

Aber „Tasso" ward erst im Juli 1789 vollendet. Daß der Frau Rath „Tasso" bei seinem Erscheinen ganz neu war, bezeugt sie in einem Briefe an Friedrich von Stein (Nro. 22). Aber sie hatte ihn vielleicht in der ersten Bearbeitung, wenn auch nur theilweise, gesehen.

glänzende Stellung gegen eine schwankende und ungünstigere aufgeben. „Gestern hätte ich Ihnen, vorausgesetzt, Sie wären noch in Mainz gewesen, einen Eilboten geschickt, und Sie höflichst ersucht, mich heute in meinem Jammer zu besuchen. Ja, es hat sich was zu schicken! Alle vier, fünf Wochen einen Brief." Trotz ihres Unwohlseins zeigt der Brief eine recht heitere Laune, dagegen versetzte sie ein sehr freundliches Schreiben Unzelmann's vom 12. Dezember in große Verlegenheit; da dieser die Absicht äußerte, sie in ihrer traurigen Einsamkeit trotz des Winters persönlich zu besuchen, weshalb sie sich sogleich hinsetzt, ihn in der Angst ihres Herzens zu bitten, von dieser Absicht, die sie dankbar anerkennt, um Gotteswillen abzulassen. „Das würde für Ihnen und für mich keine guten Folgen haben. Ihnen würde kein Mensch weder in Berlin, noch hier glauben, daß Sie bloß die Reise meinetwegen angetreten und unternommen hätten, sondern alle Welt müßte denken, es gefiele Ihnen nicht mehr dort, und Sie wollten sich hier wieder antragen; und wenn Sie wieder fortgingen, so hieße es hernach, die Direktion hätte Ihnen nicht haben wollen, und da würden Märchen ohne Zahl gefabrizirt. Selbst in Berlin könnte man dergleichen denken. So viel Nachtheil hätte so ein Schritt auf Ihrer Seite. Und nun nicht einmal zu gedenken, was man alles auf meine Rechnung erzählen würde. Glauben Sie denn, daß so ein abermaliges Abschiednehmen Balsam für mich sein dürfte? Nein, lieber Freund, so einen Auftritt mag ich nicht wieder. Will es das Schicksal, daß ich Ihnen wiedersehn soll, so muß es auf die alte Art und Weise geschehn; sonst danke ich unterthänig dafür." Besondere Freude macht es ihr, daß er bei der Aufführung des „Don Carlos" als König Philipp sich mit ihrem Mantel geschmückt hat (S. 166. 170). Mit ihrer Gesundheit, bemerkt sie, gehe es wieder bergauf, doch habe ihr der Arzt wegen der „sibirischen" Kälte das Ausgehen einstweilen untersagt. Bald darauf wird sie wegen Unzelmann ganz beruhigt worden sein.

In demselben Jahre 1788, in welchem Unzelmann der Frau Rath so drückenden Kummer und so beängstigende Sorge bereitete,

versetzte sie das Schicksal eines andern Freundes, ihres alten, lieben Merck, in nicht geringe Verlegenheit. Die Uebernahme einer großen Kattunfabrik hatte diesen so edlen, als einsichtigen und praktisch gewandten Mann durch den Wortbruch eines Fürsten in so großen Verlust gesetzt, daß er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte, und er, da eine schmerzvolle, seine Kräfte untergrabende Leberkrankheit hinzutrat, der Verzweiflung nahe, sich in einem fürchterlichen Zustand befand, von dem sein am 3. August an Goethe geschriebener Brief ein trauriges Bild gibt. Goethe, der Herzog von Sachsen-Weimar und der Erbprinz von Hessen-Darmstadt versuchten alles Mögliche, ihm wieder aufzuhelfen. Aber noch am 18. Oktober schreibt er an Goethe: „Meine Situation übertrifft an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, jedem zur Last, und fürchte für meinen Verstand. Weil es der Medikus will, muß ich an die Luft, und da mir das Blut ganz allein nach dem Kopf steigt, so hält man mich für gesund, weil ich roth aussehe. Indessen sind alle animalischen Funktionen gestört, und müssen es noch lange bleiben, weil alle Tage der wiederkehrende Verdruß bei Abthuung der traurigsten Geschäfte und dem Empfang der schrecklichsten Briefe das Werk der restaurirenden Natur zerstört. — Ach, meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Pisanischen Thurme wie zum Hungersterben eingesperrt sehe! Für mich ist keine Freude mehr auf dieser Welt, und Jammers ohne Ende auszutrinken ein vollgerüttelt Maß. — Alles reut mich, alles ängstigt mich — aber am meisten das Wohlthun und die Güte meiner Freunde und das Lächeln meiner unschuldigen Kinder.“ [1] Wie tief mußte diese Folterqual des geliebten, herzlichen Freundes das weiche Gemüth der Frau Rath ergreifen, das von dem Schmerz über den Verlust Unzelmann's noch nicht genesen war! Indessen erholte Merck sich wieder, so daß er am 28. März 1789 in einem

[1] Vgl. Wagner II, 274 ff. III, 276 ff. Stahr „Merck“ S. 115.

herrlichen Briefe dem Herzog von Sachsen-Weimar seinen gerührtesten Dank aussprechen konnte. „Seit ungefähr drei Wochen," heißt es hier, „bin ich wieder unter den Lebenden, da ich ganzer neun Monate begraben war. — Ich habe seit dieser kurzen Zeit mehr gethan, als ich sonst in einem halben Jahr thun konnte. Dieser Genuß meiner selbst, nach einer so unglaublichen Unfähigkeit, nur das geringste zu wirken, ist eine Wollust, die ich niemand beschreiben kann. — Sie können nicht glauben, was ich vor ungefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in dem Zirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der la Roche, ihren Kindern, und Goethe's alten Freunden vereinigt wiedersah. Dies alles hab' ich nächst Gott Ihnen zu danken. Ich weinte vor Freuden, als ich den schönen Kopf von Goethe, von Neker geschnitten, in den Händen seiner Mutter sah. Sie erlaubte mir, einige schöne Abdrücke davon zu machen." Vgl. Wagner II, 274.

Auch das Verhältniß von Goethe's Mutter zu ihren Enkelinnen, an denen sie mit voller Liebe hing, Fritz von Stein und Unzelmann nahm während des Revolutionsjahres 1789 seinen heitern Fortgang. An den jungen von Stein sind aus dieser Zeit nur zwei Briefe erhalten. Im ersten, vom 2. Januar, bittet sie ihn, Wieland, Bertuch und Kraus für den „Merkur" und das „Modejournal" zu danken, und von ersterm ihr das fehlende Dezemberheft des vorigen Jahres zu verschaffen. Der Main sei schon seit fünfzehn Wochen zugefroren, meldet sie, und man erwarte mit Besorgniß sein Aufgehen. „Uebrigens geht hier alles seinen Gang fort. Montags ist Ball, Freitags Konzert, Dinstags, Donnerstags und Sonnabends ist Komödie, aber nicht von unseren vorigen Leuten, sondern Koberwein von Straßburg spielt bis Anfangs der Fasten. Die Truppe ist sehr mittelmäßig, die Ballet's aber sind ganz artig. Mein größtes Steckenpferd ist jetzt Klavierspielen; das macht mich sehr glücklich." [1] Im andern Briefe, vom 30. März,

[1] Am 16. November schreibt sie an Unzelmann: „Mein Steckenpferd wollen Sie wissen. Ei, warum nicht gar! Es ist ein braves Thier, das

zeigt sie den Empfang der Exemplare des achten Bandes von Goethe's Werken für sie und ihre Freunde an, beklagt sich aber in ihrer launig derben Weise über die Ungleichheit des Einbandes dieses Theiles gegen den fünften. „Wie geht's Ihnen denn?" schreibt sie. „Ist alles, besonders mein Sohn, noch wohlauf? Bei uns geht's leidlich; nur der fatale Nordwind ist Menschen, Vieh und Pflanzen odios. Wenn's nicht besser wird, so gibt's eine hungrige Messe, und so spät sie fällt, kriegen die Fremden doch keine Spargeln." Im Sommer sprach Frau von Stein, deren Verhältniß zu Goethe seit der Rückkehr aus Italien an liebevoller Innigkeit bedeutend verloren und sich getrübt hatte, auf einer Badereise an den Rhein, bei Frau Aja ein, welche ihre herzlichste Freude darüber dem Sohne auszusprechen nicht verfehlte.[1]

Die diesjährigen Briefe an Unzelmann enthalten meistentheils für uns unbedeutende Dinge. Einen noch in Mainz zurückgebliebenen, an Unzelmann geliehenen Schrank und einen Band des „Merkur" wünscht sie zurück, und läßt sich dadurch nicht beirren, daß Unzelmann hierüber etwas ungehalten wird. Der zwei ihm geliehenen Gewehre (S. 162) geschieht jetzt keine Erwähnung. Einen ihr von Unzelmann zum Verkauf zugeschickten Ring sucht sie zum höchsten Preise zu verwerthen. Obgleich die Stellung Unzelmann's und seiner Gattin in Berlin eine glänzende und sehr einträgliche war, so hatte dieser doch in einem Augenblick der Verstimmung den Gedanken an eine Rückkehr nach Mainz gefaßt, wovon ihm die Frau Rath am 9. März ernstlich abräth. „Das müssen nun wohl freilich seltsame Dinge sein, die Ihnen das Recht geben, Ihren Kontrakt (in Berlin) nicht zu halten. Da ich nun in dieses Geheimniß nicht eindringen kann, so bin ich auch außer Stand, davon zu urtheilen; nur aus alter Freundschaft bitte und ersuche ich Ihnen, thun Sie keinen unüberlegten Schritt! denn Reue nach der That nutzt zu nichts, und ist das peinlichste von allen Gefühlen.

bei einem bleibt, und nicht sechzig Meilen (wie Unzelmann) auf und davon läuft, das man auch in Krankheit und übler Laune haben kann."

[1] Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 324. 331.

Hierher wollten Sie kommen? warum? zu was Zweck? Ist denn Ihr Engagement in Mainz schon so gewiß, daß Sie nur zu kommen brauchen? Und wenn das auch wäre, hat sich denn die Truppe in dem Jahr so umgeändert? Meines Wissens sind alle die odiosen Menschen die Ihnen von hier wegtrieben, noch da und bleiben auch da. Was in aller Welt kommt Ihnen denn auf einmal an? Da mache mir einer einen Vers draus! Nun, nun, das war einmal eine üble Laune; die wird sich schon legen. Nicht wahr, ich habe es errathen?" Auch versäumt sie nicht, als die Gesellschaft zur Ostermesse in Frankfurt spielt, an Unzelmann die Mittheilung zu machen, daß von den neuen Schauspielern die meisten gefallen, und besonders die Operette herrlich gehe. „Stegmann ist der Liebling hier und in Mainz, und hat sich auf's neue auf zwölf Jahr anwerben lassen, Koch und Fiala auch jedes auf zwölf Jahr." Am 27. Dez. schreibt sie: „Ohne Zweifel wird Ihnen schon bewußt sein, daß das Organ (Tabor) mit der Sache gar nichts mehr zu thun hat, sondern daß v. D. (von Dalberg) auch bei uns hier für alles steht." Da Unzelmann trotz allen diesen Nachrichten den Gedanken an die Rückkehr nicht aufgeben will, so schreibt sie ihm am 11. Mai 1790: „Da ich aus Erfahrung weiß, daß das so Ihre Methode, Art und Weise ist, die Haut feil zu bieten, ehe Sie den Bären haben, so halte ich mich aus Freundschaft verpflichtet, Ihnen unsere Lage so klar und deutlich vor Augen zu legen, damit Sie im Stande sind, die Sache reiflich zu überlegen, um sich nicht auf's neue in Schaden, Verdruß und Unlust zu bringen. Koch bleibt von dem heutigen Dato an noch 11, sage eilf Jahre. Junge Rollen spielt er nicht mehr, sondern hat sie an Porsch und Ziegler abgegeben; in Väter (n), Pedanten, Helden, die gerade nicht jung zu sein brauchen, gefällt er, und steht, welches das Beste ist, bei Herrn von Dalberg in Gnaden, wird also wohl schwerlich wegkommen. An ein Nationaltheater ist hier nicht zu denken. So lange von der Obrigkeit die Advents- und Fastenzeit das Schauspiel untersagt, ist so was ein frommer Wunsch, der nicht in Erfüllung gehn kann. Das größte Hinderniß (alle die eben erzählten

abgerechnet), Ihnen jemals wieder hier zu sehn, ist wohl, daß Dalberg immer noch sehr über Ihnen aufgebracht ist; und ich weiß von sicherer Hand, daß, Sie möchten wieder kommen über lang oder kurz, Ihnen die Strafe noch bevorsteht. Wie ist es also glaublich, daß er Ihnen wieder herberufen wird! Setzen Sie sich also nicht wieder zwischen zwei Stühle, und fangen doch einmal an zu überlegen, ehe Sie handeln." Auch spricht sie ihre Verwunderung wiederholt aus, wie es komme, daß er nun wieder aus Berlin fort wolle, das seine und seiner Frau Briefe ja anfänglich als ein Paradies geschildert, wobei sie ihren Aerger über eine frühere Aeußerung seiner Gattin, welche die drei Jahre in Frankfurt und Mainz als Leidensjahre bezeichnet hatte (S. 184. vgl. S. 175), nicht unterdrücken kann.

Am 20. Februar 1790 war der unglückliche Kaiser Joseph II. gestorben, nachdem er kurz vorher alle während seiner Regierung erlassene Verordnungen aufgehoben hatte. „Den Tod des Kaisers," schreibt Goethe's Mutter am 1. März an den jungen von Stein, „hat unsere Stadt zu einem lebendigen Grabe gemacht. Das Läuten aller Glocken, welches vier Wochen täglich zweimal, nämlich Morgens von 11 bis 12 und Abends von 5 bis 6 Uhr geschieht, hat einen so lugubren Ton, daß man weinen muß, man mag wollen oder nicht.[1] Der ganze Magistrat in tiefer Trauer, die Garnison schwarz, mit Flor alles umwickelt, die kaiserliche Werbung, die Räthe, Residenten u. s. w., alles, alles schwarz; das hat ein überaus trauriges Ansehen. Künftigen Sonntag den 7. März ist bei allen Religionen in allen Kirchen Leichenpredigt; unsere Hauptkirche wird ganz schwarz behängt; Jung und Alt erscheint in tiefer Trauer; Sänger und Sängerinnen sind zur Trauermesse[2] verschrieben, und dieser einzige Umstand kostet 2000 Florin. Sollte die künftige Krönung näher rücken, so wissen Sie

[1] Erinnerte sie dieses Todtengeläute an ihren guten Kaiser Karl VII? Vgl. oben S. 419.

[2] Die am 21. März in der Katharinenkirche gehalten wurde. Vgl. die Anzeige der Stadtkanzlei bei Maria Belli VII, 149 f.

Ihr Plätzchen. Auch habe ich dann einen Plan im Kopfe, dessen jetzige Mittheilung noch zu früh und zur Unzeit wäre."[1] In demselben Briefe läßt sie ihrem Sohne für den sechsten Band der Werke danken, dessen Inhalt, „Tasso" und „Lila", ihr ganz neu war, und ihm zugleich berichten, daß sein „Römisches Karneval" auf dem Hofball zu Mainz mit aller Pracht aufgeführt worden. „Die Trauer um den Kaiser," meldet sie demselben am 22. April, „ist vorbei; alles ist in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen! Wenn's, wie die Sage lautet, Krieg gibt, dann mag Gott wissen, wann die Krönung ist! Indessen werden die Quartiere schon gemacht, und die Auffahrt (zum Wahltage) ist im Juli.[2] Ich will dies alles in Geduld abwarten. Und ein Kämmerlein soll Ihnen bei mir aufbehalten sein; denn den Tumult müssen Sie doch mit ansehn." Zu gleicher Zeit möchte sie wissen, wohin ihr Sohn, der im Frühjahr der aus Italien rückkehrenden Herzogin Mutter nach Venedig entgegengegangen war, eigentlich gereist sei; einige sagten, er sei in Venedig, andere, in der Schweiz. Die Vorbereitungen und Veranstaltungen zu den bevorstehenden Festlichkeiten nahmen die Aufmerksamkeit der edlen Reichsstädterin, welche jetzt zum viertenmal eine Krönung erleben sollte, sehr lebhaft in Anspruch. „Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe unmöglich zu bestimmen," schreibt sie am 12. Juni; „so viel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Karolin kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Kavalier, der unter keiner Begleitung eines kurfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt; denn unsere besten Wirthshäuser werden im ganzen vermiethet. Dem Dick im „rothen Hause"[3] sind schon 30,000 Florin

[1] Sie hoffte wohl, bei dieser Gelegenheit ihren Sohn wieder einmal bei sich zu sehn.

[2] In der Nachschrift des Briefes an Unzelmann vom 11. Mai heißt es: „Im Juli ist die erste Auffahrt zur Wahl; das gibt ein groß Spektakel. Mein Haus wird von oben bis unten vollgepfropft."

[3] Vgl. oben S. 482 Note 2.

geboten, aber er gibt's noch nicht dafür. Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle Platz kriegen werden; denn da kommen Gesandte, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der spanische, neapolitanische, von Sizilien einer u. s. w. Der päpstliche Gesandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus für 3000 Karolin gemiethet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht. Ich traue mir deswegen nicht, vor die Thür' zu gehn, und sitze, bei dem herrlichen Gotteswetter, wie in der Bastille: denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus; denn im Nehmen sind die Herren verhenkert fix; und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ich's keinem rathen, sie zu anderm Gebrauche zu bestimmen." Sie spricht die Hoffnung aus, daß ihr junger Freund nebst ihrem Sohne zur Krönung kommen werde. „Eine Stube sollen Sie haben, aber freilich müßten Sie sich begnügen, wenn's auch drei Treppen hoch wäre. Was thäte das? Wir wollen doch lustig sein!" Ihr eben aus Italien zurückgekehrter Sohn wurde bald darauf zu seinem Herzoge nach Schlesien beschieden. Sehr wohlthuend mußte für die begeisterte Frankfurterin die höchst ehrenvolle Weise sein, in welcher H. S. Hüßgen [1] in seinem in diesem Jahre erschienenen Werke: „Nachrichten von Künstlern und Kunstwerken in Frankfurt" ihres Sohnes gedachte, den er als seinen „Busenfreund im goldenen Alter" bezeichnet.

Der Wahltag verzögerte sich wider Erwarten. Erst am 30. September ward der menschenfreundliche Leopold zum Kaiser gewählt, und am 9. Oktober die Krönung feierlichst vollzogen. Sieben Tage darauf verließ der Kaiser Frankfurt. Bei der Frau Rath wurden, da ihr Haus im sogenannten hannöverischen Viertel lag, die beiden mecklenburgischen Prinzessinnen, die spätere Königin Luise von Preußen und die spätere Königin von Hannover, [2] als

[1] Vgl. B. 20, 193. Er war fast vier Jahre älter, als Goethe, mit dem er Schreibstunde hatte, und versprach in seiner Jugend sehr wenig.

[2] Zuerst an den Prinzen Ludwig von Preußen, nach dessen Tode an den Prinzen Wilhelm von Solms-Braunfels, endlich an den Herzog Ernst

Nichten der Königin von England, einquartiert.[1] Rahel hörte im September 1822 die letztere mit der gefälligsten Erinnerung von ihrem damaligen Aufenthalt im Goethe'schen Hause erzählen.[2] Die Frau Rath that den prinzlichen Kindern alles zu Gefallen und zur Unterhaltung, spielte und schaffte mit ihnen, ließ sie auch in ihre eigenen Zimmer kommen. Nach Bettinens höchst unzuverlässiger Erzählung wäre auch der Bruder der Prinzessinnen damals bei der Frau Rath einquartiert gewesen.[3] An einem Februar- oder Märzabende des Jahres 1808 sei nämlich ein besternter Mann bei der Frau Rath eingetreten, der gefragt habe, ob er heute mit ihr einen Speckſalat mit Eierkuchen essen werde. „Daraus schloß ich denn ganz richtig," erzählt sie, „daß er ein Prinz von Mecklenburg sei; denn wer hätte die schöne Geschichte nicht von deiner Mutter gehört, wie auf der Kaiserkrönung die jetzige Königin von Preußen, damals als junges Prinzessinnenkind, und ihr Bruder[4] der Frau Rath zusahen, wie sie ein solches Gericht zu speisen im Begriff stand, und daß dies ihren Appetit so reizte, daß sie es beide verzehrten, ohne ein Blatt zu lassen! Auch diesmal wurde die Geschichte mit vielem Genuß vorgetragen und noch manche

August von Cumberland (am 29. Mai 1815) verheiratet, dessen Erhebung zum hannöver'schen Throne im Andenken Deutschlands lebt. Goethe sah die beiden Prinzessinnen zuerst bei der Belagerung von Mainz (B. 25, 226), die letztere als Herzogin von Cumberland im August 1816 am Rheine (B. 6, 444), und auch noch später. Vgl. Zelter's Briefwechsel III, 94 f. 123. IV. 301.

[1] Jacob verlegt diese Geschichte irrig in den Sommer 1792, die Zeit der Krönung von Franz II, wo die Prinzessin Luise bereits im siebzehnten Jahre stand, und ihre Schwester Friederike im fünfzehnten.

[2] Vgl. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde III, 69.

[3] Briefwechsel mit einem Kinde I. 204 (196) f. Es könnte nur der spätere Großherzog Georg Friedrich Karl Joseph gemeint sein, geboren am 12. Aug. 1779; denn sein Bruder Karl Friedrich August war damals keine fünf Jahre alt. Dieser war es, der unsern Dichter mit dem Geschenke seiner zu Frankfurt angekauften großen elterlichen Hausuhr erfreute, deren bekannte Schläge ihn am Morgen seines Geburtstages so wunderbar überraschend trafen.

[4] Hier erwähnt sie der jüngern Schwester nicht, obgleich sie kurz darauf von mehreren Prinzessinnen spricht.

andere, z. B. wie sie den Prinzessinnen den Genuß verschaffte, sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen, und die Hofmeisterin (Demoiselle Gelieux) durch alle mögliche Argumente abhält, die Prinzessinnen abzurufen, und endlich, da diese nicht darauf Rücksicht nimmt, Gewalt braucht, und sie (die Hofmeisterin) im Zimmer einschließt. Denn, sagte die Mutter, ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, das ihnen nirgendwo gegönnt war, als in meinem Hause. Auch haben sie mir's beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren." Der Herzog von Mecklenburg verehrte der Frau Rath für die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder eine schöne Dose mit seiner Brillantchiffre. Damals war es auch wohl, daß der Prinzessin Luise, welche von ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen=Darmstadt, auf einen Besuch zum Kurfürsten von Mainz mitgenommen worden war, von der Frau von Coudenhoven, die sich dort als Oberhofmeisterin fühlte, verwiesen ward, daß sie mit langen Aermeln erschienen war, welche Behandlung ihrer Prinzessin die Frau Rath mit großem Unwillen vernahm. [1]

Am 20. Dezember 1790 schreibt die Frau Rath an ihren Fritz von Stein, welcher während der Krönung nicht, wie sie gehofft hatte, nach Frankfurt gekommen war: „Nach dem großen Wirrwarr, den wir hier hatten, ist's jetzt wie ausgestorben. Mir ist das ganz recht; da kann ich meine Steckenpferde desto ruhiger galoppiren lassen: ich habe deren vier, wo mir eins so lieb ist, wie's andere, und ich oft nicht weiß, welches zuerst an die Reihe soll. Einmal ist's brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt, und eine kindische Freude darüber habe; dann kommt das Klavier, [2] dann das Lesen, und endlich das lange

[1] Vgl. Rahel III, 70 f. Freilich müßte nach der dortigen Angabe die Prinzessin damals schon fünfzehn Jahr alt gewesen sein, während sie wirklich erst im fünfzehnten Jahre stand.

[2] Vgl. S. 525 Note 1. Maria Belli erzählt (III, 93 *), noch in ihrem

aufgegebene, aber wieder hervorgesuchte Schachspiel. — Ich habe die Gräfin von Isenburg bei mir logiren, der das obenbenannte Spiel auch große Freude macht; wenn wir beide Abends zu Hause sind, welches, gottlob! oft passirt, dann spielen wir, und vergessen der ganzen Welt, und amüsiren uns königlich." Die Gräfin von Isenburg scheint längere Zeit bei der Frau Rath gewohnt zu haben, wie aus einem Briefe der letztern vom 1. Mai 1791 an ihre älteste Enkelin Luise hervorgeht, welcher sie schreibt: „Tausend Dank für dein schönes, geschmackvolles, und zugleich prächtiges Arbeitstischchen! So ist keins in Frankfurt! Es wird aber auch deswegen von Haus zu Haus zum Beschauen herumgetragen. Heute (sie aß an diesem Tage, als einem Sonntage, bei Frau Stock) ist's bei Frau St** (Stock), und ich freue mich auf den Nachmittag, wie meine geschickte Luise von Alt und Jung in meiner Gegenwart wird gelobt und gepriesen werden. Sobald es ausgepackt ward, trug ich es zu meiner Frau Gräfin, die bei mir wohnt: ich mußte es den ganzen Tag oben lassen, damit sie es denen Herrschaften, die sie besuchen kämen, zeigen könnte. Sämmtlich verliebten sie sich hinein, und jede hätte gern so ein schön Möbel in ihr Prunkzimmer gehabt, und ich wurde um so eines geschickten Enkels willen von allen beneidet, welches mir denn sehr wohl that. Nimm also nochmals meinen besten Dank dafür an! Die andere Woche soll eine Schachtel voll klein Brod und sonstiges Bonbon eure Herzen erlaben."

Da man in Frankfurt mit dem Gedanken umging, dort, wie in Mainz geschehen war, ein Nationaltheater zu begründen, so faßte Unzelmann neue Hoffnung zur Rückkehr. Die Frau Rath, an welche er sich in dieser und in anderen Privatangelegenheiten

sechsundsechzigsten Jahre habe sie den Violinschlüssel von Fräulein Friedel, einer ausgezeichneten Klavierlehrerin, gelernt, um ein Quartett auf die Melodie des Liedes aus „dem unterbrochenen Opferfest": „Kind, willst du ruhig schlafen?" spielen zu können; ihre Lehrerin habe ihr dafür einen neuen Kreuzer geschenkt, den sie zum Scherze lange als ehrende Belohnung an einem Bändchen getragen habe.

gewandt hatte, schrieb ihm am 21. Mai 1791: „Mit unserm Nationaltheater hat es in soweit seine Richtigkeit, daß der Magistrat seine Einwilligung dazu gegeben hat. Nun muß das Kollegium der Herren Einundfünfziger noch mit einstimmen, woran wir denn auch nicht zweifeln. Das ist aber auch alles, was ich von der Sache weiß. Daß man schon an Ihnen gedacht haben sollte, ist möglich, aber als Direktor — das ist ein bischen unwahrscheinlich. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie das Gewisse nicht verlieren und nach dem Ungewissen greifen! So lange die Unternehmer nicht selbst an Ihnen schreiben, ist alles andere Geschwätz Wischiwaschi. Zudem kann ich mir nicht vorstellen, daß Ihr jetziger Aufenthalt Ihnen nicht mehr behagte, wo Sie so viel Glück zurücklassen müßten, das Sie hier schwerlich finden würden; denn die Zeit hat viel, viel verändert; das können Sie mir auf mein Wort glauben!![1] Rathen, was Sie thun sollen, das kann ich auf keine Weise, da ich ja wegen Ihrer dortigen Verhältnisse ganz unwissend bin; und eben so unwissend bin ich, was das hiesige neue Theaterwesen anbelangt. Ich bekümmere mich jetzt, Gott sei Lob und Dank!!! um all des Zeugs nicht mehr; denn niemand weiß besser, als Sie, wie ich für meine Mühe, Sorgen und Wohlthaten bin belohnt worden. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Da haben Sie meine jetzigen Gesinnungen, und Gelehrten ist gut predigen." Der Ton ist hier offenbar ein etwas kalt abweisender. Die Frau Rath sah wohl ein, daß es im Grunde nur eine Laune sei, wenn Unzelmann sich von Berlin fortsehnte, und daß er sich in Frankfurt bald unglücklich fühlen werde, weshalb sie auch die leiseste Aeußerung des Wunsches, ihn wieder bei sich zu sehn, sorgfältig vermied. Auch fürchtete sie wohl seine Leidenschaftlichkeit.

In demselben Jahre erlebte die Frau Rath den herben Verlust ihres alten, biedern und edlen Freundes Merck, welcher, nachdem er in Paris, wohin ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt abgesandt hatte, auf kurze Zeit frisch aufgelebt war, zu Hause wieder

[1] Sie deutet an, daß bei ihr und anderen Freunden Unzelmann's die Leidenschaft zum Theater in Folge vieler Unannehmlichkeiten erloschen sei.

von körperlichen und geistigen Leiden gequält, am 27. Juni 1791 seinem so thätigen und in den verschiedensten Beziehungen so folgereich anregenden, für den weiten Kreis seiner Freunde und Gönner höchst erfreulich wirksamen Leben durch eine Kugel ein Ende machte. Wie tief mußte Goethe's Mutter das unglückliche Ende des Mannes betrauern, der ihrem Wolfgang und ihrem ganzen Hause sich als ein treuer, stets mit Rath und Hülfe zur Hand gehender Freund bewiesen, mit welchem sie die glücklichsten Stunden verlebt hatte!

Am 14. Juli 1792 wurde nach dem unerwartet frühen Tode Leopold's II. dessen Sohn als Franz II. zum Kaiser gekrönt. Die Krönung hatte auch wieder die mecklenburgischen Prinzessinnen nach Frankfurt geführt, die, wenn sie auch diesmal nicht bei der Frau Rath wohnten, sie doch mit ihrem freundlichen Besuch erfreuten. Goethe selbst verweilte auf der Reise nach der Champagne vom 16. bis 20. August in Frankfurt. „Meine alten Freunde und meine zunehmende Vaterstadt," schreibt er am 18. August an Jacobi, „habe ich mit Freuden gesehen." In Mainz verlebte er zwei muntere Abende mit seinen Freunden Sömmering, Huber, Georg Forster u. a., die nicht unterlassen konnten, seine Aehnlichkeit mit der Mutter in heiterm Betragen und lebhaften Reden mit freudiger Anerkennung mehrfach zu betheuern.[1] Aber über seine Vaterstadt sollte bald ein großes Unheil ausbrechen. Am 22. Oktober mußte sich Frankfurt an Custine's Untergeneral Viktor Neuwinger ergeben; es wurde eine Kontribution von zwei Millionen Gulden der Stadt aufgelegt. Custine kam selbst am 27., und verlangte die Zahlung der Summe in zwei Tagen. Vier Tage darauf war die eine Million abgetragen und für die Sicherheit der zweiten gesorgt. Am 2. Dezember rückten die Hessen und Preußen in die Stadt ein, die vorher von ihnen beschossen worden war.

Als Goethe nach dem traurigen Rückzuge Ende Oktober einige Tage in Trier zur Erholung und Herstellung verweilte, traf ihn ein Brief seiner Mutter, in welchem diese ihm den am 19. September erfolgten Tod ihres Bruders, des Schöffen Textor,

[1] Vgl. B. 25, 4. oben S. 497.

meldete, und zugleich die ihr zur weitern Besorgung anvertraute Anfrage an ihn stellte, ob er, falls ihm unter den Loosenden die goldene Kugel zufallen sollte, eine Rathsherrnstelle anzunehmen geneigt sei. Leider gestatteten ihm die Umstände nicht, den Rückweg über seine Vaterstadt zu nehmen; erst nach seiner Heimkehr vermochte er die nöthige Fassung zu gewinnen, um auf ein solches Anerbieten nach Gebühr zu erwiedern.[1] Und so schrieb er denn am 24. Dezember an die Mutter:[2] „Die Hoffnung, Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Frankfurter Freunde bald wiederzusehn, ist mir nunmehr verschwunden, da mich die Umstände nöthigten, von Düsseldorf über Paderborn und Kassel nach Weimar zurückzufahren. Wie viel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt! wie sehr die Lage bedauert, in der sich meine Landsleute befinden! Wie sehr habe ich aber auch das Betragen derselben unter so kritischen Umständen bewundert! Gewiß hätte mir nichts schmeichelhafter sein können, als die Anfrage, ob ich mich entschließen könne, eine Rathsherrnstelle anzunehmen, wenn das Loos mich träfe, die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre ist, als Frankfurter Bürger geboren zu sein. Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu schätzen so viele Ursache habe, konnten mir kein schöneres Zeichen ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem sie mich in dieser wichtigen Epoche werth halten, an der Verwaltung des gemeinen Wesens, Theil zu nehmen. Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durchleben hatte, und ich konnte nach den Umständen die Hoffnung fassen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterstadt wiederzusehn. Da war es meine Absicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage, in der ich mich gegenwärtig

[1] Goethe stellt B. 25, 132 die Sache irrig so dar, als ob er schon von Trier aus erwiedert hätte. Nach der Antwort Goethe's müßte er den Brief der Mutter vor seiner Rückkehr nach Trier empfangen; denn er sagt, er sei ihm „mitten im Getümmel des Kriegs“ zugekommen.

[2] Den Brief theilt Riemer II, 332 f. mit.

befinde, umständlich und aufrichtig vorzulegen." Nachdem er bemerkt hat, daß er nur mit dem größten Undank seine Stelle zu Weimar in einem Augenblick verlassen könnte, wo der Staat treuer Diener am meisten bedürfe, schließt der Brief mit den Worten: „Sobald es die Umstände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun, und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen, was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehn konnte. Möge alles, was meinen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben, und uns allen der wünschenswerthe Friede wiedererscheinen! Leben Sie wohl!"

Der Kronprinz von Preußen, der seinen Vater zu dem unglücklichen Feldzuge nach der Champagne begleitet hatte, verweilte mit diesem den Winter über zu Frankfurt. An Unzelmann, dem die Frau Rath und ihre Freundin, Frau Stock, für sein niedliches Neujahrsandenken ihren Dank aussprechen, mit dem Wunsche, daß das künftige Jahr die Glückseligkeit, die er jetzt genieße, noch vermehren möge, schreibt Goethe's Mutter am 22. Januar 1793: „Aus den Zeitungen werden Sie unsere Lage wissen. Preußen und Hessen halten bei uns Winterquartiere. Ihro preußische Majestät befindet sich in höchstem Wohlsein. Ich habe die Freude, Höchstdieselben alle Tage im Schauspiel zu sehn, da meine Loge gerade gegen ihm über ist. [1] Daß die Mainzer Truppe ganz auseinander gegangen ist, werden Sie wissen. — Unser Theater hat gerade gute Zeiten erlebt, die Krönung, jetzt die vielen Prinzen, Generale, Offiziere und vor allen den König von Preußen." Gegen Ende März kamen auch die beiden mecklenburgischen Prinzessinnen auf der Rückreise von Hildeburghausen nach Darmstadt in Frankfurt an, wo sich bald zwischen Luise und dem Kronprinzen, so wie zwischen der jüngern Prinzessin und dem Prinzen Ludwig von Preußen ein inniges Verhältniß bildete, so daß bereits am 24. April die Doppelverlobung in Darmstadt vollzogen ward. Die ergötzliche Geschichte mit der Dose, welche der Herzog von Mecklenburg der Frau Rath

[1] Der König saß in der Mittelloge ersten Ranges. Die Frau Rath hatte ihren Logenplatz Parterre Nro. 5 rechter Hand.

geschenkt hatte, muß in diese Zeit fallen. Die Frau Rath hatte, so lautet jene Erzählung, welche Rahel (III, 69 f.) uns aus dem Munde der Herzogin von Cumberland mittheilt, ihre Loge dicht neben derjenigen, in welcher der König von Preußen saß; sie hatte ihren gewöhnlichen Logenplatz verlassen, um dem Könige recht nah zu sein und von ihm bemerkt zu werden. „Ich nehme meine Dose," erzählt die Frau Rath, „geh' in's Theater, stelle sie mit drauf drückender Hand fest auf den Logenrand. Der König sieht nichts. Ich nehme eine Prise, setze die Dose näher an den König, und sehe ihn an. Er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen. Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher, und sehe wieder den König an. Endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei! Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!" „Ja, Ihro Majestät," antworte ich; „die hab' ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg." Diese Geschichte, welche die Frau Rath mit Wohlgefallen ihren Prinzessinnen später erzählte, zeigt neben der außerordentlichen Gutmüthigkeit und dem natürlichen Humor auch die Freiheit, mit welcher sie sich fürstlichen Personen gegenüber zu benehmen wußte; hatte sie ja auch dem deutschen Volke einen Fürsten im Reiche des Geistes geboren, so daß sie sich Fürsten ebenbürtig glauben durfte.

Im Mai desselben Jahres erlebte die Frau Rath die Freude, ihren Sohn, der dem Herzog zur Belagerung von Mainz folgte, auf ein paar Wochen bei sich zu sehn. Nach der Uebergabe von Mainz ging dieser nach Mannheim und Heidelberg; am letztern Orte sah er seinen Schwager Schlosser, der unterdessen seine zweite Tochter Julie verloren hatte. Auf der Rückreise, Mitte August, verweilte er in Frankfurt länger als eine Woche, doch wußte er, als er die „Belagerung von Mainz" schrieb, davon, wie er selbst äußert (B. 25, 268), wenig zu sagen.[1] Der schöne bürgerliche Besitz, dessen sich die Mutter in Frankfurt erfreute, war dieser bei den kriegerischen Bedrängnissen der Zeit zur Last gewesen, ohne

[1] Vgl. die Briefe an Jacobi aus Frankfurt vom 11. und 19. August.

daß sie sich getraute, sich selbst dieses zu gestehn. Goethe klärte sie jetzt über ihren Zustand auf, und ermunterte sie, sich solcher Bürde zu entledigen; doch waren die Zeiten, wie sich bald bestimmter auswies, einem solchen Unternehmen gar zu ungünstig. Auch Schlosser kam im Herbste dieses Jahres mit seiner Familie nach Frankfurt, von wo er sich zu einem „Kongreß" nach Pempelfort zu Jacobi begab. Hier war es, wo Nicolovius der Tochter Schlosser's sein Herz zuwandte. Bei den drohenden Verhältnissen verkaufte die Mutter im Jahre 1794, in welchem ihr Freund, Rath Crespel, dessen freilich seit den achtziger Jahren in den Briefen der Frau Rath keine Erwähnung geschieht, Frankfurt verließ und nach Laubach übersiedelte, zuerst den wohl bestellten Weinkeller, die in manchen Fächern reiche Bücher- und Gemäldesammlung und anderes, was ihr bei einem nöthigen Umzug zur Last sein würde. Vorab wollte sie, ungeachtet mehrfacher Aufforderungen des Sohnes, Frankfurt nicht verlassen, da sie für ihre Person nichts fürchtete; „sie bestärkte sich," erzählt Goethe (Bd. 27, 24), „in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten (vgl. S. 408 Note 1) in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war, weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte." Doch schreibt Goethe am 14. August an Fritz von Stein: „Am Rheine ist alles in Furcht und Sorgen; auch meine Mutter hat eingepackt, und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. Würde es übler, so kann sie zu mir." Und an Jacobi meldet er am 8. September: „Meine Mutter steht auch auf dem Sprunge; sie hat sich doch endlich entschlossen, was transportabel war, wegzuschicken. Ich habe indessen einige Zimmer zurechte gemacht, um sie allenfalls aufzunehmen." Doch hielt sie Stand, und wußte auch, auf den Wunsch von Wieland und ihrem Sohne, Frau Sophie von la Roche, die zu ihrem Freunde Wieland flüchten wollte, zu Offenbach zurückzuhalten, und ihre Sorge für den Augenblick zu beschwichtigen. Schlosser hatte zu derselben Zeit bei sich den Entschluß zur Reise gebracht, nach Holstein

auszuwandern, was die Mutter zu seinem und seiner Kinder Vortheil fand, und sie äußerte, daß sie, falls es bei ihr in Frankfurt unruhig werden sollte, zu ihm nach Holstein ziehen wolle,[1] wozu sie gewiß nur die alleräußerste Noth gebracht haben würde.

Im Jahre 1795 kam der Hausverkauf endlich zu Stande, wobei die Möbel, welche die Mutter nicht mitnehmen wollte, öffentlich versteigert wurden; sie bezog ein heiteres Quartier auf dem Roßmarkt, der Hauptwache schräg gegenüber, im sogenannten „goldenen Brunnen", im zweiten Stocke, und dieser Wechsel gewährte ihr bei den immer mehr sich trübenden politischen Aussichten eine zerstreuende Beschäftigung.[2] Die drei ersten, 1795 erschienenen Bände von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" gereichten Goethe's Mutter zur größten Freude.[3] Eine aus den „theologischen Annalen" abgeschriebene Beurtheilung des sechsten Buches, der „Bekenntnisse einer schönen Seele", schickte sie dem Dichter mit folgenden Worten:[4] „Meine Rezension ist die, Psalm 1 V. 3: Auch seine Blätter verwelken nicht. Das ist der lieben Klettenberg wohl nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter.[5] Gottes Segen und tausend Dank dafür! Und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt, daß kein gutes Samenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit, so laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen." Nach Bettine (II, 269 f.) legte sie das Lied Mignon's: „So laßt mich scheinen, bis ich werde" (B. 17, 288 f.), gar herrlich aus, indem sie bemerkte, dies allein müsse schon beweisen, welche tiefe Religion in ihrem Sohne liege. Auch das

[1] Vgl. Nicolovius „J. G. Schlosser's Leben und literarisches Wirken" S. 227 f.
[2] Vgl. B. 27, 47.
[3] Vgl. B. 27, 42.
[4] Vgl. Jacob S. 417.
[5] Bekenntnisse der Klettenberg hatten dem Dichter vorgelegen.

andere Lied Mignon's: „Nur wer die Sehnsucht kennt" (B. 16, 288 f.), hatte ihr tiefstes Herz gerührt. Vgl. daselbst II, 271.

In diese Zeit, und wohl schon früher, fällt die Bekanntschaft der Frau Rath mit der später so berühmten Schauspielerin Hendel-Schütz, damaligen Frau Eunike. „Unsere späterhin so berühmt gewordene mimische Künstlerin Henriette Hendel-Schütz," erzählt ihr späterer Gatte,[1] „die auf der Frankfurter Bühne im Jahre 1789, als die eben erst, in einem Alter von achtzehn Jahren,[2] verheiratete Gattin des noch (im Jahre 1826) zu Berlin lebenden Sängers Eunike, ihre höhere theatralische Laufbahn begann, und sich damals viel in Goethe's elterlichem Hause befand, hat mir öfters mit der ihr so eigenen lebendigen Auffassungs- und Darstellungsgabe diese wackere Frau (Goethe's Mutter), die sich auf das innigste für das schon in seinem ersten Aufblühen so viel verkündigende Talent der jungen Künstlerin interessirte, charakterisirt, und versichert, daß sie ihrem scharftreffenden Urtheil und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, wie vor jeder Ziererei in ihrem Spiel zu hüten, vornehmlich den frühen Gewinn der ächten Naturwahrheit in der Ausübung ihrer Kunst zu verdanken gehabt habe. Sehr anziehend war es auch, von dieser Künstlerin den seltsamen Kontrast schildern zu hören und zu sehn, den das geradsinnige und energische Wesen der Mutter Goethe's zu der süßlichen Empfindsamkeit und überspannten Sentimentalität der bekannten Dichterin Sophie la Roche bildete, die sich zu jener Zeit ebenfalls oft im Goethe'schen Hause befand, wo denn diese so diametral entgegengesetzte Verschiedenheit der Charaktere dieser beiden Frauen nicht selten zu den komisch-interessantesten Szenen zwischen ihnen Veranlassung ward. — Sie trug oft mit wahrer Begeisterung

[1] F. K. J. Schütz „Goethe's Philosophie" VII, 3 ff.

[2] Sie war geboren am 13. Februar 1772, wurde mit ihrem Gemahl, dem Berliner Tenoristen Eunike, 1789 am Mainzer Theater angestellt, von wo sie auch zur Meßzeit nach Frankfurt kamen, ging darauf im Jahre 1792 nach Amsterdam, kehrte aber im Oktober 1794 nach Frankfurt zurück, von wo sie 1796 nach Berlin berufen ward. Vgl. den Nekrolog der Deutschen XXVII, 211 ff.

diejenigen seiner (von Goethe's) Dichtungen, die sie besonders liebte, im Kreise der Freunde und Freundinnen ihres Hauses vor; besonders aber sang sie gern mehrere scherzhafte seiner von Reichardt komponirten Lieder,[1] vornehmlich das Lied aus dem „Faust": „Es war einmal ein König", indem sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte, den „Chorus" zu machen, und am Ende dann gewöhnlich, die rechte Hand auf die Brust legend, mit gerechtem Stolze in ihrem herzigen Frankfurter-Dialekt, den sie beständig sprach, zu sagen pflegte: Den hab' ich geboren!"

Am 5. Juni 1795 wurde zu Ansbach, wohin sich Schlosser nach Niederlegung seines Amtes, da der Norden der Gesundheit seiner Gattin einstweilen nicht förderlich schien, im Sommer 1794 begeben hatte, die Vermählung von Schlosser's ältester Tochter mit Nicolovius vollzogen,[2] der im Februar 1795 vom Herzog von Oldenburg und Bischof von Lübeck zum Kammersekretär ernannt worden war. Die Großmutter hatte ihrer geliebten Luise in einem Briefe vom 21. März 1794[3] zu ihrem Brautstand Glück gewünscht. „Siehst du nun," hatte sie ihr geschrieben, „wie Gott gute Kinder schon hier belohnt? Ist deine Heirat nicht beinah ein Wunderwerk, und daß sich alles so schicken muß, daß deine lieben Eltern und Geschwister nun mit dir gehen! Das würde doch nicht so leicht gegangen sein, wäre kein Krieg ins Land gekommen. Merke dir das auf dein ganzes Leben! Der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erweckt, kann auch alles, was wir mit unseren blöden Augen für Unglück ansehn, zu unserm Besten wenden. Nun, liebe Luise, du einzige, die mir von einer theuern und ewig geliebten Tochter übrig geblieben ist, Gott segne dich! Sei die treue Gefährtin deines zukünftigen braven Mannes, mache ihm

[1] Reichardt's Kompositionen der Goethe'schen Lieder erschienen im Jahre 1794.

[2] Daß Goethe dieser Verbindung abhold gewesen und dem trefflichen Nicolovius stets fremd geblieben, hätte der neueste Biograph Goethe's nicht nachschreiben sollen.

[3] Vgl. A. Nicolovius „Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius" S. 68.

das Leben so froh und glücklich, als nur in deinem Vermögen steht, sei eine gute Gattin und deutsche Hausfrau, so wird deine innere Stütze, den Frieden deiner Seele, nichts stören können. Behalte auch in der weitern Entfernung deine Großmutter lieb! Mein Segen begleitet dich, wo du bist." Im Februar des folgenden Jahres (1796) schrieb Goethe's Mutter an Nicolovius und ihre Enkelin in Eutin:[1] „Daß meine ehemaligen Freunde und Bekannte sich meiner noch in Liebe erinnern, thut meinem Herzen wohl, und versetzt mich in die so seligen Tage der Vorzeit, wo mir in dem Umgang der edlen und biedern Menschen so wohl ward, wo ich so viel Gutes sah und hörte, so viel Nahrung für Herz und Geist genoß: niemals; nein niemals werde ich diese herrliche Zeit vergessen. Da ihr, meine lieben Kinder, nun das Glück habt, unter diesen vortrefflichen Menschen (Fr. L. Stolberg und Fr. Jacobi) zu leben, so gedenkt meiner zuweilen! Nicht ganz aus dem Andenken dieser mir ewig unvergeßlichen Freunde ausgelöscht zu sein, wird mir in meiner Einsamkeit, auch in der großen Entfernung, Freude und Wonne sein. Mein lieber Sohn Schlosser nebst Weib und Kinder werden im Frühjahr zu mir kommen; die Ankunft wird für mich freudevoll und lieblich sein, aber der Abschied!! Wenn ich denke, daß aller Wahrscheinlichkeit nach es das letztemal sein wird, daß Frau Aja dieses Vergnügen genießt, daß die große Entfernung Korrespondenz und alles übrige erschwert, so habe ich nur einen Trost, den ich aber mit den beiden Händen halten muß, daß er mir nicht entwischt, nämlich daß ihr alle zusammen alsdann eine der glücklichsten Familien ausmachen werdet, und daß ich in den ganz sonderbaren Fügungen und Lenkungen euer aller Schicksale erkennen, fühlen und mit gerührtem Herzen bekennen und sagen muß: Das ist Gottes Finger! — Nun dieser Gott, der bisher so viel Gutes unter uns erzeigt hat, der wird's auch in diesem Jahre an keinem Gute mangeln lassen; er segne euch, erhalte euch froh und freudig!" Dasselbe rührende Gottvertrauen,

[1] Vgl. a. a. O. S. 87 f.

dieselbe selig das Herz durchströmende Liebe spricht aus dem Jubelbriefe, mit welchem sie bald darauf, am 5. April, die Geburt ihres ersten Urenkels begrüßte.[1] „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge thut!“ schreibt sie den glücklichen Eltern. „Ja wohl, an euch, an mir, an uns allen hat er sich auf's neue als den manifestirt, der freundlich ist und dessen Liebe ewiglich währet. Gelobet sei sein ewiger Name! Amen! Lieben Kinder! Gott segne euch in eurem neuen Stand! Der Vater- und Muttername ist ehrwürdig. O was für Freuden warten eurer! Und glückliches Knäblein! Die Erziehung solcher vortrefflichen Eltern und Großeltern (Schlosser's und seiner Gattin) zu genießen! Wie sorgfältig wirst du, mein kleiner Liebling, nach Leib und Seele gepflegt werden! wie frühe wird guter Same in dein junges Herz gesäet werden, wie bald alles, was das schöne Ebenbild Gottes, was du an dir trägst, verunzieren könnte, ausgerottet sein! Du wirst zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und bei den Menschen. Die Urgroßmutter kann zu allem diesem Guten nichts beitragen; die Entfernung ist zu groß. Sei froh, lieber Johann Georg Eduard! Die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu, thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wenn sie greinen oder schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehn, warum sie lachen, warum sie greinen.[2] Aber lieb will ich dich haben, mich herzlich deiner freuen, deiner vor Gott oft und viel gedenken, dir meinen urgroßmütterlichen Segen geben. Ja, das kann ich, das werde ich. Nun habe ich dem jungen Weltbürger deutlich gesagt, was er von mir zu erwarten hat.“

[1] Daselbst S. 88.

[2] Bettine läßt (Dies Buch gehört dem König S. 53) die Frau Rath sagen: „All das Pädagogenwesen ist nichts, der Emil von Rousseau bis auf Herrn Haberlein, der in unserm Haus Präzeptor war und manch pädagogisch Vorlesung gehalten hat, und hat als gemeint, ich sollt' mich mit meiner Erziehung danach richten. Aber die unwiderstehlichen Gründe der menschlichen Natur waren in meiner Seele zu stark; die haben mich einen andern Weg einschlagen lehren.“

Im Mai desselben Jahres verließ Schlosser mit seiner Familie Ansbach, und begab sich über Frankfurt nach Eutin, wo ihn seine Kinder und ein Kreis treuer Freunde empfingen. Aber kaum hatte er seine geliebte Vaterstadt und seine treuliebende Schwiegermutter verlassen, als über jene sich ein schreckliches Unheil entlud. Am 12. und 13. Juli beschossen die Franzosen die Stadt, welche der General Wartensleben den Oestreichern zu erhalten wünschte. Viele Bewohner Frankfurt's flohen nach Offenbach und Hanau. Die Straßen wurden mit nassem Stroh belegt und Wasser auf die Böden der Häuser gebracht; man verbarg sich in Kellern und Gewölben. Am härtesten wurde die Judengasse getroffen, wo hundertundvierzig Häuser nebst dem Dachstuhl der Synagoge abbrannten. Den Schaden schätzte man auf eine Million Gulden.[1] „Meine Mutter", sagt Goethe (B. 27, 58 f.), „in ihrem schönen neuen Quartiere an der Hauptwache, hat, gerade die Zeil hinaufschauend, den bedrohten und beschädigten Theil vor Augen; sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller, und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deshalb verdiente beigelegt zu werden."[2] Die Franzosen, die am 16. Juli in die Stadt rückten, forderten eine Kontribution von sechs Millionen Franken in baarem Gelde und zwei in Lieferungen, und schleppten, weil diese, trotz der allgemeinen Opferwilligkeit, nicht in der bestimmten Frist zusammengebracht wurden, mehrere der angesehensten Männer als Geißeln fort.[3] Goethe schreibt am 23. Juli an Schiller: „Frankfurt hat 174 Häuser verloren, zahlt acht Millionen Livre's Geld, anderthalb Million Tuch und Zeug und eine Menge Vivre's; dafür soll kein Einwohner ohne Urtheil und Recht mortifizirt werden. — Von meiner Mutter habe ich noch keine Nachricht. Sie wohnt auf dem großen Platz, wo die Hauptwache steht, und

[1] Vgl. Maria Belli VIII, 74.

[2] „Für den (am 28. Juli mitgetheilten) Brief Ihrer Mutter danken wir schönstens," schreibt Schiller an Goethe (Nro. 197). „Außer dem, was er Historisches enthält, interessirte uns die Naivetät ihrer eigenen Art und Weise."

[3] Vgl. Maria Belli VIII, 75 * 79 f. *

sieht gerade die Zeil herauf; sie hat also den ganzen Halbkreis der Stadt, der bombardirt ward, vor Augen." Erst am 9. September verließen die Franzosen das arg gepreßte Frankfurt.

Am 3. August 1797 kam Goethe, der bereits in den beiden vorhergehenden Jahren eine Reise nach Frankfurt beabsichtigt hatte,[1] nach eben hergestelltem Frieden mit seiner Familie bei der Mutter an, die er kurz vorher (nach einem ungedruckten Briefe derselben vom 15. Mai) durch den verbesserten Text der Mozartischen Oper: Cosi fan tutte erfreut hatte. Es war das erstemal, daß er dieser seine geliebte Christiane Vulpius und seinen sieben Jahr alten Sohn vorstellen konnte. Daß die Verbindung ihres Sohnes mit der geliebten Freundin der kirchlichen Weihe entbehrte, mochte freilich die erste Zeit über der Frau Rath nicht ohne Anstoß sein, aber sie freute sich, daß er in dieser ihn von manchen konventionellen Förmlichkeiten freimachenden Verbindung sich wahrhaft glücklich fühlte, und wollte und konnte es ihm nicht verdenken, daß er eine Scheu trug, sich einer kirchlichen Handlung zu unterwerfen, die ihm nur eine leere Form schien. So hatte sie denn die Geburt des ersten, gerade zu Weihnachten des Revolutionsjahres ihrem Wolfgang geschenkten Knaben, bei dem der Herzog Karl August Pathenstelle versah, sehr erfreut, und sie war bald mit ihrer Schwiegertochter in den herzlichsten Briefwechsel getreten. Auch bei ihrer persönlichen Bekanntschaft gefiel Christiane Vulpius der Frau Rath außerordentlich.[2] Goethe blieb in Frankfurt bis zum 25. August, doch dürfte er die Seinigen schon früher zurückgesendet haben.[3] Es war das letztemal, daß er die geliebte Mutter sehn sollte, da ihn in den nächsten eilf Jahren sein Weg fast nur zu den böhmischen Bädern führte. Eine große Freude aber wird er

[1] Vgl. Brief an Schiller vom 16. Oktober 1795. Brief an Meyer vom 3. April und 1. August 1796.

[2] Vgl. Riemer I, 358. Unglaublich klingt die Ueberlieferung bei Maria Belli III, 107*, Christiane Vulpius habe nicht lesen können.

[3] Am 7. Juli schreibt er an Meyer: „Ich gehe nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kleinen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme."

dieser durch sein herrliches im Oktober dieses Jahres erschienenes Gedicht „Hermann und Dorothea" bereitet haben, wo sie in der sorgsamen und liebevollen Mutter, wie einst im „Götz", ihr treues Ebenbild finden durfte. Die in Folge der Ende 1796 erschienenen „Xenien" bis gegen Ostern 1797 von allen Seiten gegen Schiller und ihren Sohn sich erhebenden maßlosen, oft gemeinen Angriffen werden sie wenig berührt haben. [1]

Nach dem am 11. September 1797 erfolgten Tode des Schöffen Peter Hieronymus Schlosser erging an ihren Schwiegersohn J. G. Schlosser der Ruf zu einer erledigten Syndikatsstelle, und zwar in ganz ungewöhnlich ehrenvoller Weise, indem in Gemäßheit kaiserlicher Dispensation von der bei solchen Ernennungen vorschriftsmäßigen Kugelung diesmal Umgang genommen werden sollte. Der Wunsch, der Vaterstadt seine Kräfte nach Vermögen zu weihen, bestimmte den edlen Mann zur Annahme dieser Stelle, und so sehen wir Schlosser denn Eutin mit seiner Gattin und seinen beiden jüngeren Kindern am 20. Oktober 1798 verlassen. Die Frau Rath freute sich dieser Rückkehr ihres Schwiegersohnes, den sie bei ihrem hohen Alter nicht mehr wiederzusehn gedacht hatte, und pries Gott, der ihm eine solche Wirksamkeit in seiner Vaterstadt als Lohn eines edlen, dem Besten seiner Mitmenschen eifrig gewidmeten Lebens zuerkannt habe.

Fünf Monate vorher, im Mai 1798, besuchte die junge Königin von Preußen auch die Rhein- und Maingegend; ihr Weg führte sie in Begleitung ihres königlichen Gemahles über Kassel, Hanau, Darmstadt und Frankfurt. Damals war es wohl, daß die Frau Rath von der Königin nach Wilhelmsbad bei Hanau eingeladen ward, wo sie mit dieser in den Brunnensaal hinabging und dort neben ihr saß, während aller Art Menschen sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe fragte in einem fort — so hörte Rahel (III, 71 f.) die Herzogin von Cumberland

[1] In einem noch ungedruckten Briefe aus dem Anfange unseres Jahrhunderts belobt sie Schiller und ihren Sohn, daß sie des Rezensentenklatsches nicht achten.

im Jahre 1822 erzählen —, wer die ihr unbekannten Personen seien. „Wer ist die? Wer ist das?“ Und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragt, die eben gesprochen hatte, antwortet die Königin: „Frau von Coudenhoven.“ „Die Frau von Coudenhoven,“ fährt Frau Goethe lebhaft auf, „die so grob war? (Vgl. oben S. 532) Lassen Ihro Majestät ihr nun gleich befehlen, sie soll sich ihre Aermel abschneiden!“ rief sie in größter Wuth.

In einem ungedruckten Briefe der Frau Rath vom 2. April 1799 kündigte diese ihrem Sohne für den Sommer den Besuch der Frau von la Roche bei ihrem alten Freunde Wieland in Osmannstedt an, den sie vor mehreren Jahren geschickt abzuwenden gewußt hatte. Eine vollständige Schilderung dieses Besuches hat Frau von la Roche selbst in der Schrift: „Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799“ gegeben.[1] Am 15. Juli kam sie in Osmannstedt an. Bald darauf genoß sie mit Wieland und Goethe einen Tag zu Tiefurt bei der Herzogin Mutter. „Wenige Tage nachher,“ so erzählt Frau von la Roche, „kam Goethe, freundlich die Mittagsuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn (der damals das Freigut zu Oberrosla nahe bei Osmannstedt besaß. Vgl. B. 27, 70) und Wieland, wie zwei verbündete Genie's, ohne Prunk oder Erwartung mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder der Phantasie den eigenen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange vor Wieland's Wohnzimmer zu treffen, als Goethe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben (vielmehr schon im März 1798. Vgl. Briefwechsel mit Schiller Nro. 439. 441. an Knebel Nro. 169) gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen charakteristischen Bilde des alten Grafen von Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien, und sich gewiß, als edler Deutscher,

[1] Vgl. auch Wieland's ausgewählte Briefe IV, 244 f. Goethe setzt B, 27, 70 f. den Besuch ein Jahr zu früh, wie sich ähnliche Verschiebungen in den „Annalen“ auch sonst finden.

über diese zwei große Deutsche und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte, alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schoße der Natur gesucht. Nach Tische bedauerte Goethe, daß die Gegenden um Weimar so wenig Erdbeeren und Kirschen trügen. Gern hätt' ich ihm geantwortet: „Wer alle Früchte des Geistes vereint, verliert das Recht, über Mangel des andern Obstes zu klagen." — Bald nach diesem schönen Tage speisten wir bei Goethen, und genossen wirklich ein Fest der Seelen, wie einst ein Britte sich ausdrückte. Mir dünkte das Ganze in einer Römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule (jetzt sieht man im Flur ein paar Nischen mit Statuenabgüssen) erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit dem in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphael's Stanzen befindet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! (Jetzt steht hier auch die kolossale Junobüste.) — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches, mit der edelsten Simplizität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist (links vom erstbeschriebenen), wie es zu Bewahrung eines Heiligthums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der ein wichtiges Geheimniß anzeigende Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900 Jahren in frischer Farbe erhaltenen Gemäldes, das unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist. (Die Kopie ist eine Aquarellzeichnung H. Meyer's in der Größe des Originals, über 7 Fuß breit, über 3 Fuß hoch, auf Leinwand gezogen.) — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieses Anblicks. — Der Eintritt in das Eßzimmer schien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein scherzender Traum — steht nun als Wahrheit vor dir. Du dachtest, in Weimar ein

Göttermahl nur vor der Thürschwelle eines Tempels zu sehn, und bekommst nun selbst einen Antheil von Ambrosia!" Denn die mit Blumen und Früchten aller Art so reich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahle, und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden „Agnes von Lilien" (Karoline von Wolzogen), der Dichterin der Gesänge von Lesbos (Amalia von Helwig), Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apoll, konnten diese Vermuthung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino dienten zum Beweise, daß ich bei einer Art von Götterfest zugegen war." Wie sehr muß die enthusiastische Beschreibung des Empfanges bei Goethe die Frau Rath, welche die im Herbste rückkehrende Frau von la Roche bald darauf sah, im innersten Herzen erfreut haben! Der betreffende Brief von Goethe's Mutter, in welchem sie ihre wärmste Freude über alles ausspricht, was sie von jener geistvollen Frau vernommen, findet sich in Goethe's Archiv. Die Kunde von diesem und anderen ungedruckten Briefen schöpfen wir aus Riemer's Nachlaß.

Leider mußte die Frau Rath in demselben Jahre, gerade an Goethe's einundfünfzigstem Geburtstage, die Brandschatzung ihrer geliebten Vaterstadt durch Baraguay d'Hilliers erleben, und bald darauf schlug der am 17. Oktober unerwartet erfolgende Tod ihres Schwiegersohnes Schlosser ihr eine der schmerzlichsten Wunden. Goethe berichtet ohne Zweifel nach dem noch erhaltenen, aber bisher ungedruckten Briefe seiner Mutter, am 23. Oktober an Schiller (V, 202): „Von Frankfurt erhalte ich die Nachricht, daß Schlosser gestorben ist. Die Franzosen und sein Garten sind die nächsten Ursachen seines Todes. Er befand sich in demselben, als jene sich Frankfurt nährten; er verspätete sich, und fand das nächste Thor schon verschlossen; er mußte bis zu dem folgenden eilen, das weit entfernt ist, kam in eine sehr warme Stube, wurde von da auf's Rathhaus gerufen, worauf er in ein Fieber verfiel, das tödtlich wurde und ihn in kurzer Zeit hinraffte."

Aus Veranlassung dieses Trauerfalles kam Nicolovius in

Begleitung seiner Familie im Frühjahr 1800 nach Frankfurt, von wo er am 24. Mai schreibt:[1] „Die Großmutter, deren reicher Lebensquell mir ein wahres Labsal ist, hat uns einen kleinen Familienschmaus, und gestern, was bei ihr unerhört ist, ein größeres Diner gegeben, wo edler Niersteiner duftete. Ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom, alles reißt hin, und gestattet nicht Muße, noch Kälte zum Urtheilen. Wir können ihre Freundlichkeit nicht genug preisen. Ihr Alter ist weder an ihrem Geist, noch an ihrem Körper merklich. Möchte ihr Lebensspruch: Erfahrung macht Hoffnung, auch der unsrige werden! Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude. Sie nimmt uns, zu aller Erstaunen, selbst brillant auf, und gestern, als unser kleiner (eben vier Jahre alter) Eduard bei ihr in der Loge war, und mit unersättlichem Interesse das Schauspiel verschlang, wurde sie so urgroßmütterlich stolz, daß sie rechts und links den Urenkel ausposaunte, und ich wette, daß jetzt wenig Menschen von Namen mehr in der Stadt sind, die nicht Eduard's Lob aus ihrem Munde angehört haben, und wissen, wie der Kleine von ihr Leidenschaft für's Theater im Blut habe." An diesem Tage waren Frau von la Roche und die Großmutter im Schlosser'schen Hause gewesen. „Das Haupt unserer großen Familie, die Urgroßmutter Goethe," äußert Nicolovius, „ist das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben; ihre Originalität macht, daß man manche Eigenthümlichkeit ihres Wesens vergißt. Dagegen verlassen die la Roche, der Sorgen auf dem Herzen liegen, die schwer zu tragen sind, ihre Grazie und ihr ungemein schöner Sinn nicht und erhöhen den Antheil jeder Art, den man ihr unmöglich versagen kann." Dem Plane von Schlosser's Schwager, Dr. Starck, die Frau Rath, weil sie zu viel ausgebe, unter Kuratel zu stellen, widersetzte sich Goethe, und auch wohl Nicolovius, auf das entschiedenste, indem er bemerkte, die Mutter hätte ein Recht, wenn sie wollte, alles auszugeben, da sie so lange und mit edelster Duldung unter schwerem Drucke

[1] Bei A. Nicolovius a. a. O. S. 120 f.

gelebt habe.[1] Leider sah sie ihre Vaterstadt im Laufe des Sommers wieder unter französischen Einquartierungen und Erpressungen schwer leiden.

Mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts, am 3. Januar 1801, ward Goethe von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ihn dem Tode nahe brachte;[2] erst nach der Mitte des Monats war alle Gefahr vorüber, welche man der Frau Rath nicht ganz verheimlichen konnte. Um so größer wird ihre Freude bei der Nachricht von der völligen Herstellung des heißgeliebten Sohnes gewesen sein. Der Verkehr zwischen Sohn und Mutter setzte sich auf die freundlichste Weise fort, wie aus folgendem Briefe der letztern vom 1. Oktober 1802 erhellt, welchen Goethe seinem Freunde Zelter auf seinen Wunsch verehrte.[3] „Meinen besten Dank", schreibt sie, „für die Bereitwilligkeit, Herrn Schöff Mellecher (lies Wallacher) seinem Steckenpferd hülfreiche Hand zu leisten. Mir thut's immer wohl, wenn du einem Frankfurter Gefälligkeiten erweisen kannst; denn du bist und lebst noch mitten unter uns, bist Bürger, trägst alles mit, stehst in Varrentrapp's Kalender,[4] Summa Summarum

[1] Es wird behauptet, der Fall der Frau Rath, welche den größten Theil ihres Vermögens verzehrt habe, und der gleichzeitige eines Rechtsgelehrten, der das mütterliche Vermögen seiner Kinder durchgebracht, hätten später den Fürsten Primas veranlaßt, das Institut der Beivormünder auch für Wittwen einzuführen, welches aber durch die Konstitutionsergänzungsakte vom Jahre 1816 wieder aufgehoben ward.

[2] Vgl. B. 27, 75 f. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 165 f. Schiller's Briefe an Körner IV, 205. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde S. 288. Brief an Reichardt vom 5. Februar 1801 (in Döring's Sammlung Nro. 459).

[3] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III, 397 f. Goethe sagt von diesem Briefe (daselbst S. 394), es spreche sich darin, wie in jeder ihrer Zeilen, der Charakter einer Frau aus, die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zugebracht habe.

[4] Der unter dem Titel: „Des Heiligen Römischen Reichs freien Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Main verbesserter Raths- und Stadt-Calender" bei Varrentrapp und Wenner erschien.

gehörst noch zu uns, und deine Kompatrioten rechnen es sich zur Ehre, so einen großen, berühmten Mann unter ihre Mitbürger zählen zu können.[1] Eduard Schlosser (J. G. Schlosser's Sohn) hat mir deinen lieben Gruß ausgerichtet; ich hoffe, er wird brav, auch Fritz Schlosser; nur für Christian (beide letztgenannte waren Söhne des Schöffen Peter Hieronymus Schlosser) ist mir manchmal bange. Dieser junge Mann ist so sehr überspannt, glaubt mehr zu wissen, als beinahe alle seine Zeitgenossen, hat wunderbare Ideen u. s. w. Du giltst viel bei ihm; kannst du ihn abspannen, so thue es.[2]

[1] Bekanntlich wurde ihm später das Bürgerrecht genommen. Der Magistrat schickte ihm nämlich, nachdem er fünfzehn Jahre lang keine Einkommensteuer von Goethe begehrt hatte, im Jahre 1830 eine fünfzehnjährige Rechnung zu, worüber der Dichter so entrüstet ward, daß er auf das Bürgerrecht verzichtete.

[2] Alle drei studirten damals in Jena, wo sie Goethe's Aufmerksamkeit erweckten. „Die drei Schlosser und zwei Vosse," schreibt er am 23. November 1801 an Jacobi, „machen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen sind. Der jüngste Sohn des Schöff Schlosser (Christian) ist ein kleiner Enragé für die neueste Philosophie, und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unser Wunder daran sehen. Sein älterer Bruder (Fritz) ist eine ruhige, verständige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena zu der seligmachenden Lehre gerufen hat. Der Sohn meines Schwagers scheint seinen Vater nicht zu verläugnen; mir kommt vor, daß er einen guten, geraden Sinn hat, Lust an der Erfahrung. Nicht wenig scheint er betroffen zu sein, daß er alles, was man ihm an Philosophie eingeflößt, abschwören soll, wozu ihn doch wahrscheinlich sein kleiner Vetter endlich nöthigen wird." Johann Friedrich Heinrich Schlosser studirte vom Herbste 1799 bis zum Herbste 1801 in Halle, ging darauf nach Jena und zu Ostern 1803 nach Göttingen, wo er als Dr. juris promovirte. Im Oktober 1803 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er als Advokat auftrat. Im Mai 1806 ward er Mitglied des ständigen Bürgerausschusses und in Folge der neuen Justizorganisation am Ende desselben Jahres Rath beim Stadt- und Landgerichte, welche Stelle er am Ende des Jahres 1812 niederlegte, worauf er zum Mitglied der Oberschul- und Studieninspektion und zum Direktor des bereits 1814 eingehenden Lyceums ernannt wurde. Bei der darauf folgenden Regelung der Verfassungsangelegenheiten seiner Vaterstadt entwickelte er eine eben so besonnene, als kräftig eingreifende Thätigkeit, und nahm sich besonders der Rechte der katholischen Gemeinde Frankfurt's mit erfolgreichem

Daß ihr mir wieder Geistesprodukte schicken wollt,[1] daran thut ihr ein gutes Werk; es ist eine große Unfruchtbarkeit bei uns, und euer Brünnlein, das Wasser die Fülle hat, wird mir Durstigen wohl thun. Wegen deines Herkommens auf's künftige Jahr[2] habe ich Pläne im Kopf, wo immer einer lustiger ist, als der andere; es wird schon gut werden. Gott erhalte uns alle hübsch gesund, und das übrige wird sich schon machen! Grüße meine liebe Tochter (Christiane Vulpius) und den lieben August (Goethe's Sohn) von eurer alten treuen Mutter und Großmutter Goethe." In einem andern Briefe der Frau Rath vom Jahre 1801 findet sich die Bemerkung, daß man zu Frankfurt ihren Sohn und Nicolovius bei der Zahlung der Kontribution mit herangezogen habe, und in mehreren Briefen von den Jahren 1801 bis 1803 wird der dramatischen Vorlesungen bei Frau von Schwarzkopf in Frankfurt (vgl. B. 26, 22) gedacht, wie wir aus den Andeutungen in Riemer's Nachlaß ersehen.

Goethe's beabsichtigte Reise nach Frankfurt kam im Jahre 1803

Eifer an, der er durch seinen am 21. Dezember 1814 geschehenen Uebertritt angehörte. Auch seine seit dem Jahre 1809 ihm angetraute, der französisch reformirten Gemeinde angehörende Gattin Johanna Sophie du Fay — Schlosser's Familie war eine altlutherische — wandte sich mit ihrem Gatten aus inniger Ueberzeugung der katholischen Kirche zu. Der edle, für Glaubensfreiheit begeisterte, allverehrte Mann starb am 22. Januar 1851, als Letzter des Schlosser'schen Geschlechtes. Sein früher verstorbener jüngerer Bruder, der Dr. med. Christian Friedrich Schlosser, trat bereits im Herbste 1811 zu Rom in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Später war er einige Zeit Direktor des Gymnasiums und Schullehrerseminariums in Koblenz. Im Juli 1818 vermählte er sich mit Johanna Helena Gontard. Goethe stand mit Christian Schlosser wegen der Tonlehre auch in brieflicher Verbindung, wie bisher ungedruckte Briefe aus dem Jahre 1815 beweisen. Bettine gedenkt beider Brüder häufig, besonders des letztern.

[1] Er denkt wohl an „Paläophron und Neoterpe", „Mahomet" und „Tancred", die er alle drei am 28. November an Knebel schickte.

[2] Dieses hatte Goethe wohl in Aussicht gestellt, da er im Jahre 1801 bei seiner Anwesenheit in Pyrmont und Göttingen, durch drängende Arbeiten und die Sorge um seine Gesundheit gehindert, die Vaterstadt nicht besucht hatte. Das Jahr 1802 hatte er theils auf seinem Gute, theils zu Jena, Halle und Lauchstädt zugebracht.

nicht zu Stande, dagegen hatte die Frau Rath die Freude, die Königin von Preußen wiederzusehn, welche im Sommer dieses Jahres nach Darmstadt kam, von wo sie am 18. Juni ihre Schwester, die Fürstin Thurn und Taxis, in Frankfurt besuchte, und die Frau Rath, wie aus einem ungedruckten Briefe derselben hervorgeht, mit einem goldenen Halsband beschenkte.[1] In diesen Sommer müßte die Einladung der Frau Rath nach Darmstadt fallen, von welcher Bettine in der Schrift: „Dies Buch gehört dem König" S. 10 ff. so viel zu berichten weiß, wie die Königin sie so freundlich empfangen und in Gegenwart des ganzen Hofes ihre eigene Goldkette vom Halse gelöst und ihr umgehängt, und was dabei noch weiter sich ereignet und welche Gedanken sie auf dem Rückweg gehabt habe. Aber wir sind sehr geneigt, diese ganze Erzählung für bloße Dichtung zu halten, wie leider so manches in Bettinens Berichten auf alles andere eher, als auf Wahrheit Anspruch machen kann, wie dies solche, die der Frau Rath nahe gestanden, mehrfach behauptet haben. Nach den Aeußerungen S. 92 und 114 muß man glauben, die Königin habe zur Zeit noch gar keinen Sohn ihrem Gatten und dem Lande geschenkt, während doch der Kronprinz beim ersten Besuche der Königin in Frankfurt bereits im vierten, beim zweiten im achten Lebensjahre stand.

Im September sah sie zu Frankfurt den alten Markgrafen von Baireuth, der ihr eine Einladung zusandte, wie sie in einem ungedruckten Briefe an ihren Sohn vom 24. September meldet, und noch vor dem Schlusse dieses Jahres wird sie durch „die natürliche Tochter" und so manche Lieder Goethe's in dem von ihm und ihrem Gevatter Wieland herausgegebenen „Taschenbuch auf das Jahr 1804" herzlich erfreut worden sein. Dagegen setzte sie im Anfange des Jahres 1805 eine höchst gefährliche Krankheit ihres Sohnes in ängstlichste Besorgniß.[2] Aus dem Sommer dieses Jahres

[1] Auch der Frau Zelter hing die Königin im Jahre 1805 einen goldenen Halsschmuck eigenhändig um. Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Zelter I, 199.

[2] Vgl. B. 27, 163. oben S. 436. Briefwechsel mit Jacobi S. 233 f. Fernow's Leben S. 343. Jacobi's auserlesener Briefwechsel II, 368.

läßt Bettine die Günderode eine ergötzliche Theatergeschichte erzählen, die wir aber als ein reines Märchen geradezu zu verwerfen versucht sind. Die Günderode berichtet nämlich in einem Briefe vom Sommer 1805,[1] sie sei gestern im Theater in der Loge der Familie Brentano gewesen, wo man Goethe's „Geschwister" — doch wohl dieses kleine Stück nicht allein! — aufgeführt habe. „Es war sehr leer wegen der Hitze. — Die Frau Rath saß ganz allein auf meiner Seite. Sie rief auf's Theater: „Herr Werdy,[2] spielen Sie nur tüchtig! Ich bin da." Es machte mich recht verlegen; hätte er geantwortet, so wäre ein Gespräch draus geworden, in dem ich am Ende noch eine Rolle hätte übernehmen müssen. Im Parterre saßen keine fünfz'g Menschen. Werdy spielte recht gut, und die Rath klatschte bei jeder Szene, daß es wiederhallte. Werdy verbeugte sich tief gegen sie. Es war gar wunderlich, das leere Haus und die offenen Logenthüren wegen der Hitze, durch die der Tag hereinschien; dann kam Zugwind, und spielte mit den lumpigten Dekorationen. Da rief die Goethe dem Werdy zu: „Ah! das Windchen ist herrlich!" und fächelte sich; es war doch gerade, als spiele sie mit, und die zwei auf dem Theater so gut, als wären sie allein in vertraulich häuslichem Gespräch; dabei mußt' ich an den größten Dichter denken, der nicht verschmähte, so prunklos seine tiefe Natur auszusprechen. — Sie spielten auch recht brav, ja begeistert, bloß wegen der Frau Rath; sie weiß einem in einen Respekt zu setzen. Sie schrie auch am Ende ganz laut, sie bedanke sich, und wolle es ihrem Sohne schreiben. Darüber fing eine Unterhaltung an, wobei das Publikum eben so aufmerksam war, die ich aber nicht mit anhörte, weil ich abgeholt wurde." Dieser ganzen Erzählung wird von kundiger Seite wiedersprochen.[3] Es ist

[1] Vgl. die Schrift: „Die Günderode" I, 260 ff.

[2] Fr. Aug. Werdy, geboren zu Dresden im Jahre 1770, ward 1798 bei der Frankfurter Bühne angestellt, und erhielt dort bald die Stelle eines Regisseurs. Er kehrte 1818 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er am 11. August 1847 starb. Bettine gedenkt seiner auch im „Briefwechsel mit einem Kinde" I, 26 (18).

[3] Vgl. Maria Belli III, 93 *.

möglich, daß eine derartige Sage zu Frankfurt zur Zeit in Umlauf war, da man der Frau Rath freies Betragen im Theater kannte, worauf aber eben so wenig zu geben, als auf die vielen Geschichten, die man zur Zeit des aufgehenden Glanzes des jungen Dichters erfand, wo Merck an Nicolai berichtet (bei Wagner **III**, 132): „Ein Buch ließ' sich von allem dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine (Goethe's) Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die, wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten, wovon aber, gottlob! kein Jota wahr ist." Wie wenig Zutrauen die Angaben der von Geist und Einbildungskraft sprudelnden Bettine verdienen, dürfte sich am handgreiflichsten aus der Stelle im „Briefwechsel mit einem Kinde" **II**, 121 ergeben: „Deine Mutter erzählte mir, daß, wie ich neu geboren war, so habest du mich zuerst an's Licht getragen, und gesagt: Das Kind hat braune Augen! und da habe meine Mutter Sorge getragen, du würdest mich blenden," wozu bloß der Gegensatz: „Und nun geht ein großer Glanz aus von dir über mich," Veranlassung gegeben zu haben scheint: denn daß jene Erzählung unmöglich wahr sein könne, folgt daraus, daß Goethe zur Zeit von Bettinens Geburt (April 1785 in Weimar verweilte, wie er überhaupt in den achtziger Jahren Frankfurt nicht berührte.

In demselben Jahre 1805 war Goethe's Sohn bei der Frau Rath zum Besuche,[1] vielleicht zur Herbstmesse, zu welcher Goethe vor zwanzig Jahren auch Fritz Stein hingesandt hatte. Ohne Zweifel wird dieser Besuch ihr zu seligsten Freude gereicht haben, wie einige Jahre früher die Anwesenheit ihres lieben Urenkels. Gleich am Anfange des folgenden Jahres, am 18. Januar, ward Frankfurt von 9000 Mann Franzosen besetzt und zur Zahlung von vier Millionen Franken gezwungen. Am 11. Juli kam Fr. Jacobi mit

[1] Als Goethe zu Ostern 1806 seinen Sohn nach Berlin zum Besuche senden will, schreibt er an Zelter (I, 218): „Ich hoffe durch meinen Knaben, Ihr Wesen, Ihre Umgebung mir näher gebracht zu sehn, wie er mir vor'm Jahr das Bild meiner Mutter zurückbrachte."

seinen beiden Schwestern auf dem Wege nach München in Frankfurt an; er war eben in Weimar gewesen, wo er sich seines von der Krankheit freilich noch angegriffenen Freundes Goethe wieder erfreut hatte, und er wird nicht verfehlt haben, der Frau Rath seinen freundlichen Gruß zu bringen.

Bald darauf sollte sich dieser im Umgange der einundzwanzigjährigen Bettine eine Quelle glücklichsten und heitersten Lebens erschließen; denn die Tochter ihrer unglücklichen Max Brentano, deren frühen Tod (am 19. November 1793) sie herzlich beklagt hatte, besaß alle Eigenschaften, welche sie zu einer frisches Leben anregenden und erhaltenden Lebensgefährtin der Frau Rath befähigten, eine stets geschäftige, in allen Regenbogenfarben schillernde, unablässig sprudelnde, in keckem Uebermuthe umherschweifende Einbildungskraft, lustigen, zu Eulenspiegeleien aller Art geneigten Humor und schwärmerische Liebe für ihren Sohn, deren Entstehung Bettine selbst auf eine eben so unwahrscheinliche, als wahrer Poesie ermangelnde Weise schildert.[1] Nachdem Bettine den Winter 1805 auf 1806 bei ihrem Schwager von Savigny zu Marburg zugebracht hat, wo das einundzwanzigjährige Mädchen aus ihrem Schlafzimmer über die Festungsmauern und am Wartthurme hinaufkletterte,[2] kehrt sie im März (I, 111 (103) f.) nach Frankfurt zurück,[3] wo sie den tiefen Schmerz erleiden sollte, daß ihre liebe Freundin und Lehrerin, die drei Jahre ältere Stiftsdame Karoline von Günderode,

[1] Tagebuch S. 153 ff. Vgl. von Meusebach in der Hallischen Literaturzeitung 1835 II, 304 ff. Wir bemerken hierbei gelegentlich, daß Herr von Meusebach Bettinen durchweg ein paar Jahre jünger macht, als sie wirklich war.

[2] Vgl. hierzu auch „die Günderode" II, 66. 122. 153 f. 291.

[3] Mit dieser Erzählung Bettinens stimmt nicht wohl die Aeußerung der Frau Rath in einem Briefe an Bettine vom 14. März 1807: „Wie bist du doch im vorigen Jahr so vergnügt daher gesprungen kommen? Wenn's kreuz und quer schneite, da wußt' ich, das war so ein recht Wetter für dich; ich braucht' nicht lange zu warten, so warst du da;" denn nach dem ganzen Zusammenhange können hier nicht wohl die letzten Monate des Jahres 1806 gemeint sein.

die sich durch ihre unter dem Namen Tian herausgegebenen „Gedichte und Phantasien“ (1804)[1] bekannt gemacht hatte, verdüstert sich von ihr abwandte. Am zweiten Tage nach dieser Trennung sah Bettine, wie sie erzählt, auf dem Wege nach dem Stifte der Günderode[2] die Wohnung der Frau Rath, die sie, wie sie selbst sagt, nicht näher kannte und nie besucht hatte, was aber bei der freundschaftlichen Verbindung von Goethe's Mutter mit der Familie Brentano schwer zu glauben ist. Ohne sich irgend zu bedenken, trat sie ein, und sagte zu der alten Dame: „Frau Rath, ich will Ihre Bekanntschaft machen. Mir ist eine Freundin in der Stiftsdame Günderode verloren gegangen, und die sollen Sie mir ersetzen,“ worauf diese erwiederte: „Wir wollen's versuchen!“ „Und so kam ich alle Tage,“ berichtet Bettine I, 113 (105) f., „und setzte mich auf den Schemel,[3] und ließ mir von ihrem Sohn erzählen, und schrieb's alles auf, und schickte es der Günderode. Wie sie in's Rheingau ging, sendete sie mir die Papiere zurück. Die Magd, die sie mir brachte, sagte, es habe der Stiftsdame heftig das Herz geklopft, da sie ihr die Papiere gegeben, und auf ihre Frage, was sie bestellen solle, habe sie geantwortet: Nichts.“ Es ist doch seltsam, daß Bettine diese Papiere, welche sie an die Günderode gesandt und von ihr zurückerhalten haben will, nicht aufbewahrte, wozu schon das Andenken an die Günderode allein sie hätte auffordern

[1] Zwei dramatische Stücke gab sie unter demselben Namen zum ersten Bande von Daub's und Creuzer's „Studien“ (1805). Ueber ihren von Bettine ungenau erzählten Tod vgl. Knebel's Nachlaß I, 214 f.

[2] Das von Cronstett- und von Hynspergische adelige evangelische Stift, in welches Karoline Luise Friederike Maximiliane von Günderode am 4. April 1797 aufgenommen ward, liegt auf dem Roßmarkte; ganz in der Nähe an der Hauptwache, wohnte die Frau Rath. Ueber jenes Stift vergleiche man Maria Belli V, 90 f. *

[3] Müßten wir der Schrift „Dies Buch gehört dem König“ S. 142 Glauben schenken, so wäre dieser Schemel, welchen Liese (vgl. oben S. 510 Note 2) zur Abwehr der Motten ausklopfen mußte (Briefwechsel mit einem Kinde I, 25 (17)), derselbe, auf dem Goethe hinter dem Ofen gehockt und mit seiner Schwester den Homer auswendig gelernt (?).

müssen. Als Goethe später Nachrichten über seine Jugend verlangte, die sie aus dem Munde der Mutter vernommen, kann sie diese Papiere nicht mehr besessen haben, da sie sonst durch bloße Mittheilung derselben auf die einfachste und erwünschteste Weise der Bitte des Dichters entsprochen haben würde. Leider fehlen uns über diese auf so seltsame Weise geschlossene Verbindung Bettinens mit der Frau Rath während des Jahres 1806 alle Nachrichten. Daß Bettine bei diesen Erzählungen keine stillschweigende Zuschauerin abgegeben, sondern durch ihre naiven Fragen Goethe's Mutter erfreut, auch allerlei Wunderlichkeiten und Possen getrieben und mit ihren phantastischen Grillen und poetischen Leuchtkugeln nicht zurückgeblieben sein werde, kann man sich wohl vorstellen. Sehr bezeichnend für Bettinens ganzes Wesen ist die Aeußerung in einem Briefe der Frau Rath vom 7. Oktober (?) 1808 an Bettine selbst, welche ihr die kostbaren Kunst- und Prachtwerke in Köln und auf der Reise dahin glänzend beschrieben hatte. „Die Beschreibung von deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten" bemerkt sie, „hat mir recht viel Pläsir gemacht; wenn's nur auch wahr ist, daß du sie gesehen hast; denn in solchen Stücken kann man dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal hier auf deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt; denn wenn du, mit Ehren zu melden, in's Erfinden geräthst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum. Ei! mich wundert's, daß du noch ein End' finden kannst, und nicht in einem Stück fortschwätzst, bloß um selbst zu erfahren, was alles noch in deinem Kopfe steckt." Im Jahre 1810 erinnerte sich Bettine noch in wehmüthiger Sehnsucht, wie sie vor einigen Jahren, wenn sie von weitem Spaziergang zum Eschenheimer Thor in die Stadt gekommen, gleich zur Frau Rath gelaufen. „Ich warf," erzählt sie (**II**, 212 f.), „Blumen und Kräuter, alles, was ich gesammelt hatte, mitten in die Stube, und setzte mich dicht an sie heran, und legte den Kopf ermüdet auf ihren Schoß. Sie sagte: „Hast du die Blumen so weit hergebracht, und jetzt wirfst du sie alle weg! Da mußte ihr die Lieschen ein Gefäß bringen, und sie ordnete den Strauß selbst; über jede einzelne Blume hielt sie ihre

Betrachtung, und sagte vieles, was mir so wohlthätig war, als schmeichle mir eine liebe Hand. Sie freute sich, daß ich alles mitbrachte, Kornähren und Grassamen und Beeren am Äste, hohe Dolden, schöngeformte Blätter, Käfer, Moose, Samendolden, bunte Steine; sie nannte es eine Musterkarte der Natur, und bewahrte es immer mehrere Tage. Manchmal bracht' ich ihr auserlesene Früchte, und verbot ihr, sie zu essen, weil sie zu schön waren; sie brach gleich einen schön gestreiften Pfirsich auf, und sagte: Man muß allem Ding seinen Willen thun; der Pfirsich läßt mir nun doch keine Ruh', bis er verzehrt ist." In dem königlichen Buche kommt Bettine (S. 141) gar mit Birnen, die sie vor dem Bockenheimer Thor in einem Garten gestohlen, zur Frau Rath, und diese fordert sie auf, noch mehr zu schaffen, da die gestohlenen Birnen am besten schmeckten. Wie wenig hiervon zu glauben sei, möge der geneigte Leser sich selbst sagen.

Leider sollte die Frau Rath noch den Verlust der reichsstädtischen Freiheit und den Untergang des deutschen Kaiserthums erleben. Frankfurt und sein Gebiet wurde durch einen Machtspruch dem Fürsten Primas Karl von Dalberg zuerkannt;[1] er sollte sie mit seinen Staaten vereinigen und mit allen Eigenthums- und Souveränetätsrechten besitzen. Am 6. September wurde die Stadt durch den französischen Generalkommissär Lambert dem Fürsten übergeben. Nicht weniger tief und schwer mußte das Unglück, welches nach dem großen deutschen Straftage bei Jena das Herzogthum Weimar und die herzogliche Familie traf, die Seele der Frau Rath niederschlagen. Die Stadt Weimar selbst war zwei Tage lang der Plünderung ausgesetzt; viele verloren in diesen unglücklichen Tagen alles. Goethe's Freund, der Maler Kraus (vgl. oben S. 237. 290),

[1] Die Erzählung Bettinens, die Günderode habe einmal mit allen Stiftsdamen bei dem Fürsten Primas zu Mittag gespeist (I, 85), erweist sich als eine Unmöglichkeit, da die Günderode schon im Sommer 1806 in das Rheingau ging, ehe Dalberg in Frankfurt seinen Sitz genommen hatte. Wenn nach der Schrift „Die Gründerode" Bettine und die Stiftsdamen schon im Jahre 1805 beim Primas in Frankfurt gespeist haben sollen (I, 260. II, 55), so muß man bedenken, daß bei Gott und Bettine alles möglich ist.

starb bald darauf an den erlittenen Mißhandlungen. Auch Goethe, der, da sein Haus unter dem Schutze des Marschalls Augereau stand, nichts verlor, hatte einige Zeit in Lebensgefahr geschwebt, aus welcher ihn Christiane Vulpius befreite.[1] Aus Dankbarkeit hierfür beschleunigte er die Ausführung des längst vorgehabten Planes sich mit dieser treuen Freundin kirchlich trauen zu lassen, was der Frau Rath nicht weniger, als die muthige Vertheidigung ihres Sohnes durch ihre „liebe Tochter" zur hohen Freude gereicht haben wird. Die politischen Aussichten hatten sich trüber, als je gestaltet, da Napoleon die Welt zertrümmern zu wollen schien; die begeisterte Hoffnung der Frau Rath, daß dieser Held das Glück einer edlen Freiheit der Welt begründen werde, war wie ein schöner Traum vor der düstern Wirklichkeit verschwunden, und dennoch mußte sie die Größe des Helden staunend bewundern, dem nur die Kraft fehlte, sich selbst zu überwinden, und die schwungvolle Idee allgemeiner Freiheit. Zu den unglücklichen, das Gemüth der edlen Frau bestürmenden Ereignissen trat im folgenden April der Tod der mit vollster Verehrung von ihr geliebten Herzogin Amalia, deren Andenken der Sohn in einer herrlichen Darstellung feierte, der Mutter zum höchsten Genusse.

Den Winter 1806 auf 1807 brachte Bettine bei ihrem Schwager, dem Banquier Karl Jordis, später Hofbanquier des Königs von Westphalen, in Kassel zu, von wo sie am 1. März einen Briefwechsel mit der Frau Rath eröffnet. Sonderbar ist es, daß Bettine die drei ersten Briefe zwischen ihr und der Frau Rath erst später, nach der Vorrede, als „Anhang" hinzugefügt hat; daß aber diese Briefe so nicht geschrieben sein können, sondern rein ersonnen sind, ergibt sich daraus, daß sie hier schon vom Hofe eines Königs von Westphalen spricht — denn ein anderer König kann doch unmöglich gemeint sein —, obgleich das Königreich Westphalen erst am 15. November dieses Jahres errichtet ward. Auch konnte die Frau Rath unmöglich am 14. März 1807 von der Freude sprechen, die sie beim

[1] Riemer I, 362 ff., wo irrig der Marschall Ney genannt wird. Vgl. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 170 f.

Anblick Napoleon's gehabt (S. X.), da sie diesen erst am 22. Juli gesehen haben wird, an demselben Tage, an welchem Bettinens Bruder Clemens mit seiner geliebten Auguste Bußmann entfloh.[1] Wir dürfen hiernach die drei ersten Briefe, welche in der zweiten Auflage ohne weiteres den Anfang des Briefwechsels bilden, zur Seite lassen. Genug, Bettine reist mit ihrem Schwager und ihrer Schwester Louise (Lulu) in Männerkleidung nach Berlin, und von da nach Weimar. Nach der Rückkehr schreibt sie am 5. Mai von Kassel aus an Goethe's Mutter. „Eine Schachtel wird ihr mit dem Postwagen zukommen, beste Frau Mutter, darin sich eine Tasse befindet; es ist das sehnlichste Verlangen, Sie wiederzusehn, was mich treibt, ihr solche unwürdige Zeichen meiner Verehrung zu senden. Thue Sie mir den Gefallen, Ihren Thee früh morgens draus zu trinken, und denk' Sie meiner dabei! Ein Schelm gibt's besser, als er's hat. Den Wolfgang hab' ich endlich gesehen; aber ach! was hilft's? Mein Herz ist geschwellt, wie das volle Segel eines Schiffs, das fest vom Anker gehalten ist am fremden Boden, und doch so gern in's Vaterland zurück möchte." Die Mutter erwiederte darauf am 11. Mai, wenn wir Bettinen hier mehr trauen dürfen, als die Frau Rath selbst für gut hält: „Was läßst du die Flügel hängen? Nach einer so schönen Reise schreibst du einen so kurzen Brief, und schreibst nichts von meinem Sohn, als daß du ihn gesehen hast; das hab' ich auch schon gewußt, und er hat mir's gestern geschrieben. Was hab' ich von deinem geankerten Schiff? — Schreib' doch, was passirt ist! Denk' doch, daß ich ihn acht Jahre[2] nicht gesehen hab', und ihn vielleicht nie wiederseh'; wenn

[1] Vgl. Maria Belli VI, 145 *. Napoleon kam einigemal durch Frankfurt oder an Frankfurt vorüber, aber nur bei Nacht, ohne sich zu verweilen, wie an diesem Tage geschah, wo er beim Fürsten Primas abstieg. Von der Galerie eines Saales im Palaste des Fürsten Thurn und Taxis, welchen der Fürst Primas bewohnte, sah eine gewählte Gesellschaft den größten Mann der Zeit, wie er durch diesen Saal den Weg nach seinen Zimmern nahm. Vgl. „Dies Buch gehört dem König" S. 290. In der Schrift „Die Günderode" ist von dem festlichen Empfange Napoleon's im Jahre 1805 die Rede (II, 58. 63).

[2] Vielmehr fast 10 Jahre, seit dem August 1797.

du mir nichts von ihm erzählen willst, wer soll mir dann erzählen? Hab' ich nicht deine albernen Geschichten hundertmal angehört, die ich auswendig weiß! Und nun, wo du etwas Neues erfahren hast, etwas Einziges, daß du mir die größte Freud' machen könntest, da schreibst du nichts. Fehlt dir denn was? Es ist ja nicht über's Meer bis nach Weimar. Du hast ja jetzt selbst erfahren, daß man dort sein kann, bis die Sonne zweimal aufgeht. — Bist du traurig? — Liebe, liebe Tochter, mein Sohn soll dein Freund sein, dein Bruder, der dich gewiß liebt, und du sollst mich Mutter heißen in Zukunft für alle Täg', die mein spätes Alter noch zählt; es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt." Die letzten Worte drängen Bettinen, am 15. an Goethe zu schreiben (I, 123 ff.), was sie der Mutter sogleich am folgenden Tage meldet, wo sie denn eine vollständige Beschreibung der Reise und ihres Empfanges in Weimar hinzufügt. Aus dieser Erzählung, deren sonstige Wahrheit wir dahin gestellt sein lassen — die Mutter selbst wird, wenn sie anders diesen Brief wirklich erhielt, manches Prozent davon abgezogen haben —, ersehen wir, daß Bettine, durch ein Billet Wieland's eingeführt, am 23. April ihren Abgott zum erstenmal sah.[1] Goethe übersandte Bettinen durch seine Mutter ein versiegeltes Blättchen, welches die Worte enthielt: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt sein dürfte. Wolfgang Goethe."

Bettine kam gleich darauf, gegen den 20. Mai, nach Frankfurt zurück, von wo sie, angefeuert durch des Dichters gütige Zeilen, einen zweiten Brief am 25. Mai an diesen richtet. „Ihre Mutter schrieb wie von mir, daß ich keinen Anspruch an Antworten mache, daß ich keine Zeit rauben wolle, die Ewiges hervorbringen kann," bemerkt sie. „So ist es aber nicht: meine Seele schreit wie ein durstiges Kindchen; alle Zeiten, zukünftige und verflossene, möchte ich in mich trinken, und mein Gewissen würde mir wenig Bedenken machen, wenn die Welt von nun an weniger von Ihnen zu erfahren

[1] Nach einer andern Aeußerung Bettinens, I, 42 (34), hätte sie ihn „im Eingang Mai" zuerst gesehen.

bekäme, und ich mehr." Eine solche ungestüme Zudringlichkeit mußte dem Dichter, dessen Zeit auf so mannigfache Weise in Anspruch genommen war, und der kaum wußte, wie er den von anderen und sich selbst gemachten Anforderungen genügen solle, doch sehr bedenklich erscheinen. In einer Nachschrift berichtet sie, die Mutter sei heiter und gesund, trinke noch einmal so viel Wein, wie vor'm Jahre, gehe bei Wind und Wetter in's Theater, und singe ihr im Uebermuth vor: „Zärtliche, getreue Seele, deren Schwur kein Schicksal bricht." In einem Extrablatt muß sie zur Strafe zwei Fälle erzählen, wie sie die Mutter zum Besten gehalten. Wir übergehen den zweiten dieser Späße, welchen sie mit einem Straßburger Namens Schneegans gemacht, der von Goethe der Mutter viele Grüße bringen sollte; den andern erzählt sie in folgender Weise: „Ich sollte ihr den Gall bringen, und führte unter seinem Namen den Tieck zu. Sie warf gleich ihre Kopfbedeckung ab, setzte sich, und verlangte, Gall solle ihren Schädel untersuchen, ob die großen Eigenschaften ihres Sohnes nicht durch sie auf ihn übergegangen sein möchten. Tieck war in großer Verlegenheit; denn ich ließ ihm keinen Moment, um der Mutter den Irrthum zu benehmen; sie war gleich in heftigem Streit mit mir, und verlangte, ich solle ganz stillschweigen, und dem Gall nicht auf die Sprünge helfen. Da kam Gall selbst, und nannte sich. Die Mutter wußte nicht, zu welchem sie sich bekehren solle, besonders da ich stark gegen den rechten protestirte; jedoch hat er endlich den Sieg davon getragen, indem er ihr eine sehr schöne Abhandlung über die großen Eigenschaften ihres Kopfs hielt. Und ich hab' Verzeihung erhalten, und mußte versprechen, sie nicht wieder zu betrügen." [1] Dafür aber wollte sie die Frau Rath bald wieder von neuem in die Irre führen.

Goethe sucht Bettinen mit aller Artigkeit in ihrem Liebesrausche

[1] Wir wissen, daß Gall im Juni 1806 eine Reihe Vorlesungen über seine Schädellehre zu Frankfurt hielt (Maria Belli IX, 51 f.), wo sich aber Tieck damals nicht befand. Goethe hörte zu Halle Gall's Vorlesungen, wie er B. 27, 172 f. erzählt, im Jahre 1805. Vgl. B. 21, 288. Steffens „Was ich erlebte" VI, 49 ff. Fernow's Leben S. 348 f. 1807 war Gall nicht in Frankfurt.

zu beruhigen. Diese schreibt ihm am 18. Juni: „Gestern saß ich der Mutter gegenüber auf meinem Schemel; sie sah mich an, und sagte: „Nun was gibt's? warum siehst du mich nicht an?" Ich wollte, sie solle mir erzählen; ich hatte den Kopf in meine Arme verschränkt. Nein, sagte sie, wenn du mich nicht ansiehst, so erzähl' ich nichts.[1] Und da ich meinen Eigensinn nicht brechen konnte, ward sie ganz still. Ich ging auf und ab durch die drei langen, schmalen Zimmer, und so oft ich an ihr vorüberschritt, sah sie mich an, als wolle sie sagen: „Wie lang' soll's dauern?" Endlich sagte sie: „Hör'! Ich dächte, du gingst." „Wohin?" fragte ich. „Nach Weimar zum Wolfgang, und holtest dir wieder Respekt gegen seine Mutter." „Ach, Mutter, wenn das möglich wär'!" sagte ich, und fiel ihr um den Hals, und küßte sie, und lief im Zimmer auf und ab. „Ei!" sagte sie, „warum soll es denn nicht möglich sein? Der Weg dahin hängt ja aneinander, und ist kein Abgrund dazwischen. Ich weiß nicht, was dich abhält, wenn du eine so ungeheure Sehnsucht hast. Eine Meile vierzigmal zu machen, ist der ganze Spaß; und dann kommst du wieder, und erzählst mir alles." Von demselben Tage ist ein Brief Goethe's an Bettine datirt, in welchem er sie mit Artigkeit beschwichtigt, und sie auffordert: „Fahre fort, deine Heimat bei der Mutter zu befestigen! Es ist ihr zu viel dadurch geworden, als daß sie dich entbehren könnte, und rechne du auf meine Liebe und meinen Dank!" In einem darauf folgenden undatirten Briefe Bettinens, der in den Juli fallen soll, schreibt diese; „Vorgestern waren wir im „Egmont"; sie riefen alle: Herrlich! Wir gingen noch nach dem Schauspiel unter den mondbeschienenen Linden auf und ab, wie es Frankfurter Sitte ist; da hört' ich tausendfachen Wiederhall. — Der kleine Dalberg war mit uns; er hatte deine

[1] In der Schrift „Dies Buch gehört dem König" S. 497 kommt ein ähnliches Schweigen Bettinens vor. Dort sagt die Frau Rath: „Willst du mich ärgern mit deinem Schweigen? — — So hat's mein Sohn auch gemacht; da hab' ich als Wunder gedacht, was ihm fehlt, und hab' mich gekränkt, daß er schwieg, und dann war's als nur Unart und weiter nichts! Nun du schweigst, so werd' ich auch schweigen; dann wollen wir sehn, wie wir uns unterhalten."

Mutter im Schauspiel gesehen, und verlangte, ich solle ihn zu ihr bringen. Sie war eben im Begriff, Nachttoilette zu machen; da sie aber hörte, er komme vom Primas, so ließ sie ihn ein; sie war schon in der weißen Negligéejacke, aber sie hatte ihren Kopfputz noch auf. Der liebenswürdige, feine Dalberg sagte ihr, sein Onkel habe von oben herüber ihre freudeglänzenden Augen gesehen während der Vorstellung, und er wünsche sie vor seiner Abreise noch zu sprechen, und möchte sie doch am andern Tag bei ihm zu Mittag essen. Die Mutter war sehr geputzt bei diesem Diner, das mit allerlei Fürstlichkeiten und sonst merkwürdigen Personen besetzt war, denen zu Lieb' die Mutter wahrscheinlich invitirt war; denn alle drängten sich an sie heran, um sie zu sehn und mit ihr zu sprechen. Sie war sehr heiter und beredtsam, und nur von mir suchte sie sich zu entfernen. Sie sagte mir nachher, sie habe Angst gehabt, ich möge sie in Verlegenheit bringen; ich glaube aber, sie hat mir einen Streich gespielt: denn der Primas sagte mir sehr wunderliche Sachen über dich, und daß deine Mutter gesagt habe, ich habe einen erhabenen ästhetischen Sinn." Alle diese Briefe sind so geschrieben, als ob Goethe sich die Zeit über in Weimar befunden hätte. Ja dieser soll am 16. Juli (I, 153) Bettinen nicht undeutlich zu sich eingeladen haben, und sie will Ende Juli, ihren heißgeliebten Freund zum zweitenmal in Weimar besucht haben (I, 154. 158 ff. 186); allein zum Unglück war er bereits in der zweiten Hälfte Mai nach Karlsbad gegangen (B. 27, 235), und er kehrte erst im September zurück, wie sich aus den Briefen an Zelter vom 30. August und 15. September (vgl. den vom 27. Juli) ergibt. Bettine aber läßt, als ob Goethe sich gar nicht von Weimar entfernt hätte, ihn am 7. August dorther schreiben.

Gegen Mitte August will sie von Weimar über Kassel nach Frankfurt zurückgekehrt sein, wo sie vierzehn Tage verweilt. Am 21. August schreibt sie von letzterm Orte aus: „Du kannst dir keinen Begriff machen, mit welchem Jubel die Mutter mich aufnahm!

[1] Eine ähnliche Unmöglichkeit in den Briefen vom Jahre 1810 bemerkt Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 421.

So wie ich hereinkam, jagte sie alle fort, die bei ihr waren. „Nun, ihr Herren," sagte sie, „hier kommt jemand, der mit mir zu sprechen hat." Und so mußten sie alle zum Tempel hinaus. Wie wir allein waren, sollte ich erzählen. Da wußt' ich nichts. „Aber wie war's, wie du ankamst?" — „Ganz miserabel Wetter." — „Vom Wetter will ich nichts wissen, vom Wolfgang. Wie war's, wie du hereinkamst?" — „Ich kam nicht, er kam." — „Nun wohin?" — „In den Elephanten,[1] um Mitternacht, drei Treppen hoch. Alles schlief schon fest, die Lampen auf dem Flur ausgelöscht, das Thor verschlossen, und der Wirth hatte den Schlüssel schon unter'm Kopfkissen, und schnarchte tüchtig." Doch wozu sollten wir dieses ganz apokryphe Evangelium denn noch weiter abschreiben? In demselben Briefe erzählt sie weiter, wie der Fürst Primas sie habe einladen lassen, um ihm von Goethe, mit dem er früher in näherm Verhältniß gestanden, zu erzählen, wie er sie hübsch gefunden und ihr aufgetragen habe, ihm zu sagen, sein Sohn möge, wenn er im Herbste(?) nach Heidelberg gehe, ihn in Aschaffenburg besuchen. Auch eine Beziehung auf den apokryphen Brief, der am 2. August auf der Wartburg geschrieben sein soll, finden wir hier. Goethe's Antwort fällt mit diesen apokryphen Briefen, auf welche sie sich bezieht.

In den Briefen an die Frau Rath, welche denen an den Sohn vorausgeschickt und vorausgedichtet sind, beschreibt Bettine in einem Briefe aus dem September ihre wunderliche Reise nach Aschaffenburg. Dort heißt es: „Wir haben gestern beim Primas zu Mittag gegessen; es war Fasttag; da waren wunderliche Speisen, die Fleisch vorstellten, und doch keins waren. Da wir ihm vorgestellt wurden, faßte er mich am Kinn, und nannte mich kleiner Engel, liebliches Kind. Ich fragte, wie alt er denn glaube, daß ich sei. „Nun zwölf Jahre allenfalls." „Nein dreizehn," sagte ich. „Ja," sagte er, „das ist schon alt; da müssen Sie bald regieren." Leider

[1] Das Gasthaus zum Elephanten liegt am Markt, nicht weit von Goethe's Wohnung. Auch Zelter pflegte dort abzusteigen, wie alle Freunde Goethe's, wenn er sie nicht bei sich beherbergen konnte.

war Bettine — sie nöthigt uns hier, ihr nachzurechnen — damals nicht zwölf oder dreizehn, sondern schon zweiundzwanzig Jahre alt.[1] Gleich übel ist es, daß sie dem Fürsten Primas hier noch ganz unbekannt ist, während sie nach den später ersonnenen Briefen an Goethe um diese Zeit schon zweimal beim Fürsten Primas eingeladen gewesen war, und dieser sie damals keineswegs für ein Kind gehalten. Drei weitere Briefe an die Frau Rath schreibt Bettine aus dem Rheingau, wo sie einen von Goethe erhalten haben will, mit den Worten: „Halte meine Mutter warm und behalte mich lieb!" was man freilich in den Briefen Goethe's an Bettine vergeblich sucht.

Von diesen Reisen nach Aschaffenburg und dem Rheingau ist in den Briefen Bettinens an Goethe nicht die geringste Spur, obgleich sie diese und ihre veränderte Umgebung unmöglich mit Stillschweigen hätte übergehn können. Die Briefe aus dem September, Oktober und November zeigen uns Bettinen immer in Frankfurt bei der Mutter. „Ich soll dir von der Mutter schreiben," bemerkt sie in einem dieser Briefe. „Nun, es ist wunderlich zwischen uns beschaffen; wir sind nicht mehr so gesprächig, wie sonst, aber doch vergeht kein Tag, ohne daß ich die Mutter seh'. Wie ich von der Reise kam (die sie im Juli nach Weimar gemacht haben will), da mußte ich die Rolle des Erzählens übernehmen, und obschon ich lieber geschwiegen hätte, so war doch ihres Fragens kein Ende, und ihrer Begierde, mir zuzuhören, auch nicht. Es reizt mich unwiderstehlich, wenn sie mit großen Kinderaugen mich ansieht, in denen der genügendste Genuß funkelt. So löste sich meine Zunge, und nach und nach manches vom Herzen, was man sonst nicht leicht wieder ausspricht." In einem mehr als vierzehn Tage spätern Briefe beschreibt sie, auf welche listige Weise die Mutter sie zum Erzählen von ihrem Sohn bringe, doch können wir diese Dichtungen zu unserm Zweck ganz an ihrem Orte lassen.

Wir haben oben gesehen, wie Bettine zu einer Zeit in Weimar bei Goethe gewesen sein will, wo dieser sich gar nicht dort befand;

[1] Nach der Schrift „Die Günderode" wäre sie im zehnten oder eilften Jahre (also spätestens im März 1796) aus dem Kloster gekommen (II, 285)!

eben so auffallend ist es aber, daß sie den zweiten wirklichen Besuch zu Weimar in ihren Briefen ganz vergessen hat. Unglücklicher Weise kann man auch diese Sonderbarkeit nicht durch die Annahme einer bloßen Verschiebung des Datums erklären, da die Briefe, welche sie gleich nach dem Besuche Goethe's von der Wartburg aus geschrieben haben will, durchaus nicht auf die Jahreszeit passen, in welcher der Besuch wirklich stattfand. Riemer berichtet nämlich aus eigener Erfahrung (I, 35), Bettine sei vom 1. bis 10. November in Weimar gewesen, und habe sich am letzten Tage ihrer Anwesenheit gegen ihn beklagt, daß Goethe sich so wunderlich und sonderbar gegen sie zeige, was freilich zu den folgenden enthusiastischen Briefen Bettinens wenig stimmt. Es ist hiernach, so wie nach dem Widerspruche zwischen den Briefen an Goethe und an dessen Mutter und anderen Sonderbarkeiten, zu denen besonders die Briefe gehören, aus denen Goethe seine Sonette gereimt und geleimt haben soll, kein Zweifel möglich, daß diese Briefe eine spätere Dichtung sind, in welche Bettine manche Erinnerungen aus jener Zeit verflochten und besonders das Bild der Frau Rath so dargestellt hat, wie es ihr in lebendiger Vergegenwärtigung vorschwebte, ohne aber im einzelnen sich um geschichtliche Wahrheit irgend zu kümmern.

Den Winter 1807 auf 1808 brachte Bettine wieder in Frankfurt zu, von wo sie drei Sonettenbriefe, die ihre Erdichtung deutlich genug verrathen, an Goethe schreibt. Dann folgt ein Brief vom 5. März, welcher mit den Worten beginnt: „Hier in Frankfurt ist es naß, kalt, verrucht, abscheulich; kein guter Christ bleibt gerne hier. Wenn die Mutter nicht wär', der Winter wär' unerträglich, so ganz ohne Hältniß, nur ewig schmelzender Schnee." Sie erzählt, wie ein Eichhörnchen jetzt ihr Nebenbuhler bei der Frau Rath sei, woran sich die märchenhafte Erzählung des Besuches eines mecklenburger Prinzen (oben S. 531) anknüpft. Nur schade, daß Bettine das Eichhörnchen schon im vorigen Jahre auf der Reise nach Aschaffenburg in einem großen Eichenwald hat laufen lassen (I 20 f.); aber solche Kleinigkeiten werden von Bettinens Einbildungskraft übersprudelt, die sich nicht an Ort noch Zeit fesseln läßt.

Am 15. März schreibt sie: „Unlängst hatten wir ein kleines Fest im Hause wegen Savigny's Geburtstag (der in den Februar fällt). Deine Mutter kam Mittags um zwölf, und blieb bis Nachts um ein Uhr; sie fand sich auch den andern Tag ganz wohl darauf. Bei der Tafel war große Musik von Blase-Instrumenten; auch wurden Verse zu Savigny's Lob gesungen, wo sie so tapfer einstimmte, daß man sie durch den ganzen Chor durchhörte. Da wir nun auch deine und ihre Gesundheit tranken, wobei Trompeten und Pauken schmetterten, so ward sie feierlich vergnügt. Nach Tische erzählte sie der Gesellschaft ein Märchen; alles hatte sich in feierlicher Stille um sie versammelt. Im Anfang holte sie weit aus, das große Auditorium mochte ihr doch ein wenig bange machen; bald aber tanzten alle rollefähigen Personen in der grotesken Weise aus ihrem Gedächtnißkasten, auf das phantastischste geschmückt. — Nach dem Souper tanzte man, ich saß etwas schläferig an der Seite deiner Mutter; sie hielt mich umhalst, und hatte mich lieb, wie den Joseph; ich hatte dazu auch einen rothen Rock an. Man hat einstimmig beschlossen, es solle nie ein Familienfest gegeben werden ohne die Mutter; so sehr hat man ihren guten Einfluß empfunden. Ich hab' mich gewundert, wie schnell sie die Herzen gewinnen kann, bloß weil sie mit Kraft genießt und dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt." Gleich darauf macht Bettine noch einige kleine Reisen, um den Winter vor seinem Scheiden noch einmal in seiner Pracht zu bewundern, nämlich nach dem Odenwalde und bis Jarthausen, der Burg des alten Götz, bei Möckmühl im Neckarkreise, [1] doch finden wir sie am 30. März wieder in Frankfurt, wo sie an Goethe schreibt: „Die Mutter kommt oft zu uns; wir machen ihr Maskeraden und alle mögliche Ergötzlichkeit; sie hat unsere ganze Familie in ihren Schutz genommen, ist frisch und gesund." Großes Gewicht ist auf diese nichts weniger als sehr wahrscheinlichen Erzählungen nicht zu legen.

[1] Goethe's Sohn besuchte um Ostern 1809 jene Gegenden (vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 406 ff.), und leicht könnte die Erzählung desselben Bettinen vorgeschwebt haben.

Anfangs April kam Goethe's achtzehnjähriger Sohn, welcher die Universität Heidelberg beziehen sollte, nach Frankfurt, wo die Großmutter, die ihn jetzt zum drittenmale sah, ihn mit herzlichster Liebe einige Tage festhielt.[1] Bettine meldet an Goethe, sein Sohn finde sich in Frankfurt wohl und lustig. „Er gibt mir alle Abend im Theater ein Rendezvous in unserer Loge; früh morgens spaziert er schon auf den Stadtthürmen herum, um die Gegend seiner väterlichen Stadt recht zu beschauen. Ein paarmal hab' ich ihn hinausgefahren, um ihm die Gemüßgärtnerei zu zeigen, da gerade jetzt die ersten wunderbarlichen Vorbereitungen dazu geschehen. — Auch an's Stallburgsbrünnchen hab' ich ihn geführt, auf die Pfingstwiese (B. 20, 26), auf den Schneidewall; dann hinter die schlimme Mauer, wo in der Jugend dein Spielplatz war (B. 20, 59), dann zum Mainzer Thörchen hinaus. Auch in Offenbach war er mit mir und der Mutter, und sind gegen Abend bei Mondschein zu Wasser wieder in die Stadt gefahren. Da hat unterwegs die Mutter recht losgelegt von all deinen Geschichten und Lustpartien. — Adieu! Ich eile, Toilette zu machen, um mit deiner Mutter und deinem Sohn zum Primas zu fahren, der heute ihnen zu Ehren ein großes Fest gibt." Am 7. April schreibt sie an Goethe's Gattin: „August scheint sich hier zu gefallen. Das Fest, welches der Fürst Primas der Großmutter und dem Enkel gab, beweist recht, wie er den Sohn ehrt. Ich will indessen der Frau Rath nicht vorgreifen, die es Ihnen mit den schönsten Farben ausmalen wird. August schwärmt in der ganzen Umgegend umher; überall sind Jugendfreunde seines Vaters, die von den Höhen da und dort hindeuten und erzählen, welche glückliche Stunden sie mit ihm an so schönen Orten verlebten." Bald darauf berichtet sie: „August ist weg. Ich sang ihm vor:

> Sind's nicht diese, sind's doch andre,
> Die da weinen, wenn ich wandre.
> Holder Schatz, gedenk' an mich![2]

[1] Vgl. B. 27, 258.

[2] Die Verse sind aus dem mit der Melodie von F. E. Fesca bekannten

Und so wanderte er zu den Pforten unseres republikanischen Hauses (?) hinaus. Hab' ihn auch von Herzen umarmt, zur Erinnerung für mich an dich."

Gegen Mitte Mai ging Bettine wieder in's Rheingau. Am 20. Mai schreibt sie an Goethe, sie sei bereits acht Tage in der lieblichsten Gegend des Rheines; aber die Frau Rath dankt schön am 12. Mai für die Briefe Bettinens, ohne Zweifel von dorther. „Sei aber nicht gar zu toll mit meinem Sohn!" bemerkt sie; „alles muß in seiner Ordnung bleiben. Das braune Zimmer ist neu tapezirt mit der Tapete, die du ausgesucht hast; die Farbe mischt sich besonders schön mit dem Morgenroth, das über'm Katharinenthurm heraufsteigt, und mir bis in die Stube scheint. — Um deinen Schemel habe keine Noth! Die Liese (vgl. S. 559 Note 3) leidet's nicht, daß jemand sich drauf setzt." Am 25. Mai folgt eine neue Mahnung zur Vernunft. „Ei, Mädchen, du bist ganz toll! was bild'st du dir ein? Ei, wer ist denn dein Schatz, der an dich denken soll bei Nacht im Mondschein? Meinst du, der hätt' nichts Bessers zu thun? Ja, proste Mahlzeit!" „Ich sag' dir noch einmal," fährt sie fort, „alles in der Ordnung! und schreib' ordentliche Briefe, in denen was zu lesen ist! Dummes Zeug nach Weimar schreiben! Schreib', was euch begegnet, alles ordentlich hintereinander — erst, wer da ist, und wie dir jeder gefällt, und was jeder anhat, und ob die Sonne scheint oder ob's regnet; das gehört auch zur Sach'. Mein Sohn hat mir's wieder geschrieben, ich soll dir sagen, daß du ihm schreibst. Schreib' ihm aber ordentlich! du wirst dir sonst das ganze Spiel verderben. Am Freitag (dem 20. Mai) war ich im Konzert; da wurde Violoncell gespielt, da dacht' ich an dich; es klang so recht, wie deine braunen Augen. Adieu, Mädchen! du fehlst überall deiner Frau Rath." Es folgen nun einige beschreibende Briefe Bettinens an die Mutter. Goethe aber schreibt am 7. Juni an Bettine, gleich vor seiner

Liede „Soldatenabschied" von Maler Müller (II, 339), das aber auch in die Sammlung der Gedichte von K. F. D. Schubart übergegangen ist. Im letzten Verse heißt es: „Ich denk' an dich".

Abreise nach Karlsbad: „Deine Briefe wandern mit mir, die ich wie eine buntgewirkte Schnur aufdröfele, um den schönen Reichthum, den sie enthalten, zu ordnen. Fahre fort, mit diesem lieblichen Irrlichtertanz mein beschauliches Leben zu ergötzen und beziehende Abenteuer zu lenken (?)! — Die gute Mutter hat mir sehr bedauerlich geschrieben, daß sie diesen Sommer dich entbehren soll. Deine reiche Liebe wird auch dahin versorgend wirken, und du wirst einen in dem andern nicht vergessen."

Nach einer spätern Aeußerung (II, 215 f.) wäre Bettine zu Pfingsten, das ist am 5. Juni, nach Frankfurt gekommen und mit der Frau Rath in's Kirschenwäldchen gefahren, was nicht recht passen will, wenn es auch freilich am Ende eines, wie es scheint, Anfangs Juni geschriebenen Briefes (I, 40) heißt: „Ich werd' nächstens bei ihr angerutscht kommen;" denn der folgende Brief spricht gegen eine solche Anwesenheit; auch will Bettine ja die Frau Rath überrascht haben. „Die Mutter hat mir auch heute geschrieben," meldet Bettine am 25. Juni; „sie sagt mir's herzlich, daß sie mir wohl will. Von deinem Sohn erhalte ich zuweilen Nachricht durch andere, er selbst aber läßt nichts von sich hören. — Dem Primas hab' ich geschrieben in deinem Auftrag; er ist in Aschaffenburg. Er hat mich eingeladen, dorthin zu kommen; ich werde auch wahrscheinlich mit der ganzen Familie ihn besuchen; da kann ich ihm alles noch einmal mittheilen." Am 15. Juli äußert Goethe den Wunsch: „Der Mutter schreibe, und lasse dir von ihr schreiben! Liebet euch untereinander! Man gewinnt gar viel, wenn man sich durch Liebe einer des andern bemächtigt." Goethe's Mutter schreibt am 28. und 29. Juli an Bettine, nach dem Brande, welcher gerade ihr gegenüber ausgebrochen. Am 8. August meldet letztere, sie sei nicht immer auf ihrem Gute zu Winkel am Rhein (B. 26, 231) gewesen, sonst würde Goethe schon längst wieder einen Brief von ihr erhalten haben; und doch hatte sie am 7. August an ihn geschrieben und den am 6. abgeschickten Brief geschlossen. „Viele Streifereien," schreibt sie, „haben mich abgehalten, die Reise in die Wetterau, von welcher ich dir hier ein Bruchstück beilege.

(Fehlt.) Den Primas hab' ich in Aschaffenburg besucht; er meint immer, ich habe die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, und begrüßt mich, indem er mir die Wangen streichelt und mich herzlich küßt." [1] Nicht genug mit diesen Reisen will Bettine auch noch acht Tage mit Goethe's Mutter verlebt haben (I, 326). Daß hierzu aber durchaus kein Raum zu finden sei, kümmert die schöne träumerische Briefstellerin nicht im geringsten. Am 27. Juli hat sie eine fünftägige Rheinreise vollendet [2] (I, 285). „Fünf Tage bin ich hier," schreibt sie kurz darauf vom Rochusberg (!), „und seitdem hat es unaufhörlich geregnet." Am 7. August ist sie wieder in Winkel, nachdem sie am Tage vorher ihren Brief vom Rochusberg geendet. Wo finden nun die Reise nach der Wetterau und Aschaffenburg nebst den acht Tagen in Frankfurt irgend Raum?

Doch hören wir, was Bettine uns diesmal von Goethe's Mutter zu erzählen weiß. Nachdem sie ihr lustiges Abenteuer mit dem Fürsten Primas beschrieben hat, fährt sie fort: „Ach! ich möchte dir lieber andere Dinge schreiben, aber die Mutter, der ich alles erzählen mußte, quälte mich drum; sie meint, so was mache dir Freude, und du hieltest etwas drauf, dergleichen genau zu wissen. Ich holte mir auch einen lieben Brief von dir bei ihr ab, der mich dort schon an vierzehn Tagen erwartete. [3] — Die Mutter ist nun immer gar zu vergnügt und lustig, wenn ich von meinen Streifereien komme; [4] sie hört mit Lust alle kleine Abenteuer an; ich mache denn nicht selten aus Klein Groß, und diesmal war ich reichlich damit versehen, da nicht nur allein Menschen, sondern Ochsen, Esel und Pferde sehr ausgezeichnete Rollen dabei spielten. Du glaubst nicht, wie froh es mich macht, wenn sie recht von Herzen lacht. Mein Unstern führte mich gerade nach Frankfurt,

[1] Die weitere Erzählung, welche die freieste Erdichtung verräth, lassen wir auf sich beruhen. An ihre diplomatische Mission läßt sich schwer glauben. Der Propst D'umée ist wohl der oben Seite 213 erwähnte Dumeiz.

[2] In der zweiten Ausgabe steht: „Fünf Tage waren wir unterwegs."

[3] Goethe's Brief vom 15. Juli scheint gemeint.

[4] Hiernach würde Bettine während des Sommers mehrmals nach Frankfurt gekommen sein.

als Frau von Staël durchkam. Ich hatte sie schon in Mainz einen ganzen Abend genossen. Die Mutter aber war recht froh, daß ich ihr Beistand leistete; denn sie war schon prävenirt worden, daß die Staël ihr einen Brief von dir bringen würde,[1] und sie wünschte, daß ich die Intermezzo's spielen möge, wenn ihr bei dieser großen Katastrophe Erholung nöthig sei. Die Mutter hat mir nun befohlen, dir alles ausführlich zu beschreiben. Die Entrevue war bei Bethmann-Schaaf in den Zimmern des Moriz Bethmann. Die Mutter hatte sich — ob aus Ironie oder aus Uebermuth? — wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack. Ich muß dir sagen, daß wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf,[2] die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rothe, eine weiße und eine blaue, die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung. Sie war mit großer Kunst geschminkt; ihre großen, schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner; um ihren Hals schlang sich der bekannte goldene Schmuck der Königin von Preußen (vgl. oben S. 555); Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen. Und so stand sie mit weißen Glacéehandschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andere, welche entblößt war, ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatiere mit einer Miniatüre von dir, wo du mit hängenden Locken,

[1] Am 21. September, acht Tage nach dem Tode von Goethe's Mutter, soll diese an Bettine geschrieben haben: „Der Moriz Bethmann hat mir gesagt, daß die Staël mich besuchen will; sie war in Weimar. Da wollt' ich, du wärst hier; da werd' ich mein Französisch recht zusammennehmen müssen." Goethe sah die Staël nur im Anfange des Jahres 1804. Vgl. B. 27, 136 ff. 143 ff. Am 12. Mai 1808 ging er nach Karlsbad, von wo er erst um die Hälfte September zurückkehrte. Die Staël aber war in diesem Jahre vom 10. bis 19. Juni in Weimar. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 396. an Knebel I, 330. 332 f. Vgl. unten S. 578. 580.

[2] Die Frau Rath soll nie Federn getragen haben. Vgl. Maria Belli III, 93*

gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest (?), eine Prise nehmend. — Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin Constant. — Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Ansehen deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus,[1] mit der rechten salutirte sie, mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durch's ganze Zimmer hören konnte: **Je suis la mère de Goethe. Ah, je suis charmée!** sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreichen Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethe's Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen murmelte.[2] — Bald winkte mich die Mutter herbei; ich mußte den Dollmetscher zwischen beiden machen. Da war denn die Rede nur von dir, von deiner Jugend. Das Portrait auf der Tabatiere wurde betrachtet; es war gemalt in Leipzig, eh' du so krank warst,[3] aber schon sehr mager; man erkennt jedoch deine ganze jetzige Größe in jenen kindlichen Zügen, und besonders den Autor des „Werther". Die Staël sprach über deine Briefe,[4] und daß sie gern lesen möchte, wie du an deine Mutter schreibst, und die Mutter versprach es ihr auch. — Ich könnte dir ein Buch schreiben über

[1] Maria Belli berichtet III, 92* von der Frau Rath: „Einen Gruß auf der Straße erwiederte sie durch Stehenbleiben, zierlich, wie beim Menuettanzen, die Röcke ergreifend, und einen tiefen Knicks machend."

[2] Die Zumuthung dies der geistreich phantasirenden Briefstellerin zu glauben, ist doch gar zu stark. Die Frau Rath verstand Französisch genug, um bei einer solchen Gelegenheit das Nöthige zu antworten.

[3] Bettine meint die Krankheit, die ihn während der Leipziger Studienzeit befiel; aber schwerlich würde sich der Leipziger Student, wie Schiller, den Kopf auf die Hand gestützt, haben malen lassen.

[4] Von einem Briefwechsel zwischen Goethe und Frau von Staël weiß nur Bettine.

alles, was ich in den acht Tagen mit der Mutter verhandelt und erlebt habe. Sie konnte kaum erwarten, daß ich (am andern Tage) kam, um alles mit ihr zu rekapituliren. Da gab's Vorwürfe: ich war empfindlich, daß sie auf ihre Bekanntschaft mit der Staël einen so großen Werth legte. Sie nannte mich kindisch, albern und eingebildet, und was zu schätzen sei, dem müsse man die Achtung nicht versagen, und man könne über eine solche Frau nicht wie über eine Gosse springen und weiter laufen; es sei allemal eine ausgezeichnete Ehre vom Schicksal, sich mit einem bedeutenden und berühmten Menschen zu berühren. Ich wußte es so zu wenden, daß mir die Mutter endlich deinen (von der Staël überbrachten) Brief zeigte, worin du ihr Glück wünschest, mit diesem Meteor zusammenzustoßen, und da polterte denn alle ihre vorgetragene Weisheit aus deinem Brief hervor. Ich erbarmte mich über dich, und sagte: „Eitel ist der Götterjüngling; er führt den Beweis für seine ewige Jugend." Die Mutter verstand keinen Spaß; sie meinte, ich nehme mir zu viel heraus, und ich soll mir doch nicht einbilden, daß du ein anderes Interesse an mir habest, als man an Kindern habe, die noch mit der Puppe spielen; mit der Staël könnest du Weltweisheit machen, mit mir könnest du nur tändeln." Wir müssen gestehn, daß wir an die ganze Beschreibung dieses Zusammentreffens der Frau von Staël mit Goethe's Mutter, und dessen, was damit in Verbindung steht, keinen rechten Glauben haben, und wir möchten sogar bezweifeln, daß Bettine während der Anwesenheit der Frau Staël, in den ersten Tagen des August,[1] wirklich in Frankfurt gewesen sei.

In demselben Briefe, in welchem Bettine die Vorstellungsszene der Frau von Staël schildert, bittet sie den Dichter, seine Briefe an sie nach Schlangenbad adressiren zu wollen. „Ich werde drei Wochen (also wenigstens bis Ende August) dort bleiben," fährt sie fort. „Schickst du den Brief an die Mutter, so wartet sie auf eine Gelegenheit; und ich will lieber einen Brief ohne Datum, als daß ich am Datum erkennen muß, daß er mir vierzehn Tage

[1] Vgl. das „Morgenblatt" vom Jahre 1808 Nro. 186.

vorenthalten ist. Der Mutter schreib' ich alles, was unglaublich ist; obschon sie weiß, was sie davon zu halten hat, so hat es doch ihren Beifall, und fordert mich auf, ihr immer noch mehr dergleichen mitzutheilen; sie nennt dies meiner Phantasie Luft machen." Es folgen nun noch zwei Briefe vom Rheine, und dann ein freilich nicht vollständiges Tagebuch aus Schlangenbad vom 17. bis 30. August. Am letztern Tage bemerkt sie mit Bezug auf eine Stelle im Briefe Goethe's vom 21. August:[1] „Wenn dir die Mutter schreibt, so macht sie den Bericht allemal zu ihrem Vortheil. Die Geschichte war so: Ein buntes Röckchen, mit Streifen von Blumen durchwirkt, und ein Flormützchen, mit silbernen Blümchen geschmückt, holte sie aus dem großen Tafelschrank, und zeigte sie mir als deinen ersten Anzug, in dem du in die Kirche und zu den Pathen getragen wurdest. Bei dieser Gelegenheit hörte ich die genaue Geschichte deiner Geburt, die ich gleich aufschrieb. Dann fand sich denn auch der kleine Frankfurter Rathsherr mit der Alongeperücke. Sie war sehr erfreut über diesen Fund, und erzählte mir, daß man sie (!) ihnen geschenkt habe, wie ihr Vater Syndikus geworden war (?!). Die Schnallen an den Schuhen sind von Gold, wie auch der Degen, und die Perlenquasten am Halsschmuck sind ächt. Ich hätte den kleinen Kerl gar zu gern gehabt. Sie meinte, er müsse deinen Nachkommen aufbewahrt bleiben, und so kam's, daß wir ein wenig Komödie mit ihm spielten. Sie erzählte mir dabei viel aus ihrer eigenen Jugend. — Von der Mutter hab' ich die besten Nachrichten." Die nächsten Monate

[1] Dort heißt es: „Es findet sich noch Platz und auch noch Zeit, der guten Mutter Vertheidigung hier zu übernehmen. Ihr solltest du nicht verargen, daß sie mein Interesse an dem Kinde, was noch mit der Puppe spielt, (vgl. oben) heraushebt: da du es wirklich noch so artig kannst, daß du selbst die Mutter noch dazu verführst, die ein wahres Ergötzen dran hat, mir die Hochzeitfeier deiner Puppe mit dem kleinen Frankfurter Rathsherrn schriftlich anzuzeigen, der mir in seiner Alongeperücke, Schnabelschuhen und Halsschmuck von feinen Perlen im kleinen Plüschsessel noch gar wohl erinnerlich ist. Er war die Augenweide unserer Kinderjahre, und wir durften ihn nur mit geheiligten Händen anfassen."

stockt der Briefwechsel, den Bettine erst von Landshut aus, wo sie bei ihrem Schwager von Savigny verweilte, am 18. Dezember wieder aufnahm. „Da ich dir zum letztenmal schrieb," beginnt sie an diesem Tage, „war's Sommer; ich war am Rhein, und reiste später mit einer heitern Gesellschaft von Freunden und Verwandten zu Wasser bis Köln. Als ich zurückgekommen war, verbrachte ich noch die letzten Tage mit deiner Mutter, wo sie freundlicher, leutseliger war, als je. Am Tag vor ihrem Tod war ich bei ihr, küßte ihre Hand, und empfing ihr Lebewohl in deinem Namen."

Will schon diese Anfangs September gemachte Reise nach Köln [1] nebst der Rückkehr nach Frankfurt und einem mehrtägigen Aufenthalt bei der Frau Rath mit ihrem auf den 13. September fallenden Todestage nicht recht stimmen, so sieht es mit der chronologischen Möglichkeit bei dem Briefwechsel zwischen Bettine und Goethe's Mutter gar wunderlich aus; denn hiernach soll die Frau Rath noch am 21. September und am 7. Oktober an die im Rheingau weilende Bettine geschrieben haben, also eine gute Anzahl Tage nach ihrem Tode; sie soll noch am 21. September die längst vorübergegangene Frau von Staël erwartet haben, die während des Monats August bei Goethe gewesen wäre, mit der Bettine Anfangs September zu Mainz zu Nacht gespeist hätte (I, 55). Doch es verlohnt sich nicht der Mühe, auf diese unentwirrbaren Widersprüche und so manche Seltsamkeiten näher einzugehn. Dieser ganze Briefwechsel ist nichts als ein schillerndes Kaleidoskop, von dem man nichts weniger als geschichtliche Wahrheit verlangen darf; der Uebermuth der Dichtung würfelt selbstgefällig mit Ort und Zeit und modelt alles nach kindischer Laune. Wie wenig aber auch alles einzelne Zutrauen verdienen mag, so dürfen wir doch im allgemeinen das hier entworfene Bild von dem Umgange Bettinens mit der Frau Rath als treue Widerspiegelung anerkennen. Die phantastische Schwärmerei, verbunden mit heiterm, knabenhaftem

[1] Daß sie vor'm Jahr in Köln gewesen, sagt sie am 9. September 1809 (II, 98). Einer Fahrt von Köln nach Mainz mit der Günderode im Jahre 1805 gedenkt sie in der Schrift: „Die Günderode" II, 246.

Humor und der eifersüchtig sehnsüchtigen Liebe zu ihrem Sohne, zog die Frau Rath mächtig an, gab ihr eine reich spielende, frisch muntere Unterhaltung, und erfreute ihr mütterliches Herz. Ueber den dichterischen Gehalt des Buches, das, wie von Meusebach treffend bemerkt, schwer der Unsterblichkeit zu entziehen sein wird, haben wir hier nicht zu urtheilen; es genügt uns, die geschichtliche Unzuverlässigkeit und die durchweg herrschende Erdichtung in Bezug auf Goethe's Mutter aufgezeigt zu haben, und dürfen wir hoffen, daß hiernach niemand sich mehr für berechtigt halten werde, Bettinens märchenhaftes Buch als Sturmbock gegen unsern Dichter zu mißbrauchen, wie es Börne in stolzer Siegesgewißheit versucht hat.

Wenn wir bei Bettine die Frau Rath durchweg in heiterm, rosenfarbenem Humor finden, so konnte es doch auch unmöglich an Augenblicken fehlen, wo dieser, besonders in Folge körperlicher Beschwerden, sich auf kurze Zeit trübte: aber bald siegte wieder ihre glückliche Natur. „Noch in ihrem hohen Alter," erzählt Falk (S. 6 f.), „als sie sich einige Wochen hindurch mit den Beschwerden desselben schmerzlich geplagt hatte, sagte Goethe's Mutter zu einer Freundin, die sie besuchte, auf ihr Befragen, wie es gehe: Gottlob! nun bin ich wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen, und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehn; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten, und zu mir gesagt: „Ei, schäm' dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehn, und bist über's Ziel, bist über siebzig Jahre hinaus!" Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war." Man vergleiche mit dieser, wohl etwas falkisch gefärbten

Aeußerung die ähnliche Stelle in einem Briefe an die Herzogin Mutter, oben S. 488 f.

Goethe's Mutter starb in der Nacht auf den 13. September 1808 in stillem, ruhigem Gottvertrauen und in heiterm Rückblicke auf ein an höchsten Mutterfreuden reiches Leben. Die Angabe Bettinens, daß sie in der Nacht gestorben sei, dünkt uns schon deshalb, weil ihr Begräbniß am 15. September stattfand,[1] wahrscheinlicher, als die andere Bestimmung, wonach sie um Mittag verschieden wäre. Maria Belli erzählt nämlich: „Als ihr (der Frau Rath) letzter Tag nun herangekommen war, ließ die Sterbende spät Abends ihren Neffen und Arzt, Dr. Melber (geboren am 25. März 1773, seit 1804 Stadthebarzt), den sie sehr liebte, noch einmal zu sich bescheiden, und legte ihm die unumwundene Frage vor, wie viel Stunden ihr noch übrig seien. Auf eine ausweichende Antwort wurde sie fast ärgerlich. „Mach' er mir nichts vor, Vetter! Ich weiß doch, daß es aus mit mir ist. Sag' er's rund heraus! wie lange habe ich noch zu leben?" Die Erwiederung, daß es wohl noch bis den kommenden Mittag dauern könne, hörte sie mit heiterer Fassung an. „Nun muß er mir aber auch noch versprechen, mich nicht eher zu verlassen, als bis ich todt bin," bat sie zuletzt. Der Arzt erfüllte ihren Wunsch, und blieb bei ihr, bis sie gegen Mittag zwölf Uhr entschlummert war." Die Wahrheit dieser aus guter Quelle fließenden Ueberlieferung bezweifeln wir nicht, nur müßte man statt des Mittages Mitternacht setzen, und den Arzt früh morgens rufen lassen. Goethe selbst sagt uns,[2] seine Mutter habe, als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich angeordnet, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt gewesen. Jacobi fügt nach glaubwürdigster Quelle hinzu, sie habe den Mägden geboten, ja nicht zu wenig Rosinen in die Kuchen zu thun; das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können, und sie würde sich noch im Grabe darüber ärgern. Derselbe

[1] Maria Belli IX, 97.

[2] Briefwechsel mit Zelter III, 394 f.

berichtet aus der nämlichen Quelle, was aber weniger glaubhaft ist, sie sei am Morgen ihres Todestages, da man ihr Unwohlsein nicht für so bedenklich gehalten, zu einer Gesellschaft geladen worden, worauf sie ganz wohlgemuth habe erwiedern lassen, die Frau Rath könne nicht kommen; denn sie müsse alleweile sterben. Nach Maria Belli hörte sie auf ihrem Sterbebett die Stimme eines Tischlers, der sich für die Anfertigung des Sarges empfehlen wollte, worauf sie bemerkte, es thue ihr leid, daß er zu spät komme, da sie alles bereits angeordnet habe; doch ließ sie ihm zur Entschädigung ein Geldgeschenk reichen.

„Im September," erzählt Bettine an Goethe Ende 1810 (II, 277 ff.), „wurde mir in's Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl. Ich beeilte meine Rückkehr. Mein erster Gang war zu ihr. Der Arzt war gerade bei ihr; sie sah sehr ernst aus. Als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Rezept hin, und sagte: „Da lese! Welche Vorbedeutung mag das haben? Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorbeerblättern, um mein Kniee zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt. Du wirst aber sehn, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer, Wein und Oel, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden (?). Ich seh' das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein. Sie sagte mir Lebewohl, und sie wolle mir sagen lassen, wenn ich wiederkommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen; sie lag zu Bett; sie sagte: „Heute lieg' ich wieder zu Bett, wie damals, als ich kaum sechzehn (?) Jahr alt war (oben S. 415), an derselben Wunde." Ich lachte mit ihr hierüber, und sagte ihr scherzweise vieles, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an; sie drückte mir die Hand, und sagte: „Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten; denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht. Sie sprach noch ein paar Worte von dir, daß ich nie aufhören sollte, dich zu lieben, und ihrem Enkel (zu Heidelberg) solle

ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden. Zwei Tage drauf, am Abend, wo ein Konzert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: „Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird.“ Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden, und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbild von Seekatz, worauf sie mit deinem Vater, deiner Schwester und dir, als Schäfer gekleidet, in anmuthiger Gegend abgemalt ist (?). Am andern Morgen war sie nicht mehr; sie war nächtlich hinübergeschlummert.“ Auch die Wahrheit aller dieser Einzelnheiten möchten wir nicht verbürgen.

Wenige Monate nach dem Tode der Mutter, wovon ihm die Kunde bei der Rückkehr von Karlsbad zukam,[1] schrieb Goethe an seine Nichte, Luise Nicolovius:[2] „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen; doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt, und daß sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgehalten hat. Ich danke Ihnen und Ihrem lieben Gatten, daß Sie durch Ihr Schreiben ein neues Band anknüpfen wollen, indem sich das alte auflöst.“ Später bittet er Bettinen (II, 219): „Von der Mutter schreib' alles auf! es ist mir wichtig. Sie hatte Kopf und Herz zur That, wie zum Gefühl.“ Der Präsident Jacobi, Fr. Jacobi's Sohn, schrieb an einen Frankfurter Freund auf die Todeskunde[3]: „Die Nachricht des Todes der Frau Rath Goethe hat mir sehr leid gethan, sowohl für ihre Freunde, die eine wahrhaftige, müthige (?) und verständige Gesellschaft verlieren, als wie für sie selbst, die nicht das Leben liebte aus Furcht vor dem Tode, sondern weil sie das seltene Talent besaß, so zu leben, daß sie Freude an der Welt hatte, und bis in ihr hohes Alter behielt. — Sanft ruhe ihre Asche!“ Bettine spricht ihre sehnsüchtige Erinnerung an Goethe's

[1] Seine Frau ging nach Frankfurt, um die Erbschaftsangelegenheiten möglichst „glatt und nobel“ abzumachen. Vgl. Goethe's Brief an Knebel vom 25. November.

[2] Vgl. A. Nicolovius „Denkschrift auf G. H. Ludwig Nicolovius“ S. 172.

[3] Vgl. Maria Belli III, 94 *

Mutter in einem aus der tiefen Einsamkeit des böhmischen Marktfleckens Bukowan geschriebenen Briefe in folgenden Worten aus (II, 213 ff.): „Hätt' ich die Mutter noch, so wüßt' ich, wo ich zu Hause wär', ich würde ihren Umgang allen anderen vorziehen; sie machte mich sicher im Denken und Handeln; manchmal verbot sie mir etwas; wenn ich aber doch als meinem Eigensinn gefolgt war, vertheidigte sie mich gegen alle. — Gerad' im letzten Jahr' war sie am lebendigsten, und sprach über alles mit gleichem Antheil; aus den einfachsten Gesprächen entwickelten sich die feierlichsten und edelsten Wahrheiten, die einem für das ganze Leben ein Talisman sein konnten. — Ja, hätte ich die Mutter noch! Mit ihr brauchte man nichts Großes zu erleben, ein Sonnenstrahl, ein Schneegestöber, der Schall eines Posthorns (vgl. oben S. 418) weckte Gefühle, Erinnerung und Gedanken." Wir fügen hierzu noch das ehrende Zeugniß der vor kurzem verstorbenen Fräulein Stock, deren Familie mit der Frau Rath innigst befreundet war (vgl. oben S. 492) und deren Vater, Schöff seit dem 8. Juli 1805, in Folge einer Erkältung starb, die er bei ihrem Begräbnisse sich zugezogen:[1] „Die Frau Rath war eine treue, praktische Freundin ihrer Freunde, und blieb es in allen guten und bösen Tagen; auch war sie hülfreich mit Rath und That, und ohne Falsch; man verließ sie nie, ohne etwas von ihr gelernt zu haben. Sie besaß vielen Verstand und Lebenserfahrung, kannte sehr schnell jedem seinen Charakter und behandelte ihn danach, blieb sich aber immer gleich und blieb in jeder Gesellschaft die nämliche Frau Rath. Ein junges Mädchen von unserer Bekanntschaft (die Blumenmalerin Stricker) nannte sie Chamäleon, weil diese, wo die Frau Rath in verschiedenen Häusern sie antraf, eine ganz verschiedene Art, sich zu benehmen, hatte."[2]

[1] Vgl. daselbst III, 93 *.

[2] Wilhelm von Humboldt urtheilte in seinen „Briefen an eine Freundin" II, 295 bloß nach Bettinens Briefwechsel über Goethe's Mutter: „Diese war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend von Geist und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügungen,

Sinnliche Lebendigkeit, Weichheit des Herzens, tiefwurzelndes Gottvertrauen, reinste Gemüthlichkeit und wahrste Menschlichkeit, mit glücklicher Heiterkeit und Klarheit des Geistes, bilden die festen Grundlagen, auf denen das ganze Wesen von Goethe's Mutter ruhte, und die sie sämmtlich auf ihren Sohn vererbte, bei welchem jenes Gottvertrauen sich meist zu festester Zuversicht auf den einfach großen und ruhig unbeirrbaren Entwicklungsgang der in allem Wirken und Schaffen verehrungswürdigen Natur gestaltete. In frohem Glauben, daß der Herr alles zu ihrem Besten lenken werde, gab sie einem wohlwollenden Manne, den sie achten, aber nicht lieben konnte, in fast noch kindlichem Alter ihre Hand, und als der Himmel sie bald darauf mit ihrem Erstgeborenen beschenkte, der nur mit Mühe dem Leben, das ihn schon verlassen zu haben schien, gewonnen wurde, da durchzuckte sie die begeisterte Ahnung, daß dieser Sohn ihr und der Welt zum Ruhme gedeihen werde. Und in dieser ahnungsvollen Hoffnung trug sie duldsam alle Beschränkungen, welche ihr der starre Ernst und die nüchterne Lehrhaftigkeit ihres sparsamen Gatten auflegte, fand in stiller Häuslichkeit und in ihrem herrlich sich entwickelnden Wolfgang ihr ganzes Glück. Diesen wärmte sie mit der glühendsten Liebe ihres vollen, hoffnungsreichen Mutterherzens, diesem widmete sie sich mit aller Neigung, diesen schützte sie, so viel sie vermochte, gegen den pedantischen Ernst und die zopfmäßige Strenge seines regelrechten, geradlinigen Vaters, diesem suchte sie alle Freiheit einer reinen, natürlichen Entwicklung zu bieten. Mag man freilich mit Recht ihre Erziehungsgrundsätze für nichts weniger als allgemein gültige anerkennen, Goethe's Mutter war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie seiner Entfaltung keine Fesseln anlegen dürfe, vielmehr ein bedeutsames Gegengewicht gegen die Einzwängung ihres Gatten bilden müsse. War auch die Jugend ihres geliebten Wolfgang nicht ohne manche Noth und Sorge, mußte sie ihn auch nach einer für sie schmerzlichen, ihr Gemüth zeitweise einer mystischen

besonders eine gewisse originelle Stimmung, mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben."

Richtung zutreibenden Abwesenheit am Körper wie am Herzen mehrfach leiden sehn, so konnte ihr doch nichts die feste Zuversicht rauben, daß ihr Sohn zu etwas Hohem bestimmt sei. Und wie jubelte ihr mütterliches Herz, als ihre schönsten Hoffnungen sich verwirklichten, als der Name ihres Sohnes, von des Ruhmes Fittigen getragen, die deutschen Lande durchflog, als ein edler Fürst ihn zu seinem Freunde im schönsten Sinne des Wortes erkor! Freilich mußte sie den herben Schmerz erleben, die geliebte Tochter in sehr frühen Jahren zu verlieren, aber um so einziger, unbeschränkter hing ihre Seele dem Sohne an, dessen hehre Größe, wie ein glänzend mächtiger Stern, ihr ganzes Inneres entflammte. Hatte ihre frische Natur früher unter einem gewissen Drucke gelitten, so entwickelte sich diese jetzt in ihrer reinsten, vollsten Herrlichkeit, sich selbst und anderen zum höchsten Genusse. Mochten auch einzelne trübe Wolken zuweilen die heitere Klarheit trüben, ihr Leben war fortan der glänzendste Sonnenschein des Glückes; denn des Sohnes ruhmvolle Größe war die Sonne, die ihr Leben zauberhaft erleuchtete, und sie durfte sich sagen, was die Nachwelt einstimmig bekennen wird, daß die von ihr ererbten Geistes- und Herzensgaben und die glühende Mutterliebe, mit welcher sie ihres Wolfgang Entwicklung erwärmend belebte, dem deutschen Volke seinen großen Dichter gegeben. Wollen und können wir auch nicht dem Vater jeden vortheilhaften Einfluß auf die Bildung des Sohnes bestreiten, da jene zu Grunde liegende Weichheit und die sinnliche Lebhaftigkeit einer starken Gegenwirkung bedurften, damit sie ihn nicht, wie so viele andere, in unbestimmter Leerheit und schrankenloser Willkür zergehn ließen, so bildet doch Goethe's Mutter einen der vielen Belege zu dem bekannten Erfahrungssatze, daß die genialen Eigenschaften meist ein Erbtheil der Mutter sind. Goethe selbst sagt in den bekannten Scherzversen, er habe vom Vater die Natur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabuliren, ohne hiermit, wie man wohl im Ernste gemeint hat, irgend eine genauere Scheidung seiner von den Eltern angeerbten Eigenschaften geben zu wollen; ihm konnte es nicht entgehn,

daß er in geistiger Beziehung ganz der Sohn seiner Mutter sei, daß er dieser seine freiere Entwicklung zu verdanken habe. Deshalb handelte Bettine ohne Zweifel ganz im Sinne Goethe's, wenn sie bei Gelegenheit der feierlichen Enthüllung seines Denkmals die Aeußerung that:[1] „Sehr wohlverstanden würde es sein, wenn von allen Kränzen, die an diesem Tage dem Standbilde Goethe's dargebracht werden, der beste und heiligste Kranz, nachdem er das Haupt des Sohnes geschmückt, auf das Grab der Mutter gelegt würde; dies würde ganz das Mitgefühl ausdrücken für die Begeisterung, welche dieser Frau durch ihr ganzes Leben zum Spiegel des reinsten Glückes ward." Wenn Napoleon wenige Wochen nach dem Tode von Goethe's Mutter zu diesem sagte: Vous êtes un homme,[2] so dürfen wir von jener wohl behaupten, daß sie eine Natur gewesen, in dem Sinne, in welchem Goethe das Wort zu gebrauchen pflegte; besaß sie ja eine kernhafte körperliche und geistige Gesundheit, die trotz aller zeitigen Erschütterungen sich rasch wieder herstellte, wie diese Wiederherstellungskraft auch als eine der bedeutsamsten und glücklichsten Eigenschaften ihres Sohnes erscheint. Und fehlte ihr auch jede höhere Ausbildung und jeder sogenannte feinere Gesellschaftston, so steht sie in rein menschlicher Beziehung deshalb keineswegs auf einer niedrigern Stufe — vielmehr bedurfte der Dichter des ächt deutschen Gemüthes einer solchen, dem höhern Tone fremden Mutter, die, was ihr an äußerer feinen Bildung abging, durch die reiche Fülle eines tiefen Gemüthes ersetzte. Dankbar blicken wir darum zu dem wundervollen Bilde von Goethe's Mutter, mit innigster Freude, daß der Ruhm des heißgeliebten Sohnes mehr als ein volles Menschenalter hindurch ihr eine unversiegliche Quelle reinster Mutterfreuden werden sollte; denn nichts Heiligeres und Reineres gibt es hienieden, als herzlich warme Mutterliebe.

[1] Das Goethe-Denkmal zu Frankfurt am Main S. 19 f.

[2] Vgl. B. 27, 261. Fr. von Müller „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813" S. 241. Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire IX, 262.

Nachträgliches über Lenz.

(Zu S. 81 ff.)

Kurz ehe Lenz nach Weimar kam, schrieb er an Merck, mit welchem er durch Goethe in Verbindung gekommen war, einen wunderlichen Brief, in welchem er diesem meldet, daß er sich zu einer Reise über Hals und Kopf anschicken müsse, auf der er auch ihn zu sprechen und zu umarmen hoffe.[1] Merck scheint ihm von den Weimarer Verhältnissen Nachricht gegeben und ihn aufgemuntert zu haben, wenn Lenz nicht etwa zu viel in dessen Worte hineinlegte. „Daß mir Ihr Brief Vergnügen und welches er mir gemacht," schreibt Lenz, „könnte ich Ihnen doch jetzt nicht sogleich sagen, wie ich es wünsche. Bei meiner Jugend, Schwachheit und Thorheit führt mir der Himmel doch immer weise, reife und große Freunde zu, die mich wieder auf die Beine bringen. Für alle die Nachrichten, die den Grund meines Herzens interessiren,

[1] Der Brief (bei Wagner II, 51 ff.) ist vom 14. März 1776; denn die von Wagner ergänzte Jahrzahl 1775 ist irrig. In einem Gedichte vom 28. Oktober 1775 spricht er von der Todeswunde tief in seiner Brust, die er den Freunden verberge, und, um sie nicht zu betrüben, „Lust lache"; er beklagt den Verlust der Freuden seiner Jugend, seit er nicht mehr in die Tugend, sondern in mehr (in ein Ideal eines Mädchens) verzaubert sei. Vom 19. April des vorhergehenden Jahres sind die Verse:

Aufopfern dich, du himmlischer Gewinn,
Dich, Engel, einer Buhlerin! u. s. w.

(Bei Tieck III, 241.)

danke tausendfach." Er bittet Merck, wenn er nicht über acht Tage bei ihm sei, ihm die versprochenen Handschriften, auch, wo möglich, das Kupfer zu schicken. Aber bald genug war er, wir wissen nicht bestimmt, wodurch, wahrscheinlich durch Schulden, von Straßburg weggetrieben, in Darmstadt, und bald darauf in Weimar wo er gegen Ende März angekommen sein wird.[1] Damals lernte er auch wohl Goethe's Mutter in Frankfurt kennen (oben S. 461). Merkwürdig sind die Geständnisse von Lenz, der wohl fühlte, daß er sich Merck gegenüber nicht überheben dürfe, über seine eigenen schriftstellerischen Versuche. „Meine Gemälde sind alle noch ohne Stil, sehr wild und nachlässig aufeinander gekleckt, haben bisher nur durch das Auge meiner Freunde gewonnen. Mir fehlt zum Dichter Muße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals, halb in Schlamm versunken, liegt, und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann. Alles das muß gut sein, weil es mir in jenem geheimen Rath oben so zugesprochen ward. Ich murre nicht, habe auch nicht Ursach', weil ich alles das mir selber zugezogen. Vielleicht schreibe ich in dem ersten Augenblick wahrer Erholung eine Katharina von Siena mit ganzem Herzen, die schon in meiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben ist."[2] Am Schlusse spricht Lenz sich unwillig über die ganz ausgeglätteten neuitaliänischen Verse aus, die besonders im „Merkur" Mode geworden. „Sonst liebe Wieland von Herzen wegen seiner Jugendsünden, und bitte mir sein Drama (Klementina von Porretta, vom Jahre 1760?) aus. Wohl ihm, wenn er mit Goethen zusammenschmilzt!"

Im Jahre 1775 hatte Lenz in Nachahmung Herder's ohne seinen Namen „Meinungen eines Laien, den Geistlichen gewidmet,"

[1] Im Briefe von Goethe bei Wagner I, 93 ist das Datum des 8. März irrig; es muß, wie so häufig, statt März Mai hergestellt werden.

[2] Auf dem von Tieck I. CXXI mitgetheilten Zettel nennt Lenz unter seinen Werken auch eine „Katharina von Siena". In welcher Weise er das Leben dieser Heiligen dramatisch darzustellen versuchte, läßt sich kaum errathen. Die Handschrift scheint verkommen zu sein.

bei Weygand in Leipzig herausgegeben, weshalb Pfenninger in seinem „Schreiben an einen Freund über den neuesten Zustand der Religion und der Theologie in Deutschland und der Schweiz,“ in seinen „Sammlungen zu einem christlichen Magazin“ I, 1 (1781), ihn zu Lavater's Anhängern zählte. In Pfenniger's „christlichem Magazin“ erschienen von Lenz das Gedicht „die Demuth“ (Tieck III, 230 ff.) und ein Hymnus. Am 22. Juni 1776 schrieb Wieland (ausgewählte Briefe III, 257) an Lavater: „Lenz ist durch Superlativos verdorben worden, wenigstens haben sie ihm nichts genützt. Seit er hier ist, ist er unendlich gedemüthigt worden. Er ist ein guter Junge, die Hälfte von einem Dichter, und hat wenig Anlage, jemals etwas ganz zu sein.“ Wie sehr sich Lenz an Lavater andrängte, durch den er nach so manchen anderen gescheiterten Versuchen zu steigen hoffte, zeigen die von Hegner (Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Lavaters S. 234 ff.) mitgetheilten Stellen aus einem nach dem Erscheinen von Lavater's „Abraham und Isaak“ (1776), wohl im Anfange des Jahres 1777, an diesen gerichteten Briefe. „Fleug fort, fleug auf deinem Wagen, Lavater,“ schreibt Lenz, „und laß dich von niemand überholen! — Keine Alpen und kein Eis sollten mich schrecken, an deinen Busen zu fallen, Gottesmann, und ein Grönland zwischen uns würde aufhören kalt zu sein, sobald ich's zu Fuß in der Hoffnung durchliefe, am Ende der Wallfahrt dich zu finden. —

Ganze Geschlechter, Völker, Alter
Mischen dich schon in ihre Psalter. —

Das Gesicht von deinem verklärten Vater hab' ich alleweile vor mir, und kann mich nicht satt daran sehn. — Ach, daß er lebte! Hat er uns doch seinen Sohn gelassen und ein Brutusherz in ihm!“ Im vierten Theile der „physiognomischen Fragmente“ (1778) theilte Lavater (V, 2) eine Bemerkung von Lenz mit, und vier Stücke an diesen mit den nöthigen Weglassungen (Knebel's Nachlaß II, 405) stehen in Lavater's „Poesien“.

Von Lenz ist auch die Uebersetzung von Ossian's „Fingal" in Jacobi's „Iris," welche im Junihefte 1775 beginnt, wo sie die Ueberschrift „Ossian für's Frauenzimmer" führt, und L. unterzeichnet ist. Auch gehört ihm der Aufsatz „Gedanken von dem Versöhnungstode Jesu Christi" in den „Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen" 1766, Stück 7, wohl das erste, was Lenz drucken ließ. Ihm schreibt man auch das **Eloge de feu Mr. * * nd (Wieland), écrivain très célèbre en poesie et en prose (Hanau 1775)** zu. In den wunderlichen dramatischen Szenen „über Delikatesse der Empfindung," die er in Rußland schrieb, kommt Goethe's „Werther", dessen Moralität er früher vertheidigt hatte, schlecht weg. Vgl. Tieck **III**, 327 ff. Auf dem S. 590 Note 2 erwähnten Zettel nennt er sich auch als Verfasser einiger Rezensionen im „Merkur", die schwer zu entdecken sein möchten. Vgl. indessen oben S. 100 Note 1. Seltsam genug gibt Tieck die zwei Jahre vor der Geburt von Lenz gedichtete „Ode auf den Wein (1748)" unter den Gedichten unseres Lenz; sie ist von Ludwig Friedrich Lenz aus Altenburg (1717—1780). Zur Charakteristik unseres Lenz vgl. K. G. Helbig im „Literar-historischen Taschenbuch" von Prutz V, 453 ff.

Ein Gedicht Lavater's auf die Vermählung Schlosser's mit Goethe's Schwester (vom 14 Oktober 1773) steht im „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774" S. 212 ff. Lavater sah Goethe's Schwester im folgenden Juni (1774), noch vor ihrem Bruder, zu Emmendingen, und ward äußerst freundlich von ihr aufgenommen, da Schlosser in Geschäften verreist war.

